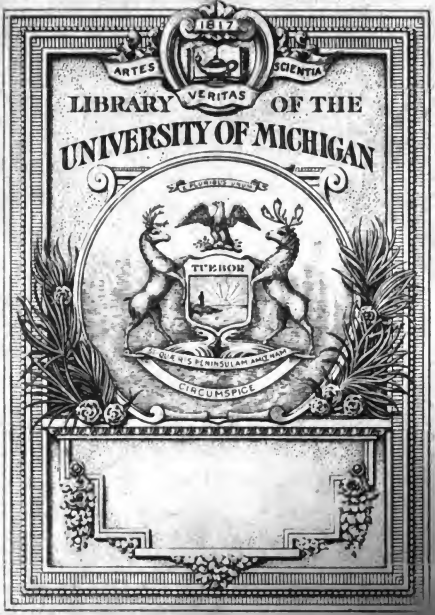
A 946,848

Litt. I.
2.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Z
1007
.A39

Digitized by Google

Christian Gottlieb Gmelin
Herzogl. Würtemb. Rath
und
Professor der Rechte
zu Tübingen.
Dorr pinx.
E. Heene sc. 1787.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

P.V.H

Des fünf und achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1789.

Facult. Theol. Prag
2 364.3

Verzeichniß

der im ersten Stücke des fünf und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, von G. F. Tempelhof, 2ter und 3ter Theil, 3
II. Nathanael, oder die eben so gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums für Nathanaele, 15
III. Vergleichung des Baues und der Physiologie der Fische, mit dem Baue des Menschen und der übrigen Thiere, von A. Monro, aus dem Engl. 33

Kurze Nachrichten.

1. a) Protest. Gottesgelahrheit.

Predigten über die ganze christliche Moral, 1ster Band, 41
Predigten über verschiedene Gegenstände der Religion und Sittenlehre, vom Hrn. Romilly, 1ster Band, 42
Der Konsistorialrath und Superintendent im alten und neuen Gewand, von M. G. S. 2 Theile, 44
Die wahre Beschaffenheit der Leidensgeschichte Jesu Christi, von G. C. Silberschlag, 47
Anhang zu den Salzmannischen Gottesverehrungen in vier Vorträgen, gehalten der Jugend zu Schnepfenthal, 50
Deutliche Erklärung der Sonn- und Festagsevangelien in Gesprächen, 2ter Theil, ebend.
Nordische Casualbibliothek, 2ter Band, von C. A. L. Dingelstädt, 51
Repertorium für denkende Bibelverehrer aller Konfessionen, von J. K. Pfenninger, 2ter Band, 53
J. D. Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes, 1sten Theils 1ster Abschn. 58

Libri historici Vet. Test. Iosua, Iudices, Ruth, Samuel, Reges, Chronici, Esra, Nehemia et Esther, a D. *I. A. Dathio*, . . . 62

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Geschichte und Gründe aller Religionen, die besten für die beste, . . . 65
Ehrenrettung Gregor des Siebenten, oder Pabstes Hildebrand, gegen dessen alte und neue Verläumder, erster Band, . . . 66
— — Zweyter Band, . . 67
Der gründliche Trost in dem trostlosen Jesu, von P. Fr. Sturmlerner, . . ebend.
Die Glückseligkeit des wahren Klosterlebens auch zu dieser Zeit, von F. St.(urmlerner) . 68
Geistliche Reden über verschiedene Gegenstände, gehalten von X. Huter, 1ster Band, . 70
D. J. M. Tschupik's sämmtliche Kanzelreden, 1ster bis 10r Theil, . . . 72
Frage: ob die heimliche Priesterehe bis zur Aufhebung des Cölibats gültig sey? von Pistabo, 1ster und zweyter Theil, . . 76

2. Rechtsgelahrheit.

Meine Gedanken über die bisher übliche Lehrmethode des römischen Rechts auf unsern Academien, und die Mittel, sie zu verbessern, von J. G. P. du Roi, 79
Allgemeines Gesetz über Verbrechen und derselben Bestrafung, . . . 82
Literatur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts, 2ter Theil, von D. H. C. Freyherrn von Ompteda, . . . 85
Europäisches Völkerrecht in Friedenszeiten, von C. G. Günther, 1ster Theil, . . 86

3. Arzneygelahrheit.

Beytrag zu den Erfahrungen über den thieriſchen Magnetismus, von D. A. Wienholt, . . 90
Archiv für Magnetismus und Somnambulismus, viertes Stück, herausgegeben vom Herrn Hofrath Böckmann, 107
G. Freyherrn van Swieten Epidemien und Krankengeſchichten, nach der lateiniſchen Ausgabe des Hrn. Prof. Stoll, . . . 120
D. J. F. Böttgers Abhandlung von den Krankheiten der Knochen, Knorpel und Sehnen, 1ſter Theil, ebend.
Verſprochene Antwort auf die, in den neueſten Kopenhagenſchen Nachrichten von gel. Sachen, No. 12. 13. dieſes Jahres eingerückten ſogenannten Erläuterungen, durch H. Calliſon, . . . 121

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Franklin der Philoſoph und Staatsmann, in fünf Geſängen, J. J. Meyen, . . . ebend.
Geſicht und Weiſſagung, ein Lied, in den letzten Tagen des Königs Friedrich, geſungen, . . 124
Friedrich mit der gebiſſenen Wange, 2ter und dritter Theil, ebend.
Nebentheater, 1ſter bis 5ter Band, . . 126

5. Romane.

Die Geſchichte Gottfr. Walthers, eines Tiſchlers, und des Städtleins Erlenburg, von J. M. Miller, 2 Theile, 130
Mamſell Unſchuld, ein komiſcher Roman, erſter und zweyter Theil, . . . 132
Fragment der Geſchichte und Meynungen eines Menſchenſohns, . . . 133
Fritz von Elmenau, eine Geſchichte aus unſerm Jahrhunderte, 2ter Theil, . . 139

6. Weltweisheit.

Winke für gute Fürsten, Prinzenerzieher und Volksfreunde, von M. Ehlers, 1ster Theil, . 140

Räsonnements, Paradoxen, Charactere, Projecten und Vorreden ohne Buch, nebst zweien Dedicationen, eine Näscherey für die Modewelt, . 155

Philosophische Unterhaltungen, 1ster und 2ter Band, 157

Uebung im Denken für die Landjugend, durch Fragen und Antworten, . . . 158

7. Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Bergwerkskunde und Technologie.

Auswahl der eigenthümlichen Abhandlungen und Beobachtungen aus den neuesten Entdeckungen in der Chemie, 1 — 4ter Band, von D. L. Crell, . 159

Manuel pour les Savans, et les curieux, qui voyagent en Suisse, par M. *Besson*, II. Tom. . 167

Neues Magazin für die Liebhaber der Entomologie, von J. C. Füeßli, 3ten Bandes 1stes Stück, 168

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker aufs Jahr 1787. 8tes Jahr, . 173

G. P. Steyrens Handbuch der Apothekerkunst, 1ster Band, 176

Gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs, von J. F. W. Herbst, 8ter Band, . . 178

Neue Litteratur und Beyträge zur Kenntniß der Naturgeschichte, von J. S. Schröter, 4ter Band, ebend.

H. B. von Saussüre Reisen durch die Alpen, 3ter Theil, 180

Beyträge zur Salzkunde aus der Schweiz, 1ster Abschn. 182

Münchner Witterungsjahrbuch für das Jahrbuch 1786, 2ter Jahrgang, . . 186

8. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Verſuch einer vollſtändigen geographiſch-hiſtoriſchen Beſchreibung der churfürſtl. Pfalz am Rheine, von J. G. Widder, 2ter und 3ter Theil, . . 188

Bibliotheca Moguntina libris Saeculo I. typographico Moguntiae impreſſis inſtructa, a *St. A. Würdtwein*, (Sollte eigentlich unter dem Titel: Gelehrtegeſchichte, ſtehen.) 207

P. Sarpi von dem Kirchengut, aus dem Italiäniſchen überſetzt, von J. G. Steeb, . 213

Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geſchichten, zur Bildung der Rechtſchaffenheit und Tugend, achter Band, 214

Geſchlechtserzählungen derer in Sachſen florirenden adelichen Familien, von A. W. B. von Uechtritz, erſter Theil, 215

Volksgeſchichte der Deutſchen, 3te Sammlung, ebend.

Materialien zur alten und neuen Statiſtik von Böhmen, 1ſter bis 3ter Heft, . . 217

Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen, 7ten Bandes 2te Sammlung, . . 223

— — Achter und neunter Band, . 224

— — Zehnter und eilfter Band. Dieſe 2 Theile haben auch den Titel: Hrn. Baron von Totts Nachrichten von den Türken und Tataren, . 228

Aegyptiſche Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit, 2ter und letzter Theil, . . 230

Neueſte Reiſen durch Frankreich, von J. J. Volkmann, 2ter Band, . . 232

Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen, neunter Theil, 234

Ueber die Frage: welche waren die Grundurſachen der zahlreichen vom 11ten bis ins 15te Jahrhundert in Baiern geſtifteten Abteyen? . . 243

Briefe über die Verfaſſung in der Markgrafſchaft Baden, 1ſtes Bändchen, . . 245

Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, von P. F. Weddingen, 8ter Heft, 251

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Griechische Sprachlehre, von L. H. S. Jehnen, 257
J. D. Michaelis Abhandlung von der Syrischen Sprache und ihrem Gebrauch, 263
— — Neue orientalische und exegetische Bibliothek, 1ster bis 4ter Theil, ebend.
Beyträge zur orientalischen und exegetischen Bibliothek des Hrn. Hofrath Michaelis, 264
Sammlung der neuesten Uebersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller, 1sten Theils 5ter und 6ter Band, ebend.
Kleine homerische Anthologie zum Nutzen der studirenden Jugend, 265
Virgils Eklogen, übersetzt von Esmarch, 266

10. Erziehungsschriften.

F. L. Walther über die Erziehung, in so fern sie ein Gegenstand der Politik ist, 266
Die Elternfreude, eine Wochenschrift, 267
Wolke an die von ihm geliebten Kinder, welche gern Rath und Warnung annehmen, um gesund und glücklich zu bleiben, 268
Fortsetzung der historischen Nachricht von der Entstehungsart und der Verbreitung des Normalinstituts in Böhmen, 2tes Heft, von E. Böhm, ebend.
Livre pour aprendre à lire et à penser, ouvrage consacré à la jeunesse par *C. H. Wolke*, 270

11. Haushaltungswissenschaft.

G. A. Weizenbecks ökonomische Pflanzengeschichte für Schulen und den gemeinen Mann, . 271
Leipziger Magazin zur Naturkunde und Oekonomie, von M. G. Leske herausgegeben, 2—4tes Stück, 272
Auserlesene Abhandlungen über Gegenstände der Polizey, Finanzen und Oekonomie, aus den Jahrgängen des Hannöverischen Magazins, von L. C. M. Rathlef, 1ster und 2ter Band, . . . 274

12. Kriegswissenschaft.

J. A. B. Bergsträßer über sein am 21sten Decemb. 1784 angekündigtes Problem einer Korrespondenz in ab- und unabsehbaren Weiten der Kriegsvorfälle, 1—3te Sendung, . . . 278
Kurzer Unterricht für die Unteroffiziers der leichten Truppen im Felde, . . 283
Herrn Th. Bugge Beschreibung der Ausmessungsmethode, welche bey den dänischen geographischen Karten angewendet worden, . . 284

13. Vermischte Nachrichten.

Briefe eines reisenden Punditen über Sklaverey, Mönchsrey und Träumerey der Europäer, . 286
Rede des General von Scholten beym Abschiede von seinem Bataillon, gehalten in der Versammlung der Freunde der Wissenschaften und des guten Geschmacks in Treuenbrizen, . . 289

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Journal der Moden, herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus, 1ster Band, . 292
Journal des Luxus und der Moden, von F. J. Bertuch und G. M. Kraus herausgegeben, 2ter Band, ebend.
M. J. F. Heynatz Handbuch, fünfter und letzter Theil, welcher eine kleine Encyklopädie für Ungelehrte enthält, . 294
Cook und Clerke, zur Beantwortung der Frage: welches sind die besten Mittel so wohl rohe als auch gesittete Völker vernünftiger zu machen, und sie von ihren Irrthümern zu befreyen? 2ter Theil, . 300
Ueber den Patriotismus, von J. C. F. Bährens, erstes Stück, ... 302
F. J. Riedel sämmtliche Schriften, 4ter u. 5ter Theil, 303

Nachrichten. 304
Beförderungen, . . . 306
Todesfälle, . . . 308
Druckfehler, . . . 309

I.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland, von G. F. Tempelhoff. Zweiter und dritter Theil. 1785 und 1787. Berlin, bey Unger. gr. 4.

Der erſte Theil dieſes Werks war eine mit vortreflichen Anmerkungen begleitete Ueberſetzung der vom General Loyd in engliſcher Sprache herausgegebenen Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland. Ein frühzeitiger Tod hinderte den General Loyd ſein angefangenes Werk zu vollenden, und wir haben von demſelben blos die zwey erſten Feldzüge, nämlich die von 1756 und 1757 beſchrieben. Der Herr von Tempelhoff hat die Fortſetzung der Geſchichte dieſes in jeder Rückſicht äußerſt merkwürdigen Kriegs übernommen, und im zweiten Theil den Anfang mit dieſer Arbeit gemacht. Er hat, nach des Rec. Urtheil, alles geleiſtet, was ein Geſchichtſchreiber zu leiſten im Stande iſt, der die mühſelige Arbeit übernimmt, die Geſchichte ſo verwickelter Begebenheiten, als die des ſiebenjährigen Krieges, ſind, nach einem Zeitverlauf von beinahe 30 Jahren niederzuſchreiben. Wir müſſen ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſowohl in Anſehung der richtigen Darſtellung der Begebenheiten, als auch in Anſehung der gründlichen Beurtheilung derſelben ſeinen Vorgänger weit hinter ſich zurückläßt. Bey dem

Offizier, dem es um die Erweiterung seiner Kenntnisse zu thun ist, hat der Verfasser sich vorzüglich dadurch ein groſses Verdienst erworben, daß er ihn bey jeder Gelegenheit auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, welche durch die Nothwendigkeit, die Armee mit Lebensmitteln und Furage zu versehen, den Operationen im Felde in den Weg gelegt werden.

Der zweite Theil enthält die Geschichte des Feldzugs von 1758, und ist nach einer sehr zweckmäßigen und systematischen Ordnung in folgende Abschnitte eingetheilt.

Zustand der Franzosen und preußischen Alliirten am Ende des Feldzugs von 1757.

Da Loyd die Operationen der alliirten Armee gegen die Franzosen im Jahr 1757. unberührt gelassen hat; so war eine Beschreibung des Zustandes, in welchem sich erwähnte Armeen am Ende dieses Feldzugs befanden, allerdings nothwendig; indem dem Leser ein Standpunkt gegeben werden mußte, von dem er im Stande ist, zu den Operationen der alliirten Armee im Jahr 1758 überzugehn. Wir wünschen indessen, daß der Verfasser die Geschichte des ganzen Feldzugs der alliirten und französischen Armee im Jahr 1757 entweder seinem ersten oder zweiten Theil eingeschaltet hätte. Da dies nicht geschehen ist, so muß der Leser in einem Werk, welches den Titel: Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, führt, auf die Operationen der Alliirten unter dem Herzog von Cumberland und auf die der Franzosen unter dem Marschall d'Etrees Verzicht thun.

Herzog Ferdinand treibt die französische Armee über den Rhein.

Opera-

Operationen des Königs. Eroberung von Schweidnitz. Der König geht nach Mähren.

Nach dem Urtheil des Verfassers konnte der König keine seinen Angelegenheiten vortheilhaftere Eroberung, als die von Olmütz, machen, weil sie ihn in den Stand gesetzt haben würde, den Krieg bis in das Innere der österreichischen Provinzen, und bis vor die Thore von Wien zu versetzen. Wir haben hiegegen nichts einzuwenden. Wir bemerken nur, daß die Belagerung von Olmütz eine im strengsten Verstande königliche Unternehmung war. Ein von den Befehlen eines Suveräns abhängender Feldherr durfte sie unter den Umständen, unter welchen sie der König unternahm, nicht wagen. Er wäre verloren gewesen, wenn er nach mislungener Unternehmung vor einem Kriegsgerichte hätte erscheinen müssen. Die Ueberlegenheit der Daunischen Armee, welche mit schnellen Schritten aus Böhmen zum Entsatz herbeieilen konnte, die Stärke und Güte der Besatzung, der große Umfang der Festung, die vielen Korps, in welche die Armee des Belagerers zerfällt werden mußte, und von welchen das eine oder das andere von einem überlegenen Feinde aufgerieben werden konnte, die Schwierigkeit der Zufuhren, die mislische Lage, in welche die Armee gerieth, wenn sie vom Feinde angegriffen und geschlagen wurde, dies alles waren solche Gründe, die jeden General, der wegen seines Betragens zur Verantwortung gezogen werden konnte, von dieser Unternehmung abschrecken mußten. Friederichs des Einzigen Thaten können indessen nicht nach den Regeln beurtheilt werden, nach welchen wir andern Sterbliche unsere Schritte abzumessen genöthigt sind.

Belagerung von Olmütz.

Den schlechten Fortgang derselben schreibt der Verfasser vorzüglich der allzugroßen Entfernung zu, in welcher die erste Parallele, und die in derselben errichtete Batterien von der Festung angelegt wurden. Er ist überdies der Meynung, daß der Angriff auf das Ravelin links des Theresienthors, vom Feld aus gerechnet, und auf die beiden dies Ravelin deckende Bastionen hätte gerichtet werden müssen, weil alsdenn weder die zweite Parallel noch die Laufgraben dem Feuer aus den Wasserforts die Flanke gegeben haben würden. Gelegentlich macht der Verfasser verschiedene sehr gründliche und lehrreiche Anmerkungen über den Gebrauch des Geschützes. Er beweiset, daß es nur bey einer Entfernung von 600, 700, höchstens 800 Schritten möglich sey, das auf den Wällen einer Festung befindliche Geschütz zu demontiren. Er zeigt zugleich, wie schwer es sey, eine Brustwehr niederzuschießen. Das Rikoschettiren mit Haubitzen, verwirft er gänzlich, und von dem Rikoschettiren mit Kanonen, glaubt er, daß es bey weitem nicht die außerordentliche Wirkung hervorbringe, die man demselben zuzuschreiben pflegt. Die Stelle der Rikoschetbatterien will er daher mit 10pfündigen Mörserbatterien ersetzen. Ueberhaupt hält er das Bombenwerfen für das sicherste Mittel die Werke einer Festung und das auf denselben befindliche Geschütz zu Grunde zu richten, ob er gleich zugiebt, daß die Herbeischaffung einer so großen Anzahl Bomben, als zu diesem Endzweck erforderlich sind, große, vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen dürfte. Die von dem Verfasser angestellte Berechnung der zur Führung einer Belagerung erforderlichen Bedürfnisse, ist eine nützliche Zurechtweisung

für

für diejenigen, welche unbekannt mit den Hinderniſſen, mit welchen eine Armee im Felde zu kämpfen hat, demohngeachtet ſich erkühnen, über die Operationen derſelben ein entſcheidendes Urtheil zu fällen.

Operationen des Prinzen Heinrich in Sachſen.

Der Herzog Ferdinand geht über den Rhein.

Der Verfaſſer zeigt auf eine ſehr lehrreiche Art die Gründe, durch welche der Herzog Ferdinand bewogen wurde, über den Rhein zu gehen, und zwiſchen dieſem Fluß und der Maas den Krieg an die Gränze von Frankreich zu ſpielen. In der Schlacht von Kreefeld würde, nach des Verfaſſers Meynung, das Gefecht eine für die franzöſiſche Armee minder nachtheilige Wendung bekommen haben, wenn der Herzog von Clermont nicht unterlaſſen hätte, bey Anradt und in der auf dem von dieſer Schlacht beygefügten Plan mit R, bezeichneten Gegend ein zahlreiches Korps zu poſtiren. Wir bemerken nur noch, daß die Stellung der franzöſiſchen Armee nichts taugte, weil ſie durch das durchſchnittene Terrän zu ſehr eingeengt, und verhindert wurde, die nöthigen Bewegungen mit der erforderlichen Schnelligkeit und Leichtigkeit auszuführen.

Die Ruſſen rücken in die Neumark. Die Belagerung von Olmütz wird aufgehoben, der König geht nach Böhmen.

Alles was die Kriegskunſt feines und erhabenes hat, iſt in dieſem Abſchnitte enthalten. Größer als in dem Lauf ſeiner glänzendſten Siege erſcheint der König auf dieſem Rückzug. Durch den Verluſt ſeiner Zufuhren genöthigt, die Belagerung aufzuheben,

von seinem Lande und von seinen Magazinen abgeschnitten, von einer überlegenen Armee umzingelt, zieht sich der König mit einer Armee, deren Marsch durch einen ungeheuren Artillerietrain erschwert wird, in das feindliche Gebiet selbst zurück, und zwar unter beständigem Scharmuzziren mit dem Feinde, dem er jedesmal derbe Stösse versetzt, so oft er es wagt, ihm zu nahe zu kommen. Diese schöne und meisterhafte Operation des Königs hat der Verfasser auf eine der Grösse und Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Art entwickelt. Offiziere, die von dem edlen Wunsch belebt werden, auf der Bahn der Ehre und der Gefahr sich einst auf eine rühmliche Art auszuzeichnen, müssen wir bitten, diesen Abschnitt sehr oft, und mit Anstrengung aller ihrer Aufmerksamkeit, zu lesen. Ein General dem die Bedeckung einer Zufuhr anvertraut ist, und in Gefahr steht, vom Feinde angegriffen zu werden, kann gewiß nichts besseres thun, als wenn er den von dem Verfasser zu diesem Ende vorgeschlagenen Plan befolgt. Rezensent ist indessen der Meynung, daß man nur diejenigen Zufuhren für vollkommen gedeckt halten könne, die auf Wegen marschiren, welche der Feind durch die Stellung unserer Armee oder eines detaschirten Korps zu betreten verhindert wird. Einem entschlossenen Feind dürfte es wohl gelingen, eine Bedeckung von 10 Bataillonen und 15 Eskadronen übern Haufen zu werfen, die Art, wie sie längs einer Kolonne von 500 Wagen eingetheilt werden, mag noch so vortheilhaft beschaffen seyn.

Der Herzog Ferdinand geht über den Rhein zurück.

Von der Schlacht bey Sangerhausen hat der Verfasser keinen Plan mitgetheilt, welchen Mangel

er durch die genaue Beschreibung des Terrains, auf welchem die Schlacht geliefert wurde, reichlich ersetzt.

Schlacht bey Zorndorf, nebst einem Plan von dieser Schlacht.

Die Reichsarmee rückt in Sachsen ein.

Der Prinz Heinrich hat hier der Nachwelt eins der schönsten Beyspiele des Vertheidigungskrieges hinterlassen.

Unternehmungen des Feldmarschalls Daun in Sachsen.

Die Schweden rücken durch die Uckermark bis Ruppin vor.

Unternehmungen der Franzosen.

Schlacht bey Hochkirch.

Hätte der General Retzow, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, nicht verabsäumt, den Strohberg (nicht Stromberg) zu besetzen; so würde der Ueberfall nicht statt gefunden haben. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur einen Blick auf den von dieser Schlacht beigefügten Plan werfen, und man wird wahrnehmen, daß der Strohberg die ganze umliegende Gegend beherrscht, und daß zwischen demselben und dem Löbauischen Wasser der Feind wegen Mangel des Raums kein Lager nehmen konnte.

Folgen der Schlacht bey Hochkirch.

Der König erscheint hier zum zweitenmal in diesem Feldzug in einer bewundernswürdigen Größe, in einer Größe, die vor ihm nie ein Feldherr erreicht hat. Mit einer geschlagenen Armee, die noch vor kurzem erst einen großen Theil ihres Geschützes, und beinahe

ihr ganzes Gepäck verloren hatte, eröffnet er sich durch einen verstellten Rückzug die Gemeinschaft mit Schlesien, und eilt, mit der Arriergarde, beständig im Gefecht mit dem Feind, zum Entsatz von Neisse.

Die Schweden werden bis Stralsund getrieben.

Schluß des Feldzugs der Franzosen und Alliirten.

Der Verfasser beschließt diesen Abschnitt mit einem Verzeichnis der Quartiere, welche von den preußischen Armeen in Schlesien, Sachsen und Pommern bezogen wurden. Wir können nicht umhin, den Wunsch zu äußern, daß der Verfasser im Stande gewesen wäre, uns auch ein Verzeichnis der feindlichen Quartiere mitzutheilen. Aus der Lage der beiderseitigen Quartiere gegen einander könnte man alsdenn den Grund ihrer Anordnung richtiger abstrahiren, und vermittelst guter Specialkarten untersuchen, welche Quartiere den Grundsätzen der Kriegskunst gemäß angeordnet waren, und welche vom gegenseitigen Theil, mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, angegriffen werden konnten.

Der dritte Theil enthält in nachstehenden Abschnitten die Geschichte des Feldzugs von 1759.

Zustand der kriegführenden Mächte.

Der Verfasser beweiset, daß ohngeachtet des mit so vielem Blut erkauften Sieges bey Zorndorf, und der bey Hochkirch erlittenen Niederlage, die Angelegenheiten des Königs im Anfange des Feldzuges noch vortheilhafter waren, als sie es bey Eröffnung des vorhergehenden Feldzugs gewesen sind.

Kleine

Kleine Vorgänge während der Winterquartiere, welche sich auf französischer Seite durch die wichtige Besitznehmung der Stadt Frankfurt am Main, auf alliirter und preußischer Seite aber durch den Einfall eines Korps unter dem Erbprinzen von Braunschweig in das Eichsfeld, durch die Expedition des General Knobloch an der Gränze von Thüringen, und durch die Zerstörung der russischen Magazine in Polen auszeichneten.

Der Herzog Ferdinand sucht die französische Armee vom Main zu vertreiben.

Von der Schlacht bey Bergen ist kein Plan vorhanden, welches im Grunde nichts schadet, weil man sich bey der Erzählung des Verfassers sehr gut des Planes bedienen kann, der von dieser Schlacht im Tagebuch des Herrn von Bünau befindlich ist.

Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzugs in Schlesien.

Prinz Heinrich zerstört die österreichischen Magazine in Böhmen.

Der Verfasser berechnet, wie lange eine Armee aus den Magazinen, welche der Prinz Heinrich zerstörte, verpflegt werden konnte.

Unternehmung des Prinzen Heinrich gegen die Reichsarmee in Franken.

General Dohna rückt in Pohlen den Russen entgegen.

Die französische Armee geht über den Rhein und erobert Hessen.

Mit Vergnügen haben wir die Disposition des Verfassers gelesen, nach welcher er den französischen

Feld-

Feldherrn das Korps des General Imhof von der Armee des Herzogs abschneiden läßt. Dergleichen militairische Calculs, deren der Verfasser verschiedene angestellt hat, sind für den Offizier von großem Nutzen. Sie hellen ihm das Gebiet der practischen Kriegskunst auf, und lehren ihn, selbst Dispositionen zu militairischen Operationen entwerfen.

Begebenheiten in Sachsen und an der Gränze von Schlesien.

Dieser Theil des Feldzugs enthält eine meisterhafte Anwendung der Regeln, welche die Kriegskunst zur Vertheidigung eines Landes aufstellt. Durch ein Lager bey Schmotseifen und ein anderes bey Landshut deckt der König ganz Niederschlesien gegen die österreichische Armee unter dem Feldmarschall Daun.

Die Russen dringen in die Neumark.

Schlacht bey Pfalzig oder Kai. Der Beschreibung ist kein Plan beigefügt.

General Laudon vereinigt sich mit den Russen, und liefert hiedurch ein Meisterstück der Kriegskunst.

Unternehmung des General de Ville in Schlesien, welche durch die klugen Maasregeln des General Fouquet vereitelt wird, und ein warnendes Beyspiel für alle diejenigen ist, welche für das Manövriren in der Flanke und im Rücken ihres Gegners so sehr eingenommen sind. Der Verfasser stellt in Ansehung dieses Umstandes einen sehr richtigen Grundsatz auf.

Schlacht bey Minden.

Auf allen Seiten von einem überlegenen Feinde gedrängt, tritt der Herzog Ferdinand dem französischen

schen Feldherrn gerade so viel Terrain ab, als ihm abzutreten erlaubt war, wenn er der Uebermacht seines Gegners nicht gänzlich unterliegen wollte, und indem dieser in dem eroberten Lande sich ausbreitet, und Belagerungen unternimmt, zieht der Feldherr der Allirten gerade da, wo er dem weitern Vordringen des Feindes ein Ziel setzen wollte und mußte, seine ganze Macht zusammen, und reißt sich aus einer gefahrvollen Lage durch einen von jenen Geniestreichen, welche den Beweis bestätigen, daß große Feldherren gerade alsdenn, wenn ihnen alle Mittel zur Rettung abgeschnitten zu seyn scheinen, am allergefährlichsten sind. Die Lage der beiderseitigen Armeen vor der Schlacht, wie auch die Bewegungen derselben während der Schlacht, hat der Verfasser sehr gut auseinander gesetzt. Nachdem der Verf. uns mit dem Schönen und Meisterhaften in dem Betragen des Herzogs Ferdinand bekannt gemacht hat, zeigt er auch die Fehler, die dem Herzog von Broglio und dem Marschall von Contades zur Last gelegt werden können. Aus einer Menge eigener Erfahrungen glaubt er den Schluß ziehen zu können, daß man in Schlachten die Demontirung der feindlichen Batterien nie zu einem Hauptgegenstand machen müsse, und daß es mithin vortheilhafter sey, das Feuer der Batterien auf die feindlichen Truppen zu richten. Der von dieser Schlacht beigefügte Plan scheint aus dem Tagebuch des Herrn von Bünau genommen zu seyn.

Die Schlacht bey Kunersdorf, nebst dem Plan von dieser Schlacht. Der Verfasser widerlegt den dem Könige gemachten Vorwurf, daß er den Sieg davon getragen haben würde, wenn er sich mit den im Anfange der Schlacht errungenen Vortheilen begnügt hätte.

Die

Die Reichsarmee erobert Dresden.

Die russische Armee geht nach Sachsen.

Prinz Heinrich geht nach Sachsen, und befolgt auf eine meisterhafte Art das Beispiel, welches ihm der König im vorhergehenden Feldzug, bey Eröffnung der Gemeinschaft mit Schlesien nach der Schlacht bey Hochkirch, gegeben hatte.

Folgen der Schlacht bey Minden.

Der Prinz Heinrich nimmt das Lager bey Torgau.

Die vortrefliche Disposition des Prinzen Heinrichs, um das Lager bey Strehlen gegen einen feindlichen Angriff zu vertheidigen, der Rückzug desselben in das Lager bey Torgau, seine Wachsamkeit in diesem Lager, in welchem er unaufhörlich mit einem Angriff in der Fronte, in der Flanke und im Rücken bedroht wurde, die Schnelligkeit, mit welcher er von der Vertheidigung zum Angriff übergieng, als der Feind ihm eine Blösse gab, und ein Korps, das nicht unterstützt werden konnte, in den Rücken der preußischen Armee detaschirte, machen diesen Abschnitt ungemein interessant.

Die Russen gehen nach Polen zurück.

Der General Finck wird bey Maxen gefangen.

Der Verfasser läßt diesem unglücklichen General die Gerechtigkeit wiederfahren, alles gethan zu haben, was man in einer so traurigen Lage zu thun im Stande ist. Er glaubt indessen, daß Finck seinem Unglück hätte zuvorkommen können, wenn er auf die Nachricht von dem Aufbruch des Feindes bey

Passen-

Passendorf mit dem ganzen Korps wieder umgekehrt, und entweder den Posten bey Dippoldiswalde wieder besetzt, und den übrigen Theil seines Korps hinter Rheinhardsgrimme postirt, oder aber mit seinem Korps eine solche Stellung genommen hätte, daß der linke Flügel bey Dippoldiswalde, und der rechte hinter Rheinholdshayn zu stehen kam.

Eroberung von Münster und Affaire bey Fulda, in welcher letztern der Erbprinz von Braunschweig der Wirtembergischen Generalität ad oculum demonstrirte, daß sie bey der Anordnung ihrer Quartiere die Regeln der Vorsicht nicht zu Rath gezogen hätten.

Vorgänge in Schlesien.

Feldzug gegen die Schweden.

Beschluß des Feldzugs in Sachsen, mit welchem Abschnitt sich der dritte Theil eines Werks endigt, welches in der Bibliothek eines jeden, vorzüglich aber eines preußischen Offiziers, die erste Stelle einzunehmen verdient.

Ad.

II.

Nathanael, oder die eben so gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums für Nathanaele, das ist für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, trugfreiem Wahrheitssinn. 1786.

Daß Lavater die Sinne für das vornehmste Organ der Erkenntniß im Menschen, wenigstens in den edelsten vortreflichsten Menschen, hält, und die arme Vernunft gern zu einem traurigen Behelf für Alltagsmenschen, denen ihre Sinne noch nicht aufgeschlossen sind, erniedrigen möchte, ist eine Wahrheit, die besonders auch durch diese Schrift bestätigt wird. L. statuirt überall in allen Dingen einen Seherblick, ein Intuitionsgefühl, einen unmittelbar in alles schnell eindringenden Wahrheitssinn. Daß Lavater selbst diesen Wahrheitssinn in großem Maaße zu besitzen glaubt, versteht sich von selbst, und man sieht es auch aus dem decisiven Tone in dem er über alles spricht. Daher, wenn jemand anderer Meinung ist, als L., so hört L. nicht auf dessen Gründe. Was können Gründe gegen Gefühl machen? Da heißt es vielmehr: Lavater wird nicht verstanden. Freylich hat gewöhnlich Lavater nicht deutlich geredet. Aber warum hat auch der Unlavaterianer nicht das Intuitionsgefühl Lavaters, welches der Wahrheitssinn ist? Wem dieser Sinn geöffnet ist, der ist dem Gipfel der menschlichen Vollkommenheit am nächsten. So ein Wahrheitsseher kann durch Betastung des Nasenrückens eines Menschen im Finstern, durch eine Antwort auf eine ihm gethane Frage und dergl. mehr lernen, als ein gemeiner Mensch aus einer Reihe von Beobachtungen, und daraus abgeleiteten Folgerungen. Dies schnelle Intuitionsgefühl offenbart sich aber nicht allein in der Kunst den gegenwärtigen lebenden Menschen zu kennen; es vertritt bey Lavatern auch die Stelle der Kritik, und setzt den, der es hat, in Stand, sich die mühsame Erlernung und Anwendung ihrer Regeln zu erschweren, indem er nur blos die Schrift, deren Aechtheit, Glaubwürdig-

würdigkeit er prüfen will, lesen darf. Den Augenblick spricht sein Gefühl, äußert sich sein Sinn. Er schließt, räsonnirt, vermuthet nicht: „das ist nicht, das ist glaubwürdig.“ Nein, er sieht — er fühlt. — Freylich dieser Schnellblick hat auch bey Lavatern etwas an Räsonnement gränzendes, mit Räsonnement analogisches. Man kann daher die Merkmale zum Theil benennen, an welchen dieser Sinn erkennt, was nicht glaubwürdig ist, so wie der Physiognom seine Regeln hat, nach denen er urtheilt. L. entwickelt wirklich in dieser Schrift, (aber freylich nur so verwirrt, wie die Regeln seiner Physiognomik) diese Kennzeichen, durch die jene Ueberzeugung bewirket werden soll. Sie sind aber, wie man leicht denken kann, so beschaffen, daß wir andern Alltagsmenschen ohne jenen Seherblick, oder der gemeine Vernunftmensch darüber lacht; weil ihm weder die Existenz jenes Sinns, der die Stelle der Vernunft vertreten soll, noch die Möglichkeit einleuchtet, Dinge die keine Gegenstände eigener Erfahrung, und unmittelbarer sinnlicher Wahrnehmung sind, die weder durch die äußern Sinne noch durch das Selbstgefühl vernommen werden können, anders als durch Vernunft zu erkennen. Solchen Menschen, (zu denen Recensent gern bekennt auch zu gehören) ist es also gewiß zu vergeben, wenn sie diesen angeblichen Sinn für ein Lavaterisches Hirngespinst, eine Geburt der Schwärmerey, und daher auch diese Lavaterische Schrift, die wenigen Stellen ausgenommen, wo er wie ein Alltagsmensch räsonnirt, für ein leeres Gewäsch halten, mithin diese Apologie des Christenthums für die elendeste erklären, die je geschrieben worden ist.

Von der ganz neuen Manier, wie L. bey Nathanaels Seelen Ueberzeugung von der Aechtheit der Schriften des neuen Testaments, und der Wahrhaftigkeit ihres Inhalts zu bewirken gedenkt, werden die Stellen, die wir anführen werden, allen die nicht Lust haben, die Schrift selbst zu lesen, (weil sie nur für den Lavaterischen engen Zirkel, das heißt, für eine Menschenklasse geschrieben ist, zu der sie, nach Lavaters Urtheil nicht gehören) einen hinlänglichen Begriff geben. Und wir halten es für unsere Pflicht, die Bemerkungen, so uns beym Lesen derselben eingefallen, mit der Offenherzigkeit mitzutheilen, die L. selbst an Nathanaelen (wie er sie nennt) so sehr billiget.

Bey Gelegenheit der Namen, Reden und Schicksale der Personen, die in den Schriften des N. T. vorkommen, macht Hr. Lavater verschiedene Reflexionen über die Glaubwürdigkeit des Inhalts derselben, die oft nur in Ausrufungen über die bestehen, welche die Wahrheit dessen, was sie lesen, (und was er in seiner Schrift ihnen nochmals gedruckt vor Augen legt,) nicht einsehen, oft auch die Kennzeichen, welche bey schnellgläubigen Nathanaelen jene unumstößliche Ueberzeugung bewirken, angeben. Nur auf Stellen der letzten Art schränken wir uns ein.

Ueber den Namen Aquila, und die Stelle der Apostelgeschichte, die von ihm handelt, reflektirt Lavater so: „Solche Menschen erfände man?“ (von denen man sogar Namen und Vaterland anzugeben wüßte!) „So was könnte aus Mißverstand, Irr„sinn geschrieben seyn!“ (Es hat wohl nie jemand von einem Menschen erzählt, sogar Namen und Geburtsort angegeben, das nicht wahr wäre! Wenn man Namen und Geburtsort eines Menschen anzeigt, so

ist

ist alles wahr, was von ihm erzählt wird, so schließen schnellgläubige Nathanaele! Freilich würde daraus folgen, es sey nie von Lavatern etwas aus Mißverstand und Irrsinn geschrieben, da dessen Namen und Geburtsort, ja sogar noch mehr, als vom Aquila, bekannt ist. Aber Lavater lehret uns in dieser Schrift, daß die Nathanaele zwar schnellgläubig, aber nicht leichtgläubig seyn müssen. Nun ists aber allemal Leichtgläubigkeit, daß L. etwa einige Thorheiten könne begangen haben.) „Solche Teppich„macher und Lehrer der Menschheit," (eines jungen Menschen, der zu ihnen kam?) „sollten ein „Gedicht — oder von Paulus nicht gekannt, nicht „geachtet, nicht gerühmt worden seyn? (So was könnte man aus Irrung, aus Mißverstand erzählen, oder gar erdichten: „Es gab einen Teppichma„cher A. und dieser war bekannt, beliebt bey dem Tep„pichmacher B!") „Sie sollten nichts gutes ge„lehrt, nichts gutes gethan haben? gute Menschen „sollten an gute Menschen so schwergläubig seyn! „Nein, wer gut ist, hat Sinn für den Guten, „hat Aug, Ohr und Herz, und Glauben an Gute — (glaubt alles frisch weg, was er von Menschen, die gut gewesen seyn sollen, hört oder liest;) „der „Wahrheitfreund für den Wahrheitfreund. Aqui„la du warst —! Priscilla du warst! Je mehr „Namen in der Apostelgeschichte, desto glaub„würdiger die Geschichte!" Wir andern armen schwergläubigen Alltagsmenschen bilden uns ein, die Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte, so wie jeder Geschichte, beruhe auf Gründen, und wir sind sogar bleyern genug, diese Gründe mit Mühe auseinander setzen zu wollen, aber Lavater, der schnellgläubige Nathanael, weiß es besser. Je mehr Namen,

deſto glaubwürdiger! Eben ſo mag man nun auch wohl ſagen: Kaſpar, Melchior und Balthaſar! ihr wart! Ahasverus! ewigwandernder Jude! du warſt! großer Chriſtopher! du warſt! je mehr Namen in der Legende, deſto glaubwürdiger die Legende! Wer, außer Lavater, hat es je gewagt, ſolche Armſeligkeiten in die Welt hineinzuſchreiben!)

S. 284 ff. ſchreibt L. das letzte Kapitel des Sendſchreibens an die Römer, welches Grüße an Chriſten, die er nennt, enthält, großen Theils ab, und fügt eine Nutzanwendung bey, deren Anfang wir auszeichnen: „Was ſag' ich, Nathanaele, zu„erſt und zuletzt? um euch mit mir aufs neu em„pfinden zu machen, wie unerfindbar ſo ein Be„ſchluß eines Briefs, — wie unwiderſprechlich „wahrheitreich und beſtätigend er iſt für Pau„lus Daſeyn," (kann man ärger deraiſonniren! Wenn jemand Paulus Daſeyn hätte erdichten können, ſo konnte er wohl nicht auch dazu noch Grüße an einige Leute erdichten!) „Paulus Chriſten„glauben," (aus dem Grüßen ſollte dieſer erhellen! Iſts möglich ſo ungereimte Dinge mit angenommener Wichtigkeit vorzubringen!) „Paulus Liebesſinn. „Jeder Nahm ſcheint mir nicht mit Gold zu be„zahlen. So viel edle" (daß ſie das waren, wiſſen wir doch aus den bloſſen Namen wohl nicht?) „Glau„bige an Chriſtus — und warum glaubig! und „wie wurden ſie glaubig? und worin beſtand ihr „Glaube?" (Ja wohl iſt von dem allen aus dieſen Grüſſen nichts zu ſehen. Sie gehörten zu Einer kirchlichen Geſellſchaft, wenn der Brief ächt iſt, das und mehr nicht ſieht man! weiter nichts!) „Waren „ſie nicht alle Chriſtus Jünger! Er ihr Herr und

„Mei-

„Meiſter — Er, ein Gekreuzigter, Er, der Be„ſtimmer ihres Willens, ihrer Gedanken, ihrer „Schickſale? Und wie war er das geworden? „Wie ſchwer zu erklären, wenn er nicht das iſt, „wofür ſie ihn erklärten? wie leicht, wenn ers iſt?“ (Hier ſpricht doch die Alltagsvernunft ein wenig. Aber nun verſtummt ſie auf einmal, und läßt den ſchnellgläubigen Nathanaelsſinn ſprechen.) „Oder „wer will ſagen: dieſe Namen ſind hingeſchrieben, „ohne daß Menſchen, denen ſie zukamen, vorhan„den geweſen?“ (In einem ächten Brief, einem durch hiſtoriſche Argumente als ächt erprobten Sendſchreiben nicht! Aber ſo überhaupt hat man wohl eher gehört, daß Namen hinzugeſchrieben worden, die keinen wirklich vorhandenen Perſonen zugehört haben. Das iſt es aber eben, was Nathanaele nicht glauben ſollen. Solche Zweifel ſind für den Schnellglauben ein Hinderniß. Z. B. ſie leſen einen Foliband, der Orakelſprüche des Spiritus familiaris Gablidone enthalten ſoll. Wenn ſie nun die Unterſchiebung unächter Namen für möglich halten, ſo können ſie vermuthen, die Orakelſprüche, ſo ſie leſen, zumalen wenn ſie äußerſt dummes, ſinnloſes Gewäſch enthalten, haben keinen weiſen Geiſt, ſondern einen thörichten Menſchen zum Verfaſſer. Doch wir laſſen Lavatern fortreden:) „Wer will ſagen: ſie exiſtirte „nicht, dieſe Phöbe, dieſe Priſcilla, dieſer Aquila, „dieſer Epenät, dieſer Andronikus, Junius, Am„pilas, Urbanus, Stachys, Apelles, Ariſtobu„lus, Herodian, Narciſſus, dieſe Tryphen Try„phoſe, Perſis, dieſer Stufus, Aſyncrit, Phle„gon, Hermas, Patrobys, Hermes, Philolo„gus? Dieſe Julia, Nernus, Olympas? — „Wir ſagen: Paulus hat Menſchen gegrüßt, die

„nicht waren, von derer Daseyn er nichts wußte? „Er griff Namen aus der Luft herab, um seinem „Brief an die Christen zu Rom, oder an Niemand „den Anstrich der Wahrheit zu geben? Wozu? „Wofür? wenn keine Gemeine war, — wenn „eine einzige von diesen Personen nicht existirte —? „Wofür steht ihr Nahm da?“ (Wahrlich es läßt, als ob L. mit Fleiß das armseligste sage, was er bey dieser Gelegenheit sagen konnte. Denn dies Quasiräsonnement ist nicht gegen die Einwürfe wider die Aechtheit des Paulinischen Briefes, oder die Existenz der Christen zu Rom, sondern geradehin gegen die Möglichkeit gerichtet, in erdichteten Urkunden falsche Namen zu nennen. Man kann also keinen Brief an Niemand schreiben? Es hat keine Pseudonymische Briefe gegeben? Und diese haben keine Namen erdichteter Personen enthalten? nicht zum Schein Verhältnisse des Urhebers mit wahren Personen vorgegeben, die gelebt haben? Welche Regel, die L. überhaupt in dieser Schrift geltend machen will, daß bloße Namen Personen voraussetzen, die gelebt haben? Da müßte ja ein Leser der Lebensgeschichte Sebald Nothankers, der dies Buch von ohngefähr in die Hände bekäme, und übrigens den Charakter erdichteter Schriften oder Romane nicht zu unterscheiden vermöchte, aus den Namen, die er läse, den Schluß machen, daß er eine wahre Geschichte lese. Er könnte ja sagen: „Wer kann sagen: der V. griff Namen „aus der Luft. Diese Namen sind hingeschrieben, „ohne daß Menschen, denen sie zukamen, vorhanden „gewesen? Er existirte nicht dieser Suursnutenius, „dieser Puddewustius, dieser Bukvedderius, dieser „Slabörderius, dieser Wolkenkragenius? Nein, je „mehr Namen in Nothankers Geschichte, desto ge-

„wisser

„wisser ists, daß darin das Leben einer wirklichen „Person dieses Namens erzählt wird.“) Doch L. sagt uns selbst, daß diese Art zu schließen einfältig sey, ob ers wohl nicht sagen wollte. Zu der Geschichte des Sergius Paulus fügt er folgende Anmerkung: „Allervörderst einleuchten mir die blossen Na„men in dieser Geschichte, Saulus, Barnabas, „Sergius Paulus, Elymas — Paphos — So „viele Namen, so viele Wahrscheinlichkei„ten! So viele Worte der kurzen Geschichte, so „viele Zeugnisse der Wahrheit! Wahrheitsliebe, „wie leicht greift sie voreilig nach dem, was „den Schein der Wahrheit hat!“ (Nicht doch, das thut Schnellgläubigkeit, nicht Wahrheitsliebe.)

Von der seltsamen Manier des V. ans Wahrheitsgefühl der Nathanaele zu appelliren, so wie ers bey jeder Erzählung in der Welt, und am meisten bey einer innerlich wahrscheinlichen absichtlich erdichteten eben sowohl thun könnte, mag auch der Kommentar über die Erzählung von Pauli Schiffbruch einen Begriff geben. So heißt es S. 138: „Was die namentlichen Grüße in den apostolischen „Sendschreiben für mich sind, das ist auch das „XXVII. Kapitel der Apostelgeschichte. Ich sage ge„radezu: Nicht nur aller christlicher Nathanae„lismus fehlt dem, der so was für unwahr und er„dichtet, oder für Wahn und Täuschung halten „kann, sondern aller gerade Menschensinn. „Du Julius, und kein anderer, hattest von Por„tius Festus den Auftrag, Paulum mit andern „Gefangenen nach Italien zu führen! Ihr stieget „auf kein anderes, als ein Adramyteniſches Schiff, „das nach Kleinasien zielte! Aristarch, der Mace-

„donier von Theſſalonich, war mit euch. Ihr län„deter in Sidon!“ — Ey! ey! was L. nicht alles weiß. Man ſollte denken, er wäre dabey geweſen, und wollte das Zeugniß des Lukas erſt durch das ſeinige bekräftigen.) „Du Julius bezeigteſt dich „freundſchaftlich gegen Paulus. Du erlaubteſt „ihm ſeine Freunde zu beſuchen, und ſich alle Er„leichterung zu verſchaffen. Es iſt wahr, wir zwei„feln nicht, ſo wenig als wirs demonſtriren können, „Paulus gab den Rath: „Ihr Männer, ich ſehe „vor, wir ſetzen die Schiffahrt nicht nur zu großem „Schaden und Verluſt der Ladung und des Schiffes, „ſondern auch mit Lebensgefahr fort.“ „Du Ju„lius ſtelltest dem Schiffpatron, und dem Steuer„mann mehr Glauben zu, als dem was Paulus „ſagte.“ (Und woher die Zuverſicht, mit der Herr L. alles das bekräftiget? Könnte ich nicht die nächſte die beſte Fiktion eben ſo kommentiren und ſagen: Du Ulyß kamſt nach Ithaka. Du fandeſt Herberg bey dem Schweinhirt Eumäus. Er begegnete dir freundlich. Er ſchlachtete zwey Schweine ab. Er erzählte dir von Ulyß. Iſt nicht auch hier alles natürlich? wahrſcheinlich? Wohl uns, daß die Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher auf etwas beſſeres beruhet, als auf Schnellgläubigkeit, einem armſeligen Worte, das die Eitelkeit Lavaters erfand, um ſich das Anſehen zu geben, als hätte er, wer weiß was, erfunden.)

Wir laſſen L. fortreden: „Alles, was in dieſem „Kapitel erzählt wird, iſt zuſammenhängend.“ (Wahrlich was in Agathon und Muſarion erzählt wird, iſts auch. Was denn! ſind Agathon und Muſarion deshalb wahre Geſchichte?) „Eins wie

„das

„das andere. Wahr, daß sie fürchteten, auf „Klippen anzulaufen, wahr, daß sie von hinten „vier Anker auswarfen. Wahr, daß sie sehnlich „warteten auf den Anbruch des Tags. Wahr, „daß sie schon den Bot (das Boot) in die See nie„derließen (aussetzten), unter dem Vorwand, als „wollten sie auch von vorne Anker werfen.“ — Doch, wir wollen die Geduld der Leser nicht länger durch Wiederholung dieses elenden Geschwätzes ermüden. In folgender Stelle werden sie besser im Athem erhalten werden. Ueber des Bartimäus Geschichte S. 54 reflektirt Lavater so: „Eine öffent„lichere Begebenheit, eine erstaunenswürdigere und „einfachere“ (was mag wohl L. sich hier bey diesem Epitheton denken?) kann nicht erzählt werden. „Ists Deklamation, oder ists der Wahrheitsliebe, „des Wahrheitsgefühls reiner Ausspruch, der von „aller Wahrheitsliebe verstanden, und von keiner „Wahrheitsliebe als solcher unbemerkt werden (blei„ben) kann!“ (Wie genau und bestimmt! Es giebt wohl der Wahrheitslieben mehr! und unter diesen eine, die in gewisser Hinsicht auch keine ist.) „Keine „Geschichte in der Welt ist wahr, wenn diese nicht „wahr ist.“ (Dieses Urtheil soll jeder kühle Forscher den Augenblick von einer Erzählung fällen, so bald er sie gelesen hat, in welcher ein Mensch einem Andern durch blosse Berührung der Augen das Gesicht giebt! Er soll so urtheilen, ohne vorher sich überhaupt von der Glaubwürdigkeit der Evangelischen Wunder aus Gründen überzeugt zu haben!) „Ein „bekannter blinder Bettler, der von Jesus gehört „haben muß, hört das Getümmel der vorübergehenden Menge — Und er sollte nicht gefragt ha„ben: was ists? Und den Blinden sollte diese

„Nähe

„Nähe des Alleinhelfers, der andern Blinden das „Gesicht gab, gleichgültig gelassen haben? Und „man sollte dem Blinden nichts von andern Blin„den, denen Jesus das Gesicht gegeben haben soll, „gesagt haben? Und die Furcht, daß er mit der „ströhmenden Menge unerrufbar vorüber gehe, „sollte ihn nicht laut rufen gemacht haben? Und „sein lautes Rufen, das Rufen der Noth, sollte „nicht dem kalten vorbeyeilenden Volke anstößig ge„wesen seyn? Und er, der sein Bedürfniß fühlte, „und Ahndungen möglicher Rettung und Herstel„lung hatte, sollte sich haben abhalten lassen? Und „er sollte nicht um so viel lauter gerufen haben? je „mehr das Gedräng mit dem unentbehrlichen Hel„fer fortdrang? — Das käm euch Nathanaeln, euch Rufern — Jesus, Sohn Gottes und „Davids! Erbarme dich unser! — unwahrscheinlich vor? — Und der Lehrer der Menschenliebe „und Barmherzigkeit sollte im Geräusch des Volks „die Markdurchdringende Stimme des glaubenden „Elends, und der hoffenden Furcht nicht gehört, „oder ihr sein Ohr verschlossen haben? Er sollte „dem Blinden nicht stille gestanden seyn? Er, „der menschlichste der Menschen, sollte großhervisch, „und kleinmenschlich des Bruderelends nicht ach„tend, fortgetrabt, er nicht stillgestanden seyn? — „Der Blinde sollte den Ruf des Stillstehenden, „sich nach ihm umsehenden, die Nachfrage des „hülfreichen Mitleids gleichgültig angehört haben? „— nicht schnell sein Obergewand wegwerfend, sich „ihm entgegen führen lassen? Die Nächsten, die „Liebe, oder Neugier, oder wiederkehrende Mensch„heit beseelte, sollten ihm nicht Muth eingesprochen „haben? — Bedarfs dieser Fragen? (Wenn

solche

solche Ausrufungen, solche Appellationen ins Gefühl bey einer Erzählung, die vor andern wohlthätigen Wundern nichts hervorstechendes hat, ihr (ohne Hinsicht auf den Erzähler, auf die Glaubwürdigkeit der Urkunde, in der sie steht,) vollkommen Glauben zu verschaffen, was hält uns denn ab, die Wunder des Apollonius von Thyana, und unzähliger Legendenheiligen, Gnadenbildern u. s. w. zu glauben? Jede Erzählung, die von Mutius, der um einen kranken Bruder besuchen zu können, die Sonne zwey Stunden stillzustehen, gebietet, selbst nicht ausgenommen, wenn nur das Wunder einem Leiden, einem Elend der Menschheit abgeholfen hat, wird auch wahrhaft seyn müssen. Ein katholischer Lobredner des Nathanaelismus würde gewiß durch eben die rednerischen Wendungen das Wunder des Kinds Jesu im Evangelium Infantiä, wodurch der gute Joseph aus seiner Verlegenheit gerissen wird, als die wahrhafteste Geschichte in der Welt vorstellen können. Er würde das Wunder jenes Heiligen, der einen fallenden Schieferdecker erst in der Luft empor hält, dann zu seinem Abbt läuft, und sich die Erlaubniß holt, ein Wunder zu verrichten, nachher zurückkömmt, und den in der Luftschwebenden sich sanft auf die Erde niederlassen heißt, durch Exklamationen von ähnlicher Art zu einem wahren Faktum machen können. Er könnte sagen: Sollte Joseph, da ihm seine Arbeit mißlungen war, da er an den Stühlen, die Herodes bey ihm bestellt hatte, die Sitze zu schmal gemacht hatte, sich nicht an seinen kleinen Sohn gewandt, und ihn um Hülfe angesprochen haben? Dieser sollte gegen die Bitten seines Vaters taub gewesen seyn? Er sollte sich die Stühle nicht haben zeigen lassen? u. s. w.)

Wir

Wir müßten durch das ewige Einerley in der Manier des V. die evangelischen Erzählungen dem Gefühl der Leser anzudringen, jedem Leser, der nicht zum schnellgläubigen Publikum Lavaters gehört, Ueberdruß erwecken, wenn wir fortfahren wollten, Stellen anzuführen, in denen L. seine Regeln der Nathanaelischen Logik geltend macht. Wir haben beyher gesehen, daß nach dieser Logik eine Erzählung den Charakter der Wahrhaftigkeit trägt, weil in derselben Namen von Menschen, ausführliche Bestimmungen aller Umstände, wahrscheinliche Charakter vorkommen, oder Handlungen erzählt werden, die denen ähnlich sind, welche sich oft zutragen. Von allen Merkmalen der Glaubwürdigkeit aber dringt L. auf keines so sehr, als auf das, welches von der Glaubwürdigkeit guter Menschencharakter und Menschenhandlungen hergenommen ist. Der Nathanael soll an dem nicht zweifeln, was er gern glaubt, er soll also, wenn er hört, daß z. E. Kornelius alle Tage gebetet und Allmosen gegeben habe, den Augenblick für wahr halten, daß es sey, und nicht fragen: „Wer bezeugt es? woher weiß man es?“ Er soll, wenn er den Brief an Philemon liest, und darin findet, daß der Urheber desselben einen gewissen Onesimus von seinen Irrwegen abgebracht, und zu einem guten Menschen gemacht hat, ihn dem Philemon empfiehlt, und um Aufnahme in die vorige Gunst für ihn bittet, es für ein Verbrechen ansehen, einen Augenblick zu zweifeln, daß der Brief ächt sey, denn das heißt ja, an der menschlichen Tugend zweifeln, wenn man an dieser oder jener guten Handlung zweifelt. — Nun, wenn die Nathanaele so räsonniren, so ists gut, daß nicht alle Menschen Nathanaele sind. Denn mit dieser Logik ists unmöglich ein Geschichtsforscher,

forscher, ein Staatsmann, ein Richter, ein zu Geschäften des Lebens brauchbarer Mann überhaupt zu seyn.

Die Schlüsse, welche L. hie und da seine Nathanaele zur Rettung der Göttlichkeit des Christenthums und der Wahrhaftigkeit der evangelischen Wundergeschichten machen läßt, sind nicht weniger merkwürdig, als die Regeln zur Prüfung der Wahrhaftigkeit historischer Thatsachen. S. 92 macht L. folgenden Schluß: „Entweder hat Christus überall nicht existirt — Und welcher Mensch mit gesunden Sinnen wird das behaupten dürfen? Oder er hat existirt, und hat diese Prätensionen gemacht, die er schlechterdings nicht hätte machen können, wenn die Thaten nicht vorgegangen wären, auf welche sich, als auf unwiderlegliche Beweise der in ihm wohnenden Kraft, diese Prätensionen gründen, oder er hat weder diese Prätensionen gemacht, noch die Thaten verrichtet, die diesen Prätensionen völlig konform sind — dann ist er so viel als nicht gewesen. Denn ein Christus ohne diese Prätensionen, ohne diese Thaten — Ein Christus, der sich nicht für Gottes Sohn ausgab, keine Kranken heilte, sich nicht als Herr der Natur, und König der Geister bewies, nicht unschuldig als ein falscher Messias gekreuziget worden, nach seinem Tod den Seinigen nicht wieder erschienen, keine Jüngerschaft stiftete, ist kein Christus. — Ist so viel als nicht existirend — Ein anderer muß das vorhandene Christenthum gestiftet haben — Wenn er nicht so gewesen ist, wie er beschrieben wird, so ist er überall nicht gewesen — Denn wir wissen nichts von ihm, als durch diese Urkunden, und die Traditionen, die sich entweder auf

„diese

„diese Urkunden gründen, oder der Hauptsache „nach, mit diesen Urkunden eins sind.“ (Was würden Gegner des Christenthums zu einem solchen Schluß sagen? Giebts kein drittes? ist entweder der wunderbare Theil der Geschichte Jesu, so wie der übrige, nach dem Buchstaben wahr? — oder hat Jesus gar nicht existirt, und hat ein anderer das Christenthum gestiftet? Was wird man dem Verehrer des Brahma, des Fohidas Mohammed antworten, wenn er mit Veränderung dessen, was auf Jesu Geschichte allein paßt, die ganze armselige Tirade auf den Brahma oder Mohammed anwendet?)

Doch dieser Schluß wird von folgendem Beweis der Wahrheit der Auferweckung der Tabitha noch weit übertreffen. L. erzählt die Geschichte mit den Worten der Urkunde, und stellt folgende Betrachtung darüber an: „Alle Demonstrationen in der „Welt in ihrem Werth gelassen — Aber hier „scheint mir für den Glaubenssinn etwas De„monstrationähnliches zu seyn. — Wer es „geschrieben hat, oder dem Schreiber erzählt hat, „sprach, meines Bedünkens, entweder Wahr„heit, oder Lüge.“ (Es könnte bey diesem Dilemm auch noch ein drittes seyn. Wahres und Falsches mit einander vermengt?) „Er war entweder völlig über„zeugt von der Wahrheit dessen, was er sagte, „oder der vorsetzlichste Lügner.“ (Das ist doch ein gar zu mangelhaftes Analogon einer Demonstration. Schon wieder ein möglicher Fall weggelassen, und zwar der gewöhnlichste und wahrscheinlichste bey Wundergeschichten. Er erzählte, (würde z. B. ein Gegner der unmittelbaren übernatürlichen Offenbarung sagen,) was er berichtete, auf Treu und Glauben de-

rer,

rer, welche die Begebenheit mit Verbeſſerungen und Zuſätzen ihm mitgetheilt haben, und unterſucht es weiter nicht. „Er nennt Ort, Perſonen, Umſtände, Wirkung der ungewöhnlichen Begebenheit. „Das Kommen und Gehen des Todtenerweckers. „— Die Todte lag tod auf ihrem Sterbelager.“ (Dieſen Umſtand würde der V. der Briefe im Volkston vermuthlich wegparaphraſiren. Er würde ihm ſo nothwendig nicht ſcheinen.) „Er kann ſich in der „Sache wohl ſchwerlich geirrt haben!“ (Das kann man nicht ſo precair annehmen, ſo flüchtig und ſorglos verſichern. Es liegt zu viel daran.) „Alſo „müßte er äußerſt dumm gelogen haben.“ (Aeußerſt dumm? weil er leicht zu überweiſen war? Von wem? wie? Das liegt ja in der Erzählung, ſo wie ſie da ſteht, nicht. Das müßte man durch hiſtoriſche Erörterungen darthun?) „So was denken „können,“ (daß einer dumm lüge?) „ſcheint mir „Verbrechen gegen die Menſchheit zu ſeyn.“ (Denken, was alle Tage geſchieht, ſey in einem gewiſſen Fall geſchehen, wäre an ſich, wenn gar nichts anders dabey wäre, Verbrechen gegen die Menſchheit?) „Man „denke nur, was mit Enens zu Lydda vorgegangen „iſt, und was ſogleich nach dieſer Geſchichte erzählt „wird, wie eins dem andern“ (eine Wundergeſchichte der andern?) „Haltung und Wahrſcheinlichkeit giebt — denke nur an die Wirkung dieſer „ſo einfältig, ſo würdig, ſo treu erzählten Begebenheit.“ (Berichtet aber nicht eben der die Wirkung, welcher die Begebenheit ſelbſt berichtet?)

Wir überlaſſen es dem Urtheil jedes unbefangenen Leſers, ob dies eine würdige Vertheidigung einer in der Bibel erzählten Geſchichte iſt, und ob man

mit diesem Argument nicht die Wahrheit von tausend Legendenmährchen eben so gut beweisen könnte. Hier steht ja kein Wort von Glaubwürdigkeit der Urkunde, in der die Erzählung steht, kein Wort von der Ausbreitung des christlichen Glaubens, welche ja die Wahrheit der apostolischen Wunder außer Zweifel setzt. Nein. Ein Nathanael liest so eine Erzählung, und schließt: „Entweder hat der Urheber alles „das gesehen, oder so gut als gesehen, oder er hats „mit Fleiß erdichtet. Daß jemand etwas mit Fleiß „erdichte, wenigstens eine wunderbare Erzählung, „wie diese, erdichten könnte, oder wollte, glaube „ich nicht. Denn ich selbst würde es nicht thun. „Also ist die Geschichte bis auf den kleinsten Um„stand wahr.“ Wenn der treuherzigen Nathanaelsseelen, die so räsonniren und schließen, wie sie in dieser Schrift angeleitet werden, recht viele werden, so wünschen wir nur, daß sie in ihrem ganzen Leben nichts als rechtschaffene Leute vor sich finden, daß sie nie an Betrüger kommen, sonst haben die Gaßner, die Schröpfer, die Kagliostros, und die Emissare derer, die das Licht dieser Zeit in Finsterniß zu verkehren wünschen, gewonnen Spiel. Besonders wird es diesen Betrügern nicht die geringste Mühe kosten, Protokollen des Spiritus Gablidone und Swedenborgischen Apokalypsen das Ansehen neuer biblischen Offenbarungen selbst zu verschaffen, sobald sie nur Mittel finden können, (und wie sollten sie die nicht finden?) solche gute Menschen in ihr Interesse zu ziehen; welche, nach Lavaters Anleitung, eine Geschichte für glaubwürdiger halten, je mehr Namen darin vorkommen.

Up.

III.

III.

Vergleichung des Baues und der Physiologie der Fische, mit dem Baue des Menschen, und der übrigen Thiere, durch Kupfer erläutert, von **Alexander Monro**. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Zusätzen und Anmerkungen von P. **Camper** vermehrt, durch **Johann Gottlob Schneider**. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. gr. 4. 1787. (ohne Vorrede und Reg. 191 S. mit 34 K. T.)

Abermal ein Werk, welches in einem bisher wenig bearbeiteten Fach der Wissenschaften: nämlich der Physiologie der Fische, und vergleichenden Anatomie, in Absicht der Aehnlichkeit ihres Baues mit dem menschlichen Körper, an der Spitze steht. Es bedarf nur eines Blicks auf diese vollkommenere deutsche Ausgabe und ihre Einrichtung, wenn man sich nicht allein von der Wichtigkeit dieses Werks im Ganzen; sondern von den großen Vorzügen derselben vor dem Original, überzeugen will. Wir müssen dem Hrn. Prof. Schneider die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er wahren deutschen Fleiß, mit eiserner Geduld, Verstand und Einsicht begleitet, an dieses Werk gewandt, und ihm dadurch eben wesentliche Vorzüge vor der Urkunde gegeben hat. Wir wollen es kurz sagen, was dabey geleistet ist. Der Herausgeber hat nicht allein eine sehr richtige Uebersetzung seines Originals geliefert; sondern durch ei-

gene Zergliederungen ist er demselben Fuß für Fuß gefolget, hat manche Monroſche Behauptungen geprüft und berichtiget; besonders aber das, was von andern schon in diesem Fache vorgearbeitet, aber theils in größern Sammlungen versteckt, theils in kleinern Schriften zerstreuet war, mit ungemeiner Genauigkeit gesammelt, und gehöriges Orts beygefüget. Durch seinen Fleiß und Bearbeitung dieses Originals haben wir nun erst in diesem so wichtigen Fache der Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie, an dieser Ausgabe ein vollständiges Handbuch über alles, was bis jetzt davon gesagt werden kann, erhalten. Dies nicht allein. Der H. hat noch mehr gethan. Er hat uns aus Tysons so seltner als vortreflicher Anatomy of a porpels einen kernhaften Auszug gegeben. Vorzüglichen Dank sind wir ihm für die Mittheilung der wichtigen Camperschen Anmerkungen über das Monroſche Werk, schuldig, welche besonders die Sinnwerkzeuge der Fische, das in der Hirnschalenhöhle derselben befindliche Wasser, die Ernährung der Leibesfrucht der Hayfische, u. s. w. betreffen. Aus den 44 Kupfertafeln des Originals sind, theils durch Weglassung der entbehrlichen, theils durch Verkleinerung, durch Capieux Meisterhand, 33 geworden. Die 34ste von dem H. selbst, die das Gebiß der Rochen und der Bleie, nebst einer Zeichnung von Camper zur Erläuterung der Aehnlichkeit zwischen dem Hirnschädel der Menschen und der Fische, enthält.

Die Zusätze des H. sind viel zu zahlreich und reichhaltig, als daß wir sie hier alle anzeigen könnten. Wir wollen aber doch dem Leser die Ueberſicht des Ganzen zu erleichtern suchen.

Zuerst

Zuerst müssen wir das Subjekt, welches Monro bearbeitete, bestimmen. Unter dem Namen der Fische begreift er alle im Wasser lebenden Thiere, die vermittelst der Flossen schwimmen, folglich sowohl die sogenannten schwimmenden Amphibien, als die eigentlichen Fische des Linnéischen Systems. Vorzüglich sind aus den Amphibien die Rochen (Raja), und von den Fischen die Schellfische (Gadus) ausgehoben.

Bey allen zergliederten Fischen nur eine Herzkammer und ein Ohr. Aus jener eine, sich ganz in die Kiemen vertheilende Schlagader; allein das aus den Kiemen zurückgeführte Blut geht, ohne wieder ins Herz zu kommen, zu allen übrigen Theilen des Körpers. Wie merkwürdig, daß die, sich durch die Kiemen verbreitende Schlagader, wie bey dem Menschen, bey ihrem Anfange Klappen mit Knötchen, hat. — Der Rochen hat auf jeder Seite vier doppelte Kiefen, und eine einfache; überhaupt also 18 Flächen, auf denen sich die Schlagader verbreitet; in allen Kiemenfalten 144000 Unterabtheilungen, und die ganze Oberfläche der Kiemen eines ausgewachsenen Rochen 15 Quadratzoll. — Daß aus dem Blute der Kiemen etwas schädliches abgesondert werde, erhelle daraus, weil das Wasser, worin Fische lange gestanden, verderbe. — Mehrere Merkwürdigkeiten von dem Umlauf des Bluts durch die Venen und Arterien. Von den Enden der letztern kehrt das Blut durch drey Venen zum Herzen zurück. Eine derselben, der Pfortader, und zwo den Hohladern der Menschen ähnlich.

Zweytes Kapitel: von dem Umlauf des Bluts in den Fischen: — haben unzählige farbenlose Schlagadern. Aus diesen können absondernde Aeste entste-

hen, und es folgt also nicht immer nothwendig, nach Hallern, daß die absondernden Gefässe gerade aus Arterien, die rothes Blut führen, kommen müssen. — Der Umlauf des Bluts bey den Fischen beruhe größtentheils auf der Elastizität und lebhaften Muskelkraft der Arterien. In der Leber der Fische ein dritter Kreislauf des Bluts, der aber wegen der Lage der Kiemen, und der membranösen Beschaffenheit ihres Zwerchfells, durch Athmen nicht unterstützt wird. — Auf den Menschen angewendet, daß seine Arterien von muskulöser Natur sind, und ihre Wirksamkeit zu dem Kreislaufe, Absonderung und andern wichtigen Verrichtungen, wesentlich nöthig sey. — Wirklich in den großen Aesten der Gekröseblutadern und der Pfortader des Ochsen, durch die Zergliederung, eine wahre muskulöse, aus zwo Lagen bestehende, Haut, entdeckt. — Da der Kreislauf des Bluts in den Knorpelfischen auf eben diese Weise wie bey den Fischen mit Knochen, oder den eigentlichen Fischen des Linne vor sich gehe, und die ganze Blutmasse durch die Kiemen gehe; so habe Linne Unrecht, wenn er ihnen eine, zum willkührlichen Athemholen eingerichtete Lunge zuschreibe, und ständen daher ganz unrecht mit den Amphibien in einer Klasse. Bey andern Amphibien hingegen, als Schildkröten, Fröschen, Eidechsen und Schlangen, fände ein willkührliches Athemholen statt, weil bey denselben nicht alles Blut durch die Lungen gehe. —

In dem Schneiderschen Zusatze die Verschiedenheiten zwischen der Monroischen Beschreibung des Kreislaufs und der Fischkiemen, und anderer Schriftsteller.

Drittes Kapitel: von den glandulösen Organen, und den abgeschiedenen Feuchtigkeiten in den Fischen.

schen. Verschiedene Fische sind auf der äußern Fläche mit einer klebrigen Schleimfeuchtigkeit bedeckt, welche aus zwey längs laufenden, und viel ästigen Gängen kömmt. Beym Rochen aus zwey Centraldrüsen, die auf der Seite nicht weit von der ersten Kiemenöffnung liegen, und von welchen unzählige Kanäle über die ganze Oberfläche der Haut hinlaufen. Hierbey merkwürdige Zusätze von Schmidt und Camper; besonders des letztern ähnliche Bemerkungen über andere Fische, als dem Braunfisch, Delphin, und gemeinem Wallfisch. Bey diesem dergleichen Oeffnungen ähnlicher Röhren mit Borsten besetzt. — Beym Rochen der Herzbeutel in zween trichterförmige Kanäle verlängert, durch welche die Feuchtigkeit in die Bauchhöhle gehet. Der Magensaft der Fische ein wirksames Auflösungsmittel, wie auch Spallanzani von dem Magensafte der Saugthiere erwiesen hat. — Alle Fische haben eine große Leber, und sondern viel Galle ab. Bey allen auch ein Pancreas, das bey dem Rochen dem menschlichen ähnlich, bey den Knorpelfischen aus kleinen Blinddarmen zusammengesetzt, beym Stör aber in einem eigenen Muskel eingeschlossen ist. Die Leber durch besondere Kanäle mit der Gallenblase verbunden. In dem Gange der letztern oft Steine. —

— Die Milch oder der Hode bey den Knochenfischen sehr einfach; bey den Knorpelfischen zusammengesetzter, als bey dem Menschen. Hunters Meynung bestritten, daß in den Saamenbläschen nicht der Saamen aufbehalten, sondern eine eigene befruchtende Feuchtigkeit abgeschieden werde. — Im weiblichen Rochen ein einfacher Eyerstock mit großen Dottern und zwo Muttertrompeten, und eine doppelte Gebährmutter. —

— Von der Schweinenblase nichts neues und bestimmtes, hingegen darüber von Schneider reichhaltige Zusätze aus andern anatomischen Schriften.

Viertes Kapitel: von den lymphatischen absorbirenden Gefässen in den Fischen. Größer, als bey andern Thieren. Bey den eigentlichen Fischen kleiner, als bey den Knorpelfischen — lassen sich leicht ausspritzen. Bey den erstern keine Klappen, sondern Muskelfasern.

Sechstes Kapitel: über die Lymphengefässe der Milz in den Fischen, und ihrem Nutzen. Nichts entscheidendes.

Im siebenten Kapitel von der ersten Entdeckung der Lymphengefässe bey Fischen, Vögeln und Amphibien, die sich Monro gegen Hewsen zueignet, da sie beyden nicht zukömmt. In der Uebersetzung nur ein Auszug dieses Kapitels, hingegen Hewsons Abhandlung über diese Materie beygefügt.

Achtes Kapitel: von dem Gehirn und den Sinnwerkzeugen der Fische. In dem kleinen sowohl als großen Gehirn mehrere Abtheilungen, als bey andern Thieren. Die Geruchwerkzeuge sehr groß. Bey einigen gehen die Geruchnerven, ehe sie zur Nase kommen, erst noch durch eine graue Kugel. Aus andern Schriftstellern, besonders aus Campern, Zusätze.

Im zweeten Abschnitte dieses Kapitels die Gehörwerkzeuge der Fische, worauf wir besonders aufmerksam gewesen sind. Vom Ohr der Wallfischarten, dem menschlichen ähnlich, der Amphibien, insonderheit der Meerschildkröten; der Knorpel- und Knochenfische. Alle vorige Zergliederer: Swammerdamm, Geoffroi, Camper und Vicqdazyr, haben den Zusammenhang der Ohrkanäle nicht hinlänglich gezeigt, die dazu bestimmten Nerven übersehen, und

und der Haupttheil: der äußere Gehörgang, ist ihnen völlig entgangen. Untersuchung und Zergliederung des Gehörwerkzeuges der Roche, des Meerengels (Squalus Squatina Linn.)

Neuntes Kapitel. Versuche über das Hören im Wasser. Franklins Beweis 1762, daß Wasser den Schall weiter und leichter fortpflanze, als Luft. Versuche mit zwo Klocken, deren eine man ein Viertel engl. Meile sehr gut hören konnte. Unter dem Wasser ihr Ton merklich tiefer, aber von beyden deutlich zu unterscheiden. Monro selbst konnte, wenn er den Kopf unter Wasser steckte, den Schall der in der Luft geläuteten Klocke sehr gut hören. — Eine Nösselflasche mit 10 Unzen Schießpulver geladen; darin eine zinnerne Röhre, am Rande mit Blase verwahrt, mit Pulver gefüllt; oben darauf ein Stück Luntenpapier mit 2 Unzen Pulver, an der Seite eines Teichs 2 Fuß tief ins Wasser gesenkt. Acht hundert Schritt davon legt sich M. unter Wasser auf dem Rücken, mit den Ohren unter, und Nase, sammt Augen über der Oberfläche des Wassers. Beym Loszünden um Mitternacht sieht er die Flamme, und hört gleich nachher auch den Schall.

Zehntes Kapitel: wie auf verschiedenen Wegen die zitternde Bewegung klingender Körper bey den verschiedenen Thierklassen den über den Boden des Ohrs verbreiteten Nerven mitgetheilt werde: mit wichtigen Zusätzen, insonderheit Hunters Beschreibung der Gehörwerkzeuge der Fische.

Eilftes Kapitel: von den Augen der Fische; mit eben so merkwürdigen Zusätzen, insonderheit von Camper über den Bau des Sehnerven bey einigen Fischen.

Zwölftes Kapitel. Zergliederung des Dintenfisches (Sepia Loligo Linn.). Vielleicht ein Mittelglied zwischen Fischen und Würmern. (Offenbar mehr Eigenschaft von den letztern, als erstern.) — Hat drey Herzen. Seine Dinte des Thiers Galle, weil der Dintebeutel mit der Leber zusammenhängt; also doppelter Nutzen dieser schwärzlichen Feuchtigkeit in und außer des Thiers Körper. In den Zusätzen Monro's falsche Erklärungen berichtiget.

Dreyzehntes Kapitel. Zergliederung des Seeigels (Echinus esculentus Linn.). Zergliederung des Braunfisches (Delphis Phocaena) nach Tyson.

Hinter der Erklärung der Kupfertafeln folgen noch Schlußanmerkungen des Herausgebers, die noch viele Zusätze zu den Erklärungen der Kupfertafeln enthalten, wo Monro viele Theile beschrieben hat, davon im Texte kein Wort stehet. Zuletzt ein sehr brauchbares Register. — Das ganze Werk ist von der Beschaffenheit, daß es kein Naturforscher und Anatom entbehren kann.

Wu.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten über die ganze christliche Moral. Aus den Werken der besten deutschen Redner gesammlet. Erster Band. Gießen, bey Krieger dem Jüngern. 1787. 736 Seiten, gr. 8.

Diejenigen, denen es bisher nicht recht gewesen, daß so viele Predigten gedruckt werden, und die mit vielen Gründen behaupten, eine Rede, die sich durch nichts auszeichnet, dergleichen man bey jedem mittelmäßigen Prediger alle Sonntage hören kann, müsse gar nicht in den Druck kommen: die mögen nun den Kopf schütteln, da es Mode wird, einerley Predigten, unter mancherley Vorwänden, öfters abzudrucken. Predigten, die einzeln herauskamen, werden zusammengedruckt, damit man die Arbeit Eines Mannes beysammen habe. Predigten, die sich an Verständlichkeit, Herablassung und Deutlichkeit auszeichnen, werden aus allen Büchern zusammengesucht, und nun giebt man moralische Reden nach den Bedürfnissen des gemeinen Mannes heraus. Nach eben der Manier hat ein Sammler hier aus allen Weltenden Predigten zusammengesucht, um durch sie eine christliche Sittenlehre zusammen zu stoppeln, wovon wir hier den ersten Band, und zugleich das Versprechen der Fortsetzung erhalten.

Dieser Band enthält nur einige Predigten über die christliche Sittenlehre überhaupt, und über die Pflichten gegen Gott, wovon der Beschluß im zweyten Bande folgen soll. Uebrigens sind über manche Pflicht mehrere Predigten aufgenommen, und es werden künftig nicht allein die Obliegenheiten gegen uns und den Nebenmenschen, sondern auch die Pflichten des Standes und Verhältnisses in Anse-

hung

hung der Gnadenmittel und besonderer Zeiten abgehandelt werden. Ein Register soll die Brauchbarkeit des Werks vermehren. In jeder Messe soll unfehlbar ein Band erscheinen, dergestalt wird das Werk zu vielen Bänden anwachsen, (leider! leider!) und, wenn es alle übrige Vorwürfe verdiene: so solle es doch von dem frey seyn, daß mit Unverstande eine unnütze Kompilation zusammengestoppelt worden. (Ei nun, vom Unnützen wäre noch etwas zu sagen; doch ist die Auswahl noch leidlich.)

Nun fehlt uns noch eine Kompilation solcher Predigten, wodurch die ganze christliche Glaubenslehre abgehandelt wird, wozu ja auch ein allzeitfertiger Herausgeber Anstalt machen wird.

Die Verfasser der Predigten, die hier aufgewärmt sind, sind sehr verschieden. Neben Spalding, Hermes, Sack, Zollikofer, Cramer und Leß steht Brückner, Schinnmeyer, Münter, Schmaling, Uhle, Heym und Schlegel. Das aber ist wahr, daß keine einzige ganz schlechte Predigt aufgenommen ist. Da die Arbeiten dieser Männer lange bekannt gewesen: so verlieren wir darüber kein Wort, und wünschen nur, daß das Beyspiel der Herausgeber Niemanden zur Nachahmung verleiten möge.

Noch ist ein Repertorium der besten gedruckten Predigten über die ganze christliche Sittenlehre angehängt, welches außer den genannten Predigern, auf Patke, Sturm, Janson, Froriep, Wilmsen, Gräbner, Schöner, Mieg, Gieseke, Pauli, Lange, Kiesling, Westphal, Lenz und Stockhannsen verweiset, wobey wir die vorige Anmerkung wiederholen, daß die Arbeiten dieser Männer, ihrem Werthe nach, sehr verschieden sind.

Predigten über verschiedene Gegenstände der Religion und Sittenlehre, vom Herrn Romilly, ehemaligen Prediger der französischen Gemeine in London. Erster Band. Aus dem Französischen. Leipzig, bey Crusius. 1787. 348 Seiten, gr. 8.

Diese Predigten haben wirklich einen feinen wohl überdachten, gründlichen Vortrag. Die Beredsamkeit ist freylich auf

frau-

französische Art, welches sich im Deutschen nicht allemal recht schicken will. Die Uebersetzung ist gut und fließend.

Das Einzige erinnern wir, daß, wer diese Predigten nützen will, schon einigermaaßen im Denken geübt seyn muß, denn sie setzen Leser voraus, welche Wahrheiten mit ihren Folgen, Schlüsse und Urtheile zu prüfen, abzuwiegen, und reiflich zu beherzigen geneigt und im Stande sind.

Da wir unsere Leser gerne auf diese gute Sammlung aufmerksam machen möchten: so zeichnen wir den Inhalt der Vorträge aus:

Ueber Röm. I. 20. **Das Daseyn Gottes.** Ueber Klaglied. Jer. III. 37. **Die Vorsehung.** Ueber Pred. Salom. XII. 9. **Die Unsterblichkeit der Seele.** Ueber 1. Cor. I. 21. **Die Nothwendigkeit einer Offenbarung.** (Wenn es darauf angesehen wäre, den Inhalt dieser Vorträge genau zu prüfen: so würde bey dieser Predigt am meisten einzuwenden seyn, zumal da d. Verf. den Begriff einer Offenbarung gar nicht berührt. Ueber 1 Cor. I. 27. **Stiftung der christlichen Religion.** Ueber Röm. XII. 12. **Ueber die Geduld.** (Eine sehr gute Predigt. Wir führen folgende Stelle daraus an: „Drey Feinde mißgönnen uns vorzüglich unsere Ruhe. Die Eigenliebe, die Einbildungskraft, und eine „überspannte Empfindsamkeit. Trauet nicht der ungeordneten Eigenliebe, die euer Elend erschweret; die euch größer „zeigt, als ihr seyd; euch erträgliche Leiden zur unausstehlichen Pein macht; und euch für eine eingebildete Höhe einen „desto schimpflichern, demüthigendern Fall bereitet. Ist die „Erde wohl bestimmt vollkommen glückliche Wesen zu tragen? „Wenn das Unglück rings um mich keinen vorüber geht, mit „welchem Rechte könnte ich verlangen, allein ausgenommen „zu seyn? Werdet auch mißtrauisch gegen jene Einbildung, „die Feindin eurer Ruhe, die der Widerwärtigkeit ihre spitzigsten Pfeile lehnt, und in unsere Wunden den feinsten und „schärfsten Gift träufelt. Lernet sie früh bestreiten, euch gegen ihre Blendwerke waffnen, und ihren Irrlichtern die „Fackel der Vernunft entgegensetzen, und bald werdet ihr sie „verschwinden sehn, wie die Schatten der Nacht, bey dem „ersten Stral der Morgenröthe.) Ueber Apostelgesch. XVII. „28. **Der hohe Werth des Menschen.** Ueber Philip. IV. 11. **Die Zufriedenheit.** Ueber denselben Text noch zwey **Anweisungen zur Zufriedenheit.** (Zeichnen sich auch vorzüglich aus.) Ueber Matth. VII. 11. **Warnung vor**

unüber-

unüberlegten Urtheilen über Andere. Ueber Jesaia LVII. 21. Die Sünde als ein Zustand der Feindschaft und des Streits. Ueber Röm. XII. 19. Die Unrechtmäßigkeit der Selbstrache.

Der Konsistorialrath und Superintendent im alten und neuen Gewand, oder: Bemerkungen zum weitern Nachdenken und Beherzigung für diese Männer. Aufgesetzt von N. G. S. Prediger in Meklenburg. In zwey Theilen. Quedlinburg, bey Reußner. 1787. 254 Seiten, groß 8.

Die Zueignung ist an alle christliche Regenten als glücklichste Beförderer der Aufklärung. In der Vorrede zeigt der Verf. die Ursache an, die ihn zum Schreiben bewogen. Das Konsistorium eines gewissen Landes forderte einen Prediger, der sich über einige Lehrsätze aus der Scholastik, gegen einen vermeinten Freund, nicht orthodox genug ausgelassen hatte, sehr ernstlich vors Gericht, prüfte ihn sehr scharf, als sey Scholastik eine überaus wichtige Sache, und war nahe dabey ihn zu removiren.

So ein Rath und Superintendent aus einem inquisitorischen Kollegium, der zugleich ein Erzignorant ist, wird hier im Briefwechsel mit einem gründlichen, biedern Landgeistlichen aufgestellt. Da spricht der Herr Rath nicht selten abscheulich, drohet mit Auflauren, Amtswegen klagbar werden, unglücklich machen, und sucht dem treuherzigen Korrespondenten angst und bange zu machen. Der Landgeistliche winselt aber in Rücksicht, daß Ehre und Sporteln bey höhern Bedienungen zu gewinnen sind, über seinen Mangel an Freunden unter den Höflingen, und läßt gegen den neuen Herrn Rath nicht undeutlich etwas Neid hervorschimmern, sucht aber bey dieser guten Gelegenheit die herzerquickende Hoffnung zum ähnlichen Hinaufrücken, sich damit zu stärken, daß der gnädigste Landesvater selbst gar wohl sein Freund werden könne: „Sobald ich mich nur noch erst in den Wissenschaften werde „umgesehen, und mich mit ihnen werde recht vertraut ge„macht haben, sobald werde ich es auch wagen, meinen gnä„digsten Landesfürsten um eine solche Ehrenstelle, womit auch „Geschäfte verknüpft sind, anzuflehen, und dann erfahren,

„ob

„ob es nicht von größerm Nutzen sey, wenn sich der Fürst „huldreichst als einen Freund finden läßt, oder wenn man die „Freundschaft seiner Bedienten genießet.“

Mit Vergnügen lieset man dagegen die **Verbesserungsvorschläge**, gegen welche nicht leicht etwas einzuwenden ist. Dahin gehört eine neue **Konsistorialordnung**, weil die alte nicht mehr den Zeiten angemessen ist.

Im 7ten und 8ten Briefe werden Toleranz und ächte Bruderliebe eingeschärft. Ueber Ehesachen und Sponsalien wird viel Vernünftiges und Zweckmäßiges gesagt. Im 9ten Briefe aber ärgert sich der geistliche Rath, daß im Konsistorium ein Weltlicher präsidiren soll, mit welcher Demuth sich die Abneigung gegen Toleranz und Erlassung der Dispensationsgebühren, als landesverderbliche Neuerungen sehr orthodox verträgt. Da der Landprediger mit Gründen streitet; so wird der Konsistorialrath in Ermangelung dessen, unhöflich, und drohet, daß er aus einem andern Ton reden wolle.

Was von der Nachläßigkeit und dem hämischen Betragen mancher Beamten, wenn es auf Reparatur der Prediger- und Witwenwohnung ankömmt, gesagt wird, findet auch im Meklenburgschen seine Anwendung nicht allein. Unserm Superintendenten will es nicht behagen, in solchen Fällen thätig zu werden, statt dessen schlägt er eine andere Manier vor, daß man nämlich reiche **Kranke** am Sterbebette zu **Geschenken** an die liebe **Kirche** vermögen soll. (Beynahe sollte man nicht glauben, daß dies Konsistorialbild von Originalen jetziger Zeit abgezogen wäre.) Bey der Besetzung der Schuldienste will der Verf. die kluge Einsicht des Predigers zur Grundlage genommen wissen, weil er seine Gemeine am besten kennen, und mit dem Schulmanne in der engsten Verbindung leben muß. (Eine höchst billige Forderung.) Das Koncipiren der Predigten gefällt dem Superintendenten sehr übel, weil es den Eingebungen des heil. Geistes Gewalt anthut. Kirchenvisitationen erachtet er, der Sporteln wegen, für billig und gerecht. So vortreflich auch die Anmerkungen sind, die der Landgeistliche über die Behandlung der Kandidaten in den Konsistorien macht, so wohldurchdacht sein Vorschlag ist, über die eigentlichen Amtsgeschäfte der gründlichen Belehrung von moralischen Pflichten, des klugen Benehmens im Beichtstuhl, der Seelenpflege

am

am Krankenbette, der deutlichen, heilbringenden Katechisation, — den Kandidaten vornehmlich zu prüfen, so verwerflich dünkt dem Superintendent diese Neuerung, ob er es gleich nicht in Abrede seyn kann, daß der Menschenverstand an den bisherigen Examen in den meisten Konsistorien nicht eben erkannt werden kann.

Der Einfall des Verfassers: daß alle Aecker und Wiesen der Pfarrer in Erbpacht gegeben werden müßten, so viel Vorsichtigkeitsregeln er auch dabey zum Grunde legt, verdient dagegen nicht Gehör, weil den Beeinträchtigungen auf keine Weise vorgebeuget werden kann, so bald der Prediger nicht mehr Herr des Ackers ist. Hätten unsere Vorfahren das gethan: so hätte jetzt kein Landgeistlicher sein Auskommen mehr. Fast alle übrige Vorschläge, die der Verf. seinem übelgerathnen Superintendenten vorlegt, sind beyfallswürdig. Aber — der Briefwechsel ist des Verf. Sache nicht. Zu seiner eigenen Ueberzeugung stellen wir ein Pröbchen auf: „Sie sind mir, meines Bedünkens, eine Anwort schuldig. „Sie sollten also auch die Feder ergreifen, den Kiel schärfen, „und, um sich von der Schuld zu entledigen, mich mit ihren „seit ihres letzten Briefes vorgefallenen Veränderungen, deren „gewiß viele seyn werden, bekannt machen, allein vergeblich „muß ich nach diesen uns schuldigen Freundschaftsproben „schmachten. Wäre ich eigensinnig, könnte ich Mißtrauen „in ihre Freundschaft setzen, könnte ich den Grund dieser Pause in einer Kälte ꝛc. In der Entgegennehmung der Versicherung ihrer Freundschaft, versichere ihnen ich, daß die „Zeit da ist, in welcher ich mich mit meiner Familie zu vergnügen pflege, oder, die ich zur Bewegung des Leibes „vor der Mahlzeit anwende. Jetzt nicht mehr, als daß ihnen ich, mich ihrer Freundschaft empfehlend, versichere ꝛc. — „Mich haben unvermuthete Arbeiten gehindert, 2 Paar zu kopuliren, ein Kind zu taufen, einen Todten zu beerdigen, „einen Kranken zu berichten ꝛc.“ (Alle actus ministeriales bey einander.) Ob es wohl Sonntag ist, denke ich nicht das „Gebot des N. B. zu übertreten, wenn ich ihnen meine Gedanken zu Papier bringe.“ Schmachtlos für schmachtend. Verwerfender statt verwerflicher. Schoosfreundin statt Frau, u. dergl. mehr findet man.

Bm.

Die

Die wahre Beſchaffenheit der Leidensgeſchichte Jeſu Chriſti, erläutert und bewieſen von George Chriſtoph Silberſchlag, Generalſuperintendenten der Altmark und Priegnitz. Stendal, bey Franzen und Groſſe. 1787. 8. 359 Seiten.

Eine höchſt trockene hiſtoriſch-dogmatiſche Abhandlung von dem Leiden Chriſti, welche beweiſen ſoll, daß Chriſtus nicht allein als Stellvertreter und Bürge, ſondern auch als Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen für dieſelben gelitten habe, indem er die Schwierigkeiten gehoben, welche der von Gottes Menſchenliebe beſchloſſenen Wiederherſtellung der Sünder entgegenſtanden. Dieſe Schwierigkeit wäre auf Seiten Gottes die Gerechtigkeit des allerhöchſten Weltrichters und ſeines Geſetzes, das der Sünde den Fluch drohet, geweſen; — auf Seiten des Menſchen aber eine aus der Sünde entſtandene Unwürdigkeit deſſelben, vermöge deren er der göttlichen Einflüſſe zum wieder heilig und gerecht werden nicht werth, und des göttlichen Wohlgefallens nicht fähig geweſen wäre. Durch die Vollziehung der göttlichen Drohung an dem Mittler wurde einerſeits nun der auf der verdammlichen Sünde haftende Fluch ſowohl, als die Gerechtigkeit Gottes und ſeines Geſetzes behauptet — und dadurch wurde denn andererſeits eine hinlängliche Urſache gegründet, um derentwillen Gott ſein Geſchöpf, den Menſchen, wieder ſeiner Erbarmung würdigen konnte. — Nach dieſem aus der Bibel genommen und erwieſen ſeyn ſollenden Zweck der Leiden Jeſu, geht denn Hr. S. alle Umſtände der Geſchichte durch, und findet darin deſſen vollſtändigſte, genauſte Erfüllung.

Die theologiſche Hypotheſe von der vikariſchen Genugthuung Chriſti liegt bey der Erklärung jeden bibliſchen Spruchs, der von ſeinem Leiden und Tode handelt, auch in dieſer Abhandlung immer zum Grunde. Es ſcheint zwar ſo, als ob er das Erlöſungswerk Chriſti, nicht blos als eines Stellvertreters und Bürgen, ſondern hauptſächlich als eines Mittlers zwiſchen Gott und den Menſchen, etwas philoſophiſcher und ſchriftmäßiger, als es in jener Hypotheſe erſcheint, habe vorſtellen wollen; allein am Ende läuft alles wieder damit auf die alten mangelhaften Satisfactionsbegriffe von Gott,

dem beleidigten Richter, hinaus, der erst den Sünder in der Person des Gottmenschen abstrafen mußte, ehe er ihn begnadigen konnte. — Etwas künstlicheres und erfindungsreicheres hab' ich nicht leicht gelesen, als die Erklärung, welche Hr. S. S. 278 — 282. von dem Zustande Christi am Kreuz in dem Augenblicke macht, da er die Worte: **Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?** ausrief. Die mit Nachdenken gelesene Stelle 1. Mos. 3. 15; der in einem besondern Verstande genannte **Weibessaame**, nämlich der Messias, wird dermaleinst der Schlange den Kopf zertreten, und sie wird ihm in die Fersen stechen, und dann das Wort Christi Joh. 12. 31: **Jtzt gehet das Gericht über die Welt, nun wird der Fürst dieser Welt ausgestossen werden**, nebst Joh. 14, 30. **es kömmt der Fürst dieser Welt, und hat nichts an mir**, geben ihm den ganzen Aufschluß davon. „Das Zertreten des Kopfs der Schlan„ge, oder die völlige Ueberwindung des Teufels, sagt er, „sollte zwar von dem Messias bewerkstelliget werden, aber „doch mit Uebernehmung gewisser durch den Fersenstich aus„gedruckter Leiden. Mit diesen Leiden fieng der Teufel so„gleich an dem Messias zuzusetzen, da er sein Lehramt antrat. „— Allein diese Unternehmung lief fruchtlos ab, und der Herr „siegte durch ein unüberwindliches Vertrauen auf die Hülfe „Gottes. Aber nun, da er in den größten Qualen am Kreu„ze hieng, da er durch die Spötterejen und Schmähungen „der Zuschauer zur Selbsthülfe aufgefordert wurde — da kam „noch überdem der Fürst dieser Welt, und umgab ihn, wäh„rend der dreistündigen Finsterniß von außen, mit aller Macht „der Finsterniß seines höllischen Reichs von innen, und ver„suchte alle Macht und List seiner Angriffe, um ihn mit sol„chen Eingebungen, die seine Geduld in diesen unbeschreibli„chen Leiden ermüden sollten, zu derjenigen Selbsthülfe zu „reizen, die er sich zum Schrecken seiner ihn verspottenden „Feinde so leicht verschaffen konnte — schärfte seine Angriffe „durch die Eingebungen: Hilf dir selber! Steig herab vom „Kreuz! Thue ein Wunder! Zerstäube diese Spötter! u. s. w. „Mitten in diesen Anfechtungen entzog sich Gott ihm, und „ließ ihn durch Ermangelung aller Empfindungen des göttli„chen Trostes in eine gänzliche Trostlosigkeit hineingerathen. „Selbst die Engel Gottes traten zurück, und verstatteten „dem Teufel einen ungebinderten Zutritt zu dem unschulds„vollen Herzen des Heilandes, das ohne dem schon durch

„Qual

„Qual und Schmach zerbrochen war. — Was für ein Kampf „das für ihn gewesen sey, wie ihm dabey alle Unterstützung „durch den Beistand der Engel, alle Einflüsse des göttlichen „Trostes, alle Arten der Stärkung seines bis auf die letzten „Kräfte erschöpften Geistes entzogen worden, das ists, was „die Worte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich „verlassen, sagen wollen. Warum hat das, will er sagen, „zu allen diesen Leiden hinzukommen müssen? Warum war „es mir nicht verstattet, wenigstens in diesen schmerzvollen „Stunden, mit solchen Angriffen verschont zu seyn?“ Was doch unsere Theologen aus der Schule eines Isidors, Albinus, Haymo, Anshelmus und Lombardus nicht alles aus der Bibel beweisen, und besonders aus den Vorbildern und Weissagungen des A. T. erläutern können. Daß unser V. seine theologischen Einsichten und exegetischen Kenntnisse mit aus den Schriften dieser Gottesgelehrten der dunkelsten Jahrhunderte geschöpft habe, davon zeuget die gelehrte Vorrede. Wenn man auch nicht daran mit Bedauren denkt, was über Einflüsse und Wirkungen des Teufels auf Menschen und Christum selbst, welche ganz unvergleichlich den schädlichsten Aberglauben des Volks nähren, noch immer, sogar von protestantischen Geistlichen, für Sachen geschrieben und gepredigt werden; so möchte man nur fragen: woher denn in aller Welt ein solcher Anhänger an die jüdische Dämonologie? deren das Christenthum zur Befestigung seiner Wahrheit doch auf keine Weise bedarf, als Hr. S. bekanntermaaßen ist, so zuverläßig weiß, daß dergleichen Teufelseingebungen bey Christo, wenn sie auch möglich gewesen wären, wirklich statt gefunden hätten, da die Geschichte kein Wort davon meldet, auch nicht die entfernteste Muthmaßung dazu veranlaßt? fragen, ob denn durch dergleichen erträumte Auslegung jener Worte Gott und Christus verherrlichet werde? oder die Betrachtung der Leiden Jesu für die Menschen dadurch rührender, in ihren Früchten gesegneter gemacht wird? Da die oben angeführte Erklärung, trotz 1 Mos. 3, 15. und Joh. 12, 31. (bey denen sonst keinem Bibelleser, der nie von den gangbaren Auslegungen unserer Dogmatiker etwas gehört hat, einfallen kann, daß sie Bezug auf Christi Kampf am Kreuz mit dem Teufel haben) offenbar einem erträumten Mährchen ähnlicher sieht, als der Wahrheit, muß man sich da nicht billig wundern, wie Hr. S. doch mit so großer Zuversicht zu seinen Einsichten sagen kann: Ich weiß,

ich erläutere und beweise die wahre Beschaffenheit der Leidensgeschichte Jesu?

Für wen und zu welchem Zweck dies Buch eigentlich geschrieben sey, weiß der Rec. nicht. Als Erbauungsschrift für den gemeinen Christen ist es größtentheils viel zu gelehrt und transcendentel, in keiner Art rührend, erweckend, zur praktischen Anwendung auf sein Herz und Leben lichtvoll und eindringend geschrieben. Und für den gelehrten, aufgeklärten Leser ist es auch nicht, denn was sollte der zur Berichtigung seiner Erkenntniß daraus lernen? Also vielleicht für die halbgelehrten Prediger in der Diöces des V., damit sie sich in dem System der Kirche befestigen, und etwan Stoff zu Passionspredigten daraus nehmen? Das könnte seyn.

Anhang zu den Salzmannischen Gottesverehrungen in vier Vorträgen gehalten der Jugend zu Schnepfenthal. Leipzig, bey Crusius, 1787. 62 Seiten, in 8.

Diese recht guten Vorträge schreiben sich vom Hrn. C. C. Andre her, der sie, in Abwesenheit des Prof. Salzmanns und seiner Familie, den Zöglingen der dortigen Erziehungsanstalt gehalten hat. Ihr Inhalt ist: I. Aufmunterung zur Dankbarkeit. II. Gott ist unsichtbar, und doch da. III. Der Unterschied unter todter und lebendiger Erkenntniß. IV. Gottesverehrung auf des Prof. Salzmanns Geburtstag. Als ein Denkmal der Gesinnungen des Verfassers gegen diesen würdigen Pädagogen, sind sie im Druck erschienen.

Fb.

Deutliche Erklärung der Sonn- und Festtagsevangelien in Gesprächen, zum Gebrauch für christliche Hausväter und Privatinformatoren. Ein Beytrag zum Wachsthum der Jugend in christlicher Erkenntniß und Rechtschaffenheit. Zweyter Theil. Nürnberg, Grattenauer, 1787. 390 Seiten, in 8.

Der

Der zweyte Theil dieſer Schrift iſt dem erſten vollkommen gleich, dieſelbe Behandlungsart und eben die ermüdende Weitſchweifigkeit, eine Folge der unbequemen Methode des Verf. in Fragen und Antworten. Das Werk hätte um die Hälfte verkürzt werden können, wenn er die unnöthigen Fragen, die gar nichts zur Deutlichkeit und Verſtändlichkeit beytragen, weggelaſſen hätte. Sonſt geſteht Rec. gern, daß der V. die gewöhnlichen Perikopen ganz gut und erbaulich erklärt habe. Auch merkt man wohl, daß er neuere Ausleger mit Einſicht benutzt hat. Mit dieſem Theil iſt das ganze Werk vollendet.

Gr.

Nordiſche Caſualbibliothek, oder Sammlung heiliger Reden bey Taufen, Copulationen, Begräbniſſen ꝛc. Zweyter Band. Herausgegeben von C. A. L. Dingelſtädt, Oberconſiſtorialaſſeſſor — — Riga, Hartknoch, 1787. 472 S. in 8.

Den merkwürdigen, wenigſtens die Neugier ſehr reizenden Anhang, welcher dem erſten Band beygefügt war, vermißt man zwar bey dem gegenwärtigen zweiten: doch iſt dieſer theils als Anlaß zu ähnlichen Vorträgen, theils als Ermunterung zu fernerm Fleiß, theils als Leſebuch für Liebhaber von dergleichen Schriften, noch immer reichhaltig genug. Es werden darin 4 Tauf-, 1 Verlobungs-, 4 Trauungs-, 11 Leichen- und 7 vermiſchte bey beſondern Gelegenheiten, z. B. bey Ordinationen, in Lief-, Ehſt- und Kurland, wie auch in Petersburg, von verſchiedenen, größtentheils namentlich angezeigten Predigern, gehaltene Reden, unter welchen ſich manche beſonders auszeichnen, geliefert. Zu den voranſtehenden 2 Taufreden hat der D. Schlegel in Riga, ein neues von ihm ſelbſt entworfenes Taufformular gefügt, bey deſſen Abfaſſung aber, wie der Augenſchein lehrt, manche anderweitig gegebene Winke und neuerlich bekannt gewordene Liturgien, unter andern die neue Heidelbergſche, genutzt. Es beſteht aus einer kurzen Anrede an die Verſammlung, einem langen Gebet, der öffentlichen Vorleſung des ſogenannten apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, doch in der vielfachen

Zahl, wir glauben an Gott den Vater ꝛc. nebst der einzigen beygefügten Frage: „Wollen Sie, im Namen der Eltern, daß dies Kind auf diesen Glauben getauft und darin „erzogen werde?“ worauf denn ein Schlußgebet, das Vaterunser und der Segen folgen. Dieses Formular hat sichtbare Vorzüge vor demjenigen, welches man so lange Zeit durch Misverstand und blinde Anhänglichkeit aus Luthers Katechismus entlehnt hat; gleichwohl kann Rec. dasselbe nicht zum Muster empfehlen, da es noch mancher Verbesserung bedarf. So sieht man z. B doch gar keinen Zweck, warum der Täufling an seiner Stirn und Brust noch immer das Zeichen des Kreuzes Christi empfangen soll; es wäre denn daß man es in den dasigen Gegenden aus Gefälligkeit gegen die herrschende russische Nation, welche ein öfteres Bekreuzigen zu den Religionspflichten rechnet, thun wollte. Auch mißfällt an diesem Formular, wie an manchem andern neuerlich vorgeschlagenen, die unnütze Weitschweifigkeit. Kann man denn diejenigen Gebräuche, über deren Beschaffenheit, Nutzen ꝛc. sich doch wenig Befriedigendes sagen läßt, nicht ihrer uralten Simplicität näher bringen? — Uebrigens nimmt der Herausgeber bey dem erwähnten Taufformular, in dem kurzen Vorbericht, Anlaß zu Aeußerungen, die von seinen guten Einsichten zeugen. Indem er nämlich sehr richtig erinnert, es laufe ganz wider die Absicht Luthers, welcher durch seine vorgeschlagenen Formulare (die für unsere aufgeklärten Zeiten durchaus unschicklich sind,) nur den einfältigen Pfarrherren zu Hülfe kommen wollte, daß man die Prediger zwingt, sich derselben zu bedienen: „ohnerachtet „sie, die Prediger, größtentheils derselben nicht bedürfen, „und selbst wohl wissen und verstehen, wie sie die Sacramente administriren sollen,“ wobey er öffentlich erklärt, daß man es in den dasigen Gegenden den Predigern nicht zum Fehler anrechnet, wenn sie nicht ängstlich bey den alten Formeln bleiben. Ein solches Urtheil von einem Mann, der nach Anzeige des Titels, selbst Mitglied des rigischen Oberconsistoriums ist, flößt dem Rec. den Wunsch ein, daß doch in jedem Consistorium dergleichen aufgeklärte und helldenkende Männer möchten vorhanden seyn. Wie auffallend war dagegen das Betragen eines andern dasigen Consistoriums, nämlich zu Wiburg, welches von 1771 an etliche Jahre hindurch, den Probst Sarberg heftig verfolgte, weil er nicht glauben wollte, daß Wind, Hagel, böse Krankheiten u. dergl. vom

Teufel

Teufel könnten erregt werden: wovon noch neuerlich ein Auszug aus den darüber geführten Proceßacten, manchem unaufgeklärten Consistorium zur heilsamen Warnung, im Druck erschienen ist.

Nach einer erhaltenen zuverläßigen Nachricht, ist die unschickliche und oft anstößige Privatbeichte in den dasigen Gegenden gar nicht im Gebrauch, sondern allezeit werden vor der Abendmahlsfeier blos öffentliche Ermahnungsreden gehalten. Daher verdient es Verwunderung, daß gar keine solchen sogenannten Beichtreden in beiden vorhandenen Bänden dieser Casualbibliothek vorkommen. Von geschickten Predigern, die oft dergleichen halten, läßt sich schon etwas mehr, als Alltägliches erwarten. Vielleicht liefert der Herausgeber in dem versprochenen dritten Band wenigstens etliche Proben davon.

Jk.

Repertorium für denkende Bibelverehrer aller Konfessionen, von J. K. Pfenninger, Pfarrer an der Waysenhauskirche in Zürich. Zweyter Band. 1786.

Unsere Leser kennen diese periodische Schrift hinlänglich. Weitläuftige Auszüge aus den sich immer ähnlich bleibenden Fortsetzungen sind also wohl nicht nöthig. Vor diesmal nur einige Gedanken über einige der merkwürdigern Aufsätze im zweyten Stück. Ueber Büschings Theses von der Typischen Theologie kommen einige Reflexionen vor, die darthun sollen, daß sie unschriftmäßig sind. *) B. behauptet, „daß es unerweislich sey, daß das Heiligthum mit seinen „Theilen und Sachen die Festtage, die Opfer, die Priester, „die Beschneidung, das Osterlamm u. s. w. Vorbilder von „Jesu Christ, und desselben Religion, und zum Theil vom „Himmel gewesen wären, oder daß das levitische Gesetz nichts „anders, als das in heilige Dunkelheit eingehüllte Evangelium sey.“ „Denn (sagt B.) 1) sagt Moses uns nichts „davon, 2) in allen heiligen Büchern der Juden ist auch kein

*) In seiner Akroasis über die Geschichte der jüdischen Religion, oder des Gesetzes. Berlin. 1779.

„deutlicher und überzeugender Beweis für diese Meynung zu „finden. 3) Der Stifter der christlichen Religion hat auch „niemals gesagt, daß er durch jemand, und durch etwas zur „Religion der Juden gehöriges vorgebildet worden sey. Seine „Apostel sagen auch nichts von der vorbildlichen Absicht der „jüdischen Religion. Und obgleich Paulus um der Christen „aus den Juden willen vornehmlich im Briefe an die He„bräer Kap. VII. 10“ (soll wohl heißen VII – X?) „sich „in die bey den Juden beliebte Allegorie aus Herablassung „einläßt, oder sonst jüdische und christliche Sachen mit einan„der vergleicht, so kann doch daraus kein gründlicher Beweis „für die Meynung von den Vorbildern hergeleitet werden.“ Der B. der Gedanken über diese Behauptungen des Herrn B. denkt, daß die Typen Nebenbeweise der Wahrheit des Christenthums, die ihre Annehmlichkeiten haben, sind, daß die Argumente von B. nichts beweisen. Den 3ten und 4ten Beweis sucht er durch Anführung der Worte der Einsetzung des Abendmals, in denen des Bluts des neuen Bunds Erwähnung geschieht, und durch Erwähnung des Inhalts eines Theils des Briefs an die Hebräer zu entkräften. Er meynt, wenn Paulus hier nur aus Herablassung gegen die aus Juden bekehrten Christen die Typen zu adoptiren scheine, so könne auch B. nur den heutigen Christen aus den Philosophen zu gefallen sich auf die beliebte Widerlegung der Typik eingelassen haben. Wir denken, daß Hr B. leicht zeigen könne, daß er nicht recht verstanden worden, wenn aus seinen Worten gefolgert werden soll, Paulus habe, seiner Meynung nach, die Typen als Beweise ad hominem, und also auch als Mittel, Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums bey gewissen Menschen zu bewirken verworfen. Eben so wird wohl Hr. B. nicht läugnen, daß die Vorsehung die damalige Auslegungsmethode der h. Bücher, die einige jüdische Lehrer befolgten, als ein Mittel gebraucht habe, dem Christenthum Eingang zu verschaffen. Aber wir denken, daß er annimmt, was wir auch annehmen. Die ältern Juden wußten von dieser Lehre von Vorbildung der künftigen Güter des Messiasreichs durch die levitische Gebräuche u. s. w nichts. Die Juden zu Jesu Zeit suchten zwar in der Stiftshütte den Opfern u. s. w. eine geheime Bedeutung höherer Dinge, waren aber wohl nicht einig, worin diese Dinge bestünden. Paulus würde in den Briefen

an

an die Galater und Hebräer andere Beweiſe der Vortreflichkeit des Chriſtenthums anführen, wenn ers nicht mit Schwachen und mit bloſſen Anhängern zu thun hätte. Dieſe letzte Behauptung iſt ſo wenig als die andern nur eine leere unerweisliche Vermuthung. Paulus macht in der Epiſtel an die Galater die Sara zum Typus der neuen, und die Hagar zum Typus der alten Oekonomie. Daß Paulus ſo wenig dafür hält, daß Sara darum in der Welt gelebt, um das neue Teſtament vorzubilden, als Philo annimmt, daß z. B. Nimrod darum dieſen Namen bekommen habe, um die ſinnlichen Menſchen, die von der Tugend abfallen, zu bezeichnen, und daß die Rieſen vor der Sündfluth nicht exiſtirt haben würden, wenn ſie nicht hätten Vorbilder der Sklaven der Sinnlichkeit ſeyn ſollen, wird niemand zweifeln. Auch iſt wohl nicht glaublich, Paulus meyne, Moſes habe darum die Geſchichte von Hagar und Sara erzählt, oder Philo glaube, er habe darum die Geſchichte von den Rieſen aufgezeichnet, damit die Nachkommen, welche ſeine Bücher leſen, dieſe verborgene Bedeutung darin fänden. Sondern beyde finden es erbaulich, die alten Geſchichten zu Vehikeln ſolcher Wahrheiten zu machen. Vielleicht daß ſie auch die Idee begünſtigen, die Vorſehung habe dieſe Geſchichten auch darum aufzeichnen laſſen, damit ſie einſt Mittel würden, dergleichen erbaulichen Gedanken zu erwecken. Daß aber Paulus die, welche Vorbilder lieben, für ſchwach hält, iſt wohl daraus zu ſchließen, daß er ſagt, er wolle κατα ανθρωπον reden, wo er die Verheißung vom Saamen Abrahams auf den Meſſias anwendet. *) Nur ungelehrte Helliniſten konnten es merkwürdig finden, daß in derſelben das Wort Saamen in der einfachen Zahl vorkomme, und daraus folgern, man ſey um ſo viel eher einen geheimen Sinn in dieſen Worten zu finden befugt. Auch ſind es wohl nur ſolche Schwache, die das Räſonnement vom neuen Bund und Teſtament, im Briefe an die Hebräer Kap. 9, belehrend finden ſollen und können. Sie ſollten die Opfer für Vorbilder des Todes Jeſu, den alten Bund für ein Vorbild des neuen Bunds halten. Aber ſind ſolche Ideenaſſociationen, wie

*) Gal. III. 16. Ου λεγει και τοις σπερμασι ως επι πολλων αλλ' ως εφ' ενος και τω σπερματι σου, ος εστι χριστος.

die διαθηκη. Bund, und διαθηκη Teſtament, Tod des Bundsopfers, und blutiger Tod des Teſtamentmachers wohl für andere, als ſolche Anhänger in der Erkenntniß gemacht, denen die Ideenübergänge nach den Geſetzen der Aehnlichkeit geläufig ſind?

Der V. der Briefe über die Offenbarung Johannis an Starke die ſchwach heißen, hat in dieſem zweyten Stück des Repertoriums einige Einwendungen eines Katholiken zu beantworten geſucht. Dieſer hatte ſich darüber beſchwert, daß der V. die Babylon der Apokalypſe für Rom, ſo fern es der Sitz der päbſtlichen Hierarchie iſt, erkläre. Er bleibt bey ſeinen Gedanken, ſucht ihn aber dadurch zufrieden zu ſtellen, daß er erklärt, alles was das Bild des Weibs in der Apokalypſe ausmache, betreffe nicht die Grundſätze und Glaubensartikel der erleuchteten Katholiken, ſondern einzig und allein den Mißbrauch dieſer Grundſätze und Kirchenlehren. (Aber der Verfolgungsgeiſt der römiſchen Kirche, (der einen Zug im Charakter der apokalyptiſchen Hure macht) iſt ja nicht etwa blos aus Mißverſtand und Mißbrauch der Lehre, daß man zur Annehmung des wahren Glaubens gezwungen werden kann, entſtanden. Die Anſprüche Roms auf die abgöttiſche Verehrung ſeiner geiſtlichen Gewalt iſt ja eine nothwendige Folge der Lehre de poteſtate Clavium!) Der V. beklagt ſich beyher über das Urtheil eines Recenſenten der A. D. Bibliothek über ſeine Schrift. Wir können nicht in Detail gehen, und unterſuchen, ob die moraliſchen Beweiſe, die der V. in der Apokalypſe gefunden hat, künftige Begebenheiten vorauszuſagen, recht gewürdigt worden. Nur dies. Wir haben das Buch geleſen, und finden es ſchlechter, als eine Menge apokalyptiſcher Kommentare, die in den vorigen Zeiten, und auch in unſerm Jahrhundert herausgekommen ſind, und ungefähr eben die Meynungen enthalten, aber ſie großentheils weit beſſer unterſtützen. Wer andere ſolche Auslegungen geleſen hat, findet in dieſer nichts neues, wohl aber alte Einfälle wiederholt. Wenn der V. uns den Beweis abfordert, ſo ſind wir geneigt ihn vorzulegen, wenn er den Fleiß auf deſſen Prüfung zu wenden verſpricht, den der Recenſent dieſer Schrift ſeiner Meynung nach auf ſeine Beweiſe nicht gewandt hat.

Der

Der XXIII. und XXIV. Art. dieses Stücks enthalten ein Schreiben von den Ursachen des schlechten Zustands des Christenthums in unserer Zeit, nebst dessen Beantwortung. Der V. fragt den Herausgeber über seine Meynung, woran es wohl liegen mag, daß sich der Gott der Bibel in unsern Tagen den seinigen nicht mehr, wie ehemal (in augenscheinlichen Gebetserhörungen, Eingebungen, u. s. w.), offenbart? und warum, wenns am Unglauben der heutigen Christen liege, diese nicht durch seine Gnade das Vermögen zu glauben erhalten? Der Verf. schließt mit den Worten: „wenn wir wie die Juden Zeichen verlangten, oder gar uns „die Lust ankommen ließen, des Herrn Zukunft zu erleben, „wenn wir aus Passion, um vor der Welt, und wegen der „Welt nicht am Evangelium zu scheitern, Erfüllung und Erhörung unserer Bitten verlangten, — denn aber umsonst „verlangten — ich könnts fassen . . der kluge Vater duldet „an den seinen kein Argliſteln und kein Stolzieren. — Ach „nicht unter Lichtgestalt, u. s. w.“ Der Herausgeber fühlt sich hier gewaltig im Gedränge, und hilft sich mit der so gewöhnlichen Ausflucht, es mangle am Glauben! Ja, was der Verf. am Ende die Lauterkeit der Absichten der nach Gottes Offenbarungen dürstenden Christen zu rechtfertigen vorgebracht hatte, gebraucht er (seltsam genug!) als einen Grund, diesen Glaubensmangel zu erweisen. Die Christen sollten also (nach Hrn. Pf.) frisch weg glauben, Gott werde sich ihnen in Gesichten, durch Wunder u. s. w. offenbaren, so oft sies nur wünschen. (Aber würde denn der Bibelgott nicht eine allzu harte Forderung an die Christen des 18ten Jahrhunderts thun, wenn er von ihnen den Glauben der Patriarchen und Propheten forderte, ohne sie wie die Patriarchen und Propheten von der Vernunftmäßigkeit desselben überzeugt zu haben? Der Verf. kann wohl mit dieser Antwort schwerlich zufrieden seyn. Er wird dem Herausgeber sagen: Lieber Freund! Es war aber keine große Kunst in jenen Zeiten zu glauben, was man so oft sah von Vätern und Großvätern hörte, daß es geschehen sey. Der Glaube wurde jenen Menschen in die Hände gegeben. Aber wir sehen nichts, und hören nichts!) Hr. Pf. schließt mit einer Vermuthung, wie es zugehen möchte, daß die gehofften Zeiten der nähern Gemeinschaft mit Gott für die schwachgläubigen Christen unserer Tage endlich kämen. Es müssen, sagt er, Christen in der Welt seyn, so gewiß

wiß ein Christenthum im Himmel ist, auch apostolische Christen, „reinere Wesen Gott nähere Menschen, nicht eben in irgend einer bekannten Kirche, Kommün, Sekte; Christen, die das haben, was wir nicht haben, und es zu haben wünschen. Diese müssen uns mit dem Herrn menschlich sprechen lehren.“ „Diesen wird, wenn unsere Stunde gekommen, unser Bedürfniß und unser Verlangen nach dem einigen Nothwendigen offenbar werden. Eine oder mehrere Gestalten werden ihnen erscheinen, wie dort dem Paulus im Traum ein Macedonier, der ihm sagte, komm in Macedonien hinüber, und hilf uns. Ein Zug des Vaters wird sie zu uns ziehen. Erst werden wir uns unter ihre Johannitische Axt an der Wurzel demüthigen müßen. Denn werden sie den Gebeugten sagen: Sehet, das ist unser Gott!“ Die Aeußerung konnte wohl Schwärmer oder unredliche Menschen veranlassen, einen Versuch zu wagen, sich solchen, die dergleichen Erwartungen nähern, als dies apostolischen Christen anzukündigen, und sie wenigstens eine Zeitlang mit leeren Versprechungen hinzuhalten. So etwas ließe sich sehr natürlich erwarten, wenn man nach den häufigen Beyspielen von getäuschten Erwartungen übernatürlicher Erscheinungen, und solcher Dinge mehr, die durch Schwärmer und Betrüger in unserer Zeit veranlaßt worden, urtheilen wollte.

Gzf.

Johann David Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des Alten Bundes. Des Ersten Theils, welcher die Einleitung in die einzelnen Bücher enthält, erster Abschnitt. Hamburg, bey Bohn. 1787. in 4. 352 Seiten.

Nun kommt also auch die Reihe an dieses Werk, zu dessen Ausarbeitung der verdienstvolle Verfasser schon vor vielen Jahren die angenehme Hoffnung gemacht hatte. Es muß jedem Gelehrten erwünscht seyn, bey reiferen Jahren vor der Vollendung seiner gelehrten Laufbahn über seine frühere Untersuchungen retractationes anzustellen, und ihnen curas posteriores widmen zu können; und für den Leser interessant

und

und unterrichtend, zu bemerken, wie weit ſich die Einſichten eines forſchenden Schriftſtellers gleich geblieben ſind, oder ſich verändert, verbeſſert, oder (wie zuweilen nach dem Gang des menſchlichen Geiſtes der Fall ſeyn muß) ſich verſchlimmert haben. Einen großen Theil der den Hiob und die Moſaiſchen Schriften betreffenden Unterſuchungen, welche dieſen Band füllen, hatte der Verf. ſchon vor mehreren Jahren zerſtreut bekannt gemacht: nun revidirt und erweitert er ſie, und ordnet ſie zu einem neuen Ganzen, zuweilen mit Verlaſſung ſeiner ehemaligen Meynungen. Reich an ganz unbekannten Ideen kann daher dieſer Band nicht ſeyn: deſto mehr Neues läßt ſich über die übrigen Schriften des A. T., worüber er ſich ehedem noch nicht ſo ausführlich geäußert hatte, in Zukunft erwarten.

Beym Hiob nimmt der Verf. noch immer mit Recht an, daß er eine moraliſche Dichtung ſey: wenn er aber glaubt, daß dabey gar nichts Hiſtoriſches zu Grunde liege, ſo finden wir doch die gegenſeitige Meynung nicht gehörig und befriedigend widerlegt. Bey dieſer Materie kömmt der Verf. auch auf die in der Polyglotte befindliche ſyriſche Nachricht vom Hiob, welche ſehr gut erläutert wird. Indeſſen hat der Verfaſſer den richtigeren Text derſelben in Catalog. bibl. Vatic. T. II. p. 16 nicht vor Augen gehabt, der alſo in Zukunft noch zu vergleichen wäre. Die Moral der Fabel iſt ihm: „Glück und Unglück, ſelbſt das Größeſte, und bis ans Ende des Lebens dauernde, iſt in dieſem Leben nicht nach Verdienſt ausgetheilt; zwar ſehr oft ſieht man den Tugendhaften glücklich, und den Laſterhaften von allem Unglück verfolgt; aber auch oft das gerade Widerſpiel, die Tugend bis ans Ende äußerſt unglücklich, und das höchſte Laſter bis an das Ende des Lebens höchſt beglückt. In dieſer Welt iſt der Schauplatz der Gerechtigkeit Gottes; wir glauben ſie, aber wir ſehen ſie nicht: es ſteht ein Leben nach dem Tode bevor, voll Strafen und Belohnungen, ſogar auch eine Auferſtehung des Leibes, und in dieſer zukünftigen Welt werden die Tugendhaften glücklich, die Böſen aber unglücklich ſeyn (S. 23)." So beharrt alſo der Verf. bey ſeinen alten Erklärungen vieler Stellen noch immer; er vertheidigt ſie ſogar heftig auf den folgenden Seiten. Dies hindert uns nicht geradezu zugeſtehen, daß wir in den Stellen, welche der Verf. zur Vertheidigung ſeiner Meynung braucht, ſeine Ueberſetzung und Erklärung

nicht

nicht annehmlich finden, sondern vielmehr auf die Seite derer treten, die glauben, daß im Hiob nichts von einem bessern Leben vorkomme. Gegen den Verf. scheint auch hauptsächlich Hr. Eichhorn seine Abhandlung von Hiobs Hoffnungen im 2ten Stück des 1sten Bandes seiner allgemeinen Bibliothek der biblischen Litteratur gerichtet zu haben, auf die wir der Kürze wegen verweisen. Dagegen haben wir mit vielem Vergnügen des Verf. Bemerkungen über die feine Ausbildung der Fabel, die entworfene Charactere, das Wachsende in den Reden, und den Unterschied der Kenntnisse, welche der Verfasser des Hiob in die einzelnen Reden gebracht hat, gelesen. Noch immer bleibt der Verfasser, aller gemachten Erinnerungen ungeachtet, bey der Meynung, daß die Scene der Unterredung nach Damascus hin, vom Dichter verlegt worden sey, welches uns (wie andern) unnöthige Schwierigkeiten ins Ganze zu bringen scheint, da sich auf Idumäa alles so schön paßt. Sehr ausführlich handelt der Verf. vom Alter des Buchs, und seinem Verfasser. Noch niemand hat die Meynung, daß Hiob ein Werk des Salomo sey, so verschönert und ausgeschmückt, als der Verf. gethan hat, ob er gleich selbst aus sehr wichtigen Gründen dagegen ist, und immer noch für Mosen streitet, der es zum Trost Israels während der ägyptischen Drangsale, nach einer schon alten Meynung aufgesetzt haben soll. Der Verf. nimmt alle seine Beleſenheit und seinen ganzen Scharfsinn zusammen, um dieser Hypothese die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Indessen fehlt zur Ueberführung noch viel, worüber wir aber uns hier nicht einlassen dürfen, weil alles, was dagegen gesagt werden kann, von Herder und Eichhorn fast erschöpft ist. Schön sind besonders die Abschnitte über Hiobs Krankheit, und die kritischen Hülfsmittel bey diesem Buch. Es ist ein eigenes Verdienst, daß der Verf. den innern Gehalt jedes einzelnen alten Uebersetzers besonders würdiget, und den Gebrauch von jedem dadurch erleichtert: desto mehr ist es zu bedauern, daß schon bey den Büchern Mosis dieser kritische Abschnitt so abgekürzt ist, daß er gegen die Fülle desselben beym Hiob auffallend absticht.

Ueber die Schriften Mosis findet man viel Schönes gesagt. Ausführlich sucht der Verfasser zu zeigen, daß Moses wirklich Urheber der ihm beygelegten Werke sey — die Gründe sind die schon bekannten, die nur hie und da durch

eine

eine dem Verf. eigene Bemerkung eine neue Wendung oder gröſsre Stärke erhalten. Er geht die verschiedene Perioden der hebr. Geschichte durch, in welche man vielleicht die Abfassung derselben zu setzen in Versuchung kommen könnte, und zeigt sehr deutlich, wie wenig Wahrscheinlichkeit alle mögliche Hypothesen dieser Art haben. Darauf wendet er sich besonders zur Genesis, die aus schriftlichen Quellen zusammengesetzt ist, doch ohne mündliche Ueberlieferungen auszuschlieſsen. Dabey glaubt er, daſs Moses seine Quellen nicht ganz ausgeschöpft, sondern nur von ihnen so viel gebraucht habe, als ihm zu seiner Absicht, Geschichte seines Volks zu schreiben, zweckmäſsig vorkam. Er habe manche Stücke zwar wörtlich, mit einzelnen Einschaltungen zur Deutung des Veralteten und Unbekannten, eingerückt; aber in den meisten Stellen frey, mit Beybehaltung seiner eigenen Worte erzählt. Aber die Abtheilung seines Werks in fünf Bücher komme von ihm selbst nicht her. — Ueber den samaritanischen Pentateuch verbreitet er sich ausführlich, doch ohne viele eigene neue Bemerkungen. Eine kurze Anzeige der kritischen Hülfsmittel bey den Mosaischen Schriften schlieſst diesen Band.

Fragt man nun, in welchem Verhältniſs die Michaelisschen Untersuchungen und Resultate mit den Eichhornischen in seiner Einleitung ins A. T. stehen: so kann man zwar eine allgemeine Uebereinstimmung in vielen Stellen nicht verkennen: aber beyde Werke weichen doch auch wieder sehr von einander ab, und werden daher neben einander ganz bequem bestehen können. Herr Eichhorn selbst hat in seiner allgemeinen Bibliothek das Verhältniſs derselben, wie uns dünkt, richtig bestimmt. Bey gemeinschaftlichen Resultaten, sind doch gröſstentheils die Beispiele verschieden; Herr Michaelis nimmt oft auf Dogmatik und den Gebrauch seiner Gedanken in derselben Rücksicht; er denkt sich die Welt, aus welcher die Schriften her sind, schon etwas gebildeter; besonders beantwortet er alle Streitfragen mit groſser Ausführlichkeit; selbst wenn sie schon oft beantwortet sind, so, als wären sie noch nicht beantwortet — woraus eine gewisse Fülle entstanden ist. Herr Eichhorn kehrt sich an keine Dogmatik, und ist unbekümmert, was sie von seinen Resultaten für Gebrauch machen wird; er denkt sich die Welt, aus welcher die Schriften her sind, noch in einem tiefen Kindheitszustand, und ist mehr damit beschäftiget, Beweise für seine Gedanken und Resulta-

sultate zu geben, als fremde Gedanken und Aeußerungen zu widerlegen. Aeltere Meynungen stehen daher meist nur mit ein paar Worten in den Noten. Indessen nimmt Hr. Michaelis kaum ein paarmal namentlich Notiz von der Vorarbeit des letztern. Vielleicht um seinen eigenen Gang desto ungehinderter zu gehen!

Fw.

Libri historici Vet. Test. Iosua, Iudices, Ruth, Samuel, Reges, Chronici, Esra, Nehemia et Esther, ex recensione textus hebraei et versionum antiquarum latine versi, notisque philologicis et criticis illustrati a *Io. Aug. Dathio*, Th. D. et Pr. ling. hebr. ord. in acad. Lips. Halae, sumt. Orphanotrophei. 1784. 927 Seiten, gr. 8.

Wenn Kenntniß der Sprache, aus der man übersetzt, Reichthum und Gewandheit in derjenigen, in welche man überträgt, langes Studium der Sachen selbst, und überhaupt heller Kopf mit gewissenhafter Genauigkeit verbunden sind, so kann man allerdings etwas vorzüglich Gutes und Brauchbares erwarten. Dieses ist bey Hrn. Dathe und dessen gegenwärtigem Werke der Fall, das Rec. als wörtlich genaue lateinische Uebersetzung des alten Testaments jeder andern vorzieht, und in dieser Rücksicht angehenden Theologen bey Lesung des Originals sehr empfiehlt. Da aber zwischen dem Genis der hebräischen und lateinischen Sprache eine solche Kluft befestigt ist, daß sie, ihrer Natur nach, nur selten ganz zusammentreffen können, so ist hier natürlich nur von dem die Rede, was zwey so verschieden gebaute Sprachen zulassen. Denn, wie gesagt, hebräische Denk- und Sprechart, als belebter Körper betrachtet, ist so eigen gewachsen, mit solchen seltenen Höckern und krummen Theilen, mit solchen Buckeln und Auswüchsen versehen, daß sich durchaus kein anderes fertiges Sprachgewand, würde es auch von der Hand des geschicktesten Meisters in Falten gezogen, an alle Glieder genau anschmiegen kann. Soll nun gar das steife römische Gallakleid dazu genommen werden, so paßt das noch weniger, und

und man muß sich dann doppelt wundern, wenn es nur an den meisten Theilen passend gemacht wird.

Die Einrichtung dieses Theils ist ganz den andern schon bekannten Theilen des Pentateuchs, der großen und kleinen Propheten desselben Verfassers gleich, nur glaubt Rec. hier eine Hand gewahr zu werden, die durch die andern Arbeiten geübter wurde, aber auch, wie es oft von geübten Personen geschieht, hin und wieder flüchtiger arbeitete. Dabey dürften auch wohl freimüthige Bibelforscher die sonst lobenswürdige Gewissenhaftigkeit des Verfassers bisweilen in Aengstlichkeit, und einigemal in Anhänglichkeit an etwas Altem ausarten sehen, das man von dem Verbesserer der Glassischen Philologie nicht erwartet. Rec. will jetzt nur noch einige Bemerkungen hiehersetzen, wie er sie bey Lesung des ersten Buchs der Könige zu machen Gelegenheit hatte, die zum Theil als Beispiele zum Gesagten dienen können. Gleich der Anfang lautet so: Cum rex David consenuisset et aetate esset provecta, ita ut *vestibus* quoque rectus non incalesceret, suaserunt ei aulici eius, ut puella — — eum foveret, quae in eius amplexu cubaret, et sic eum calefaceret, בגד heißt zwar sonst vestis, hier aber wegen des Zusammenhangs, wie an mehrern Stellen, z. E. Sam. 19, 13. Amos 2, 8. involucrum dormitorium. Wenn die Kleider öfters besonders von ärmern Leuten, als Deckbetten, Schlaftücher ꝛc. gebraucht wurden, so war das doch wohl nicht beim Könige der Fall, der wahrscheinlich seine besondern Nachttücher hatte. Bey vestibus dürfte aber wohl der größte Theil der Leser nur an Tageskleider denken. Vers 3 heißt es: *Abisagam Schu* — namitam etc. warum sa und schu? im Texte ist beides einerley Schin. Sollte der Anfang den Unterschied verursachen, so müßte es auch heißen Schaul, Schelomo etc. da doch der Verf. Saul, Salomo etc. setzt. Vers 9. ist מרוא durch bubalus übersetzt. Man sieht, der Verf. folgt dem Bochart, da andere es lieber, wie bey Ezech. 39, 18. Amos 5, 22 ꝛc. durch quodque saginatum geben. Vers 11 — 14. Adonia warf sich als König auf; Nathan gab daher der Bathseba den Rath zu David zu gehen, und ihn an sein eidlich Versprechen zu erinnern, daß Salomo, (nicht Adonia) nach ihm den Thron besteigen solle. Hierbey macht der Verf. die Anmerkung: haec quidem alibi non leguntur, sed ex 1 Chron. 22, 9. 10. 11. constat, Salomonem *a Deo ipso*

destinatum Davidis successorem fuisse. Rec. versteht das so, als wollte Hr. Dathe damit eine andere als die gewöhnliche, ordentliche und allgemeine Wirkungsart Gottes bey der Wahl Salomos zum Könige annehmen. Allein die Bibelsprache schreibt ja in unzähligen Stellen das, was Menschen thun, Gott zu, wie es der Verf. in seiner Ausgabe des Glassius an mehrern Orten recht schön andeutet. Ferner muß hier die in diesem Stück ausführlichere und ältere Erzählung im B. der Könige, den Sinn der kürzern und jüngern im B. der Chronik bestimmen, nicht umgekehrt. Schlägt man aber 1 Chron. 22, 9—11 nach, so findet es Rec. nicht einmal so bestimmt im Texte. Hr. D. übersetzt zwar: sed filium mihi *nascendum*, qui vir quietus sit futurus, et cui quoque quietem ab omnibus hostibus suis sit conciliaturus, Salomonem propterea *vocandum*, quod pace et tranquillitate Israelitae eius aetate fruituri sint, etc. worinn er mit der Vulgate und Luther übereinstimmt; allein Sprache und Geschichte erlauben es nicht. בן יולד ist nicht nascendus, so daß Salomo damals noch nicht gebohren gewesen wäre, sondern natus; „mein gegenwärtiger Sohn solle regieren.“ Nun ist aber auf das (V. 8.) vorhergehende ויהי עלי דבר יהוה (D. Iehova mihi dici iussit) dem Genius der Sprache gemäß, kein Nachdruck zu legen, sondern es heißt auf Deutsch nichts weiter, als: „ich dachte,“ oder „meine Vernunft sagte mir.“ Wider nascendus würde auch die Geschichte streiten; denn David faßte den Gedanken, dem Nationalgott Jehova einen Tempel zu errichten erst alsdann, da er sein eigen Schloß gebauet hatte. Wäre damals Salomo noch nicht gebohren gewesen, so konnte er bey Davids Tode, der wenig Jahre nachher erfolgte, nicht das Alter haben, das er bey dem Antritte seiner Regierung wirklich erreicht hatte. Diesem widerspricht auch nicht der Beisatz כי שלמה יהיה שמו, weil das Futurum (abermals nach Hrn. D. Grundsätzen) ein Aoristus ist. Rec. übersetzt: „deshalb heißt er Salomo, Friedlieb.“ Andere Bemerkungen unterdrückt Rec., da der Werth des Buchs entschieden ist.

A.

b) Ka-

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Geschichte und Gründe aller Religionen, die besten für die beste; in zehen Gesprächen, mit den Religionsverordnungen und Verfolgungen der römischen Kaiser; vom Verfasser der Schrift: was ist der Kayser? F. de K. Il n'y a, que la lumiere, qui luit, i. e. Irrthum klärt nicht auf; Wahrheit muß es seyn. Augsburg und Ingolstadt, 1784. 8. 813 Seiten, und 14 S. Einleitung und Inhalt.

Dieses Produkt der katholischen Litteratur ist uns etwas spät zu Gesichte gekommen, und dies ist die Ursache, warum die Anzeige desselben so lange zurückgeblieben ist. Der Verf. verspricht viel, nämlich die Geschichte und Gründe aller Religionen, man muß sich aber durch dieses große Versprechen nicht irre führen lassen. Denn er untersucht nicht als ein unbefangener Geschichts- und Wahrheitsforscher, sondern als ein Katholik, der von dem hohen Begriff von Autorität der Kirche und Kirchenglauben ausgehet, und damit endiget.

Die Gespräche fangen als Unterredungen zwischen einem in seiner Religion schlecht unterrichteten, und im philosophischen Denken ungeübten Protestanten, und einem alles, was die Kirche sagt und befiehlt, für wahr, oder wenigstens verbindlich haltenden Katholiken, an. Jener wird, wie natürlich, bald bekehrt, theils weil seine theologische Vorstellungen den Begriffen der römischen Kirche sehr nahe verwandt sind, theils weil er gutmüthig genug ist, über das Mangelhafte in den Briefen seines Bekehrers hinwegzusehen, und ihm Prämissen zuzugeben, welche nimmermehr zugegeben werden können. Z. B. von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmal, worauf der schlaue Katholik mit leichter Mühe sein Transsubstantiationssystem und Meßopfer bauet; von der Nothwendigkeit, die kleinste Sünde abzubüssen, woraus er das Fegefeuer folgert; von einer äußerlichen Vereinigung der Christen in ein Glaubenssystem, woraus er die Authorität des römischen Bischofs herleitet u. s. w. Man höre über diesen letztern Punkt den Katholiken. Ich

stelle mir, sagt er, die Sache also vor: a) „Der Hr. Jesus hat es also angeordnet, daß alle Wahrglaubige eine Versammlung, eine Gemeinde, ein Corpus ausmachen sollen; b) eine Glaubensversammlung muß einen Mittelpunkt haben, mittelst welchen sich die Mitglieder der Gemeinde versammeln, c) dieser Mittelpunkt ist der Bischof zu Rom.“ i. q. e. d. Da der arme Tropf von einem Protestanten die beiden ersten Punkte ohne alle Einschränkung zugegeben hatte, so war es dem Bekehrer leicht, seine Bedenklichkeiten über den dritten Punkt zu widerlegen! Und so geht das Bekehrungsgeschäft durch das ganze Werk hindurch. Eben so einseitig und willkührlich sind Geschichte und Gründe aller Religionen dargestellt.

Das endliche Resultat fällt dann, wie man es allerdings erwarten mußte, dahin aus, „daß der einfältigste katholische Handwerker vor dem aufgeklärtesten protestantischen Selbstdenker unendlich viel zum voraus, am besten habe.“ Nämlich den Glauben an die unfehlbaren Aussprüche einer unfehlbaren Kirche.

Für manche protestantische Gegenden und Personen wäre es wohl der Mühe werth, dieses Buch genau zu beleuchten, seine Scheingründe ins rechte Licht zu setzen, und seine Blössen aufzudecken. Vorzüglich aber wünschte Rec., daß alle diejenigen protestantischen Theologen das Buch lesen möchten, welche durch ihr Verschreyen der Vernunft, durch ihr Anpreisen des Glaubens, durch so manche krasse Vorstellungen christlicher Glaubenslehren — den Katholiken näher kommen, als sie denken mögen, oder ihnen wenigstens den Bekehrungseifer unter einfältigen Protestanten so sehr erleichtern.

Ehrenrettung Gregor des Siebenten, oder Pabstes Hildebrand, gegen dessen alte und neue Verläumder; zugeeignet den heutigen Herren Aufklärern der Geschichtskunde, als dem Herrn Verfasser der Geschichte der Deutschen; dem Herrn Verfasser der sogenannten Staatsanzeigen; dem Hrn. Hiltebrand; Herrn Schmids Vertheidiger; dem Hrn. von Geußau, Verfasser einer chronologischen Lebensbeschreibung der Päbste; dem Herrn Verfas-

ser

ser eines Todtengesprächs zwischen Gregor VII. und Luthern; dem Lobsprecher des Herrn von Voltaire, Verfasser des Essay sur l'histoire universelle etc. von einem Verehrer Gregores. Erster Band. Presburg und Freyburg, 1786. 8. 584 Seiten.

Ehrenrettung Gregor des Siebenten, aus den glänzendsten Zeugnissen vieler und ansehnlichster Zeitgenossen, gegen wenige, sehr unrichtige und verleumderische Skribenten seiner Zeit. Zweyter Band. Mit fortlaufender Seitenzahl, von 585 bis 1120.

Der Verf. hat ein schweres Werk übernommen, aber er hat es auch mit sehr leichter Mühe ausgeführt, denn er erklärt alle Schriftsteller für Verläumder, die Gregor VII. mit historischer Wahrheit geschildert haben, diejenigen aber für die glänzendsten und ansehnlichsten Zeugen, welche diesen Stifter der Hierarchie vertheidiget haben. Rec. glaubt nicht nöthig zu haben, von diesem Buche mehr zu sagen, die Leser werden aus dem angeführten schon abzunehmen wissen, in welche Klasse es gehöre. Zum Ueberfluß wollen wir noch die Ueberschriften von einigen Paragraphen anführen. §. 7. Hildebrands göttlicher Beruf zum Pabstthum. §. 9. Dessen strenges aber gerechtes Verfahren gegen die Laster der Simonie und des Konkubinats. §. 10. Dessen langmüthiges Betragen gegen Heinrich IV. §. 11. Gregors Gottes- und Menschenliebe, Sanftmuth und Geduld. §. 12. Gregors Wunderwerke und seliges Ende.

Der gründliche Trost in dem trostlosen Jesu. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Marci 15, 34. Von P. Friedrich Sturmlerner, Kapitularen zu Roggenburg, einem befreyten Reichsstifte des Heil. Norbertinerordens in Schwaben. Mit Erlaubniß der Obern. 1786. 12. 100 Seiten.

Die Glückseligkeit des wahren Klosterlebens auch zu dieser Zeit: bey feyerlicher Einkleidung dreyer jungfräulichen Kandidätinnen im hochlöblichen Reichsstifte Söflingen des strengen Ordens der H. Mutter Klara. Vorgetragen von F. St. (urmlerner) K. z. R. einem Patriote der Ordensgeistlichen, im Jahre 1784. 8. 92 Seiten.

Num. 1. soll ein Andachtsbuch seyn bey den in der katholischen Kirche üblichen sogenannten Kreuzwegen, oder Processionen in der Charwoche. Es würde allerdings ein verdienstliches Werk seyn, wenn verständige Geistliche dieser Kirche darauf bedacht wären, dem armen Volke dergleichen Gebräuche durch gute Andachtsbücher nützlicher zu machen. Der V. mag auch wohl eine gute Absicht bey der Verfertigung dieses Büchleins gehabt haben. Es ist aber wahrlich schlecht gerathen. Es dient mehr zu einem Mittel, den verstandlosen Aberglauben, als wahre christliche Andacht zu befördern. Der Verf. dedicirt sein Büchlein der H. Maria, und bittet sie, sie möchte ihn armer Tropfen, ihr unwürdiges Pflegkind, nicht verlassen. Um die Andacht der Christgläubigen anzufeuren, ruft er verschiedene male aus: „Ach! ein Crucifixbild in die Hand!“ Unsern protestantischen Lesern zu gefallen, können wir nicht umhin, die Anzeige, wie man den heil. Stationenablaß in und außer dem Hause gewinnen könne, abzuschreiben. „Es war der 26ste Tag des Jänners im 1773sten „Jahre, heißt es S. 8 ff. wo seine päbstliche Heiligkeit, Klemens XIV. dieses Namens, zum Vortheil und zur Bequemlichkeit aller christlichen Stände geruheten, den heiligen Stationenablaß durch einen Gnadenbrief so zu erweitern, daß „alle und jede, die sich unfähig oder verhindert befinden würden, den H. Kreuzweg in einem Gottes- oder Bethause, wo „er eingewichen ist, persönlich zu besuchen; daß solch verhinderte Leute dieses Ablasses dennoch theilhaftig werden, „wenn sie nur folgende Bedingnisse nicht außer Acht ließen. „I. Soll ein Christ, der diesen kostbaren Gnadenschatz für die „Ewigkeit hinterlegen will, sich eine Bildniß des gekreuzigten „Heilandes von Messing anschaffen, die wenigstens von einem „Franziskanerguardian zu diesem Ziel und Ende gewiehen ist. „Der Kreuzstamm soll von Holz, und wenigstens ein Finger „lang

„lang seyn. II. Soll zur Verehrung eines jeden Geheim„nisses“ (so nennt man die aufeinanderfolgenden einzelnen Auftritte in der Leidensgeschichte Jesu) „das bey den Statio„nenbildern vorgestellt wird, ein Vater Unser und Ave Ma„ria so gebetet werden, daß man indessen das ernannte Cruci„fixbild von Messing immerfort in der Hand hält, und nach„dem man in dem Ave Maria jene Worte: gebenedeyet ist „die Frucht deines Leibes Jesus Christus, ausgesprochen hat; „das Geheimniß von jeder Station einlegen, und zum Bey„spiel bey der ersten Station sagen: der für uns armen Sün„der zum Kreuzestode unschuldig ist verdammt worden; hei„lige Maria, bitt für uns ꝛc.“ (und so geht es durch alle 14 Stationen durch). III. „sollen am Ende der 14 Stationen „nicht nur noch 5 Vater unser mit so viel Ave Maria und „Ehre sey Gott dem Vater gebetet, sondern zu allerletzt noch „ein Vater Unser, Ave Maria, mit dem Ehre sey Gott dem „Vater, auch für seine päbstliche Heiligkeit, beygesetzt wer„den.“

„Und dieser da angezeigten gnadenreichen Freyheit kön„nen theilhaftig werden die Kranke und Krankenbesucher, son„derbar die Herren Seelsorger bey ihren Patienten; die Rei„sende sowohl auf dem Lande als zu Wasser; der Uebelthä„ter, da er zur Richtstatt ausgeführt wird;“ (doch nicht das Kruzifix in den auf den Rücken gebundenen Händen hal„tend?) „die Sterbende, so lang sie mit ihrer Vernunft noch „verdienstlich wirken können; die Schildwachten und andere „Wächter an ihren Stellen; die armen Bettler auf dem Steig „oder sonst andere, die wegen rechtmäßige Hinderniß,“ (e. c. die Uebelthäter und Bettler?) „in einem Gottes- und „Bethause, wo der heil. Kreuzweg feyerlich errichtet ist, nicht „erscheinen, und ihre Andacht dorten selbst verrichten können: „alle diese können zu Hause, oder außer dem Hause an jedem „Orte, wo sie gehen, stehen oder sitzen, den heil. Statio„nenablaß vollkommen gewinnen, und auch den armen „Seelen im Fegefeuer schenken,“ (so kann der Uebelthäter noch ein Wohlthäter werden,) „wenn sie sich nur an die „obenerklärte Bedingnisse halten, und sich im Stande der „Gnade Gottes befinden, oder zuvor eine vollkommene Lie„besreue erweckt haben.“ Das ist doch noch eine ausführli„che und gründliche Anweisung zu einer Gott gefälligen An„dacht! Wer zweifelt noch daran, daß wir protestantische Christen Ursache haben, uns von dem Andachtseifer der Ka-

tholiken hohe Begriffe zu machen? Noch eine kleine Probe von diesem Andachtseifer aus einem Abendseufzer: — Heiliger Schutzengel, lobe für mich Schlafenden deinen Gott unaufhörlich, weich doch nicht von meiner Seite, und erhalt mir einen ruhigen Schlaf, der frey von allen unreinen Vorstellungen ist. Und ihr, o H. H. Patronen, bittet das H. Herz Jesu, daß es für mich wache, bis ich in Gott ewig ruhe!

Num. 2. Ist wahrer Mönchsunsinn! Alles was die albernsten Mönche je ausgesonnen haben, um das Klosterleben zu empfehlen, ist hier auf einen Haufen zusammengebracht.

Vtm.

Geistliche Reden über verschiedene Gegenstände, gehalten von Xav. Huter, Weltpriester, Kurfürstl. Pfalzbairischen geistl. Rath, Inspekt. der Schulen und der Malteserordenskirche zu Straubing Vorsteher. Erster Band. München, bey Strobl. 1787. 574 Seiten, 8.

Diese Predigten zeichnen sich unter den katholischen zwar ziemlich vortheilhaft aus, aber bey manchen Stellen ists uns immer, als hätten wir sie schon in protestantischen Predigten gelesen. Die katholischen deutschen Prediger sind von jeher des Ausschreibens gewohnt gewesen. Ehemals schrieben sie die französischen katholischen Redner, Bourdaloue, Massillon, Torne u. s. w. aus. Nun gehts auf die protestantischen, Jerusalem, Sollikofer, Spalding und Leß, auch wohl den protestantischen Saurin, los. Die katholischen groben Brocken, die zwischen die abgeschriebenen Stellen gemischt werden, zeigen auch das Plagium an. Die pomphaften Deklamationen und rednerischen Uebertreibungen sind in diesen Predigten noch oft, und da scheint ein Franzose abgeschrieben zu seyn. Alsdenn kommen wieder Stellen voll ruhiger Vernunft, die dagegen sehr abstechen. Wenn Hr. Huter wirklich Geschmack hätte, so müßte er diesen Mißstand selbst merken. Nicht das tönende Erz und die klingende Schelle einer hochschwellenden Rede, sondern mit Verstand zusam-

zusammengedrängte Gedanken, und an das Herz dringende Ermahnungen, bessern und erbauen das menschliche Herz. Wir wollen mit einigen Beyspielen zu erweisen suchen, daß die Erinnerung hier nöthig war. Auf das Fest der Erscheinung. Das Wort ist Fleisch geworden. „Bey diesen „Worten sinkt der Engel in Bewunderung, und der Sterbli„che soll reden? Bey diesen Worten schweigt der Cherub, „und betet an, und ein Wurm der Erde soll sich unterwin„den, sie zu denken? Die Himmel öffnen sich unsern Wün„schen, die Wolken haben den Gerechten geregnet, die Na„tur ist beschäftigt, ihren Schöpfer und Urheber unter der „Hülle eines sterblichen Leibes zu betrachten.“ (Findet dabey wohl ein vernünftiger Gedanke statt? Was ist hier die Natur, die betrachtet?) „Die Himmel legen ihre Freude „durch majestätischen Glanz an den Tag.“ (Geschmacklose Uebertreibung!) „Wir wollen den Ort anbeten, wo Gottes „Sohn zum erstenmal als Mensch ruhete.“ (Wie? der Ort soll angebetet werden?) „Ach, was sehen wir da? Gott „in Menschengestalt, den Sohn des Ewigen als ein unmün„diges Kind; den, dessen Wohnsitz der Himmel, und dessen „Fußschemmel die Erde ist, in der äußersten Armuth. O „welche Erniedrigung? Und wozu dies alles?“ (Ja wohl, wozu dies Geschwätz?) „Hätte der Sohn Gottes seine „Gottheit mit der Natur des Seraphs vereiniget, welches „Wunder der Herablassung; welche Herablassung für die „höchste Majestät des Unendlichen? Aber nicht bis zum „Seraph, bis zum Menschen. Welche Erniedrigung! Ach! „der eingebohrne Gottessohn ein Kind? Die Hände, welche „den Zepter über alle Menschen führen, sind in Windeln ge„wickelt; die Augen, welche Johannes in der geheimen Of„fenbarung, wie Feuerflammen sah, weinen Kindesthränen; „der, vor dem die Engel niederfallen, der einst auf dem Re„genbogen des Richters kommen wird, liegt wie ein Kind. „Wahrlich als ein armes Kind.“ (Das Winseln über das arme Kind, und über den Stall dauert nun ein Paar Seiten durch.) „O Erde, die du so lange mit dem Blute der „Gerechten befleckt wareſt, du kannst dich nun dem Himmel „an die Seite stellen. Ja, was sage ich?“ (Dieser Gegensatz ist doch wohl kahler Bombast aus der Classis Rhetorica einer Jesuitenschule.)

Johann Nepomuk Tschupik, der Gottesgelahrheit Doktors, K. K. Hofpredigers, sämmtliche Kanzelreden. Wien, mit Ghelenschen Schriften. 1785. Erster Theil. 606 Seiten, klein 8vo. Zweyter Theil. 590 S. Dritter Theil. 636 S. Vierter Theil. 620 S. Fünfter Theil, der Festpredigten erster Theil, 630 S. Sechster Theil, der Festpredigten zweyter Theil, 596 S. Siebenter Theil, der Fastenpredigten erster Theil, 618 S. Achter Theil, der Fastenpredigten zweyter Theil, 614 S. Neunter Theil, über verschiedene Gegenstände erster Theil, 592 Seiten. Zehnter Theil, über verschiedene Gegenstände zweyter Theil, 590 Seiten.

Das kann man doch noch eine Predigtsammlung nennen, bey der Recensent die Hände über den Kopf zusammenschlug. Die Herren Herausgeber müssen von den Arbeiten des sel. Tschupik vortheilhafter gedacht haben, als wir, daß sie alles haben aufbehalten wollen.

Unser Verf. hat wenigstens das Verdienst, daß er hin und wieder brauchbare Moral vorträgt, und aufs thätige Christenthum zurückführt, indeß sind die Predigten voll von groben, bigottkatholischen, falschen, auch abergläubischen Begriffen.

Im ersten Theil, Seite 60 heißt es: „Kein Frommer, „so gerecht er seyn mag, ist zu finden, der nicht für gewisse „Treulosigkeiten zu büssen hätte. Er ist vor Gott ein Schuld„ner, und muß seine Schulden schlechterdings bezahlen. „Wann wird er sie aber bezahlen? will er es nach dem Tode, „und in der andern Welt thun? O wie schmerzlich und lang„weilig ist alsdenn die Abstossung der Schulden? Es ist „weit besser für ihn, wenn es noch in diesem Leben, und durch „die Qualen zeitlicher Drangsalen geschieht. So viel Freche „und Ruchlose läßt Gott in ihren Glücksumständen immer „lachen, Gott rächet sich indeß an ihnen desto nachdrück„licher, je mehr er seine Rache verschiebt. Er läßt sie „von ihrer Glückseligkeit fett werden, bis er sie endlich, am „Tage

„Tage seines Zorns, zum Schlachtopfer seiner Rache ma„chen wird. Quasi victimae ad supplicium saginantur.“ (Welcher Gott! und eine solche Rache haben! Die natürliche Folge der Sünde straft unausbleiblich, und in so ferne Gott die Natur also geordnet hat, in so ferne strafet er. Aber willkührliches Elend, zur blossen Abstossung der Schulden über den Sünder zu verhängen, ihn zur künftigen desto größern Strafe aufzumästen — das ist Gott unwürdig gedacht!!) Seite 89 finden wir eine bemerkenswerthe Methode, den Leuten jeden Lehrsatz der Kirche aufzudringen. „Der Jude „mag das alte Testament annehmen, wie er will, weil er „Jesum nicht anbetet, hat er keinen Glauben. Der Ketzer „mag immerhin an das Evangelium schwören, so lange „er nicht glaubt, daß die Kirche seine Gebieterin und „Mutter sey; hat er keinen Glauben, weil er nicht alles „glaubt. Sein Glaube ist menschlich, weil er nicht allgemein „ist.“ (Die Protestanten mögen doch auf solche grobe Begriffe ein wenig merken, die in der katholischen Kirche allenthalben noch gelten, und etwa nicht bloß, wie uns einige weiß machen wollen, bey elenden Mönchen. Tschupik war ja K. K. Hofprediger in Wien.) S. 88 findet man ein sonderbares Betragen gegen Freydenker. „Es lassen sich Leute in „der Mitte des Christenthums finden, die mit dem heiligen „Taufsiegel an ihrer Stirne, dennoch als öffentliche Freyden„ker gestehen, sie glauben nichts. Alles redet und schreyet zu „unsern Zeiten wider sie. Ich rede aber, wie bisher, also „auch anheute, nicht wider sie, weil sie nicht hier sind.“ (Seltsame prudentia pastoralis! Woher mochte denn der P. Hofprediger so gewiß wissen, daß unter allen Hofleuten, die ihm zuhörten, auch nicht ein Freydenker wäre!)

Im zweyten Theile, Seite 101. Eine ganz ungereimte Beschreibung der Bewohner der Hölle. „Ich zittere, „wenn ich mir vorstelle, was man dort leidet, aber, ich zit„tere noch weit mehr, wenn ich an diejenigen denke, die sich „in der Hölle befinden, welches Leute sind, die nichts Bö„ses gethan haben, und nur darum leiden, weil sie nichts „Gutes gethan. Das schreckt mich nicht, daß ein Antiochus „brinnt, der alle Gottlosigkeiten ausgeübt; das schreckt mich, „daß der faule Knecht dort brinnt, der sich wider seinen Herrn „nie empöret, der nichts Böses gethan, und nur mit sei„nem Pfunde nicht gewuchert hat. Das schreckt mich nicht,

„daß

„daß ein Achab brinnt, der seinen Unterthanen mit Gewalt „einen Weinberg abgedrückt hat; das schreckt mich, daß jener „Knecht dort brinnt, der seinen armen Schuldner zur Bezah„lung angehalten hat. Daß eine geile und wollüstige Jeza„bel brinnt, das schreckt mich nicht; aber das macht mich „zittern, daß fünf keusche Jungfrauen alldort brinnen, blos „darum, weil es ihnen an Oehl gemangelt hat.“ (Wirklich, nach P. Tschupiks Meynung gehet es in der Hölle wunderlich zu!) Wer bisher geglaubt hat, daß es in der Religion besonders auf Forschen, Prüfen, Deutlichmachen angesehen sey, der kann aus dem dritten Theile, Seite 350 zu seiner Beschämung lernen, „daß der Glaube ein Feind von „allen Untersuchungen, und von allen Neuerungen sey.“ Seite 354 „besteht die Wissenschaft des Christen nicht in „Begriffen, sondern im Glauben.“ (Doch nicht ohne Begriffe?) „Man muß gegen alles, was Gott geoffenbaret „hat, die Augen verschließen, die Ohren verstopfen, „und ein Feind aller Untersuchung seyn. Wenn man in „die Kirche Christi eingehen will,“ (zu verstehen: die alleinseligmachende katholische) „so muß man, sobald man den er„sten Fuß an die Thürschwelle setzt, alsogleich Vernunft, „Untersuchung und Nachforschung niederlegen.“ S. 355. „Bey allen Wissenschaften muß man ein gesetztes Alter, „reife Vernunft, Belesenheit und Kenntniß haben, wen man „sich ihrer bemächtigen will. Die Wissenschaft des Glaubens „aber nimmt ihre Schüler aus der Wiege!“ Eine sonderbare, nebenher etwas scheußliche Deutung giebt Hr. Tschupik dem Evangel. Joh. II. 10. „omnus homo primum bonum vi„num ponit. So macht es die Welt mit ihren Anhängern, „den Feinden Gottes. Sie giebt Güter, Ergötzlichkeit, „Reichthümer, Ehre, cum autem inebriati fuerint, tunc „id, quod deterius est; nachdem sie die kurze Lebenszeit sich „mit Glückseligkeiten gesättigt, denn folgt ewiges Elend, „Pein ohne Ende. Gott begegnet seinen treuen Dienern mit „dem Widerspiele: tu autem servasti bonum vinum usque „adhuc. Hier läßt er sie Unglück empfinden, aber am Ende „krönet er sie mit Wohlergehn. Hier peiniget und drücket „er sie, damit er sie künftig belohnen könne.“ (Das thäte ein gerechter Gott?)

Aus den Festpredigten wollen wir nur Eine, S. 477. am Feste der Reinigung Mariä ausziehen. „Maria er„scheint

„scheint im Heiligthum zu Jerusalem, um allda ein Opfer zu „entrichten, desgleichen die Welt noch nicht gesehen hat. „Dies Schlachtopfer ist ihr göttlicher Sohn. Sie trägt ihn „mit eigenen Händen dem Opfertische zu, und schenkt ihn „Gott zum Brandopfer. Gleichwie der himmlische Vater „nicht eher zulassen wollte, daß sein eingebohrner Sohn aus „Maria das menschliche Fleisch annehmen sollte, bis sie das „Jawort von sich gegeben: so hat Gott seinen Sohn Mariä „von der Seite zum Tode des Kreuzes nicht hinwegreißen „wollen, bevor sie nicht in den Tod ihres Sohnes eingewilligt „hat. Diese Einwilligung giebt sie heut auf eine feyerliche „Art, mit einem öffentlichen Gepränge überliefert sie ihn der „Gerechtigkeit des erzürnten Gottes. Sie willigt in seinen „Tod, und alle jene Schimpfe, Marter und Peinen, wel„che vor seinem Tode vorhergehen sollten.“ Hat Maria von alle dem Geschwätz auch wohl den entferntesten Gedanken gehabt? Woher weiß denn Hr. Tschupik alles das Zeug? Aus dem Evangelium Infantiae, oder aus der Tradition?)

Im zweyten Theile der Festpredigten, Seite 277. Am Feste der Heimsuchung Mariä. „Exurgens (exsurgens) „Maria, abiit in montana. Maria verläßt heut das Haus „Nazareth, und ziehet über das Gebirg. Wie betrübt, wenn „Maria einen Menschen verläßt. Wir wollen heut erwegen „1) wie unglücklich jene sind, von denen Maria ab„weicht. 2) Wer jene sind, von denen sie weicht. „Maria ist allein ein schützendes Kriegsheer. Terribilis, ut „castrorum acies ordinata. Wider ein ganzes Geschwader „Feinde ist sie mächtig genug. Ist sie aber abgezogen, ex„surgens Maria abiit: so ist der Mensch dem Muthwillen sei„ner Feinde blosgestellt.“ (Wie? ists etwa mit dem Schutze Gottes so viel wie nichts?) „Hölle, Welt und Fleisch „treten denn in ein Bündniß zusammen, und mit vereinig„ten Kräften stürzen sie ihn.“ (Wobey also der liebe Gott ein ruhiger Zuschauer bleibt?) „Dann ist kein Laster so „häßlich, zu welchem er sich nicht entblösse, keine Verstoßung so hartnäckig, von welcher er sich nicht herumschleppen „ließe.“ (Weil mit dem Abscheiden der Maria, von deren Gegenwart der Mensch aber auch nichts wußte, und nichts träumete, ihn Sinne, Verstand, Nachdenken, und moralisches Gefühl verlassen.) Solche Fratzen predigt dieser Mann, mit seinem Glauben aus der Wiege, in der Hofkirche zu Wien,

Wien, wo er auch nach Josephs Reformation ein sehr beliebter Prediger war! O der Schande!

Damit indessen niemand glaube, als wenn diese Vorträge ganz unbrauchbar wären: so wollen wir aus dem zweyten Theile der Fastenpredigten, der besser als die übrigen gerathen ist, einige Vorstellungen ausziehen, die ziemlich gut sind:

„Von der Pflicht, gegen Gefangene gutthätig zu seyn. „Von der Noth, als einer wichtigen Entschuldigung der „Sünde. Von der Vermessenheit aus Hoffnung der Beichte „zu sündigen. Von der Sprache Gottes zu dem Sünder. „Von der Vermeidung der Rachbegierde. Von der christli„chen Auferziehung der Kinder. Von der Nothwendigkeit „der guten Werke. Von der Gutthätigkeit Gottes, als ei„nem Grund zur Liebe gegen ihn.

Bm.

Frage: ob die heimliche Priesterehe bis zur Aufhebung des Cölibats gültig sey? Beantwortet von Pistabo. Erster Theil. 147 Seiten. Zweyter Theil. 136 Seiten. Frankfurt und Leipzig. (Basel, bey Thurneisen.) 1787. 8.

Diese Schrift ist nicht das Resultat ruhiger Untersuchung, und kalter Prüfung, sondern ganz polemisch, und gegen ein gewisses Buch das 1785 zu Wien unter dem Titel: Unumstößliche Gültigkeit der heimlichen Priesterehe bis zur Aufhebung des Cölibats, erschien, gerichtet. Dem Titel nach erwartet man, daß der Verf. die Gründe für und gegen die Gültigkeit heimlicher Ehen überhaupt abwiegen, und wenn er dann gefunden, daß heimliche Ehen in gewissen Fällen gültig und erlaubt seyn können, weiter untersuchen werde, ob die heimliche Priesterehe darunter gerechnet werden dürfe oder nicht? Allein auf Gründe und Untersuchungen läßt sich der V. nicht ein. Autoritäten, Aussprüche der Väter, Concilien und Päbste, Traditionen, der Glaube der katholischen Kirche, das sind die Waffen, mit denen er seine Gegner niederzuschlagen denkt. Er sucht zu beweisen, daß in der katholischen Kirche, von der Apostel Zeiten an, den Priestern aller Genuß fleischlicher Liebe in und außer der Ehe, verboten gewesen

wesen — die Art und Weise aber, wie er diesen Satz durchführt, zeigt ihn als den erzbigottesten Mönch, der eine Behauptung widerlegt zu haben glaubt, wenn er bewiesen hat, daß die katholische Kirche sie verdammt und verflucht, und der dem katholischen Schriftsteller und Geschichtschreiber, immer blos deshalb, weil er Katholik ist, den meisten Glauben beymißt. Da alles das, was der Verf. zu Bestätigung seiner Meynung vorbringt, schon unzählichemal, und zwar ungleich besser und scheinbarer zusammengestellt, aber auch schon längst hinlänglich widerlegt worden ist, so werden wir uns nicht dabey verweilen. Genug, wenn wir unsern Lesern ein paar Proben von des Verfassers Manier zu beweisen und zu widerlegen geben, und dadurch die Richtigkeit unsers Urtheils erhärten. S. 80. „Paulus schrieb: ein Bischof „muß untadelhaft seyn, nur eines Weibes Mann. „Nun saget er zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, daß, „wenn nach erheischender Noth, Ehemänner zu Bischöfen „oder Priestern geweiht werden, dieselben sich nach der Weihung von ihren Männern enthalten müssen. Allein, daß „dieses nicht nur der heil. Paulus, sondern alle Apostel gelehrt haben, wie das zweyte Concilium zu Carthago „bezeuget, war jederzeit die ungezweifelte Meynung der „katholischen Kirche“ (was ist eine ungezweifelte Meynung? Eine Meynung, die nicht bezweifelt worden, oder die nicht bezweifelt werden kann? Unstreitig meint der Verf. das letztere. Und warum kann sie nicht bezweifelt werden? Weil die katholische Kirche untrüglich ist. Was läßt sich mit solchen Leuten machen, die ewig im Zirkel herumschließen?) „und aller heiligen Väter, denen mehr zu glauben ist, als „unserm Verfasser, der es lieber mit dem von den katholischen Kirche abtrünnigen Protestanten hält.“ S. 81. „Daß die Apostel als Apostel ehelich gelebt, und Kinder erzeugt haben, kann in Ewigkeit nicht bewiesen werden.“ (So wenig als bewiesen werden kann, daß die Apostel als Apostel nicht ehelich gelebt, keine Kinder erzeugt haben.) „Eben „so unwahr ist es, daß alle Apostel ihre Eheweiber mit sich „in ihren apostolischen Amtsverrichtungen herumgeführt haben. Der heilige Paulus sagt zwar: haben wir nicht „Gewalt, ein Weib, das eine Schwester ist, mit uns „herumzuführen, u. s. w. Allein das griechische Wort γυνη, „dessen sich Paulus hier bedienet, heißt nicht nothwendig ein „Eheweib, und kann auch hier kein Eheweib heißen,

„weil

„weil das Wort ἀδελφὴ Schwester dabey steht.“ (Ein elender Grund, der von nichts als des Verf. Unwissenheit, oder boshafter Verleugnung besserer Einsicht zeugt. Heißt nicht ἀδελφὸς in der Sprache des neuen Testaments beständig so viel als Glied der christlichen Gemeine, mit einem Worte Christ?, Und ist mit ἀδελφὴ nicht derselbe Fall?) „Die „heiligen Väter und besten Schriftausleger sind also der Mey„nung“ (dieses also bezieht sich auf einige in der Not angeführte Väter und neuere katholische Schriftsteller. Unter die besten Schriftausleger rechnet der Verf. auch den Cornelius a Lapide!!) „der heilige Paulus rede hier von „christl. und frommen Weibspersonen, welche die Apostel auf „ihren Reisen in ihren Nothwendigkeiten bedienten. Und die„ses konnten sie um so viel mehr unbedenklich thun, weil sie „das Beyspiel Christi selbst vor sich hatten, den in seinem „Predigtamte auch dergleichen fromme Weibspersonen zu dem „nähmlichen Ende begleiteten. Clemens von Alexandria „meinet zwar, diese Weiber seyn die Ehewelber der Apostel „gewesen, welches aber unglaublich ist.“ (Und warum? weil es dem V. nicht in den Kram taugt. So wie ihm aber die natürlichsten Sachen unglaublich sind, so findet er dafür andere glaublich, die niemand glaubt. Er glaubt z. B. die berüchtigte Markgräfin Mathildis habe mit dem heiligen Pabst Gregor VII. keinen andern als den unsträflichsten Umgang gepflogen. S. 1. Th. S. 40) Und nun zum Beschluß noch eine lustige Stelle, die die ekelhafte Rechthaberey des Verf. in ihr ganzes Licht stellt. Der Wiener führt in seiner Schrift eine Stelle des Petrus Damiani an, in welcher er den eben erwähnten Pabst, der ihm gespielten Streiche halber (wie der Verf. sich ausdrückt), einen Satan nennt: Sanctum Satanam meum humiliter obsecro etc. Hierzu macht nun unser Verf. folgende Anmerkung: „Es ist wahr, der „heilige Petrus Damiani nannte den damaligen Erzdiakon „Hildebrand, und nachmaligen Pabst Gregor VII. einen Sa„tan, aber einen heiligen Satan, folglich keinen Teufel, „wie der Verf. meinet, sondern einen Widersacher, und „zwar nicht der ihm gespielten Streiche halber, sondern „eines unverdienten scharfen Verweises wegen, den er „ihm gegeben hatte. Uebrigens schätzte der heilige Petrus „Damiani den Cardinal Hildebrand allezeit sehr hoch.“ So meisterhaft weiß der V. das Scandalum, daß ein Heiliger den andern einen Satan gescholten, zu heben! Ga.

3. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Meine Gedanken über die bisher übliche Lehrmethode des römischen Rechts auf unsern Academien, und die Mittel, sie zu verbessern, — von J. G. P. du Roi, Dr. und Hochfürstl. Braunschw. Lüneb. Hofgerichtsassessor. Braunschweig, in der Waisenhausbuchhandl. 5 Bogen, 8.

In unserm pädagogischen Zeitalter, wo Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts fast der allgemeine Gegenstand der Aufmerksamkeit ist, und wo so viele geweihete und ungeweihete Hände in Bewegung sind, diese große Angelegenheit zu berichtigen, und für den jungen Weltbürger eine vernünftige und leichte Unterrichtsmethode zu entwerfen; wo selbst aufgeklärte Fürsten auf die Verbesserung der ersten Volksschulen ihr Augenmerk richten — ist es gewiß nicht zur Unzeit, einen Blick auf die höhern Schulen zu werfen, und darauf zu denken, ob man nicht, so wie dem Knaben, auch dem mannbaren Jünglinge den Weg zu den Kenntnissen, womit er einst dem Staat dienen soll, erleichtern könne. Besonders seufzt die Jurisprudenz noch immer unter dem Zwange einer verjährten Lehrmethode; und wer nicht ganz durch Vorurtheile geblendet ist, dem wird es nicht einfallen, die vielen Mißbräuche, welche hier noch herrschen, zu verkennen. Nichts kann überdem der Regierung und dem Staate weniger gleichgültig seyn, als die Art und Weise, wie die Lehrlinge des Rechts auf der Akademie ihr Studium treiben, und zu den wichtigen Aemtern, welche ihnen künftig anvertraut werden sollen, gebildet werden. Sie sind es, die künftig das Glück, die Güter, die Ehre, ja selbst das Leben ihrer Mitbürger, und das gemeine Wohl in Händen haben, und Recht und Unrecht durch ihre Urtheile bestimmen sollen. Siehet man überdem auf die mannichfaltigen Verhältnisse der Staatsverwaltung, in welchen eigentlich aus der Pflanzschule der Rechtsgelehrten die tüchtigen Subjecte zu Aemtern erwartet werden, und vergleicht man damit die mangelhafte und unordentliche akademische Vorbereitung: so ergeben sich die traurigen Fol-

gen, welche ganz nothwendig daraus entstehen müssen, von selbst. Niemand wird daher der guten Absicht des Verf. jenen Mißbräuchen in einigem Betrachte entgegen zu arbeiten, den verdienten Beifall versagen. Wiewohl uns immer noch die unschickliche Methode des römischen Rechts nicht eben gerade der erheblichste Gegenstand zu seyn scheinet, welcher eine anderweitige Einrichtung erfordert. Wir verstehen dies von der Seite, welche der Verf. eigentlich angegriffen hat. Er tadelt bey dem bisherigen Vortrage vorzüglich 1) daß die gewöhnlichen Lehrbücher der Institutionen dem Begriffe und der Absicht erster Anfangsgründe gar nicht angemessen, sondern zu schwer, auch zu weitläuftig für Anfänger wären; 2) bey den Pandecten wird erinnert, theils die große Unordnung der Materien, theils aber daß es in Betracht ihres weitläuftigen Inhalts nicht möglich sey, solche in einem halben Jahre täglich in zweien Stunden zu beendigen, ohne daß, zuletzt wenigstens, die wichtigsten Wahrheiten nur flüchtig und obenhin vorgetragen werden könnten. 3) In Rücksicht beider fügt der Verf. hinzu, daß die Institutionen und Pandecten gegen einander nicht in dem Verhältnisse bearbeitet würden, wie es eigentlich die Absicht der vorläufigen ersten Anfangsgründe, und des darauf zu bauenden weitern Vortrages erfordert, indem die Ordnung in beiden ganz verschieden, und die Folge beinahe unvermeidlich wäre, daß alles dasjenige, was der Anfänger in den Institutionen nach einer erträglichen Ordnung noch erlernet hätte, bald darauf in den Pandecten gänzlich wieder durch einander geworfen, und in Verwirrung gesetzet werden müsse. Des Verfassers Vorschläge dagegen sind, daß man doch wenigstens, nach der jetzigen Einrichtung, den Vorlesungen über die Pandecten ein ganzes Jahr, und zwar wöchentlich acht Stunden widmen müßte; überhaupt aber, daß das ganze römische Recht nach einem zwiefachen Lehrbuche, einmal für Anfänger, und demnächst ganz vollständig gelehret, in beiden eine gleiche, jedoch systematische Ordnung und Folge der Materien beobachtet werden möchte. Auch will er das römische Recht rein und ungemischt abgehandelt wissen. Eigentlich sind diese Vorschläge nicht neu; und wir glauben auch, daß der Vorwurf des Verfassers, in Ansehung der halbjährigen Vorlesungen über die Pandecten nicht so ganz gegründet sey; nur muß der Lehrer alle unnöthige Ausschweifungen vermeiden, bey Sachen, die er wirklich aus den Institutionen und der Rechtsgeschichte

als bekannt voraussetzen darf, sich nicht lange aufhalten. Dann wird es wohl möglich seyn, die Pandecten in einem halben Jahre zu beendigen. Sollte indessen ein zweckmäßiges Lehrbuch nach systematischer Ordnung einmal den Wunsch so vieler Rechtslehrer erfüllen: so sehe ich nicht ab, warum es nicht so eingerichtet werden könnte, daß man des zwiefachen Lehrbuchs, wie bisher, über Institutionen und Pandecten gänzlich entrathen dürfte. Diese Lehrart hatte ihren guten Grund, als die Vorlesungen noch über den Text der Gesetze selbst geschahen; da denn freilich der Anfänger ohne die Vorbereitung, welche er in den Institutionen fand, unter dem Wuste der Pandecten hätte erliegen müssen. Allein seitdem man durchgängig eigentliche Compendien eingeführt hat, ist es in der That sonderbar, Eine und dieselbe Wissenschaft nach zwey Lehrbüchern vorzutragen. Zum Beschluß macht der Verf. noch einige Anmerkungen über gewisse Mängel, welche allerdings verdienen, näher beherzigt zu werden. Erstlich, es fehlt den Anfängern meistens an der gehörigen Gelegenheit, die ausübende Canzley- und Proceßpraxis zu erlernen. Alle andere practische Wissenschaften haben darin einen unverkennbaren Vorzug. Der künftige Gottesgelehrte findet schon auf der Akademie Anlaß genug, in Seminarien, und der Gemeinde, sich im Predigen, Catechisiren ꝛc. zu üben; so wie dem künftigen Arzte eine herrliche Gelegenheit dargeboten wird, unter Anführung seiner Lehrer in Klinischen Instituten, öffentlichen Kranken- und Accouchirhäusern ꝛc. die Ausübung seiner Wissenschaft zu lernen. Dem Juristen fehlt es hieran meistens. (Denn was die sogenannten Practica eigentlich sagen wollen, weiß ein Jeder.) Vielleicht könnte auch für ihn besser gesorgt werden, wenn man auf Universitäten den Studierenden einen Zutritt zu den dasigen Gerichten verstattete, um die eigentliche Verfahrungsart anschaulich zu lernen; oder wenn man wenigstens die allererste Methode der alten Römer wieder annähme, und erfahrne Sachwalter gleich den römischen Rechtsgelehrten zugleich ihren Schülern und Klienten nutzten. Zweitens ist die gehörige Erlernung der besondern Landesgesetze noch ein großes Bedürfniß mancher Akademien, welches durch die gesetzliche Vorkehr, daß auf jeder Landesakademie über das vaterländische Recht ein eignes Collegium gehalten werden müßte, nur abzuhelfen ist. Denn daß man zuweilen in den Collegien auf die Landesgesetze Bezug macht, bedeutet im Ganzen nicht viel.

Auch wünscht der Verf., daß die Disputirübungen nicht so sehr, wie es leider das Ansehen gewinnet, aus der Mode kommen möchten. Hauptsächlich aber verdient es der gesetzgebenden Macht und den Regierungen empfohlen zu werden, mehr als bisher noch auf den mehrsten Akademien geschehen ist, dahin Sorge zu tragen, daß Plan und Einrichtung des academischen Unterrichts gewisse Bestimmungen erhalten, die das allgemeine Wohl durchaus erfordert, und daß nicht nur manche Mißbräuche von Seiten der Docenten abgestellet, sondern auch die Studierenden zur gehörigen Anwendung ihrer academischen Zeit, vorzüglich in Rücksicht auf die Auswahl und zweckmäßige Folge der Collegien, näher angewiesen werden. Was kann sich der Staat künftig von seinen Ministern, Gesandten, Gesandschaftssecretarien, Kammerräthen, Richtern, Amtleuten, Advokaten u. s. w. versprechen, wenn die Kenntniß derselben sich höchstens auf römisches Recht beschränkt, die übrigen Fächer aber, Geschichte, Statistik, Politik, Kameral- und Policeywissenschaften gänzlich versäumet sind?

Di.

Allgemeines Gesetz über Verbrechen und derselben Bestrafung. Wien, 1787. 136 S. 8.

Durch dieses Gesetzbuch macht Oesterreich allerdings einen wichtigen Schritt in Verbesserung der Criminalgesetzgebung, und erhält den wichtigen Vortheil, daß seine Strafen bestimmter als bisher, und manche schädliche Vorurtheile beyseit geschafft sind. Daß dieser erste in so kurzer Zeit zu Stand gekommene Versuch alle Vollkommenheit haben sollte, wird niemand erwarten, und es zu behaupten, würde niedrige Schmeicheley seyn. Statt einer Beurtheilung wird sich Rec. begnügen, den wichtigsten Inhalt dieses Gesetzbuchs anzugeben, und der Beurtheilung der Leser das weitere zu überlassen. Von der Art bey Untersuchung der Verbrechen, bey Erkennung und Vollziehung der Strafen zu verfahren, wird in diesem Buch nicht gehandelt, sondern allein von Verbrechen und ihren Strafen. Die Grundlage ist die Eintheilung der Verbrechen in Criminal- und — politische Verbrechen; (warum werden nicht letztere vielmehr Polizeyvergehungen genannt;

lannt; da jener Ausdruck nach dem gewöhnlichſten Sinn eine ganz andere Bedeutung hat?) Das Kriterium von beiden ſt kein anderes, als daß die Criminalverbrechen im erſten, ie politiſche im zweyten Theil dieſes Geſetzbuchs als ſolche rklärt ſind; es iſt nur zu beſorgen, daß in vorkommenden Fällen die Gränzen oft ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wenn z. B. er Diebſtal über 25 Fl. zu den Criminal-, und unter 25 Fl. zu den politiſchen Verbrechen gezählt, wenn z. B. in §. 149. I. Th. der Trug, (welchen ein jeder begeht, der durch was immer für Ränke oder Liſt fremdes Eigenthum an ſich zu ziehen, oder jemanden aus böſer Abſicht an Vermögen, Ehre, Freyheit oder ſeinen Rechten zu ſchaden ſucht) zu den Criminal-, und einige Gattungen deſſelben zu den politiſchen Verbrechen gezählt werden; auch wäre es vielleicht der übrigen Analogie gemäß, daß Trug nicht immer Criminalverbrechen, ſondern wie bey dem Diebſtal auf die Summe des zugefügten Schadens Rückſicht zu nehmen wäre. Auf Criminalverbrechen folgen Kriminalſtrafen; der Richter iſt dabey an die buchſtäbliche Beobachtung des Geſetzes verbunden, und darf die vorgeſchriebene Strafe weder lindern noch ſchärfen. Die Todesſtrafe findet außer den Verbrechen, bey welchen nach dem Geſetz mit Standrecht verfahren werden muß, nicht Statt, und in ſtandrechtlichen Fällen, z. B. bey Aufruhr nach §. 53. iſt der Strang die einzige Todesſtrafe; die weitern Kriminalſtrafen ſind Anſchmiedung, Gefängniß mit öffentlicher Arbeit, Gefängniß ohne Arbeit, Stock-, Karbatſch- und Ruthenſtreiche, und Ausſtellung auf der Schandbühne; die drey erſten heißen langwierig, oder anhaltend, oder zeitlich, jedes im erſten oder zweyten Grade; die zeitliche Strafe muß im erſten Grad wenigſtens einen Monat und unter fünf Jahren, im zweiten Grad wenigſtens fünf, nicht über acht Jahre; die anhaltende Strafe muß im erſten Grad nicht über zwölf, nicht unter acht Jahren, im zweiten Grad nicht unter zwölf und nicht über funfzehn Jahre; die langwierige Strafe muß im erſten Grad nicht unter funfzehn und nicht über dreißig, im zweiten Grad nicht unter dreißig Jahre dauern, und kann auf 100 Jahre beſtimmt, auch die öffentliche Brandmarkung beygefügt werden; das Gefängniß hat wieder drey Grade, ſcharfes, hartes und gelinderes. Daß dieſe Strafen ſehr gute Anſtalten von Strafgefängniſſen, und zu öffentlichen Arbeiten vorausſetzen, verſteht ſich von ſelbſt. Vom Tag des ergangenen Urthels verliert der zur Kriminalſtrafe verurtheilte

Verbrecher die Zuschreibung seines Vermögens, und was nach Abzug des seiner Frau und Kindern zu reichenden standesmäßigen Unterhalts übrig bleibt, fällt dem Kriminalfond zu. (Wird nicht auf diese Weise der Reiche weit härter als der Arme gestraft?) Stirbt der Verbrecher in der Strafzeit, so fällt das Vermögen nur den gesetzlichen Erben zu, und sein letzter Wille gilt. Die Kriminalverbrechen sind entweder solche, die auf den Landesfürsten und den Staat unmittelbare Beziehung haben, wie beleidigte Majestät, Landesverrath, Aufruhr und Tumult, öffentliche Gewalt, Mißbrauch des obrigkeitlichen Amts, Verfälschung der Staatspapiere, Münzverfälschung, Hülfe zu Entweichung der Verbrecher, Verheelung der Verbrecher, und Vorschub zur Entweichung aus dem Kriegsdienst, oder sie beziehen sich auf das menschliche Leben und körperliche Sicherheit, wie gemeiner Mord, Raubmord, Meuchelmord, Bestellung zum Morde, Zweykampf, Abtreibung der Leibesfrucht, Weglegung der Kinder, gewaltsame Verwundung und Selbstmord; oder auf Ehre und Freyheit, wie Verläumdung, Nothzucht, Menschenraub, Entführung und unberechtigte Gefangenhaltung, oder auf Vermögen und Rechte, wie Trug, Diebstal, Raub, Brandlegung und zweyfache Ehe. Bey jedem dieser Verbrechen ist es angezeigt, womit dasselbe begangen werde, sodann die Gattung der zu erkennenden Strafe bestimmt, dabey aber dem Ermessen des Richters immer noch ein weites Feld überlassen; besondere Gründe aber, nach welchen der Richter sein Ermessen bey einzelnen Verbrechen zu richten hat, sind in dem Gesetz nicht angegeben. Bey der Münzverfälschung wird des Ausgebens falscher Münzen, bey dem Aufruhr des Falls, wenn er wider ungerechte obrigkeitliche Gewalt gebraucht wird, nicht gedacht. Die Benennungen Mord und Tödtung sind nicht unterschieden. Selbstmord wird mit unehrlichem Begräbniß bestraft; die Nothzucht ist zwar unter den Kriminalverbrechen, hingegen das freywillige Stuprum steht nicht einmal unter den politischen Verbrechen, und selbst des sogenannten stupri non voluntarii nec violenti, so z. B. mit einer betrunkenen oder sinnlosen Weibsperson begangen wird, auch der Blutschande ist mit keinem Wort gedacht. Bigamie ist ein Kriminalverbrechen, Ehbruch aber nur ein politisches; und dieser soll nicht untersucht und gestraft werden, wenn der beleidigte Ehegatte nicht klagt, und die Strafe soll erlöschen, wenn dieser sich erklärt, den Schuldigen wieder anzunehmen,

und

und mit ihm in der Ehe zu leben. Die Verjährung der Verbrechen ist in §. 183 ganz aufgehoben. Die politische Verbrechen kommen im zweyten Theil vor; doch sollen die übrige gesetzwidrige Handlungen von der öffentlichen Aufsicht nicht unbeobachtet, noch bey ihrer Entdeckung straflos bleiben, sondern nach den hierüber bestehenden besondern Verordnungen behandelt werden; die politische Strafen sind: Züchtigung mit Schlägen, Ausstellung auf der Schandbühne, Arreste (gelinder oder strenger), öffentliche Arbeit in Eisen, und Abschaffung aus einem bestimmten Orte, welche in der Folge näher bestimmt sind; die politische Verbrechen alle hier anzuführen, erlaubt uns der Raum nicht; wir führen allein noch an, daß Wilddieberey und unerlaubte Spiele hieher gerechnet, und letztere mit 300 Dukaten bestraft werden. Ob nicht einige dieser Verbrechen, z. B. Verführung in der Religion (§. 64) zu wenig bestimmt sind, daß nicht davon Mißbrauch zu besorgen wäre, muß die Erfahrung am besten lehren.

Im.

Literatur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts. Zweyter Theil, von Dieb. Heinrich Ludw. Freyherrn von Ompteda. Regensburg, bey Montags Erben. 1785. Von 373 bis 682. groß 8.

Der zweyte Theil dieses interessanten Werks, enthält die Bücherkunde des Völkerrechts. Im 1sten Hauptstücke sind Werke vom Völkerrecht überhaupt, also (1. Abschnitt) Werke, welche Präliminarkenntnisse vom Völkerrecht, vom Begriff, Umfange, den Gränzen desselben, und der Art es vorzutragen, abhandeln; alsdann (2. Abschnitt) die Werke vom Völkerrecht selbst erzählt, sowohl die, welche es in Verbindung mit dem Naturrecht, als solche, die es besonders vortragen. Die letzte sind wieder in zwey Classen abgetheilt, in den einige blos das natürliche, andere das europäische oder practische Völkerrecht enthalten.

Nun folgen die Sammlungen kleiner Schriften, Urkundensammlungen, Schriften, welche Auszüge, Nachrichten und Verzeichnisse von Völkerrechtsurkunden liefern.

Das zweyte Hauptstück ist den Werken über einzelne Theile des Völkerrechts gewidmet, und zwar so, daß in der ersten Hauptabtheilung die Schriften vorkommen, welche von Rechten und Verbindlichkeiten der Völker aus allgemeinen Verhältnissen, in der zweyten diejenige, welche die aus einem freundschaftlichen Verhältnisse entstehende, und in der dritten endlich die, welche von Völkerrechten aus feindseligen Verhältnissen handeln. Jede Hauptabtheilung ist wieder in schickliche Unterabtheilungen zerlegt, die wir herzusetzen unnöthig finden. Eine ausgebreitete Literaturkenntniß und ein seltner Fleiß sind auch in diesem zweiten Theil sichtbar. Daß indessen dem Verf. hier und da eine Schrift entgangen ist, muß bey einem solchen Werk entschuldigt werden. So fällt dem Rec. bey dem Durchblättern S. 513. auf, daß die Schriften von Fredersdorf, Ehrlen, Weidlich und Meyke über die Verjährung; §. 291. eine Abhandlung de definitione belli, Wien 1777. S. 646. §. 313. *Breuning* specim. quaest. iur. nat. illustr. cap. 1. S. 595. eben dieses Verf. Dissertation: de usu iuris nat. in causis commerciorum diiudicandis fehlen. Mehr hat uns gewundert, daß die Literatur der wichtigen Materien von Flüssen, Inseln und Alluvionen gänzlich mangelt. Keysers Progranm de legatis transeuntibus ist zweymal, S. 573. und S. 577. angeführt, so daß man glauben muß, es sey von zwey verschiedenen Schriften die Rede. An beiden Orten steht auch die Jahrzahl 1735 statt 1745.

Am.

Europäisches Völkerrecht in Friedenszeiten, nach Vernunft, Verträgen und Herkommen, mit Anwendung auf die teutschen Reichsstände. Entworfen von Carl Gottlob Günther, Kursächs. geheimen Sekretär und geh. Archivsregistrator. Erster Theil. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung. 1787. 8. 402 S. ohne Zueign. Schrift und Vorrede.

Der Verfasser, welcher nach der Vorerinnerung, alle Theile des Europ. Völkerrechts, nach seinem ganzen Umfange, systematisch

matisch zu bearbeiten Willens ist, hatte diesen Ersten Theil des Europ. Völkerrechts in Friedenszeiten schon ausgearbeitet, als die Litteratur des V. R. von dem Freyh. von Ompteda erschien, und zugleich von diesem Verfasser auch ein vollständiges System dieser Wissenschaft angekündigt ward. Er hält indessen diese seine Arbeit, mit Rechte, noch zur Zeit, nicht für überflüßig: und auch neben einer künftigen über denselben Gegenstand, wird sie, in Rücksicht der gut erwählten Ordnung, der sorgfältigen Entwickelung der Begriffe, und der Vollständigkeit — insofern man diese bey einem noch unvollendeten Werke beurtheilen kann — ihren Werth behalten. Nach einer ausführlichen Einleitung, „von dem Völkerrechte überhaupt, und von dem Europäischen insbesondere," enthält dieser erste Theil, „die Bestimmung eines freien (souverainen) Volks, der heutigen souverainen Staaten in Europa, und ihrer allgemeinen Verhältnisse gegen einander," und handelt, in sechs Capiteln, 1) „Von den souverainen Staaten überhaupt, und den Europäischen insbesondere;" 2) „Von den gesellschaftlichen Verbindungen der Nationen;" 3) Von der ursprünglichen Gleichheit und dem nachher eingeführten Range der Nationen; 4) „Von der Freiheit der Nationen, ihre Handlungen nach eigenem Gefallen einzurichten;" 5) „Von der Macht der Nationen und deren Gleichgewichte," und 6) „Von den allgemeinen Grundsätzen des Völkerrechts." Der Verfasser behält die gewöhnliche Eintheilung des Völkerrechts in das natürliche und positive (willkührliche), und des erstern wieder in das nothwendige und freiwillige bey. Zum Begriff dieses letztern setzt er eine (stillschweigend, oder ausdrücklich geschloßne) gesellschaftliche Verbindung mehrerer Völker voraus, die die Beförderung des gemeinschaftlichen Wohls zum allgemeinen Zweck hat: und alle aus diesem allgemeinen Zweck fließende Rechte und Verbindlichkeiten machen nun das natürliche freiwillige Völkerrecht aus. Er sagt (Einleitung §. 4): „Daher" (aus der Verbindung mehrer Völker zur gemeinschaftlichen Wohlfahrt) „entstand, meinem Urtheile nach, unter Nationen, das, von Grotius, Wolf, Vattel und andern sogenannte freiwillige V. R. (ius gentium voluntarium, nicht arbitrarium) welches nicht ursprünglich in der Natur, sondern (secundarium) in den Begriffen einer Gesellschaft, worinnen die Völker in der Folge freiwillig sich begaben, seinen Grund hat." Recensent muß gestehen, daß er sich von dem Daseyn solcher ge-

sellschaftlichen Völkervereinigungen zu einem allgemeinen Zweck der gemeinschaftlichen Wohlfahrt, insofern sie nicht ein förmliches Staatensystem, wie z. B. die vereinigte Niederlande, ausmachen, eben so wenig überzeugen kann, als von dem Dasein des von Wolf und Grotius angenommenen großen Weltstaats, den selbst der Verfasser verwirft. So genau auch manche heutige Europäische Staaten, durch Verträge, oder gemeinschaftliches Interesse, mit einander verbunden sind; so ist doch keine dieser Verbindungen von der Art, daß die Beförderung der gemeinschaftlichen Wohlfahrt der allgemeine Hauptzweck, in dem Verstande wäre, in welchem er es bey den Mitgliedern der in einem Staat vereinigten Gesellschaft ist, nehmlich dergestalt, daß ihm alle andere Zwecke untergeordnet seyn mußten. Dergleichen Völkerverbindungen können also keine allgemeine Quelle von Rechten und Verbindlichkeiten seyn: diejenige besondern Rechte und Verbindlichkeiten aber, die, bey den Völkern, zwischen welchen sie Statt haben, aus demselben, es sey nun unmittelbar aus ihrem buchstäblichen Inhalte, oder durch natürliche Folgerungen aus dem Zweck der Verbindung, fließen, gehören überhaupt nicht in das natürliche, sondern in das positive Völkerrecht, weil ihr nächster Grund in dem Vertrage liegt. Auffallend ist der Ungrund dieser Eintheilung, wenn man sie in der, von dem Verfasser davon gemachten Anwendung betrachtet. Er setzt in das freiwillige natürliche Völkerrecht, z. B. den Nichtgebrauch vergifteter Waffen, und die Unverletzlichkeit der Gesandten. Aber hat man nöthig eine, auf wechselseitige gemeinschaftliche Wohlfahrt abzweckende gesellschaftliche Vereinigung zwischen zwey kriegführenden Völkern anzunehmen, um sich bey Menschen, die nicht mehr auf der untersten Stufe der Barbarey stehen, den Nichtgebrauch einer Art Waffen zu erklären, die das Unglück des Kriegs auf eine schreckliche Art vermehren würden, ohne dem einen oder dem andern Theil — vorausgesetzt, daß sie beide sich derselben bedienten — nützlich zu seyn? Oder ist es nicht schon in dem (sogenannten) nothwendigen Völkerrecht gegründet, daß ein Staat die Abgeordnete eines andern Staats, die — wenn sie auch eine Kriegserklärung brächten — ohne feindselige Absichten kommen, nicht feindselig behandeln darf? — Gegründeter möchte also vielleicht die Eintheilung des natürlichen Völkerrechts in das absolute und in das hypothetische seyn, wenn

man

man nehmlich unter diesem letztern diejenigen Rechte und Verbindlichkeiten versteht, die zwar gewisse (stillschweigende oder ausdrückliche) Verträge voraussetzen, und also insofern zum positiven gehören, aber doch nicht unmittelbar in ihren Buchstaben liegen, sondern durch Vernunftschlüsse aus dem Zweck derselben gefolgert werden müssen. Indessen wäre doch wohl auch diese Eintheilung eben so unnütz, als dem Sprachgebrauche zuwider. Oft müssen, in Fällen des bürgerlichen Rechts, Verträge durch Demonstration aus ihrem allgemeinen Zweck, auf den vorliegenden besondern Fall angewandt werden: man sagt aber doch alsdann nicht, daß die Entscheidung aus dem Naturrechte genommen sey. — Weit nützlicher und anwendbarer ist die Eintheilung des positiven V. R. in dasjenige, welches sich auf ausdrückliche Verträge, und in dasjenige, welches sich auf Herkommen gründet. Unter diesem letztern lassen sich alsdann manche Rechte und Verbindlichkeiten, die auf einem allgemeinen stillschweigenden Einverständniß über gewisse, auf den wechselseitigen Vortheil aller Nationen sich beziehende Grundsätze der Menschlichkeit, Billigkeit und Staatsklugheit beruhen, mit beßrem Grunde begreifen, als wenn man zu der, aller Erfahrung widersprechenden, Hypothese von gesellschaftlicher Verbindung der Völker seine Zuflucht nimmt, oder, welches nicht weniger ein Fehler der bisherigen philosophischen Schulen des Völkerrechts ist, in die Demonstration des natürlichen Rechts, Grundsätze der natürlichen Sittenlehre einmischt, und vollkommne Pflichten lehrt, wo die Vernunft — insofern man nicht eine vorhergegangne Uebereinkunft annimmt — nur unvollkommne anerkennt. Es ist hier der Ort nicht, dies weitläuftiger auszuführen: aber es würde leicht fallen, in der Anwendung zu zeigen, daß alle natürliche vollkommne Verbindlichkeiten eines Volks gegen das andre nicht anders als negativ sind, oder wenigstens in der Verletzung einer solchen negativen Verbindlichkeit sich gründen, und daß, ausdrückliche und stillschweigende Verträge die einzige Quelle der affirmativen vollkommnen Rechte und Verbindlichkeiten der unabhängigen Völker gegen einander sind.

Eben dies macht, bey der heutigen genauen und mannichfaltigen Verbindung der Staaten unter einander, das positive V. R. zu dem wichtigsten Theile dieser Wissenschaft, und in diesem Theile hat der Verfasser dieses Lehrbuchs unstreitig

viel

viel Verdienst, indem da, wo er die allgemeine rechtliche Verhältnisse der Europäischen Staaten gegen einander, insofern sie auf Verträgen und Herkommen beruhen, historisch darstellt, überall viel Ordnung, Deutlichkeit und Gründlichkeit herrscht. Die Beweise und erläuternde Beispiele sind meistens unmittelbar aus den Quellen, nämlich aus Friedensschlüssen und Staatsschriften genommen, zugleich aber findet man auch eine ziemlich vollständige Literatur.

Im zweiten Theile, den der Verfasser in nächster Messe verspricht, sollen die einzle Gegenstände des Völkerrechts in Friedenszeiten abgehandelt, und damit dieses Werk beschlossen werden. Das Völkerrecht in Kriegszeiten, und alsdann auch andre speciellere, zu dieser Wissenschaft gehörige Materien, sollen alsdann nachfolgen, wenn der Verfasser hierzu durch eine günstige Aufnahme des gegenwärtigen Werks — woran nicht zu zweifeln ist — aufgemuntert wird.

Aw.

3. Arzneygelahrheit.

Beytrag zu den Erfahrungen über den thierischen Magnetismus, von D. A. Wienholt, Phys. in Bremen. Hamburg, bey Hoffmann, 1787. 120 Seiten, 8.

Der Verf. dieser Schrift sowohl, als sein Gehülfe, Hr. D. Olbers, haben die Erwartung des Publikums auf eine getreue und umständliche Darstellung ihrer Beobachtungen bekanntlich rege gemacht, welche vom Hrn. D. W. geliefert werden sollte, und — mußte, um den Einwürfen der Gegner, welche bisher ohne Erweis für falsch und halb wahr erklärt worden, zu widerlegen, und die Unschuld der Wahrheit zu retten. Niemand wird gegenwärtige Schrift zur Hand nehmen, ohne zu hoffen, daß darin das Versprochne geleistet werde. Sie besteht aus einem Vorbericht, dem Antwortschreiben auf den Brief eines Ungenannten in der Schrift: Briefe von und an Lavater, und dem Tagebuch über die

Krank-

Krankheit und Kur der zweyten Bremischen Patientin. Der Vorbericht enthält zum Verdruß der Leser, und zum Schaden der unschuldigen magnetischen Kuren 1) Entschuldigung des Verf., daß er nicht Wort gehalten, 2) etwas über die beym Magnetismus gebrauchte Kunstsprache, 3) einen Auszug aus dem Protokoll, welches über die Krankheit und Kur der ersten und dritten Bremischen Patientin geführt worden, 4) die Beschreibung von den Wirkungen des Magnetismus, als Resultate der Beobachtungen. — Die erste reicht von der 1sten bis 13ten Seite. Hier geht Hr. D. W. mit schweren Waffen (wenn anders harte Ausdrücke dazu gerechnet werden können) gegen seine Gegner zu Felde, und tritt wider sie mit den härtesten Beschuldigungen auf, weil sie sich nicht nennen, und seine beweislosen Erklärungen im Hamb. Korresp. nicht vollgültig annehmen wollen. Besonders hat er im Augustmonat der Berliner Monatsschrift, und dem dritten Heft des magnetisk. Magazin nicht nur gegen ihn selbst, sondern auch gegen die Dem. A., so viele Bosheit entdeckt, daß er von Stund an beschlossen, die angefochtne Sache ihrem Schicksale zu überlassen, und zu ihrer umständlichen, wahrhaften, alle Anfechtung besiegenden Darstellung, wie sein voriger Plan war, (und nach den jetzigen Umständen noch mehr bleiben mußte) nichts zu thun, um sie nicht noch mehr den anonymen Gegnern Preis zu geben. Schwerlich wird Hr. W. dies Verfahren bey kälterer Ueberlegung rechtfertigen, und den Schein, das Publikum mit leerer Erwartung getäuscht zu haben, nicht von sich ablehnen können; denn geleistet hat er doch offenbar das nicht, wozu er die Erwartung erregte. Ob er in der Folge das nicht nachholen werde, muß man erwarten. Zwar sagt er hier ausdrücklich, daß er weiter nichts, als das jetzt gelieferte, schreiben, und sich mit seinen Gegnern nicht weiter abgeben werde. Daß aber dergleichen Aeußerung nicht allzeit zutrift, weiß man schon aus Erfahrung, und da die Lage der Streitsache sich auch in diesem Jahre geändert hat, so kann man schon noch einiges hoffen. Denn die Hauptklage, daß er mit unbekannten Gegnern streiten müsse, fällt seit der Ausgabe des Jennerstücks von der Berlin. Monatsschr. weg, und die Angabe, daß die Einwürfe der Widersacher nur auf Stadtgeklatsche sich gründen, wird eben daselbst widerlegt. Herr Domprediger Nicolai nämlich bekennt sich als Verfasser zu jenen vorzüglich aufgemutzten Aufsätzen, und behauptet, daß

ihm

ihm die Thatsachen, worauf seine Einwürfe gebaut sind, vom Hrn. D. Olbers ohne Absicht, nach geendigten magnetischen Kuren mitgetheilt sind. Hierauf hat zwar Hr. O. geantwortet, ob aber Hr. P. N. nicht dagegen noch etwas einwenden werde, läßt sich abwarten. — Es ist doch ganz eigen, und fast unbegreiflich, daß Hr. W. und seine Kollegen so ungehalten über die Widersprüche worden, welche ihren Behauptungen entgegengesetzt sind, und sich erster sogar dadurch will abhalten lassen, eine vollständige Krankengeschichte zu liefern, welche die Wahrheit in ihrer lautersten Gestalt hätte darstellen können. Eine jede neue Entdeckung, welche von dem Gewicht war, daß sie in Wissenschaften Revolution machen mußte, hat das Schicksal gehabt, mit allem Ernst bestritten zu werden. Wie wenig würden wir noch jetzt vom Kreislauf des Bluts wissen, wenn dessen Entdecker sich durch die vielen und hartnäckigen Einwürfe hätte wollen von dem fernern Erweis der Wahrheit abschrecken lassen! Die Wahrheit aber gewinnt allzeit durch dergleichen Streit, und gelangt hiedurch allein erst zur höchsten Würde der allgemeinen Annahme. Sie kann durchaus nicht eher bestehen, bis alle und jede Zweifel gehoben sind. Angehört und mit Gründen widerlegt zu werden, müssen also diese der Mühe werth geachtet seyn, sie mögen kommen, von wem und aus was für Quellen sie wollen. Es ist sehr begreiflich, daß bey allen Gegengründen der Magnetismus doch mehr Freunde gewinnt, als Bestreiter sich aufwerfen, weil die mehrsten Menschen das lieben, was das Gepräge des Wunderbaren und Magischen hat, ohne sich dabey etwas zu denken. Im Gegentheil ist aber auch sehr natürlich, daß die geringere Menschenzahl, welche nichts annimmt, was sich nicht auf unumstößliche Beweise gründet, und in deren Liste der Beweis eine Wunderkraft nicht eingetragen ist, desto mehr wider denselben eingenommen werden müssen, da die Erfinder so viel magisches und übernatürliches davon preisen. Noch verdächtiger muß ihr diese neue Heilkunst seyn, wenn sie auf ihren Erfinder siehet, von dem selbst seine Schüler kein günstiges Urtheil fällen, obgleich auch ein jeder Mensch durch Zufall eine gute Entdeckung machen kann. Hart ist die Foderung, bey Naturbegebenheiten nicht frey denken zu sollen. Die Philosophie soll schweigen, rief Lavater, und Hr. Bicker sagts ihm nach. Waren es nicht Wunderdinge, (denn Divinationsvermögen und Prophetengabe gehört doch dazu) die beyde von den Wirkungen des Magnetismus

tismus bekannt machten? Die Philosophie aber schwieg nicht, und daher stimmt Hr. W., wie mehrere der neuesten Magnetisten, den Ton schon herab, und will keine Wunder gewirkt haben. Diesem lauten Widerspruch der Philosophie muß es verdankt werden, daß man unter den Beobachtungen aller Zeiten nachgespürt hat, ob sich nicht ähnliche Beyspiele von wunderbarscheinenden Phänomenen, als natürliche Effekte, finden ließen, daß man diese gefunden, und daraus den Magnetismus beurtheilen kann. — Das ist doch etwas gutes von der Beredsamkeit der Philosophie! Daher sind jetzt schon einige Günstlinge des Magnetismus doch wirklich so weit gebracht, daß sie die bemerkten Erscheinungen mit widernatürlichen Zufällen bey nicht manipulirten Nervenkranken vergleichen, das übernatürliche, wundergleiche selbst davon leugnen, und es nun auffallend, außerordentlich und sonderbar nennen. Warum sollte also bey solchen widernatürlichen Symptomen die Philosophie den Finger auf den Mund legen? doch wohl nicht, weil vorerst die Kausalverbindungen noch dunkel sind? weil man von den verschiedenen Arten der Reize, deren Wirkungen auf das Nervengebäude, weil man vom Nervengebäude selbst noch sehr mangelhafte Begriffe hat? Fehlt uns aber auch hier die genugthuende Erklärung, so sind darum die Ereignisse noch keine Wunder, sonst hätte man deren sehr viele in der Natur, und nach Maaßgabe der Kenntniß in der Naturlehre der eine Mensch vor dem andern mehrere oder wenigere. — Man müßte sehr irren, oder der ganze Streit rührt von der Idee des Wunderwirkens her, welche einige Abergläubische sich eingeprägt haben, und nebst diesen andere aus mancherley Absicht gern verbreitet hätten. Und wenn denn so offenbar eine Lieblingsidee bezweifelt, oder eine dadurch gesuchte Absicht vereitelt wird, was ist natürlicher, als daß dann der Mensch heftig zürnt! Es stimmt mit Hrn. W. aufgeklärter Denkungsart völlig überein, daß er keine Wunder glaubt, wie mit seiner Rechtschaffenheit, daß er sich nicht anmaßt, ein Wundermann zu seyn. Es ist Schade, daß er vergaß, über die Einwürfe zu lachen, deren Ungrund ihm bekanne war, und daß ihn vielmehr der Verdruß darüber gegen sich selbst, gegen das Publikum, und gegen die neue Heilart zur Ungerechtigkeit verleitet hat, indem er die umständliche Geschichte seiner Beobachtungen zurückhält. In Absicht der Nomenklatur erinnert Hr. W., daß er lieber statt thierischen Magnetismus, den Ausdruck: thierische Elektrizität, gebrauchen möchte,

weil

weil zwischen der Wirkung der Elektrizität auf das Thier und den bemerkten Erscheinungen an seinen Kranken, sich sehr viele Uebereinstimmung gezeigt hatte. Diese Uebereinstimmung macht aber noch keine Gleichheit aus. Die Elektrizität wirkt allgemein, wie das sanfte gleichförmige Streichen der Haut durch einen Reiz auf die Nerven, und dies mag den Grund der Uebereinstimmung enthalten. Von der Wirkung des Magneten kann man dies nicht sagen, und daher ist diese von jener mehr verschieden. Indessen enthalten jene beyden Benennungen eine Erklärung der Ursach dieser Wirkungen in sich, welche noch gar nicht erwiesen ist, und scheinen beyde daher nicht der Sache völlig angemessen zu seyn, aber am wenigsten die gewöhnlichste. Auf den Namen kömmt es zwar nicht an, wenn man sich nur darüber hinlänglich erklärt, wie Hr. W. sagt. Allein, wenn der Name, von einer einer bekannten Sache entlehnt, einer neuen Sache gegeben wird, die mit jener gar wenige Aehnlichkeit hat, so sollte man doch zur Vermeidung irriger Begriffe mit Recht einen andern wählen, der mehr Bestimmtheit hätte. Und darum, weil Mesmer, dem seine Kunst mit wahren Magneten reich zu werden, fehlschlug, nur, um beym Namen zu bleiben, das gelinde Streichen und dessen Wirkung so benennt hat, den widersinnigen Namen beybehalten wollen, dadurch erzeigt man jenem zu viele Ehre. Oder war es nöthig, durch Beybehaltung des Kunstworts das Aufsehn zu unterhalten, was anfangs Mesmer und seine Schüler mit ihren Grundsätzen, Kuren und Wundern erregt hatten? — Daß zu der ganzen Sache nichts weiter, als ein sanftes gleichförmiges Streichen der Haut erfordert wird, das scheinen die Versuche derer zu entscheiden, welche unbefangen damit zu Werke giengen. Heilte doch Gmelin so gut, als Puysegür, das heftigste Nervenübel ohne Baquet, ohne Baum und ohne Grimassen, blos durch sanftes Streichen, von oben nach unten. Er heilte und wirkte nicht Wunder. Er fand das Wesentliche abgesondert vom Zufälligen, das Reelle ohne das oft Hinzugedichtete. War dies seiner Unerfahrenheit in der Magnetisirkunst zuzuschreiben, da er doch den Zweck der Heilung erreichte, wozu dient denn die Kenntniß der Magnetisirkunst mehr, als die Wahrheit in Nebel zu hüllen? — Die Kunstwörter: Deforganisation, Somnambuliren, Krise, Eckstase verwirft Hr. W. aus guten Gründen, und nennt den dadurch sonst bezeichneten Zustand, magnetischen Schlaf, worin

worin durch die Manipulation die Kranken zum Sprechen kommen. Daß aber dieser Zustand zur Heilung vermittelst des Streichens, gesetzt, daß er natürlicher Weise dadurch bewirkt werde, nicht erforderlich sey, besagen die Emelinschen Erfahrungen. — Man hat sehr viele Ursach, zu behaupten, daß die Lehre vom thierischen Magnetismus dadurch viel verliert, daß Hr. W. statt der umständlichen Geschichte seiner ersten und dritten Kur nur den Auszug der Protokolle dem Publikum vorlegt. Diese Protokolle werden S. 17. so geschildert, daß man noch immer begieriger nach ihrer Mittheilung werden muß, indem man nicht zweifeln darf, daß sie der Schilderung entsprechen. Hr. W. sagt hier ausdrücklich, worauf er und sein Kollege ihr Augenmerk gerichtet, und was sie niedergeschrieben haben, und die streitbarsten Gegner müssen bekennen, daß dies gerade das Wesentliche betreffe. Er sagt hierüber noch: „Wer hier lauter“ (also doch etwas?) „außerordentliches, Wunder, Wunderkuren, Prophetengabe, „tiefe philosophische oder andere Kenntnisse sucht, wer glaubt, „daß diese Personen in einer höhern Sprache reden, und da„von Proben zu finden hofft; der hat sich Erwartungen ge„träumt, wozu wir ihm keine Veranlassung gegeben, die wir „nicht befriedigen können.“ An Hrn. Bickers Brief muß bey dieser Stelle nicht gedacht seyn, oder dieser Arzt gehört nicht zu dem wir. Denn er allein gab die einzige und offenbare Gelegenheit zu dem Erwartungstraum. Nun aber hören wir, und sind gern damit zufrieden, daß Hr. W. nicht alles Wunder nennt, was bey Hrn. B. wunderbar genannt zu werden verdient, daß nach Hrn. W. keine Prophetengabe statt findet, wo Hr. B. von Divinationsvermögen spricht, von Kenntnisse der Seele, die durch eine höhere, gleichsam prophetische Kraft herbeigebracht zu seyn scheinet u. s. w. Wenn indessen ein Theil des Publikums die nähere Darstellung der Wunderdinge vom Hrn. W. erwartete, wovon Hr. B. nur die Titel anführte, so wäre dies der natürlichen Neugierde der Sterblichen eher zu verzeihen, als von Träumen zu reden gewesen.

Die Krankengeschichten, von S. 25 bis 45, betreffen die erste und dritte Patientin. Die erste ist von Jugend auf schwächlich gewesen, und hatte im 17ten Jahre eine der schwersten Nervenkrankheiten 9 Monat lang, ehe man sie manipulirte. Sehr viele, wo nicht alle, gegen dies Uebel sonst

gerühmte Hülfsmittel waren ohne Nutzen, zuweilen gar mit Nachtheil angewandt, nur der Mohnsaft brachte Linderung. Dies quaalvolle Uebel hat ohnstreitig bey dem großen Wunsche, geholfen zu werden, die Seele der Kranken nicht selten beschäftigt. Mit großer Begierde wird von ihr jedes neue Mittel angenommen seyn, wenn das vorige ihre Hoffnung täuschte. Sie wird vielleicht nach Namen, der zu erwartenden Wirkung u. dergl. der Arzneyen geforscht haben, wie bey dergleichen Kranken nicht ungewöhnlich ist. Und selbst die Aerzte mögen nicht selten, ohne die Folgen davon bedacht zu haben, in ihrer Gegenwart sich über die Krankheit und Heilung berathschlagt haben, welches so wenig ungewöhnlich ist, daß man bey solchen Consultationen diesen Nebenumstand auch nicht einmal achtet. Wie aber, wenn hierauf ein Theil der gezeigten Arzneykenntniß, und das eigne Anrathen von Arzneyen in der Schlafrede beruhete, so wäre dies doch der Achtung würdig? Die angeblich fruchtlosen Mittel werden zwar nicht namhaft gemacht, da aber die im Schlaf selbst gewählten Mittel zu denen, in Nervenkrankheiten gebräuchlichen, gehören, so ist wahrscheinlich, daß sie vor dem Manipuliren schon angewandt, und der Kranken bekannt gewesen seyn können. Daß aber gleiche Mittel zu einer Zeit schädlich und nutzenlos, zu einer andern hingegen sehr hülfreich sind, das bemerken die Aerzte, ohne zu manipuliren, am häufigsten bey Nervenkrankheiten, bey welchen überhaupt die sonderbarsten, auffallendsten, und den hier bemerkten gleiche, ja noch sie übertreffende Erscheinungen von jeher beobachtet worden sind, ohne daraus auf etwas anders, als einen widernatürlichen, und noch weiter nicht zu bestimmenden Nervenzustand schließen zu können.

In diesem hülfsbedürftigen Zustand, wo die Kunst ihre Hülfe vergebens anwandte, nahm Hr. W. zum magnetisiren, wie Hr. Lavater es ihm gezeigt hatte, seine Zuflucht. Die Hülfsbegierde in der verzweifelten Krankheit ließ ihn dies Mittel ergreifen, von dessen Wirksamkeit ihn zwar eigne Erfahrung nicht überzeugt hatte, aber doch viel gutes, vortheilhaftes, und nichts schädliches durch das Zeugniß anderen bekannt war. Nach der Regel, daß in verzweifelten Fällen auch solche Mittel, deren gute Wirkung ungewiß ist, angewandt werden dürfen, muß dieser Entschluß, durch Magnetismus zu helfen, beurtheilt werden, welches also keine Vor-

liebe

Kebe nothwendig voraussetzt, die durch Hrn. Lavaters Rath eingeflößt war, noch weniger die Begierde, etwas außerordentliches Wundergleiches zu wirken. Daß aber Hr. W. 5 bis 6 Wochen unermüdet magnetisiren konnte, da er doch in der Zeit gar keinen Effekt davon spürte, das beweiset nichts, als unerschütterliche Sorgfalt, der Kranken zu helfen, nebst der Hoffnung, endlich den Zweck zu erreichen. Mancher andere Arzt würde in der Hälfte der Zeit bey gleichen Umständen, den Muth verloren haben. Die Beyspiele andrer Magnetisten mögen hier Hrn. W. den Muth in der Stärke erhalten haben. „In dieser Zeit nun," sagt Hr. W., „thaten „wir nichts, um die Einbildungskraft der Kranken zu erre„gen. Sie bekam keine Bücher über das Magnetisiren, als „die ihr von selbst in die Hände fielen, sie hatte vor dem An„fang der magnetischen Kur Lavaters und Marcards Brie„fe gelesen, welche sie, zum Vortheil des Magnetismus, „wenig eingenommen hatten," und Hr. Bicker sagt: „sie „wußte, was vielleicht mit ihr vorgehen würde, hatte die „Wirkung von Lavater gehört, auch hatte man auf ihre „Einbildungskraft durch Erzählen und Lektüre dahin gehören„der Schriften zu wirken gesucht." Dieser Widerspruch muß den Lesern auffallen. Allein Hr. D. Olbert erklärt ihn aus einem Irrthum, den er veranlaßt habe. Es ist aber doch sehr wahrscheinlich, daß die Dem. A. vom Magnetismus muß unterrichtet gewesen seyn, weil ihre Einwilligung zu dieser neuen und sonderbaren Kur wohl nicht anders, als durch Vorstellung ihrer guten Wirkung von der Kranken erlangt werden konnte. Ohne der Dem. A. irgend etwas zur Last zu legen, läßt sich vermuthen, daß bey ihr das gewöhnliche Symptom aller reizbaren nervenschwachen Personen nicht gemangelt haben wird, daß sie nämlich nicht mit jeder Art Behandlung gleich zufrieden sind, und daß darum wohl mag Ueberredung zum magnetisiren haben angewandt werden müssen, wenn sie nicht durch die vorher gelesenen Schriften dazu geneigt gewesen. Freylich hat diese Regel auch ihre seltenen Ausnahmen. Allein gedenken läßt es sich auch nicht, daß Hr. W. ein wohlerzogenes Frauenzimmer, ohne sie vorher hinlänglich von der Absicht belehrt zu haben, auf die Art zu manipuliren würde gewagt haben, wie es Hr. Bicker beschreibt, man müßte denn von seiner Discretion eine unstatthafte Idee haben, die ihn durchaus den Schrecken und das Befremden bedenken lassen mußte, welches dies Frauenzimmer

über sein Handhaben nothwendig versetzt werden mußte, sobald es den Zweck davon nicht wußte, zumal da er sie anfangs doch allzeit im Wachen magnetisirte. Die Sittlichkeit erfoderte allerdings diesen vorläufigen Unterricht, obgleich das Magnetisiren selbst, nach unserm Begriffe, so wenig gegen die Sitten streitet, als das Touchiren, Accouchiren, Klystiren und Schröpfen. — Hr. Bicker setzt die erste Wirkung des Magnetismus in die vierte Woche, Hr. W. später hinaus. Allein der ordentliche Stuhlgang will nicht recht als Wirkung einleuchten. Sollte es nicht möglich seyn, daß die Oeffnung völlig aus der Natur, ohne Mitwirkung des Manipulirens, regelmäßig geworden sey? Es giebt dergleichen Veränderung bey Nervenschwachen bekanntlich oft. (Doch erinnere ich mich, daß ein junger Magnetist durch den erstickenden Gestank sein Experiment aufgeben mußte, welchen die abgehenden Blähungen der Kranken während der Manipulation verbreiteten.) Die ganz auffallende Veränderung des Monatlichen, welche Hr. W. nicht detaillirt, wurde nach Hrn. Bicker, in der nächsten Periode sehr stark, und dauerte 14 Tage, da es sonst mäßig war, und 8 Tage anhielt. Diese ließ sich, sagt Hr. W., nicht aus einer andern, als dieser Quelle, herleiten. — Gut! Also wirkte die Magnetisation zuerst auf den Unterleib, wenn man beyde vorhingedachte Effekte der Ausleerungen von ihr herleiten muß. Sie beweisen einen freyern Lauf und vermehrten Zufluß des Geblüts in das Geäder dieser Region offenbar, und eine Vermehrung der Kräfte, welche der Natur gemäß, hiezu in Thätigkeit gesetzt werden, wohin die Thätigkeit der Nerven vorzüglich gerechnet werden muß. War nun die Ursach dieser Nervenkrankheit physisch oder psychologisch? Dies ist die Frage, worüber gestritten wird. Diejenigen, welche psychologisch dieselbe beantworten, behaupten, sie beruhe in der Einbildungskraft, welche bey den Manipuliren den Geschlechtstrieb rege machen und vermehren könne, mit welchen jener Zufluß ebenfalls verbunden ist. Die physische Ursach wird in den Kützel der Hautnerven gesetzt, der durch die Manipulation erregt, durch das Nervensystem fortgepflanzt wird, oder in den Einfluß der die Nerven belebenden flüßigen Materie, welcher aus den Daumenspitzen des Magnetisten ströhmt. Genug, daß uns die Geschichte hier lehrt, wo die erste Wirkung sich geoffenbart hat, und daß die Physiologie uns lehrt, daß dies einer der empfindlichsten Orte sey, durch dessen Rei-

zung

zung im Nervensystem große Veränderungen zu wichtigen Erscheinungen hervorkommen können. Keiner von allen Magnetisten will indessen die gewöhnlichen Aeußerungen des erregten Geschlechtstriebes bemerkt haben, welche von der Begierde ihn zu befriedigen, abhangen, ohngeachtet im Schlafwandel der Instinkt allein wachen, und die Handlungen leiten, auch alle Gene wegfallen soll. Und daher wird sich niemand a priori überreden können, noch dürfen, daß dieser Zustand dennoch zugegen sey. Von der dritten Kranken ist vorerwähnte Veränderung nicht angemerkt. Sie verfiel frühzeitig in den magnetischen Schlaf, welcher freylich auffallend genug war, daß er die Beobachter in der Aufmerksamkeit auf die gewöhnlichen Veränderungen der Kranken hätte stöhren können. Vom Zustande des Unterleibes, wo doch die Haupturſach gelegen zu haben scheint, erfährt man nur so viel: S. 39. im Vorbericht, „daß, als“ (vor dem Magnetisiren) „fluxus „menstruus sich eingestellt habe, sich die Kräfte bald so weit „besserten, daß die Kranke den größten Theil des Tages außer „Bett bleiben konnte.“ Sollte daraus nicht zu schließen seyn, daß auch die Heilung durch Magnetismus besonders, vermittelst dessen Wirksamkeit auf das Nervenwesen des Unterleibes, auch in diesem Falle geschehen seyn könne? — Es fehlt aber noch sehr vieles daran, daß man diese Vermuthung zu einem entscheidenden Urtheil erheben könne. Selbst wenn auch in der Geschichte der zweiten Kranken S. 70. gesagt wird, daß mit entstandnen Fieberbewegungen, am 27. Tage nach angefangener Manipulation, der Unterleib gespannt gewesen, und in der Folge so empfindlich unterm Magnetisiren geworden, daß die Berührung mit den Daumen starken Schmerz erregte, welcher allgemeine Erschütterungen des Körpers nach sich zog, und dies Beyspiel noch einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit für jene Vermuthung darbietet, so sind dies denn doch erst drey Beyspiele, die das allgemeine aller Erfahrungen zwar in sich enthalten, aber die Frage, ob es grade in dem Umstande liegt, welcher hier am meisten auffällt, lange noch nicht entscheiden können. Die ganze Sammlung aller Versuche und Erfahrungen muß dies erweisen, sobald sich durch die sorgfältigste Prüfung findet, daß sie ohne Ausnahme in diesem einzigen Punkt zusammentreffen. Die Ungeduld und Erklärungssucht wartet aber selten diese Prüfung geruhig ab, daher denn wegen der Voreile so viele falsche Schlüsse und Urtheile, und widersprechende Hypothesen

in unleugbaren Erfahrungssachen von jeher in der Welt zur Mode geworden sind, und bleiben werden.

Wenn unbefangene, schwergläubige, tiefschauende, aufgeklärte, biedere Menschen eine Thatsache zum öftern geprüft, genau beobachtet, und wahr befunden haben, dann darf man doch die Richtigkeit der Thatsachen auf deren Zeugniß anerkennen. Rec. würde sich widrigenfalls in großer Verlegenheit befinden, wenn es verarget werden sollte, einem solchen Zeugnisse über die Bremischen Kuren getrauet zu haben, ob er gleich auf der andern Seite nicht verheelen kann, wie sehr er mit dem Magnetisi D. de Jussieu wünschet, daß das wunderbare, oder magische des Magnetismus, als Aerzten unwürdig, ganz von dessen Ausübung entfernt werden möchte, welches zum Unglauben das erlaubteste Recht giebt, von den Bremischen Aerzten doch aber nicht ausgeübt ist, als nur dem Scheine nach, welchen die Gegner trauten. Und eben dies war es, was der übrigens vielleicht guten Sache (denn völlig entschieden wird sie doch noch nicht allgemein angenommen) des Magnetismus oder thierischen Elektricität, oder aufgewiegelten Phantasie, so vielen Nachtheil und so viele Gegner unter den vernünftigen Denkern erwecken mußte, weil niemand sich von dem Divinationsvermögen der Schlafenden, das von einer höhern, gleichsam prophetischen Kraft, abstamme, von der im Schlaf bekommenen Kenntniß in der Krankheitslehre und Geneskunde, vor dem Sehen der inwendigen Augen, und was der unbegreiflichen, dem psychologischen Systeme scheinbar widersprechenden Wirkungen der Magnetisirten und Magnetisten mehr vorgetragen wird, sich einen Begriff machen kann, er habe denn nach langer und genauer Prüfung und unpartheyischem Forschen in vielen Versuchen solches selbst erfahren. Außer den drey Aerzten hat man keine Zeugen für die Richtigkeit der erfolgten Zufälle, mit dem Gepräge des Sonderbaren, aufgeführt, um desto angenehmer war es Rec., einen Augenzeugen darüber zu sprechen, der obige Eigenschaften in hohem Grad in sich vereinigte. Er versicherte, die Erscheinungen an den Bremischen Kranken selbst gesehen zu haben, und war doch noch nicht für die Lehre des Magnetismus hingerissen, weil ihm durch diese zwischen Ursach und Wirkung, wie gleichfalls den Nichtsehern, der Zusammenhang nicht einleuchtete. — Bis Seite 65 geht die Geschichte der Kranken im allgemeinen Auszug

des

des Tagebuchs, wo Hr. W. abermals Klage führt, „daß er „durch unedles Betragen seiner Gegner abgehalten wäre, „das Detail dieser Geschichte zu liefern, wodurch er sonst den „Psychologen und Arzt hätte wichtige Wahrheiten lehren können.“ Uns dünkt unter diesen Umständen die Empfindlichkeit unverzeihlich weit getrieben zu seyn. Warum sollen die Wissenschaften durch hämische Angriffe der Gegner so wichtige Vortheile verlieren, durch Angriffe, welche keine weitläuftige Widerlegung verdienen, und der Wahrheit selbst daher so wenig schaden können? Auch die schimpflichste Behandlung darf den Gelehrten nicht von der Vertheidigung seiner gerechten Sache abhalten, keine verunglimpfte Wahrheit sich verkriechen, oder die gerechte Sache und Wahrheit verliere an ihrem Ansehen.

Von den Wirkungen des Magnetismus bey der ersten und dritten Kranken, redet Hr. W. von S. 46 bis 80, wo man größtentheils alles das antrift, was Magnetisten davon behaupten, und was man zum Theil sich sehr schwer als möglich gedenken kann, wenn schon Beobachtungen der Aerzte beweisen, daß in seltenen Fällen Nervenkranke in gleiche Lagen, selbst durch ihre Krankheit, gekommen sind, da man diesen denn auch nicht völligen Glauben beygemessen hat. Am gescheutesten schiebt man das Urtheil darüber vor der Hand noch auf, und wartet die alles aufklärende Zeit ab. Es kann seyn, daß der Magnetismus Gelegenheit giebt, einige Kenntnisse zu erweitern, es kann aber auch das Gegentheil zutreffen, und nach kälterer Beurtheilung der vor Augen liegenden, selbst angestellten Versuche die ganze Sache auf schon bekannten Gesetzen beruhen, welches man so lange nicht wird einsehen können, als das Erstaunen über unerwartete Erscheinungen die Seele außer Fassung setzt. Hr. W. versichert S. 73. daß auch Hr. D. Olbers von der Vorhersagungskunst der Kranken aufs festeste überzeugt sey. Indessen geht er doch in der Erklärung, die im deutschen Museum eingerückt ist, ganz leicht darüber weg. Wenn die Kranken, nach Herrn W. Angabe, manches nur ungewiß wußten, oder nur vermutheten, sich gar zuweilen irreten, so kann man auch wohl sagen, daß sie doch nur auch errathen haben, was zutraf. Sollte dies nicht ohne Nachtwandel auch möglich seyn? Sollte wohl nicht das Eintreffen mehr können angemerkt seyn, als das Fehlschlagen? Wo das Detail der

Krankengeschichten nicht vorgelegt ist, da kann man solche Fragen noch allzeit aufwerfen. Die Geschichte der Wahrsagerinnen, Besessenen giebt indessen mehrere Beyspiele von Schlafrede ohne Manipulation, woraus man lernen kann, daß ohne neuentdeckte Kraft auch Hrn. W. Kranke in solchen Zustand gerathen können. — Auf diesen Vorbericht folgt Herrn D. Wienholts Antwortsschreiben auf den Brief eines Ungenannten (jetzt Hrn. Domptedigers Nicolai zu Bremen) in der Schrift, betitelt: Briefe von und an Lavater, welches auch besonders abgedruckt im Umlauf ist, und daher in der A. D. B. besonders angezeigt wird. Man sieht aus der Nachschrift, daß dieses Schreiben eher verfaßt ist, als der vorhin angezeigte Vorbericht. Auch hier wird wiederholend gesagt (denn Rec. las den Vorbericht zuerst), daß der gleichlautende Aufsatz im Augustmonat der Berl. Monatsschrift und dem dritten Stück des magnetischen Magazins für Niedersachsen, Hrn. W. so geärgert habe, daß er die Geschichte der ersten und dritten Kranken nicht im Detail liefern können. Unpartheyische finden nun so viel Böses darin nicht, wenn der Verf. dieser Aufsätze seine unwiderlegten Einwürfe mit neuen Gründen unterstützt, und zu Gemüth führt, daß es nicht genug sey, von einer Behauptung blos zu sagen, sie sey falsch, sondern daß auch dazu Beweise erfodert würden. Sollte denn das allgemein belebende Fluidum die Magnetisten wohl zum Zorn so sehr geneigt machen, daß sie alles gleich mißdeuten? daß sie dem Verfahren ihrer Gegner, die ihnen unbekannt sind, ohne sichern Beweis den unedelsten, gehäßigsten Anstrich zu geben suchen? Hr. Gmelin befand sich geschwächt am Körper und Geist, nachdem er magnetisirt hatte, sollte man aus diesem Betragen des Hrn. W. nicht vermuthen, daß auch wohl er irgend eine Schwäche dadurch überkommen hätte? Denn wären aber die guten Menschen zu bemitleiden, welche sich also dem Menschenwohl aufgeopfert! — Geschichte der Krankheit und Cur eines, vermittelst des thierischen Magnetismus von einer schweren Nervenkrankheit geheilten, Frauenzimmers. Diese Geschichte der zweyten Bremischen Kur ist auch eher geschrieben, als der Vorbericht dieses Buches. Denn S 68. sagt der Verfasser, er habe diese Person auf die im Vorbericht beschriebene Art, magnetisirt, und im Vorbericht S. 45. entschuldigt er sich, das er dies Verfahren dasmal nicht beschreiben könne, weil es zu

Mis-

Misdeutungen und neuen Angriffen Anlaß geben könnte, und sich leichter zeigen, als beschreiben ließe, wo er denn sich begnügt, seine Leser auf die magnetistischen Schriften Anderer zu verweisen. Allein durch diese Zurückhaltung wird dem Leser ein Theil dessen entzogen, wovon er auf die erfolgten Wirkungen und Erscheinungen schließen kann. Wenigstens bleibt ihm der Zweifel übrig, ob die Manipulation selbst wohl nicht eine Aenderung in der Phantasie veranlaßt habe. Diese Frage ist den Magnetisten schon oft vorgelegt, und sie kann wohl nicht füglicher, als durch die genaueste Beschreibung der angewandten Art zu magnetisiren, beantwortet werden, da bekanntlich in derselben viele Verschiedenheiten herrschen. Die erfolgten Erscheinungen, so sonderbar sie auch sind, dürfen nicht geleugnet werden, welches auch von den Gegnern im Ganzen nicht geschieht, wenn diese schon vermuthen, daß die eine oder andre aus einem unrichtigen Gesichtspunkt angesehen, und mehr davon gesagt seyn möge, als daran gewesen sey. Indessen sind dies nur Vermuthungen, welche bey Thatsachen nichts entscheiden können, sobald diese von unverdächtigen Zeugen erwiesen sind. Hr. W. führt zwar außer seinen Kollegen, keine Zeugen namentlich auf, welche durch den Augenschein von der Wahrheit der Thatsache sich überzeugt haben. Allein die Gegner sind auch nicht von der Unwahrheit durch eigenen Augenschein überzeugt, sondern durch die Art, wie sie sich die Thatsache vorstellen. Der Unpartheyische muß daher noch im Zweifel stehen, ob er den theoretischen Gründen der Gegner, welche ihr System durch Thatsachen nicht widersprechen lassen wollen, mehr beyfallen, oder einer unvollständigen Erzählung des Beobachters eher Glauben beymessen soll. Zu dem ersten nöthigt ihn die Kenntniß längst als erwiesen angenommener Grundsätze, zur letztern reißt ihn der unpartheyisch geschilderte Character der drey Bremischen Aerzte hin. Nach der Erzählung war die Kranke ein nervenschwaches, reizbares, mannbares Mädchen, deren Krankheit aus verschiedenen Nervenzufällen zusammengesetzt war, und den gewöhnlichen Mitteln in Zeit von 3 Monathen nicht weichen wollte. Krämpfe, Zuckungen und kataleptische Ohnmachten, wovon sich keine materielle Ursach entdecken ließ, zeichneten sich am mehrsten aus, und wechselten mit einander ab, als man mit dem Magnetismus den Versuch anfieng. Die Kranke war durch Lectüre nicht vorbereitet, hatte auch von dem ersten Versuch in Bremen nichts gehört,

hört, daß man also glauben muß, sie sey gänzlich unbefangen gewesen. Die Manipulation mag nun gewesen seyn, wie sie will, so muß sie doch die Kranke in ihrer Fassung erschüttert haben, sobald sie Empfindung davon hatte. Denn es ist doch auffallend, daß der Magnetismus zu gleicher Zeit (S. 69.) nichts wirkte, wenn die Kranke in Ohnmacht lag, und sichtbar zu wirken schien, wenn sie wachte, da sie denn beklommner und ängstlicher wurde, und Hr. W. bat, damit aufzuhören, weil dieser Zustand in kurzem sehr zunahm. — Man lieset vorher in der Krankengeschichte, daß nach überstandner Ohnmacht sich die Kranke auch in einem angstvollen krampfhaften Zustand befunden habe, eher der Magnetismus angewandt wurde, den man aber zu oft beobachtet hatte, als daß Hr. W. hier auf Rechnung des Magnetismus geschrieben haben sollte, was der Krankheit an sich schon zukam. Er verschweigt zwar den Unterschied zwischen der Aengstlichkeit beym Magnetisiren, und der von der Krankheit zuvor entstandenen. Auch merkt er nicht an, ob das Aufhören mit Magnetisiren jene Aengstlichkeit besänftigt habe: dennoch aber kann man so vielen Beobachtungsgeist mit Recht ihm zugestehen, daß er durch den Vergleich der Umstände sich von der Wirkung des Magnetismus völlig überzeugen konnte. Hat also die Manipulation nur die wachende Kranke gerührt, und sie in Ohnmacht versunken gar nicht afficirt, so kann man doch zuerst daraus schließen, daß diese Wirkung psychologischen Ursprungs gewesen sey. Zwar ist nun gleich die Kranke dadurch zuweilen in der Folge aus ihren Ohnmachten erweckt, so geschah dies doch zuweilen auch nicht, und man muß daher eher glauben, daß die gleichscheinenden Ohnmachten sich im Grade nicht gleich gewesen sind, als daraus den Schluß machen, daß der Magnetismus auch ohne Bewußtseyn der Kranken auf ihr Nervensystem Einfluß habe. Den neunten Tag nach dem Anfange des Magnetisirens, stellte sich ein ruhiger, erquickender Schlaf ein, die Ohnmachten blieben zurück, die Krampfparoxismen aber vermehrten sich; den 15ten Tag erfolgten Fieberbewegungen, und der Unterleib war gespannt; ein ängstliches Delirium folgte am 18ten Tage, wo es denn schien, als hätte der Magnetismus in der Ohnmacht gewirkt, wenigstens endigte dieser sich während dem Manipuliren, und die Kranke litt denn an Krämpfen und Schmerzen. Vom Handhaben des Magnetisten wurde der Athem heftiger und schneller, und der

Unter-

Unterleib schmerzte bey der Berührung mit den Daumen, weshalb denn die Kranke jedesmal zusammenfuhr, und endlich konvulsivisch erschüttert wurde. Nicht allezeit wirkte der Magnetismus nachher in den Ohnmachten, die Leibschmerzen und Zuckungen stellten sich gewöhnlich beym Magnetisiren im wachenden Zustande der Kranken ein. Am 21sten Tage sprach sie zuerst im Schlafe, welcher sich Abends um 5 Uhr einstellte, und in der Folge in dieser Zeit öfter wiederkam, und am 25sten wurde das erste Gespräch mit ihr gehalten. Wenn beym Mittheilen der Beobachtungen die größte Genauigkeit im Ausdruck erfordert werden muß, so sieht sich Rec. genöthigt, einen Verstoß wider diese Regel hier anzumerken, der gerade diesen merkwürdigen Tag undeutlich macht. S. 74. wird gesagt: „den 10ten Nov. kam sie“ (die Kranke) „während des Magnetisirens gar nicht aus ihrer „Ohnmacht zu sich, und dies bewirkte nicht die geringste Ver„änderung.“ — Gleich darauf: „Am Freytag kam sie nach „einer halben Stunde, so wie die vorigen Tage, aus ih„rer Ohnmacht zur Besinnung;“ — und unten: „vor ihrem „völligen Erwachen aus der Ohnmacht hatte sie nichts vom „Magnetisiren empfunden, auch nichts von unsrer Gegen„wart gewußt.“ Nun ist laut S. 72. am 8ten November Mittwoch gewesen. Folglich war der 10te Nov. Freytag, an welchem die Ohnmacht im Magnetisiren anhaltend geblieben, und nach einer halben Stunde gewichen seyn sollte, wie die vorigen Tage. Vom 9ten Nov. lieset man aber nichts von Ohnmacht, am 8ten war sie unterm Magnetisiren vergangen, und am 7ten blieb sie anhaltend. Hier fehlt also die nöthige Deutlichkeit. Uebrigens trägt diese Geschichte die täglichen Veränderungen so vor, daß keine Vorliebe dazu gehört, um die sonderbaren Wirkungen der angewandten Manipulation deutlich zu erkennen. In der Schlafrede sagte die Kranke ihre künftigen Zufälle vorher, welche nachher eintrafen, sie wählte schon gebrauchte oder sonst bekannte Arzneyen in ungewöhnlich starker Gabe, welche auch erst in dieser Gabe nützlich waren, und schrieb sich eine schickliche Diät vor, denen man aber doch die ganze Heilung schwerlich zuschreiben kann. Die Krankheit blieb nämlich in ihrer völligen Stärke, auch bey den ausgesuchtesten Arzneyen, und schwächte die Kräfte des Körpers, wie der Seele, unaufhaltsam, bis der Magnetismus angewandt wurde. Sobald hiemit so lange fortgefahren wurde, daß Fieberbewegungen, Erschüt-

schütterungen des ganzen Körpers, und magnetischer Schlaf entstanden, da besserte sich die Krankheit, der ruhige Schlaf wurde anhaltend, und die natürlichen Ausleerungen kamen in Ordnung. Die kataleptischen Ohnmachten verloren sich zuerst, und die krampfhaften Zufälle wichen später. Das empfindliche Gehör erhielt seine natürliche Art wieder. Die Kräfte wurden kurz nach 2 Monaten so gestärkt, daß die Kranke wieder gehen konnte. Die Gesundheit und Stärke des Körpers und Geistes verbesserte sich täglich, und das letzte Uebel waren geringe Fieberbewegungen, welche am längsten dauerten, und die völlige Genesung bis im 6ten Monat aufhielten. Vergleicht man nun die Arzney, welche während dem Magnetisiren gebraucht wurde, mit der, welche vor demselben 3 Monate lang vergeblich angewandt war, so muß man die weit schnellere Hülfe bey der erstern desto mehr dem Magnetismus zuschreiben, er beruhe auch auf welchem Grund man will. Nichts war hier auffallend als die Schlafende. Indessen wußte die Kranke von der eigentlichen Ursach ihres Uebels nichts Bestimmtes anzugeben, konnte mit den Fingern nicht lesen, und mit verschloßnen Augen nur zu weilen Farben angeben. Bey der Verordnung der Hülfsmittel sagte sie, es sey ihr, als ob ihr sie jemand angebe, welches wohl bey Jedem so seyn mag, der dunkele Vorempfindungen hat, wovon uns freylich alle Erklärung noch die Thatsache nicht völlig aufhellet, wie viele andere Vorfälle im Dunkeln vergraben liegen, welche die Seelenwirkungen im kranken Zustande ohne Magnetismus zu erkennen geben. Die Wahrheit dieser Geschichte ist gar nicht zu leugnen. Theoretische Gründe und Muthmaßungen können die Richtigkeit der Thatsachen nicht widerlegen. Und denen diese Thatsachen wegen ihres Sonderbaren zweifelhaft zu seyn, und noch mehr Bestätigung zu erfordern scheinen, die müssen nur bedenken, wie oft schon dergleichen wunderbare glaubhafte Geschichten von widernatürlich reizbaren Menschen in vorigen Zeiten und noch jetzt aufgezeichnet sind, ohne Wirkungen des Magnetismus zu seyn, dergleichen freylich unter den stärkern und arbeitsamern Europäischen Völkerschaften selten einer vorkommen, als unter den mogolischen, südasiatischen und amerikanischen Völkern und Familien, wo Sehawanne, Ganga's und Jongleurs tägliche Auftritte der sonderbarsten Ekstasen offenbaren. Die Hauptsache kömmt auf die Frage an: wie man sich diese naturgemäßen Erscheinungen erklären soll?

Herr

Herr D. W. bezeigt sich in diesem Stück neutral. Ihm ist es gleich, man erkläre sie aus der Einwirkung einer feinen Materie, oder aus der Macht der Einbildungskraft. Er hätte aber doch bey der Gelegenheit seiner Beobachtung etwas tiefer in die Ursach eindringen können. — Wenn aber Rec. ebenfalls keine Parthey nimmt, da er nicht Gelegenheit gehabt hat, magnetischen Versuchen beyzuwohnen, so scheint ihm doch die Erklärung, welche von der Einbildungskraft ausgeht, wenigere Schwierigkeiten mit sich zu führen, als die eigentliche Mesmerische Theorie, welcher Hr. D. Olbers zugethan ist.

Archiv für Magnetismus und Somnambulismus. Viertes Stück. Herausgegeben vom Herrn Hofrath Böckmann, Prof. zu Carlsruhe. Strasburg, in der akademischen Buchhandlung. 1787. 8. 96 Seiten.

Dies Stück enthält: 1) Noch einige Bemerkungen über Herrn Hofmanns Magnetisten, vom Hrn. W. H. z. C. (Hofdiaconus Walz zu Carlsruhe). Hier wird gezeigt, daß Hr. H. nicht den besten Weg eingeschlagen, den Magnetismus zu prüfen, welches sich denn auch wohl nicht gut leugnen läßt, wenn man die Verehrer des Magnetismus nimmt, wie sie zum Theil sind, nämlich angesehene Männer, welche das Gold nicht locket. Allein so beurtheilte sie Hr. H. damals nicht. Weil er wahrscheinlich aus Abneigung sich nicht genug mit ihnen bekannt gemacht hatte, so beurtheilte er sie nach dem Charakter ihres großen Lehrers, daß sie wohl das Gold nicht verschmähen würden, wenn sie auf ihre gute Sache sich verlassen könnten. Was das Uebrige anbetrift, wodurch Hr. H. seine Dukaten zu schätzen scheint, falls ein Magnetist seine Kunst für ihn bestätigte, so wird das wohl hoffentlich so übel nicht gemeint seyn, als es gedeutet wird. Aus dem Streite mit D. Pichler erhellet genug, wie wenig Hr. H. mit dem Magnetistenwesen bekannt sey. Daß letztre aber zu den entscheidenden Versuchen eine fremde Clairevoyante forderte, war natürlich, weil die einheimische von den Umständen der vorzuführenden Kranken hätte unterrichtet seyn können; Schade daß D. P. nicht à la d'Inarre eine Igfr.

Lehn

Lehn bey sich hatte. Er konnte also die gefoderte Ueberzeugung nicht geben, wurde dadurch, leider! noch mehr verdächtig, und förmlich verabschiedet. Etwas Uebereilung möchte Hr. H. sich hier allerdings in unpartheyischen Augen haben zu Schulden kommen lassen. — Uebrigens, wenn sonst der Magnetismus reel ist, so mag es ihm nicht schaden, wie nachtheilig dieser oder jener Arzt von ihm urtheilt. Die Fieberrinde blieb doch ein gutes Heilmittel, wenn sie dem großen Stahl schon nicht gefiel. — Hr. W. bringt eine andere Untersuchungsart in Vorschlag, welche bey der Ausführung gewiß die Streitsache entscheiden könnte. Es gehört aber sehr vieles dazu, den Zweifler zu bekehren, dem jedes Zeugniß so verdächtig ist, daß er auch beym Anschauen selbst seinen Augen zu trauen sich nicht unterstehen, oder durch die Vorurtheilsbrille unrecht sehen würde. Wenn das Zeugniß unbefangener Forscher allgemein überzeugen könnte, so hätte man vielleicht dergleichen schon ziemlich aufzuweisen. Allein wie leicht kann Unbefangenheit und Forschungskraft der Zeugen in Zweifel gezogen werden? Und wird auch die vom Hrn. W. vorgeschlagene Untersuchung nicht allgemein überzeugen. Die Pariser Commission, welche ein ungünstiges Urtheil fällete, wird der Cabbale, unzulänglichen Prüfung und des voreiligen Urtheils von den Magnetisten angeklagt — Würden es die hartnäckigen Antimagnetisten mit einer günstig urtheilenden Commission anders machen? — Hr. W. gedenkt gelegentlich auch des Benehmens des Antimagnetisten, welches in der That jedem Unbefangnen auffallen muß, indem sie gegen Thatsachen, ohne solche gesehen zu haben, mit Vernunftgründen und Theorien streiten, nicht zu gedenken, daß jede Nachricht begierig ohne Beurtheilung, ob sie gegründet sey oder nicht, angenommen wird, wenn sie nur gegen den Magnetismus zeuget. Noch hat niemand demselben Beobachtungen entgegengesetzt, welche die Richtigkeit der Thatsachen erschüttert hätten, ob man gleich vielen Grund hat, die Mesmersche Theorie zu verwerfen. Denn was man davon etwa im Publikum bekannt gemacht hat, ist doch wahrlich so mangelhaft, als irgend etwas von Beobachtungen seyn kann, worin allzeit mit zu weniger Sorgfalt, und zu großer Flüchtigkeit das nöthige geprüft, und daher immer zu früh das Urtheil gefället ist. Auf solche Weise wird sicherlich der Magnetismus nicht besiegt, denn man läßt dessen Gönnern zu viele Gelegenheit die Streiche abzuwenden, und

auf

auf ihre Gegner doppelt zurückfallen zu lassen. Rec. ist bey dem Streite völlig neutral, und ohngeachtet er aus eigner Erfahrung weiß, daß es unter Magnetisten Betrüger giebt, so kann er doch, auch selbst bey allen Gründen der Gegner, nicht glauben, daß alle die vielen Zeugnisse würdiger Männer auf Betrug hinauslaufen sollten. Möchte doch jeder Zweifler selbst Versuche anstellen, und danach denn sein Urtheil vorsichtig abfassen, so wäre ja am ehesten die verworrene Streitsache auszumachen. Und ehe dies nicht geschieht, so wird sie noch immer unausgemacht bleiben. Alsdenn aber wird auch vermuthlich das noch einigen Wunderbarscheinende, von andern bis zum Uebernatürlichen vergrößerte in den Phänomenen zum ganz Natürlichen sich reduciren lassen, und vielleicht in den Wissenschaften mehr dadurch gewonnen, als eingebüsset. — — 2) Valentin Greatraks wunderbare Heilungsgeschichte durch Berührung mit den Händen, welche vor 120 Jahren in England und Irrland an verschiedenen Orten häufig verrichtet sind, und mit der Magnetisation der Neuern übereinstimmen, nach den Zeugnissen von Pechlin, Kust, Faireclowe, Astel, des Maizeaux, More. Was man in damaligen Zeiten als ein Eigenthum dieses Mannes ansah, und mit ihm deshalb ausstarb, das erhält durch die Erfahrungen unsrer Magnetisten noch mehr Glaubwürdigkeit, und kann auch zum Beweis dienen, daß die Erfahrungen der letztern nicht Chimäre, noch Betrug, noch eine Folge des heutigen Aberglaubens sey, sagt Hr. B. — Die königliche Gesellschaft zu London war selbst Zeuge dieser Kuren, und Robert Boyle schützte den Wundermann in ihrem Namen, als man ihn der Zauberey beschuldigen wollte. — Allein auch diese Heilungen können nur als Wirkungen der erregten Einbildungskraft und des Zutrauens angesehen werden, welches die Kranken im hohen Grade besassen, wie die Geschichte bestätigt. S. la Vie de St. Evremond par M. de Maizeaux, und besonders die Schrift: le Prophete Irlandis. Hr. B. vergißt den Schluß des Greatrakschen Schauspiels, wie er vergessen hat, zu erzählen, daß dieser Irrländer die Geister der Kranken, nebst seinen Streichen, beschwor, austrieb, und dadurch heilte. Rec. liefert hier zu der Absicht das vom Hrn. B. (vielleicht vorsätzlich) ausgelassene, damit die Leser den Beweis für Magnetismus aus den gedachten Zeugnissen nicht zu ernstlich nehmen, und sich überzeugen mögen, daß auch eine Societät Gelehr-

leßeret und Bayle konnte dupirt werden. Im angeführten Buche sagt der Verfaſſer, daß Aubigny, welcher sich mit St. Evremond damals in London aufgehalten, sehr lange für den Greatrak eingenommen geweſen, bis dieſer durch eine unerwartete Geſchiche entlarvt worden. Zwey Eheleute wollten nämlich den böſen Geiſt des Widerſpruchs, der das Unglück ihrer Ehe ſtiftete, von Gr. verbannen laſſen. Er beſchwor ihn. Vergnügt begaben ſie ſich fort; mußten aber die Hülfe des Beſchwörers bald wiederum anflehen. Er beſchwor den Ungehorſamsteufel abermal, und dennoch trieb er ebenfalls gleich in der erſten Nacht ſein voriges Spiel. Zur Ehre ihres Mannes klagte die Frau die böſen Dämonen an. Der Beſchwörer verlor aber in ihren Augen alle Achtung, und war nichts mehr, als ein eitler dummer Irrländer. Mitten in dem Ruhm über die wichtigen Kuren ſprengte dies Ehepaar die Mine, entlarvte den Wunderthäter, und beſchämte ihn öffentlich. Der Prophet verlor ſein Anſehen, und das Volk ſeinen Irrthum. Man kann zur nähern Prüfung dieſer Kuren nachſehen David Bryde Wonders no miracles or Greatrakes healing examined. London. 1666. 8. Iſts Hrn. Hofr. B. mit dieſen Beyſpielen zu prangen noch gefällig? Mit aller Leichtgläubigkeit an paracelſiſche Hirngeſpinſte verbindet ſich gar leicht jede andere. 3) Einige Gedanken über die Konſultationen von Somnambülen, und über die öffentlichen Boquets, in einem Brief an Hrn. B., von einem ſcharfſinnigen Manne, der durch aufmerkſames Leſen, vielfältiges und unbefangenes Beobachten von ſeiner vormaligen Abneigung gegen den Magnetismus zurückgekommen zu ſeyn verſichert. Die unglaublichſte, und dem Schein nach übernatürlichſte Wirkung des Magnetismus ſcheint dergleichen Konſultation zu ſeyn, welche, da ihre Exiſtenz nicht geleugnet werden kann, ihren Grund in irgend einer natürlichen Urſach haben muß, welche die Lehre von magnetiſcher Materie nicht genugthuend entwickelt. Man muß daher jede Veranlaſſung ergreifen, in dies Geheimniß einzudringen, um endlich auf die natürliche Urſach deſſelben auszumitteln. Da nun dieſer Brief einige Winke zu dieſem Forſchungswege enthält, ſo laßt uns dabey etwas verweilen. Nicht alle Schlafredner haben das Vermögen, aber die ſogenannten Hellſehenden beſitzen es, daß ſie kranken Perſonen, welche durch Berührung ſich mit ihnen in Verbindung oder Rapport ſetzen, die Art ihrer Krankheit zu detailliren, und

Mittel

Mittel dagegen anzugeben wissen. Man sagt überhaupt vom Somnambulismus, daß er den natürlichen Instinkt rege mache, da alle oder die mehrsten äußern Sinne gelähmt sind, und daher die Schlafredner ihre eignen Fehler der Gesundheit deutlicher wahrnehmen, und dienliche Mittel dagegen vorschlagen können. Diese Lehre läßt sich aber nicht gut auf eine andre Person anwenden, die nur durch Anrührung sich mit dem Schlafredner verbindet, und ihn doch dadurch schwerlich seine Empfindungen mittheilen kann. Was ist das also für ein Instinkt, dadurch der Schlafredner in den Leib des andern hineinsehen, und seine Plagen untersuchen könne? Die Fehler, welche nach diesem Brief den Konsultationen vorgeworfen werden, geben in der Sache einiges Licht. Es wird nämlich getadelt, „daß die Magnetisten bey den Konsultationen der Somnambüle oft bestimmt zu erkennen geben, über welche Empfindungen der in Rapport gesetzte Kranke klage, und welche Unpäßlichkeit derselbe zu haben glaube und darauf fragen: worin dessen Krankheit bestehen möge? daß sie überdies die nöthigen Mittel fragweise vorlegen, so daß man die ganze Konsultation schon vorbereitet hingiebt, und der Somnambüle nur Ja oder Nein zu antworten habe — daß man der Somnambüle Tages vorher sagt, daß sie morgen einer bestimmten Person Rath ertheilen solle.“ Die Schlafredner wissen sich aus ihrem Wachen im Schlaf alles deutlich zu erinnern, und daher konnte auch die Dem. Lehn in ihrer Konsultation alles wiederhersagen, was sie vorher von dem Kranken gehört hatte, ohne dadurch einen offenbaren Betrug zu spielen. (S. Birnstiel.) Die Somnambulen, mit und ohne Magnetismus, erkennen in ihrem unnatürlichen Schlaf zuweilen alle Personen sehr deutlich, daher wird ihnen denn nicht schwer, den Kranken zu erkennen, der vor ihnen sitzt. Ist ihnen nun von ihren Umständen was bekannt, so verliert alles Wunder, daß sie davon Gebrauch machen. Daß ihre Vorschläge dem Kranken Dienste thun, solches ist nicht blos ein Beweis von der eindringenden Kenntniß der Schlafenden, sondern auch von dem Zutrauen der Kranken zu ihrem Rathgeber. Hierüber jetzt weitläuftiger zu handeln, verstattet der Ort nicht. — Ferner wird getadelt, daß man den Somnambülen beym Erwachen viele Glückwünsche abstattet, und Lobsprüche macht, wie in öffentlichen allgemeinen magnetischen Krankenanstalten üblich ist; daß man jeden Kranken, ohne Rücksicht auf seine

Reizbarkeit, sogleich ans Boquet weiset; und einige Unbequemlichkeiten der öffentlichen Boquets mehr. — Man sieht daraus, daß dieser Mann, dessen Name uns freylich vorenthalten wird, welches nicht seyn müßte, von der Realität des Magnetismus überzeugt, aber nicht enthusiastisch für die Einrichtung der Anstalten eingenommen ist, und daß langes, anhaltendes, unpartheyisches Prüfen und Beobachten zur Beurtheilung erfodert wird. Sonderbar, daß viele auf diesem Wege aus Widersachern, Freunde des Magnetismus geworden sind, ohne wirklich in wahre Schwärmer oder Thoren umgeschaffen zu seyn, ob sie dafür gleich in den Augen der unkundigen Antimagnetisten erscheinen, welche, um nicht in gleiche Lage zu kommen, sich für diesen Weg scheuen. Hr. B. beantwortet diesen Brief, und giebt den Einwürfen Recht. — Hiebey erlaube Hr. B. die Frage: ob er unter den von ihm selbst S. 45. beschriebenen Bedingungen Somnambüle, und die Krankheit der in Rapport mit ihnen gesetzten Kranken, und die Heilung derselben befragt habe? und die Bitte, wenn solches geschehen? davon die Beobachtung getreu in dem Archive bekannt zu machen. 4) Hr. D. Wienholt, dem der Magnetismus so manches Herzeleid gemacht hat, läßt hier einen Originalbrief abgedruckt lesen, der die Geschichte vom grauen Oberrocke erläutert, nach welcher denn Hr. N. N. sich nur die Sache nach Willkühr so zu erklären beliebt haben soll, wie er, oder ein andrer sie in öffentlichen Blättern, als vorgefallen, darstellete. — Ob Blindgebohrne in der magnetischen Krise auch wohl sehen mögen? Noch ist keine Beobachtung dieser Art bekannt. Man sollte sie wirklich doch anzustellen suchen, um zu erfahren, ob der Instinkt auch die inwendigen Augen gebrauchen lehrt, wenn der Mensch gleich von dem Gebrauch der äußern nichts weiß, was er auf die Frage: ob er eine Krankheitsursach sähe, wohl antworten würde? — — Man beliebe diesen Vorschlag nicht für Gespötte anzusehen. 5) Kur einer einseitigen Lähmung der Halsmuskeln mit damit natürlich verknüpfter Verdrehung des Kopfes, an einem 8jährigen Mädchen durch viele und angesehene Zeugen bestätigt. Der Fall ist merkwürdig. Das Kind hatte durch einen Fall den linken Arm zerbrochen, und am Kopf einen heftigen Stoß erlitten. Der Arm wurde geheilt. Was mit dem Kopf vorgenommen worden, lieset man nicht. Nach dieser Heilung verdrehete sich der Kopf, daß das Kinn gegen die linke Schulter gekehrt war,

war, und ließ sich in keine andre Stellung bringen, weil dadurch heftige Schmerzen erregt wurden. Die Halsmuskeln schwollen, wie es sich gehörte, und wurden hart. Dabey stellte sich ein Schleichfieber ein, die Kranke ward gelb, hatte weder Eßlust noch Schlaf, und anhaltenden Kopfschmerz. Hr. D. le Blanc wurde bey diesen Umständen konsulirt. Nach welchen Anzeigen er sein Verfahren eingerichtet, davon erfährt man nichts. Wahrscheinlich hatte er aber die Sache schief beurtheilt, weil er sich nachher wundert, als ihm durch die Träumerin aus seinem Traum geholfen wird. Kurz, er konnte nicht helfen, und brachte den Magnetismus in Vorschlag. Das Kind, dessen Krankheit man gewiß nicht wird für eine Geburt der Verstellung halten können, setzt man mit einer Clairvoyante, Mad. L., in Rapport, welche in der ersten Crise gleich fand, wo es dem Kind saß, nämlich einen Depot von Blut im Kopfe, wovon einige Halsmuskeln an der rechten Seite gelähmt waren, Galle im Magen, und Verstopfung in der Leber. — (Konnten Hrn. le Blanc diese Umstände aus den Zufällen nicht einleuchten, so muß er in seiner Kunst auch nicht Clairvoyant seyn.) Sie rieth ein gelindes Brechmittel, wofür der Arzt sich scheuet, und nach mehrerm Zureden der Mad. L. es erst giebt. Das that gute Dienste. Nachher wurde durch mehrmaliges starkes Magnetisiren von Mad. L., das Kind, selbst Somnambüle, erkannte in der Krise das stockende Geblüt unter seiner Hirnschaale, als die Krankheitsursach selbst, und genas endlich durch merkbares Zerplatzen im Kopf in einer Krise plötzlich, weil darauf der Hals gleich beweglich, und der Kopf ganz frey wurde. — Einige Erwegung der Nebenumstände, welche aus der Geschichte sich vermuthen lassen, und eigentlich darin aufgeführt zu werden verdient hätten, kann hier in etwas den Nebel zerstreuen. Das Kind war nämlich die Tochter eines Bürgermeisters, folglich aus einer angesehenen Familie, an deren Wohl oder Weh man, leider! überall mehr Antheil zu nehmen pflegt, als wenn es geringere Menschen betrift. Die Krankheit selbst war kläglich genug. Aus beiden Umständen läßt sich schließen, daß von dem Vorfalle viel Redens in Weißenfels seyn möchte. Madam L. konnte also davon wohl unterrichtet seyn. Als Theilnehmerin konnte sie selbst mit dem Kinde, den Eltern, dem Wundarzt von der Krankheit geredet, ein gescheutes Urtheil selbst, oder durch andere von letztern ohne Absicht erfahren und sich gemerkt haben. Denn

daß ihm nicht die von dieser Schlafrednerin angegebne Ursach des Uebels sollte bekannt gewesen seyn, solches läßt sich nicht denken, ohne ihm die schlechtesten Kenntnisse beyzulegen. Die Erinnerung hieran bedurfte sie also nur in der Krise, um richtig die Krankheit zu detailliren, und dagegen Mittel vorzuschlagen. Das Kind hatte ihren Ausspruch mehr als einmal gehört, und um so mehr darauf merken müssen, da alles nach dem Vorschlage der Schlafrednerin eingerichtet wurde, und ihm half; es hatte gehört, daß es schlafredneriſch werden sollte, dies wirkte so stark auf seine Einbildungskraft, daß es nicht allein somnambüle wurde, sondern auch in seinem unnatürlichen Schlaf das bestätigte oder wiederholete, was ihm so oft schon von seiner Krankheit gesagt war. — Diese sehr wahrscheinliche Erklärung läßt in diesem Vorfalle nichts wunderbares übrig, und stimmt mit schon lange gemachten Erfahrungen sehr gut überein. 6) Eine mangelhafte Krankheits- und Heilungsgeschichte verhärteter Mandeln und Verstopfung im Unterleibe, wo die Patientin, eine 41jährige Demoiselle, in vollkommne Krisen verfällt, die Ursach ihres Uebels angiebt, sich Arzeneyen und Diät vorschreibt, und endlich in Zeit von 1 Monath gänzlich hergestellet wurde, auch sogar ihre Mandeln behielt, welche man schon wegbeitzen und wegschneiden wollte. — Sind zuweilen ein bisgen voreilig damit die Herren mit dem Messer. Von den gebrauchten Mitteln erfährt man nichts. — Hr. D. Weiler zu Strasburg verbürgt sich für diese Geschichte. 7) Brief des holländischen Gesandtschaftpredigers zu Paris, Hrn. Armand u. s. w. welcher nach langem und ernstlichen Forschen sich zur magnetistischen Parthey begeben hat. Er erzählt darin dem Baron von Dieden eine Kur, welche er mit einer Person vorgenommen, und in Gegenwart vieler Zeugen glücklich beendigt hatte. Die Kranke hatte bey der von Diedenschen Familie in Dienst gestanden, und war daselbst an Mangel der Stimme und an Brustschmerzen plötzlich krank geworden, wovon sie, nach vorhergegangnen fruchtlosen Bemühungen der Aerzte, endlich durch Magnetismus des Hrn. A. an einem von ihr selbst bestimmten Tage in einer Krise befreyet wurde. Diese Geschichte machte grosses Aufsehen, und ließ den Gegnern keine andere Ausflucht übrig, als daß man gerade wegleugnete, diese Person habe jemals im von Diedenschen Hause die Stimme verloren, und ohne Umstände dieselbe für eine bestochene Betrügerin

aus-

ausgiebt. Daher verlangt jetzt Hr. A. ein Zeugniß von Hrn. B. v. D., um dieses Vorgeben zu widerlegen, — Herr A. soll geneigt seyn, in Mainz die verlangten Foderungen Hrn. G. R. Hoffmanns zu erfüllen, und in einer Theorie der Phänomene von Elektricität hergeleitet, schon weit gekommen seyn, und wird schwerlich an den Schluß kommen. 8) Herr *Démougé*, Mitglied des großen Raths zu Strasburg, beschreibt seine eigene Krankheit, und wie er davon durch Consultation einer Somnambüle geheilet sey. (Dieser Mann bezeuget mit großer Freymüthigkeit, daß er durch eigene Versuche erst alle Zweifel gegen den Magnetismus abgelegt habe.) Sollte auch bey dieser Kur das Vertrauen seinen Antheil haben, so war doch das Urtheil und die vorgeschlagene Heilart der Schläferin nichts weniger, als unvernünftig. Ob sie davon im Wachen vorher Kenntnisse gehabt, davon läßt sich nach der Erzählung nicht urtheilen; ob es gleich nicht unglaublich ist, da Herr D. selbst der Magnetist war, welcher diese Rathgeberin in den unnatürlichen Schlaf versetzte. 9) Hrn. Bökmanns Erklärung und Vorschläge an das Publikum. Was er hier von dem unphilosophischen Gegner sagt, findet der Unpartheyische wahr. Die schicklichste Prüfung der Streitsache erfordert Verabredung beyder Partheyen, wenn sie soll ohne Vorliebe unternommen werden. Ob aber die Vorschläge des Hrn. B. überall Beyfall finden werden, das ist noch so ausgemacht nicht. Sie bestehen in folgenden: I. man nehme keine anonyme Aufsätze in einem öffentlichen Blatte auf; vorzüglich wenn sie Thatsachen betreffen. — Allein wenn die Thatsachen mit dem Zeugniß angeführter Personen belegt werden, warum soll sich der Referent nennen? Betrifft sie aber bloß eine Erfahrung des Referenten, so muß er sich freylich nennen, oder man hat Recht, die Thatsache nicht zu beachten. Die Gegner werden sich aber in der schon angemaßten Freyheit nicht stören lassen. II. man gestatte keine Verunglimpfung; diese Foderung ist billig. III. man bestimme genau die wesentlichsten zu untersuchenden Fragen, und fordere deren genaue und vollständige Auseinandersetzung und Beantwortung. Hr. B. führt hier dergleichen Fragen auf. — Allein die Gegner haben zwiefachen Grund, dergleichen nicht zu thun: einmal weil sie solche sich selbst schon beantwortet, und dem Magnetismus schon längst sein Urtheil gefället haben, bevor er ihnen so nahe kam, als er jetzt ist. Was ist da nun noch zu fragen übrig, ob z. B.

Magnetismus überhaupt eine Chimäre oder Betrügerey, oder Folge erhitzter Einbildungskraft sey, da man das schon, ohne den Magnetismus in seinen erzählten Wirkungen gefunden zu haben, bis zum Ekel nach der richtigsten Theorie aus der so genau bekannten Natur der Seele und der thierischen Kräfte des Menschen erwiesen hat. — Zweytens versahen sie zu den Magnetisten sich nie einer befriedigenden Beantwortung. Kurz, dieser Artikel wird nicht angenommen werden IV. man sammle die vorzüglichsten Zweifel und Einwürfe der Gegner mit Anführung der Beweise, und lege sie den Vertheidigern zur Widerlegung vor. — Diese Zweifel liegen bereits den Magnetisten vor Augen, welche solche selbst sammlen mögen. Die Antimagnetisten halten sie für unwiderlegbar, weil sie auf durch Alter ehrwürdigen Grundsätzen beruhen; wenigstens bleiben sie gegen Gaukelspiel in ihrer Stärke. Durch Thatsachen lassen wir uns nicht irre machen; diese müssen unsern Lehrsätzen, dem gesunden Menschenverstande, angemessen seyn, wenn wir sie als Wahrheit erkennen sollen. Andere sind des Prüfens und Beobachtens nicht werth, weil sie unsere Philosophie herabwürdigen, und wir uns des Irrthums schämen müßten, wenn diese besieget würde. So scheinen viele Feinde des Magnetismus in heiligem Eifer zu denken. — Indessen wenn es noch Männer giebt von biederer Denkungsart, die weder zu dem großen Heere der Magnetisten, noch zu der kleinen Schaar der Antimagnetisten, von welcher täglich einige Mitglieder ausreißen, sich geschlagen haben, so wird dieser Artikel, wie der vorige, noch Beyfall finden, und der Wunsch entstehen, daß dieser ganze Plan ausgeführt werden möge. Und der ganze Streit scheint sich bald zu endigen, wenn beyde Partheyen den billigen Meiners studirt haben werden, welcher die Thatsachen nicht leugnet; aber in der Theorie nur von den Magnetisten abweicht, in welcher sie ihm wahrscheinlich nachgeben werden. V. will Hr. B. noch wenigstens das ganze folgende Jahr zur Führung dieses Prozesses bestimmt wissen, nach dessen Verlauf die Akten an die wichtigsten Männer Deutschlands, besonders Aerzte, Physiker, Philosophen geschickt werden sollen, damit diese ihr gerechtes Endurtheil darüber fällen können, um beyde Partheyen zu vereinigen, und dem Magnetismus sein gehöriges Verdienst wiederfahren zu lassen. — Heilige Wünsche!! Wer von den gewöhnlichen Antimagnetisten aber hat jemals solche billige Vorschläge gethan? Wer sieht nicht, wie sehr Hr. B.

Wahr-

Wahrheit und deren Ausbreitung sucht? Wer wird aber den Dank dafür mit ihm theilen?? — 10) Herr D. Weber zu Heilbronn beschreibt seine Empfindung, als er von *Madame de Tschiffeli* magnetisirt wurde. Eigentlich wurde dieser Arzt durch diesen Versuch, den er mit aller Kaltblütigkeit eines Beobachters und bescheidenen Scepticismus eines denkenden Arztes an sich machen ließ, erst von der Realität der Behandlung überzeugt, da er, wie auch ein anderer Herr Uhl, ein heller Kopf, der nichts vom Magnetisiren wußte, die wahre Sensation vom magnetischen Strome an sich selbst erfuhr. Ob auch hier ein Verdacht von Täuschung, erhöheter Einbildungskraft und Unfähigkeit, sich selbst zu beobachten, in Betracht kommen kann? Herr D. Weber gestatte hierüber einige Bemerkungen beyzufügen, welche zur Beantwortung dieser Frage dienen können. Die Beyspiele, wo unbefangene Beobachter durch eigne Empfindung sich von der Kraft der magnetischen Materie überzeugt, sind zu viel bedeutende Beweise für dieselbe, als daß man darüber wegsehen sollte; vielmehr erheischen sie die strengste Untersuchung. Rec. will dergleichen hier wagen, um sich an dem vorliegenden Beyspiele zu spiegeln. Er wird den Empfindungen des Hrn. W. getreu folgen, und getreu gestehen, ob er daraus das schließen können, was Hr. W. daraus geschlossen. — Hr. W. sagt, „daß er mehr gegen, als für den Magnetismus „eingenommen gewesen, und insbesondere gegen das Magne„tisiren in einem gewissen Abstande allerley Zweifel gehabt „habe. Als daher, (sind seine Worte,) Mad. Tschiffeli „mich in der Entfernung zu magnetisiren versprach, wußte „ich nicht, was ich denken sollte, (allerley Zweifel!) und „setzte mich mit aller Kaltblütigkeit eines Beobachters und al„lem bescheidenen Scepticismus eines philosophirenden Arztes „in der mir vorgeschriebenen Stellung nieder.“ Diesen Aeusserungen kann man völlig Glauben beymessen, und zugleich die gegründete Vermuthung beyfügen, daß Hr. W. auch mit der nöthigst angestrengten Aufmerksamkeit eines Beobachters sich niedergesetzt habe, um von seinen Empfindungen auf die Ursache schließen zu können, welches die Absicht seines Sitzens war. Seine Aufmerksamkeit war also angestrengt, und gewiß auf jede Sensation geheftet, welche er durch das Magnetisiren haben würde, um so mehr, da er dem Magnetisiren in der Ferne wenig zutrauete. Es kam also auf die erste Sensation an, und die Idee an Magnetismus, weil sie die

stärkste in diesem Augenblick war, verband sich gleich damit, und mit dieser Idee verbanden sich nachher wieder die übrigen Empfindungen. Aufmerksam also auf diesen Punkt, saß Hr. W., als Mad. Tschiffeli ihre Operation begann. Hier sind die eigenen Worte darüber: „Anfänglich empfand ich nichts, „als eine Bewegung von Luft, etwa wie die, welche der „Kopf empfindet, wenn er ganz von weiten gepudert „wird.“ Man findet diese Worte so auszeichnend abgedruckt, daß man fast glauben muß, hier wäre schon die Wirksamkeit des Magnetismus offenbar geworden. „Mad. T., „heißt es weiter, gab ihren Fingern dazumal eine Bewe„gung, die dem Schütteln einer Puderquaste ähnlich „war.“ Hat Hr. W. die Sensation von diesem Manöver für Folge des Magnetismus genommen, so war er gleich durch seine strenge Aufmerksamkeit getäuscht, und die Einbildungskraft bildete ihm die Sensation lebhafter, als sie vielleicht war. Die natürliche, auf das Schütteln der Hand folgende Bewegung der Luft, erregten die Sensationen, welche zur eingebildeten Wirkung des Magnetismus erhoben wurde, weil die Seele sich mit der Untersuchung des Magnetismus, nicht mit der Wirkung bewegter Luft beschäfftigte. Sobald die Magnetistin so weit ihren Zweifler gebracht hatte, war es leicht, ihn jedesmal in neue Sensation zu versetzen, die ihrem Manöver gleich kam. Daher lieset man hier weiter: „Nicht „lange hernach folgte auf jene Sensation eine ganz andere. „Sie machte nämlich kreisförmige Bewegungen mit den „Spitzen der Daumen, und mit den gegen den Dau„men gebogenen Zeigefingern; und ich empfand deutlich „Schwindel und Kopfschmerzen, so lange nämlich die„se Bewegungen über meinen Scheitel gemacht wurden.“ Wenn denn auch vorgedachte Sensation noch von der bewegten Luft von Hrn. W. selbst hergeleitet seyn sollte, so wird doch diese als ein Beweis für magnetische Materie gelten sollen. Allein zieht nicht jedesmal das aufmerksame Betrachten im Kreis sich bewegender naher Gegenstände die Empfindung des Schwindels nach sich, wozu gar bald Kopfschmerz sich gesellt, ohne daß ein Fluidum in den Kopf herein- oder aus demselben herausfährt? Ist dieser Schwindel nicht allezeit die Geburt der Einbildungskraft, welcher mit der Idee der kreisförmigen Bewegung sich gewöhnlich wieder verliert? Der aufmerksame Beobachter hatte daher wenigstens eine, wo nicht schon zwo Sensationen, welche ihm den Magnetismus geneigter

neigter machte. Noch mehr sagt der Verf. „Mad. T. dirigirte darauf ihre Bewegungen der Hände vom Scheitel „herab gegen die Schläfe, so, daß ihre Fingerspitzen ei„ne Horizontallinie formirten. Diese Horizontallinie ver„längerte sie durch Entfernung der Fingerspitzen der „rechten Hand von meiner linken Schlafgegend, und die „Empfindung, welche dieß Verfahren in mir erregte, kann „ich mit nichts schicklicher vergleichen, als mit dem Ziehen „eines Drats, welcher mir gleichsam mitten durch den „Kopf hindurchgegangen wäre.“ Diese Empfindung ist der Art des Manövers so angemessen, daß man nicht anders vermuthen kann, als daß die dunkele Idee des Ziehens und Anstrengens, welche das Manöver veranlaßte, eine ihr ähnliche Empfindung erregt habe. Läßt sich denn ein feines Fluidum, es sey von welcher Art es wolle, so anziehen, daß es da, wo es sich befindet, Spannung und Schmerz verursachen könnte? Welche sonderbare Idee, die ganz mit der Natur streitet! Als Wirkung der Einbildungskraft läßt sich dieß eben so gut erklären, als die gleichen dehnenden Empfindungen um Augen und Ohren, welche auf gleiche Bewegungen der Mad. T. daselbst folgten. Und so waren alle übrigen Empfindungen sicher nur idealischen Ursprungs, welche den ersten ganz natürlich erfolgenden, aber einer unrechten Ursache zugeschriebenen Empfindungen ihr Daseyn verdankten. Denn das war doch nicht zu bewundern, daß man glauben konnte, von den wirksamen Händen einen Magenkrampf zu empfinden, der durch Idee erregt werden konnte, welche im Kopfe so merkliche Empfindungen der sanft bewegten Luft, des Schwindels, Ziehens hervorgebracht hatten. Hätte Hr. V. seine Aufmerksamkeit von seinem Gegenstande abgeleitet, er würde gewiß weder durch Schwindel, noch Ziehen im Kopf, noch Magenkrampf, in seiner Gesundheit gestört seyn. Da aber das Gegentheil von ihm beobachtet war, so konnte es nicht fehlen, daß er in seinen Armen und Beinen mit den fortschreitenden Manipuliren auch die Fortströmung empfinden mußte, welche damit verbunden seyn soll. Es verdient hier angemerkt zu werden, daß Mad. T. allen, die sie magnetisirt, gleiche Empfindungen beybringt. Vielleicht ließen sie sich alle durch die ersten Manövers auf gleiche Art düpiren, und stellten sich, da sie hierdurch vom Magnetismus überzeugt, die übrigen Empfindungen so lebhaft vor, als ob sie wirklich vorhanden gewesen wären. Und so wäre es denn

doch möglich, daß recht gescheute Personen sich selbst täuschen, und unvermerkt in erhöhete Imagination unbewußt verfallen könnten. 11) Hr. D. Wienholt widerspricht dem Gerücht, daß Hr. Lavater in Bremen magnetisirt, und die magnetischen Kuren zur Gewissenspflicht gemacht habe. 12) Eine Stelle aus Hrn. Zimmermanns Erfahrungen über die Nothwendigkeit des Beobachtens u. s. w. welche sich auf die Sache des Magnetismus wohl anwenden läßt.

Mh.

Gerard's Freiherrn van Swieten Epidemien und Krankengeschichten. Nach der lateinischen Ausgabe des Herrn Prof. Maximilian Stoll, mit Vorrede, einigen Erläuterungen und Verzeichniß der Krankheiten, herausgegeben von August Gottlob Weber, d. A. u. W. D. in Halle. Leipzig, in der Weygand. Buchhandlung. 1785. 8. 446 Seiten.

Diesmal liefert der Uebersetzer den Rest des Originals von 1734. bis 1744. Am Ende stehet ein Register, daß etwas vollständiger seyn könnte. Die Uebersetzung läßt sich bis auf einige Flecken und Fehler der affectirten Schreibart ganz gut lesen.

Johann Friedrich Böttgers, d. A. und W. D. und pract. A. in Berlin Abhandlung von den Krankheiten der Knochen, Knorpel und Sehnen. Erster Theil. Mit Kupfern. Königsberg, bey Hartung, 1787. 8. (1. Abschn. 124 Seiten; 2. Abschn. 127 Seiten.)

Als Unterricht für Anfänger, kann diese Schrift immer dienen, wenn auch manches nicht bestimmt genug oder mangelhaft seyn sollte. Nichts Neues und Unbekanntes wird man hier ohnedies nicht suchen, noch weniger es dem Verf. übel nehmen, daß er nicht so viel eigene Erfahrung, als Petit, hatte.

hatte. Es ist ja leichter Defecte in der Rechnung zu machen, als dieselben auszufüllen. In diesem Bande sind die meisten Arten von Fracturen kurz und faßlich vorgetragen, auch die nothwendigsten Kupfer beygefügt.

Hr.

Versprochene Antwort auf die, in den neuesten Kopenhagenschen Nachrichten von gelehrten Sachen, No. 12. 13. dieses Jahrs eingerückten sogenannten Erläuterungen, in Veranlassung durch meine Erklärung an meine Mitbürger, und die vermeinte Unterdrückung der Wundarzneygelahrtheit durch die Aerzte, in so weit diese mir zukömmt, durch H. Callison. Aus dem Dänischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen. Hadersleben, 1785. bey Lukander. 80 Octavseiten.

Der verdiente Kopenhagensche Prof. Callison vertheidiget sich hier gegen die pöbelhaften Beleidigungen und niedrigen Verläumdungen eines Ungenannten, mit der, dem wahren Gelehrten eigenen, edlen Sprache und Würde. Ein gewisser Martini hat sich am Ende, als Uebersetzer und Verfasser, der unter dem Texte befindlichen Anmerkungen, genannt. Sprache und Ausdruck sind redende Beweise, daß dieser kein Gelehrter, sondern ein roher, ungeschliffener Socius sey, daß es ihm an guten Sitten und Moralität durchaus mangele, daß seine Kunstbeschäftigungen, als Barbier, von der Art sind, daß er, wie Molière sagt, selten mit Gesichtern zu sprechen, Gelegenheit hat.

Mk.

4. Schöne Wissenschaften.

Franklin der Philosoph und Staatsmann. In fünf Gesängen, von Johann Jacob Meyen, der Philoso-

losophi Doktor u. s. w. Alt-Stettin, bey Strucks Wittwe. 1787. 9 Bog. 8.

Eine versifizirte Geschichtserzählung der mannichfaltigen Verdienste des unsterblichen Franklin. Was den Verf. auf den Gedanken gebracht haben mag, seine trockne Prose in schlechte Hexameter zu zwängen, durch welche Umbildung sie keineswegs Poesie, sondern nur desto steifere, ängstlichere Prose worden ist, läßt sich nicht wohl errathen. Er hebt zwar an: Den Philosophen besingt mein Lied — giebt aber weder Gesang noch Lied. Die einzelnen poetischen Ausdrücke und Bilder stechen gegen die übrige gemeine, und oft so gar platte Prose, grell ab. Mitunter einen guten und schönen Gedanken, eine feine Bemerkung, einen glücklichen Ausdruck sprechen wir dem Verf. nicht ab, nur auf den Titel eines Dichters muß er ganz Verzicht thun. Man kann ein gelehrter Mann seyn, und kein dichterisches Talent haben. Davon ist dieser Verfasser ein neuer Beweis.

Im ersten Gesange erzählt der Verfasser, wie Franklin sich selbst gebildet, und auf die Zukunft vorbereitet. Seine Verdienste um die Electricität, die Erfindung einer neuen Theorie derselben und des Blitzableiters. II. G. Der Philosoph, der die Grazien mit dem Tiefsinn zu verbinden gelernt hat, verbreitet unter seinen Landsleuten die Wissenschaften, und wird ihnen zugleich in ihren Staatsbedürfnissen nützlich. Von Vaterlandsliebe beseelt, eröffnet er seinen Landsleuten über ihren wahren Vortheil die Augen. Seine Verdienste werden erkannt, einige Provinzen wählen ihn zu ihrem Agenten in London. III. G. Die Londner und Pariser Akademie der Wissenschaften nehmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Da er in London nichts zum Besten seiner unterdrückten Mitbürger ausrichten kann, kehrt er nach Pensylvanien zurück. IV. G. Fr. geht nach Frankreich, dort das Interesse der neuen Freystaaten zu besorgen, und wird vom französischen Hofe als Gesandter anerkannt. V. G. Nunmehr fängt der Neid an, sich gegen Franklins Größe und das Glück der Freystaaten aufzulehnen, aber umsonst. Beyde werden durch den vortheilhaften Frieden mit England, wobey Fr. eine Hauptrolle spielt, gekrönt. —

Dies ist der kurze Entwurf dieses sogenannten Gedichts, das mit größerm Recht in Paragraphen als in Gesänge, hätte abge-

abgetheilt werden können. Zur Probe der poetischen Einkleidung mag demnach folgende Stelle dienen, aus der man zugleich ersehen kann, wie der Verfasser die Sylben wägt und zählt.

Noch entstand eine Sage, sie gieng durch Teutschlandes Kreise,
Leipzig sey die Stadt, wo diese Erfindung entstanden;
Winkler, der fleißige Forscher und neuer Aufklärungen Mehrer
Sey der erste; er sagt' es ein Jahr früher in Schriften,
Als die Botschaft über das Meer von Franklinen an uns kam.
Die Gewittermaterie mag wohl das an den Wolken
Im Luftkreise seyn, was das elektrische Feuer in Körpern:
So sagt Winkler in Schriften. Wer hat in dem einen Jahre
Seine Schrift so rüstig das Weltmeer hinüber getragen?
Daß sie in einem Sonnenlaufe so hin und zurückwirkt'
Und dazwischen noch Zeit zum denken, versuchen und wagen
Für die kühnsten Schritte genug war: nein! in den Büchern
Schlummern die besten Gedanken, ja gar die Anweisung, länger,
Ehe sie über ein Mühlenfließ an den leidenden Nachbar
Uebergehe, der ihrer schon längst zur Erhaltung bedurfte.
Wo ist der Mann, der Winklers Schrift nach Amerika sandte?
Warum nennt er sich nicht? wir wollen ihn loben,
wenn ers that.
Winkler schrieb es und schwieg, ein Jahr verfloß ihm, er schwieg noch,
Hätte länger geschwiegen: aber der Weise von Boston

Fand

Fand es, sagt' es und schrieb es, er fand es, doch nicht in Büchern
Sondern durch die That die Entdeckung der Welt aufzustellen u. s. w.

Rh.

Gesicht und Weißagung, ein Lied, in den letzten Tagen des Königes (Königs) Friederich (Friedrich) gesungen, und dem Könige Friedrich Wilhelm gewidmet, von Mnioch. „Er gab die Saat, du giebst das Erntenfest" (Erntefest). Leipzig, 1787. 24 Seiten, 8.

Gut gemeint, um den König aufzurufen, die allgemeine Hoffnung zu erfüllen, seines großen Oheims Werk zu vollenden, seine Völker zu beglücken, seine Staaten blühend zu erhalten, Aufklärung und Denkfreyheit zu begünstigen, Aberglauben, Dummheit und Fanatismus aber auf ewig zu verbannen — gut gemeint, aber nicht so gut gesagt. Daß doch heut' zu Tage Jeder glaubt, er habe ein Gedicht gesungen, wenn er eine schwülstige Prosa aus Trochäen, Dactylen, Jamben und Spondäen, nach Willkühr zusammengeflickt, ohne Rythmus und Ordnung in abgesetzten, bald kurzen, bald langen Zeilen hinschreibt, und nach Gefallen die längsten Sylben als kurze, und die kürzesten als lange braucht! Nur anderthalb Bogen, und über einen so hohen Gegenstand geschrieben, und dennoch weder Ausfeilung, Würde im Ausdrucke, Wohlklang noch Beobachtung der Regeln der Kunst!

G.

Friedrich mit der gebissenen Wange. Zweyter Theil, 1786. Dritter Theil. 1787. 8. Leipzig, bey Breitkopf.

Friederichs Geschichte wird hier bis auf seine Gefangenschaft von dem Markgrafen Woldemar dramatisirt. Von der Manier, wie der Schriftsteller seinen Stoff behandelt hat, haben wir in der Anzeige des ersten Theils hinlängliche Nachricht gegeben. Es scheint als wenn die Bemerkungen, die wir daselbst über seine Sprache, und besonders über die Verdre-

hung

hung der Perioden, machten, seine Aufmerksamkeit verdient haben. Denn ohngeachtet er sich keinesweges ganz von diesem Fehler losgemacht hat, und noch immer hin und wieder zu glauben scheint, daß der Ausdruck dadurch an Stärke und Eindringlichkeit gewinne, wenn er das vorne hinstellt, was andre Schriftsteller zuletzt setzen, so findet man es doch bey weitem nicht mehr so häufig, noch auf eine solche auffallende Art. Rec. muß aber doch gestehen, daß er diese beyden Theile nicht mit so vielem Interesse gelesen habe, als den ersten, weil sie zu gedehnt sind, und die Begebenheiten, die sie enthalten, einander gar zu ähnlich werden, als daß die Wiederholungen eben desselben, was man schon gelesen hat, und Situationen, die einander vollkommen gleichen, nicht Ermüdung verschaffen sollten. Der Verfasser konnte die Nebenumstände, worin sie von einander abweichen, nicht genug gebrauchen, um die Scenen zu nuanciren; er hätte müssen von jedem Vorfall ein besonders Drama, und anstatt drey Theile, zwanzig schreiben; und auch alsdenn noch wäre Shakespeare's blühende Einbildungskraft nöthig gewesen, um einen ähnlichen Stoff so zu bearbeiten, daß die Leser bey der zweyten Bearbeitung die nehmliche Unterhaltung finden, die er ihnen das erstemal gewährte. Vielen Platz hätte der V. ohne große Kunst besser nutzen können. Wozu sollen z. B. die kayserlichen Ausschreiben im 2ten Th. S. 16. und 3ten Theil S. 239, welche weder im alten noch in neuern, und selbst nicht einmal im Kanzleystyl geschrieben sind? Einige Scenen sind so leer, daß zwey Worte Erwähnung desjenigen was darin vorgekommen ist, zur Erhaltung des Zusammenhangs hinlänglich seyn würden. Sie machen es noch unangenehmer in den folgenden, abermals eine Erzählung einer Fehde, oder eines Sturms zu finden, die man nun schon so oft auf gleiche Art gelesen hat, oder ein Gezänke eines Rathmanns mit dem Bürgermeister u. dergl., so daß man sich erhohlt, wenn man einmal auf eine Scene stößt, die einen andern Inhalt hat. Unter diesen sind nun einige, die recht gut bearbeitet sind, so daß wir glauben, der V. würde sich in dem ordentlichen Drama Ruhm erwerben.

Mj.

Nebentheater. Erster Band. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1786. 396 Seiten.

ten. 8. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. Zweyter Band. 1786. 418 S. Dritter Band. 1786. 398 Seiten. Vierter Band. 1786. 444 S. Fünfter Band. 1787. 468 Seiten. Jedes Titelblatt ist mit einer Vignette geziert.

Die Theaterstücke des Hrn. Dyk in Leipzig, die hier in einer Sammlung erscheinen, sind schon ehedem einzeln gedruckt, und auch zu ihrer Zeit in dieser Bibliothek angezeigt worden. Wir haben also bey dieser Anzeige nicht nöthig, in die Details einzelner Stücke hineinzugehen. Einige davon sind öfters, und mit Beyfall auf unsern Bühnen gegeben worden, und wenn der Verf. gleich nicht unter unsere vortrefflichen dramatischen Schriftsteller gehört, so gebührt ihm doch eine Stelle unter den brauchbaren. Er verräth eine ziemlich genaue Bekanntschaft, und ein fleißiges Studium der besten Muster: er hat seinen Geschmack nach ihnen gebildet, und durch Kunst bewirkt, was ihm sonst vielleicht nicht gelungen seyn dürfte. Dieser Weg ist sicher beyfallswerther, als die zuversichtliche Keckheit, und der Uebermuth, womit viele unsrer neusten dramatischen Schriftsteller allen Regeln und Mustern trotzen, und sich dadurch das Ansehen von Originalgenies zu geben vermeinen.

Der erste Theil enthält: 1) Die schwere Wahl. Ein dramatisches Familiengemälde, in vier Handlungen. Die Zueignung an Hrn. Archivar Gotter in Gotha enthält einige Betrachtungen über den dramatischen Vortrag. „Mir schien es, sagt der Verfasser, daß wir unrecht thäten, „insgesammt die Lessingsche Schreibart zu kopiren; erstlich „weil jeder Schriftsteller doch wohl seinen eigenen Ton haben sollte, und zweytens, weil die witzigen Repartieen, die „Lessing allen seinen Personen in den Mund legt, nur bey „ihm ein verzeihlicher Fehler sind, da er ihn durch den Scharfsinn seiner Bemerkungen hinlänglich vergütet. Derselbe „Fall ist es mit Hrn. Diderot, dem Lessing der Franzosen. „Beyde Schriftsteller haben, fast zu gleicher Zeit, ihre Landesleute zu einer zu gekünstelten Sprache verführt. Ist „das berühmte neue französische Lustspiel: der tolle Tag, „oder Figaros Hochzeit, was doch wohl jedes Lustspiel „seyn

„seyn sollte, eine naive Schilderung menschlichen Thuns und „Wesens? Oder ist es nicht vielmehr ein ununterbrochnes „Witzfeuer?“ Das ist doch wohl offenbar einseitig geurtheilt. Freylich ist der Witz (und wenn er auch an sich noch so vortreflich wäre) tadelhaft in dramatischen Werken, wenn er, ohne Rücksicht auf den Charakter und die angenommenen Geistesfähigkeiten der Personen, aus dem Munde aller gleich häufig und gleich gut fällt. Tadelhaft aber bleibt er gewiß dann nicht mehr, wenn der Dichter seine Personen in Situationen zu setzen weiß, die den Witz aus ihnen hervorlocken. Daß aber dieses bey den angeführten Dichtern der Fall nicht sey, mußte der Verf. erst beweisen. Es ist wahr, Lessings Personen sind fast alle witzig, jede aber ist es auf eine besondere, ihr eigenthümliche Art, und der Witz ist immer so natürlich, und springt so ungezwungen aus der Situation und den Begebenheiten hervor, daß er immer gefällt, und fast niemals befremdet. Ueberdies darf man nur im gemeinen Leben Acht haben, wie unzählige Fälle und Lagen es giebt, die auch dem Unwitzigsten, ohne sein Wissen, den Witz gleichsam aus dem Munde nehmen. Und warum soll das Lustspiel immer nur eine naive Schilderung des menschlichen Lebens seyn? Um gut zu seyn, muß sie treu und lehrreich seyn; alles übrige ist zufällig, und kann wohl so, oder so, muß aber nicht so oder so seyn. — 2) Das Aufkommen französischer Sitten. Eine dramatische Schilderung aus dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts. 3) Der verschriebene Bräutigam aus Paris. Eine Posse in zwey Akten. Diese beyden Stücke waren schon vor einigen Jahren unter dem Titel: Lustspiele aus der Brandenburgischen Geschichte gezogen, erschienen. Wesentliche Veränderungen haben sie, so viel wir uns auf jene Ausgabe besinnen, in diesem neuen Abdruck nicht erhalten. Das erste Stück hieß dort, die Vereinigung, und das zweyte hatte statt zwey Aufz. nur Einen. Das voranstehende kritische Schreiben an Hrn. Prof. Schröckh enthält wieder einige gute Bemerkungen, vorzüglich über die Minna von Barnhelm, und die französische Bearbeitung derselben vom Hrn. von Chabannes.

Der zweyte Theil enthält: 1) Coriolan. Ein Trauerspiel in fünf Akten. So wenig dieses Stück eine Vergleichung mit dem Shakspearischen aushalten kann, so verdient

es doch in mancher Rücksicht den Vorzug vor dem la Harpischen. Hr. D. hat seine Vorgänger mit Ueberlegung benutzt, und was er selbst hinzugethan hat, ist, wenigstens zum Theil, des übrigen nicht unwerth. 2) Die Ehrenpforte. Ein Vorspiel mit Gesang. Als ein Gelegenheitsstück kann es passiren, sonst bedeutet es nicht viel. 3) Der Weg zu gefallen, oder der liebenswürdige Alte. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 4) Jack Spleen, oder ich erschieße mich nicht. Ein Lustspiel in Einem Akte. Beyde Stücke sind bekannt, und häufig gespielt worden. Diesem Bande ist angehängt eine Abhandlung über die verschiedenen dramatischen Bearbeitungen der Geschichte Coriolans, wobey Gudin's Dissertation sur les differentes Tragédies de Coriolan zu Grunde liegt. Mehr historisch, als kritisch. Der Verf. giebt von zwey neuern lateinischen, eilf französischen, fünf englischen, sieben italiänischen, und einem spanischen Stücke über dieses Sujet Nachricht.

Der dritte Theil enthält: 1) Graf von Essex. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Nach Banks. Nach dieser Bearbeitung wird der Esser gewöhnlich auf unsern Theatern gegeben. 2) Der Zerstreute. Ein Lustspiel in fünf Akten. Nach Regnard. 3) Ehrsucht und Schwatzhaftigkeit, oder der standhafte Mann. Ein Schauspiel in fünf Akten. Nach dem Destouches. Dieser Theil ist dem Hrn. Prof. Meißner in Prag zugeeignet. In dem angehängten Auszuge eines Briefs an einen Freund erklärt sich der Verf. bescheiden über den Titel, den er dieser Sammlung gegeben. „Ich habe, sagt er, durch den Titel: „Nebentheater, anzeigen wollen, daß ich gegen die eigent„lichen Meister in der dramatischen Dichtkunst, welche ein „Theater herausgegeben haben, in demselben Verhältnisse „mich betrachte, in welchem die Nebentheater zu Paris ge„gen die beyden Hoftheater, oder Liebhaberkonzerte gegen das „Konzert von einer Hofkapelle stehen.“

Der vierte Theil enthält: 1) Spielerglück. Ein Lustspiel in fünf Akten. Nach Regnard und Goldoni. 2) Thomas More. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Hrn. Hauptmann von Archenholz zugeeignet. 3) Sechs Wagen mit Contrebande oder Großthun und Knickerey. Ein Lustspiel in fünf Akten.

Der

Der fünfte Theil enthält: 1) Ferdinand Pernau. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Dieses Stück führte in der ersten Ausgabe den Titel: Leichtsinn und Verführung. Hier erscheint es beträchtlich verändert und verbessert. 2) Zwey unruhige Nächte, oder Neigung und Abneigung. Ein Schauspiel in fünf Akten. Eine freye Nachahmung des Gozzi. 3) Die belesnen Jungfern. Posse in Einem Akte. Nach den *Precieuses ridicules* von Moliere. Vor diesem Theile steht ein Dialog statt der Vorrede, worin der Verf. zu beweisen sucht, daß heroische Trauerspiele eigentlich in Versen geschrieben werden sollten. Er bemerkt sehr richtig, daß der Gewinn der Versification nicht blos in der überwundenen größern Schwierigkeit liege, daß der Dichter schon durch das Sylbenmaaß den Ton seines Gedichtes angeben könne, daß er durch den Bau seiner Zeilen schon zur Hälfte die Gemüthsbewegung mittheile, welche er einflössen wolle, daß er sie verstärke, fester halte u. s. w. Der Grund, warum auf unsern Theatern keine versificirten Stücke mehr aufgeführt werden, liegt nicht sowohl im Publikum, als in den Schauspielern, die diesen Zweig ihrer Kunst ganz vernachläßigt und vergessen haben. Selbst Lessing war in den letzten Jahren seines Lebens der Meinung, der Verfall unsers Theaters rühre daher, daß man aufgehört habe, die Theaterstücke in Versen zu schreiben. Auch Shakspear, der doch die Alten weder kannte, noch nachahmte, versificirt jedesmal, sobald der Ton in seinen Stücken sich erhebt. Dieser Dialog — an dem aber der Dialog nicht das beste ist — enthält sonst noch manche richtige und feine Bemerkung, wobey wir uns aber nicht verweilen können. Im Ganzen aber möchte der Verf. doch wohl die wenigsten Kenner auf seiner Seite haben.

Ki.

5. Romanen.

Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und des Städtleins Erlenburg. Ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstande. Her-

ausgegeben von Joh. Mart. Miller, Prediger und Professor in Ulm. Zwey Theile. 496 Seiten. Ulm, 1786. bey Wohler.

Ein Volksroman, in derselbigen Absicht geschrieben, wie Lienhard und Gertrud, nur daß er für eine andere und schon etwas höhere Klasse des Volks bestimmt, auch, weil Provinzialismen und Lokalumstände mehr vermieden worden sind, allgemeiner brauchbar ist. Indessen muß Rec. bekennen, daß er das Ideal des Hrn. Pestalozze bey weitem nicht erreicht. Hr. Miller hat zwar in diesem Buche gezeigt, daß er die Sitten und Denkungsart des gemeinen Bürgers in kleinern Städten sehr gut kenne, aber in der Behandlungsart bleibt er doch sehr hinter seinem Vorgänger. Das Verdienst der Ausführlichkeit, des Eindringens in die kleinsten Umstände kann man ihm nicht absprechen, aber er verfällt zu oft in Weitschweifigkeit und Kleinlichkeit, auch ist das Praktische und Lehrreiche nicht so unwiderstehbar andringlich, wie in Lienhard und Gertrud. Seine Brautleute und Eheleute haben auch das Empfindelnde, das man schon an seinem Siegwart getadelt hat. Es wird immer geweint, und bey allen Gelegenheiten kommen Ohnmachten, bey den geringsten Hindernissen in der Liebe Krankheiten, bis zum Sterben, vor. Wenn gleich bey verzärtelten Erziehungen dergleichen Auftritte selbst unter dem gemeinen Manne hin und wieder vorfallen; so sollte doch der Verf. eines zweckmäßigen Volksromans seinen Plan vielmehr darauf anlegen, gegen solche Schwachheiten und Tändeleyen zu arbeiten; als daß er geradezu darzu hilft, sie in seinen Beyspielen als schön und lobenswerth darzustellen. S. 97 läßt der Verf. sogar die Engel und seligen Geister zu Thränen gerührt werden.

Es ist lobenswerth, daß der Verf. die Mittel, religiöse Kenntnisse und Gesinnungen zu verbreiten, überall empfiehlt, aber es sollte doch weit mehr geschehen, als daß man immer nur die Menschen, die beten, in der Bibel lesen, die Kirche und das Abendmal besuchen, fromm nennt; man sieht zumal an seinem Helden, daß diese Frömmigkeit auf einem schwachen Grunde ruhe. In einem Volksbuche ist gewiß nichts nöthiger, als daß man den rechten Gebrauch jener Mittel, und die wahre Religiösität, die in Grundsätzen und Handlungen bestehet, zeige; weil der gemeine Mann hierin am meisten

meisten irrt, indem er immer den Gebrauch des Mittels für die wirkliche Erreichung des Endzwecks hält. Im diesem Stück ist Lienhard und Gertrud, und noch mehr der herrliche Kommentar darüber: Christoph und Else, musterhaft. So sollte durchaus mit dem gemeinen Mann über Religiösität raisonnirt werden. So kann Rec. auch nicht unerinnert lassen, daß bey der Gelegenheit, als der Handwerksbursche Walther sich genöthigt gesehen, vor den Thüren Almosen zu suchen (es ist fast unbegreiflich, wo der gute Gottfried das viele Geld, so ihm zugeschickt worden, und er selber verdient hat, gelassen habe; wer sich die Mühe geben will, es nachzurechnen, der wird eine große Summe herausbringen), über das Almosengeben an Vagabonden nicht so geurtheilt werde, wie es seyn sollte. Die beyden Prediger, welche ihn abgewiesen haben, haben vielleicht in dem einen Tage an ähnliche Herumläufer schon viel ausgetheilt. Wenigstens ist es nicht gut, die unrichtigen Begriffe des gemeinen Mannes, in Absicht aufs Almosengeben, zu bestärken; vielmehr sollte man ihn darüber eines Bessern belehren. Sollte denn das wahre Mildthätigkeit seyn, wenn man fremden Bettlern mit vollen Händen giebt, und es den Dorfarmen, oder den Seinigen entzieht? Oder stand es dem Handwerksbursch Gottfried an der Stirne geschrieben, daß er einer von den Wenigen sey, die der Gabe werth sind? Konnte er nicht auch einer von den Frommscheinenden seyn, wie der Schlossergeselle, der ihn auf dem Wege nach Nürnberg angeführt hat? Und konnte er mit den wenigen Stückchen Brod, die er zusammengebettelt hat, nicht zufrieden seyn? — wie mancher Tagelöhner, an dessen Thüre er angeklopft hat, mag seine Mittagsmahlzeit nicht besser gehalten haben? — Würde es nicht zweckmäßiger gewesen seyn, wenn der Verfasser bey dieser Gelegenheit den gegenwärtigen Mangel seines Helden als eine wohlverdiente Folge seiner vorherigen Verschwendungen vorgestellt, und reisenden Handwerksburschen darüber gute Lehren gegeben hätte? Solcher Erinnerungen könnten noch mehrere gemacht werden. Dem ungeachtet aber kann dieser Roman sehr nützlich werden, und es ist zu wünschen, daß des Verf. Bitten an Männer, die seine Verbreitung befördern können, nicht unerfüllt bleiben möchte. An dem Exempel der Einwohner des Städtchens Erlenburg, insbesondere aber des Helden und seines Vaters, sind die Fehler, die in Bürgerhaushaltungen, in ihren Ehe-

verbindungen, in ihrer Kinderzucht ꝛc. begangen werden, und was nach und nach für Folgen daraus entstehen, sehr lebhaft und anschaulich dargestellt. Dagegen sind aber auch die guten Sitten und die biedere Denkungsart alter braver Bürger, die durch ehrlichen Fleiß und gute Wirthschaft bey Ehren und Vermögen geblieben sind, sehr liebens- und nachahmungswürdig geschildert. Unter andern verdient der Verf. allen Beyfall dafür, daß er die nachtheiligen Folgen des müßigen Lebens gezeigt hat, wenn Handwerksleute zu arbeiten aufhören, und sich, wie man sagt, zur Ruhe begeben. Das Universitätsstückchen hätte vielleicht wegbleiben können: denn der gemeine Bürger, wenn er so etwas liest, wenn nicht bessere Exempel darneben stehen, ist leicht geneigt, alle studirte Herren seines Orts, und insbesondere seine Prediger, in den Verdacht zu ziehen, ehemals ähnliche Unordnungen begangen zu haben. Auch wünschte Rec., daß der Richter, welcher des alten Walthers Prozeß gemacht, nicht so zweydeutig vorgestellt wäre, obgleich solche Rechtsverdrehungen vorfallen; weil der gemeine Bürger nur allzugeneigt ist, mit der Justizverwaltung unzufrieden zu seyn. Durch dieses Buch wird wohl kein Richter gebessert werden; aber wohl kann mancher gemeiner Mann durch solche Schilderungen mit der Justiz, die an seinem Orte ist, unzufrieden werden. Rec. ist aber der Meynung, daß so etwas durch ein Volksbuch nicht geschehen, sondern der Verf. dies vor allen Dingen sich mit zum Zweck machen sollte, die Quellen der Unzufriedenheit mit Vorgesetzten zu verstopfen, Achtung und Ehrerbietung gegen sie einzuflössen, insbesondere aber dahin zu arbeiten, daß der Fall verhütet werde, wodurch sich der gemeine Mann die Ahndung der Gesetze und den Unwillen seiner Vorgesetzten zuziehen kann. Wir wünschen, der Verf. möge bey einer neuen Auflage, woran es diesem nützlichen Buche nicht fehlen wird, diese freundschaftlichen Winke zu mehrerer Vervollkommnung desselben nützen.

— 2 —

Mamsell Unschuld. Ein komischer Roman. Erster Theil. 16½ Bogen. Zweyter Theil. 15 Bogen. 8. Leipzig, 1787.

Ein

Ein in jedem Betracht elendes Product, vermuthlich von einem verdorbenen Schauspieler geschrieben; denn der gröſte Theil der Begebenheiten besteht aus Anecdoten aus den Lebensbeschreibungen liederlicher Commödianten. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Erzählungen oder die eingeflickten Raisonnements über allerley Gegenstände erbärmlicher genannt werden können. Und ein solcher Pinsel von Autor wagt es, von Moses Mendelsohn und Rousseau mit Verachtung zu reden? Ein solcher Schiefkopf untersteht sich, (S. 228.) das Werk eines um die Litteratur unsers Vaterlandes so verdienten, würdigen Mannes durch hämische, witzig seyn sollende Ausfälle anzugreifen? Ein solcher Ignorant, der nicht einmal deutsch schreiben kann, erdreistet sich, zu sagen: er werde seine Recensenten geiſseln? — Geiſseln? Er, der nicht einmal werth ist, gegeiſselt zu werden? Kann man sich eine gröſsere Unverschämtheit denken!

G.

Fragment der Geschichte und Meynungen eines Menschensohns. Ridendo dicere verum. Eisenach, 1787. bey Wittekindt. 308 S. in kl. 8.

Dieſs Büchlein hat uns ein Paar angenehme Stunden gemacht. Der Verf. kopirt die Natur sehr glücklich, hat das, wovon er seine Leser unterhält, genau und richtig beobachtet, und urtheilt eben deswegen fühlbar wahr, seine Bemerkungen sind interessant, sein Vortrag der jedesmaligen Materie angemessen, sein Witz munter, flieſsend und reich, seine Schilderungen treue, redende Abdrücke bekannter Originale, die Wärme und Energie, mit der er spricht, unverkennbare Frucht selbstgemachter Erfahrungen. Das Ganze ist darauf angelegt, die albernen, ungereimten, lächerlichen und schlimmen Seiten der Philanthropine und des Philanthropinismus ins Licht zu rücken und zu — geiſseln; wobey man eben nicht sagen kann, daſs die abgehandelten Gegenstände von dem Verf. aus Begierde, seiner Satyre Spielraum zu verschaffen, mit erdichteten oder doch übertriebenen Gebrechen übertüncht werden, um nur eine desto kräftigere Lauge auf sie hinströmen zu können. Alles ist vielmehr, wie auch Rec. weiſs, wenn er gleich nie, wie der Verf., das Glück oder Unglück hatte,

Zögling irgend eines Philanthropins gewesen zu eyn, nackte Erzählung unleugbarer Geschichten, mit den sich von selbst daraus ergebenden Resultaten, was man unter solchen Umständen über den Werth oder Unwerth der vorliegenden Dinge zu denken habe. Wir bedauren nur, daß dieß Büchlein zur Bekehrung unsers Zeitalters in diesem Punkt um etliche Jahre zu spat kömmt, da Gottlob! jetzt der philanthropinische Paroxysmus ziemlich vorüber ist, und wohl schwerlich recidiv werden dürfte, weil man bereits durch so manche traurige Früchte, die aus dem Philanthropinistensaamen im Publikum aufgekeimt sind, diese Art von Erziehungsanstalten nach den ihnen eigenthümlichen Modificationen, hinlänglich zu würdigen gelernt hat. Der Menschensohn, der hier redet und handelt, verirrte sich als ein von aller menschlichen Hülfe verlassener, ganz ungebildeter, an Begriffen von Gott, Welt und Menschen eben so sehr, als an Brod, armer Betteljunge in ein Philantropin, wo er aus einigen wenigen unbefangenen Antworten auf die ihm vorgelegte Fragen sogleich von den Lehrern, als welche den wahren Gehalt eines Menschenwesens bald aufzufinden wußten, „als ein Juwel der Menschheit, als ein Sohn der Mutter Natur, nakter Seele, wie sein Leichnam, vom Allvater ihnen zugesandt," betrachtet und mit Entzücken aufgenommen wurde. Mit der Gewöhnung an philanthropinischen Gang, Ordnung und Methode, gieng's bey dem unbeugsamen, freyheitliebenden Max nun freylich nicht so leicht, wie mit dem Abscheeren der Haare und der Anlegung des philantropinischen Gewands. Gerade vor den Kopf war mit dem Jungen nichts anzufangen, auch war das gar nicht die Maxime des Instituts, aus dem man allen physischen Zwang verbannt hatte. Es war eine schwere Sache, einem Juwel seiner Art die rechte Folie zu unterlegen, und sein Herz zu interessiren. Alle Versuche, seine Eitelkeit ins Spiel zu bringen, glitschten ab, wie Wasser über Bachkiesel. Er hatte keine. Ueber einen Orden z. B., womit die gelehrigsten Knaben sich brüsteten, lachte er laut. Sein Kopf war planlos. Einbildungskraft schlief noch ruhig in ihm; er hatte noch zu wenig gesehen, um viel zusammensetzen und an dem phantastischen Gebäude sich ergötzen zu können. Nach und nach gewöhnte also Max seine Lehrer daran, daß sie wenig zu wollen hatten, wenn er — nichts wollte. Die errichtete enge Freundschaft mit einem andern Zögling, der ihm von Seiten des Biedersinns, der Furchtlosigkeit und des gänzlichen

lichen Ungefühls für alle Eindrücke der Kunst am meisten glich; ihn aber an Schlauheit, Sach- und Menschenkunde und Gefügsamkeit, wenn er einen Plan im Kopf hatte, oder eines andern seinen vereiteln wollte, übertraf, wurde das Mittel, durch welches ihm seine Lehrer unbemerkt Friction zu geben wußten. Von seinem Freund unzertrennlich, ließ er sich endlich in den Stunden des Unterrichts fest halten. Doch waren die Gottesverehrungen seine Sache gar nicht. Er hatte keinen Sinn dafür, und die Lehrer mochten es angreifen, wie sie wollten, er konnte sich den Allvater nicht denken, und so blieb er und seine Verehrung ihm die gleichgültigste Sache von der Welt. Nur weil Georg, sein Freund, gern im Betsaal zu seyn schien, so blieb auch er aus Liebe zu ihm. Durch ihn und seine Gespräche, die Marens heißes Verlangen, ihm mehr, als die Lehrer, vom Allvater zu sagen, veranlaßte, wurden ihm die Gottesverehrungen mit all ihrer dunkeln Hülle doch interessanter. Sein Kopf verarbeitete sich, und sein Herz wurde wärmer. Wie dieß nach und nach weiter gieng, wie Georg seinen lernbegierigen Schüler mit Hülfe der Bibel, die er vor seinen Lehrern sorgfältig verbarg, um sie nicht durch Confiscation einzubüßen, klüger und besser über Gott und Religion zu denken anleitete, und ihm immer innigere Liebe und Ehrerbietung für beyde durch Aushebung der treffendsten Stellen aus den Lebensbeschreibungen Christi, der Geschichte der Apostel und dem ersten Brief Johannis — denn nur diese waren in Georgs Bibel enthalten — beyzubringen wußte; dieß alles empfehlen wir, um seiner Vortrefflichkeit willen, von S. 41 und folg. nachzulesen, und darauf zu merken, wie ganz anders und wie viel schneller, stärker und daurender die Vorstellungen des Christenthums von Gott, von seinem Willen und Verhältniß gegen die Welt auf Verstand und Herz wirken, als all das ewige metaphysische Geschwätz vom Unendlichen, vom Allvater, wobey man sich gewöhnlich von Anfang bis zu Ende in einem ermüdenden Kreise herumdreht, und wenn's ausgeschwatzt ist, so weise und kalt gelassen wird, als man vorhin war. Die kurze Biographie von einem Lehrer des Philanthropins S. 146 f., von der die meisten Züge historisch wahr seyn dürften, wäre allein hinreichend, auch den größten Enthusiasmus für das Philanthropinwesen abzukühlen, denn sie zeigt, wie unverantwortlich sorglos bey diesen Instituten den untauglichsten, unwürdigsten Menschen Aufsicht und Unter-

richt der Jünglinge anvertraut wurden. Wir theilen diese Stelle hier unsern Lesern mit: „Meister Casimir Lange war, „seines Handwerks nach, eigentlich ein verlaufener Candidat „der Gottesgelahrheit. Er hatte nur ein einzigesmal auf der „Kanzel geprediget, Jesus sey ein Betrüger gewesen, und „das Consistorium, das, (wie er sagte,) keine Notiz davon „nahm, daß jeder Christ in seiner Heimath diesen Satz in „hundert Büchlein lesen, und davon denken könne, was er „wolle, war gleichwohl so orthodox und so inconsequent, (wie „er sagte,) ihm auf ewig zu verbieten, Christen die christliche „Religion zu lehren; da mußt' ers denn freylich bleiben las„sen. Er hatte darauf die Rechte studirt, und sich, auch nur „ein einzigesmal, die Freyheit genommen, von dem Bescheid „eines Amtmanns an den gemeinen Menschenverstand zu ap„pelliren, und die Regierung legte ihm, auf des Amtmanns „Klage, vier Monat lang die Praxis, weil er da eine In„stanz übersprungen hatte. Das nahm er sehr ungut auf, „und schrieb nur ein einziges kleines Pasquill auf die Regie„rung. Diese verstand unrecht, und bewies ihm dadurch, „daß sie ihn aus dem Lande jagte, daß sie des gemeinen Men„schenverstandes sehr viel, er dessen aber desto weniger habe. „Drauf legt' er sich aufs Camerale, ward Oekonomieverwal„ter, und bey der ersten Rechnung, die er ablegen sollte, ver„mißte der Monitor ein Paar kleine Einnahmsbelege, mit „den Summen, die sie erstätigen sollten, und fand dafür ein „kleines halbes Dutzend Posten in der Ausgabe, wozu die „Belege sich nicht vorfinden wollten. Er beantwortete die „darüber gezogenen Erinnerungen sehr naseweis, mit Bezug „auf seine Ehre, und unter Berufung auf die natürliche „Freyheit, nach welcher es jedem, der einen Beweis zu füh„ren habe, frey stehen müsse, wie er ihn führen wolle. Da „man aber, nach dem Rechnungsstyl der Gegend, Rechnungs„führersehre und libertatem naturalem statt Belegs nicht „anzunehmen pflegte, so setzte er in aller Stille seinen Stab „weiter, und überließ ihnen die Justification seiner Rechnung. „Unterweges gerieth er zu einem Zahnarzt, und erlernte bey „diesem die Arzneykunde. Er hatte aber seinen Cursus kaum „absolvirt, so begegnete ihm und seinem Meister die Wider„wärtigkeit, daß das Collegium medicum einer gewissen „namhaften Stadt, wo die beyden Zahnbrecher ihre Bude „aufgeschlagen hatten, sie mit Hülfe der Policey als Land„fahrer zum Thore hinausjagte. Er fand auch bey diesem

Hand-

„Handwerk seine Rechnung nicht, und würde haben verhun-
„gern müssen, wenn es nicht noch eine Fakultät gegeben hät-
„te. Er warf sich nämlich von nun an mit Kopf und Kra-
„gen auf die Philosophie, ward Famulus bey einem Meister
„der sieben freyen Künste auf der hohen Schule zu . . . .
„trieb nebenher die schönen Wissenschaften, ward ein großer
„Plastiker, Seiltänzer, Poete und Geiger et caetera, end-
„lich ein förmlicher Allwisser, denn er konnt' auch Seifenku-
„geln machen und Flecken aus den Kleidern beizen, item
„silhouettiren, Briefe gar geschickt entsiegeln, ohne daß man
„es merkte, und anderer Leute Hand nachschreiben. Zuletzt
„ward er unter des hochwürdigsten Bruders . . . . Benedi-
„ction gar ein Freymaurer. Das Letztere trieb er denn so
„stark, daß er, per varios casus, — es soll aber sehr natür-
„lich zugegangen seyn, — endlich ein Jesuit, und hiemit das
„höchste Ideal eines — Menschenerziehers und Welt-
„verbesserers ward.“ Auffallend ist gleich darauf folgender Zusatz: „Ob nun der Casimir Lauge, Spektakelmacher ge-
„nannt, Verfasser des Kirchen- und Ketzerallmanachs, mit
„meinem Casimir Lauge einerley Personnage, oder vielleicht
„nur ein Namensvetter von ihm sey, das — mögt ihr selbst nä-
„her überlegen. Ich halt's nicht dafür; zum Seiltänzer wenig-
„stens ist der Cantor zu Gibeon zu vierschrötig, und zum Je-
„suiten zu dumm. Flecken in anderer ehrlicher Leute Namen
„hineinbeizen, das kann er zwar; aber konnt' er, wie mein
„Lauge, auch nur Flecken aus den Kleidern beizen, so schrieb
„er gewiß keinen Kirchen- und Ketzerallmanach.“ Viel Wahrheit in wenig Worten! Auch von philantropinischen Wanderungen erhalten wir hier Nachricht. Das Charakteristische derselben bestand, wie der Verf. sagt, darin, daß die alten Begleiter, nach des Vorstehers Plan, bemüht seyn mußten, die jungen Fremdlinge in der wirklichen Welt auf alle Weise zu überzeugen, die Erde sey — mit Respect zu sagen — ein großes Narrenhaus, und die Menschenkinder, die keinen philanthropinischen Sinn hätten, müßten und sollten also, sie wollten oder wollten nicht, durchs Elementarerziehungswesen doch endlich dahin gebracht werden, mit sich machen zu las-
sen, was die Philanthropen wollten, das heißt, die Welt müsse in ein großes Philanthropin, und die Menschensöhne und Töchter in — Philanthropinkinder verwandelt werden. Die herumzigeunernde Caravane bekömmt denn freylich von ihren Führern bey diesem ihnen angewiesenen Stand-

punct

punkt so viel schiefe Bemerkungen und Urtheile über die vorkommenden, von ihnen angegaften Gegenstände zu hören, daß es dem Menschensohn nicht an reichen Anlaß fehlt, seine gesunden Randglossen beyzubringen. Schon ists, wie am Ende der Wallfahrt, S. 161 als die beiden musterhaften Führer, um den Eindruck der bisherigen guten Lehren auf die Gemüther der gereiften Zöglinge zu vollenden, über einer Kleinigkeit sich so heftig entzweien, daß es zwischen ihnen zum Handgemeng kömmt, „das — wie ichs nun nehmen wollt, sehr „philanthropinisch — denn in den Annalen der Philan„thropine ists kein unerhörter Fall, daß sich zwey Elementar„köpfe so hartnäckig zerstoßen, als zwey Bockskköpfe — oder „sehr unphilanthropisch ablief, indem dabey Meister Lau„ge ein Dutzend Zähne, sein Gegner aber vielleicht einen „mehr oder weniger auf und ab verlohr.“ Dieser Vorfall hatte dann den Ausgang, daß die Obrigkeit, die keinen Spaß verstand, inquisitorisch verfuhr, und — die beiden Kämpfer zur Haft bringen ließ. Darüber gerieth das Philanthropin weit und breit in sehr bösen Geruch; ein Vater nach dem andern nahm seinen Sohn zurück, und hinterher soll die Weisheitsschule sogar in eine Schweizerey verwandelt worden seyn, wozu, wie sich der Verf. erklärt, nicht mehr Undank und Mangel an Reverenz, als dazu gehört, wenn man es nützlich und gut findet, ein Nonnenkloster in eine Kaserne, oder ein Mönchskloster in einen Bullenstall zu travestiren, das alle Tage geschieht, ohne daß irgend ein weiser Mann Scandal daraus nähme. „Meister Casimir Lauge, ein Mann, „der sich allezeit zu helfen wußte, legte zu seiner Zeit ein „Philanthropin auf seine eigene Hand in Deutschland an, „aus welchem er Jahr für Jahr eine Heerde — Anthropo„phagen entließ. Da es mit dieser ehrlichen Handthierung „auch nicht lange Bestand haben konnte, gieng er auf und „davon, und legte sich ein wenig aufs öffentliche Gotteslä„stern, ward Büchelmacher, und übertraf an originellem „Aberwitz alle Tollhäusler unsers lieben Vaterlands, bracht's „auch endlich dahin, daß man ihn schreiben und treiben ließ, „was er wollte; denn er erlebte den höchsten Punkt unsrer „seligen Preßfreyheit.“ In diesem allen sind Ort und Personen so stark gezeichnet, daß mans mit Händen greifen kann, wohin gezielt wird. Noch zum Schluß zwey schöne, wenn gleich sehr verschiedene Definitionen von Aufklärung S. 248. „Nach meiner (des Menschensohns) Meynung, „heißt

„heißt Aufklären ganz kürzlich: Schon allgemein anerkannte positive Wahrheiten gemeinnütziger dadurch zu machen, „daß man ihre Vortrefflichkeit der größern Menge immer liebenswerther macht. Nach der entgegengesetzten aber des „alten Erphilanthropen Ambrosius Lust heißt aufklären so „viel, als: schon anerkannte positive Wahrheiten durch „immer neue Hypothesen immer schwankender, und die „größere Menge immer fähiger zu machen, die alten „nützlichen Wahrheiten hinter sich liegen zu lassen, „und dafür nach Hypothesen zu jagen, ohne sich auch nur „einmal um die Resultate zu kümmern, die sie aus dem neuen, „was sie gefunden zu haben vermeinen, zu ziehen hätten.“ Bey der erstern Bestimmung von Aufklärung wird der Verstand geschärft, und das Herz für jede sittliche Tugend und bürgerliche Pflicht wärmer gemacht; die Verfassung der Erde, die Würde der positiven geoffenbarten Religion, und die politischen Einrichtungen gewinnen dabey, oder verlieren doch gewiß nichts, und allgemeine Ruhe ist dabey gesichert. Bey der letztern aber geht alles so lange Kopf oben, Kopf unten, bis der Plunder in Stücken splittert. Dies wär ein köstliches Wort, geredt zu seiner Zeit. Möchte es nur von so manchen, deren Kopf stets von lauter unüberlegten, unreifen Aufklärungsplanen gährt, wohl beherzigt werden!

De.

Fritz von Elmenau. Eine Geschichte aus unserm Jahrhunderte. Zweiter Theil, ohne Kupfer. Mannheim, bey Schwan, 1786. 20 Bogen, in 8vo.

In der Vorrede sagte der Herausgeber, Herr Schwan: dieser zweyte Theil sey nicht, wie der erste, von ihm, sondern von einem andern Verfasser. Dieser Fortsetzer nun hat sich vollkommen in den Geist, in welchem der erste Theil geschrieben war, hineingearbeitet. Ob dies seinem Werke großen litterarischen Werth geben könne, darüber mag unser Urtheil im 47sten Bande dieser Bibliothek zu Rathe gezogen werden. Uebrigens kommen hier einige freylich ziemlich gemeine, doch aber ganz richtige Bemerkungen über eines jungen Menschen Studien-

Studienanordnung, über Verwahrung gegen Verführungen u. dergl. vor. Fritz absolvirt in Göttingen, kömmt zurück, erhält eine Bedienung, und nimmt ein Weib.

Yr.

6. Weltweisheit.

Winke für gute Fürsten, Prinzenerzieher und Volksfreunde, von Martin Ehlers, Professor der Philosophie zu Kiel. Erster Theil. Kiel und Hamburg, bey dem Verfasser und in der Bohnischen Buchhandlung, 1786. 64 Seiten, 8.

Wir nahmen dieses Buch mit einiger Erwartung in die Hand. Der Titel verspricht wichtige Gegenstände. Das Buch enthält auch manches Gute, aber nicht nur vieles was andere bereits gesagt haben, sondern auch manches, das zwar neu ist, aber wohl noch eine weitere Entwickelung und Untersuchung, und zuweilen viel genauere Bestimmung bedürfte. Wir gestehen also, daß unsere Erwartung nicht völlig befriedigt worden ist. Vielleicht würden manche Gegenstände noch eher auf den Leser wirken, wenn sie in einer gedrängten Kürze wären vorgetragen worden. Aber es herrscht in diesem Buche auch die ermüdende Ausführlichkeit, die den übrigen Schriften dieses Verfassers anklebt. In einem Werke, wie dieses, ist diese Weitschweifigkeit vielleicht am wenigsten am rechten Orte. Denn wenn der Verfasser sich Hoffnung gemacht hat, daß Prinzen und Prinzenerzieher, denen er Winke geben will, auch sein Buch lesen sollten, so ist schon die Wortmenge, bey der ein Prinz noch eher, als ein anderer Leser, ermüden wird, ein großes Hinderniß, daß dies Buch die gute Wirkung weniger thun wird, die es sonst thun könnte. Dies ist um so viel zu bedauern, da die Gegenstände, über welche der Verf. sich ausbreitet, von großer Wichtigkeit sind. Der Verf. hat gewiß auch die besten Absichten. Es verdient auch die Freymüthigkeit, womit er über verschiedene Dinge seine Meynung sagt, den größten Beifall. Es

ist

ist also um so viel mehr zu bedauern, daß hauptsächlich durch die Art des Vortrags dies Buch nicht allen den Nutzen stiften möchte, den es stiften könnte. Wir wollen dieses unser aufrichtiges Urtheil durch eine genauere Durchsicht bestätigen.

Gleich die Dedication und Vorrede erweckten bey uns, wir gestehen es, unangenehme Empfindungen, wegen des widrigen, klagenden und wimmernden Tons, welcher sich für einen Philosophen, welcher Prinzen Winke geben will, am wenigsten schickt, und wovon wir überdem nicht einmal die Ursache einsehen können. Wenn der Verf. darüber klagt, daß itzt ernste Schriften wenige Leser finden: so ist das freilich auf gewisse Weise nicht ungegründet. Aber wie er eben darüber klagen konnte, wissen wir nicht. Nicht sehr viele Schriftsteller können ein so ansehnliches Subscribentenverzeichniß aufzeigen, als vor diesem Buche befindlich ist. Es beläuft sich dasselbe gegen fünf hundert, und dabey könnte doch, dünkt uns, den übrigen Absatz auf der Messe mitgerechnet, ein Verfasser ganz wohl bestehen. Demunerachtet aber klagt der Verfasser bis zum Erbarmen, und sucht für sich und die Seinigen bey allen Lesern Mitleid zu erregen. Wir wissen freilich Manches, was er dabey sagt, nicht zu erklären, können aber doch, bey der, so viel bekannt, ganz guten Lage des Verfassers nicht begreifen, was ihn bewegen konnte, einen so auffallenden wimmernden Ton beim Publico anzustimmen. Es ist überhaupt eine ganz eigene Sache, wenn man das Publikum mit seinen Privatangelegenheiten unterhält, und wenn man vor demselben klagt. Ohne die größte Noth sollte man es wohl nicht thun. Theils thun dergleichen Klagen selten einige Wirkung, und ziemen sich doch auch nicht recht für einen Schriftsteller. Am wenigsten scheint uns ein so klagender Ton eines Philosophen, welcher die Prinzen und Prinzenerzieher unterrichten will, anständig zu seyn. Prinzen müssen nicht klagen, sondern Unglück, wenn es kömmt, männlich dulden, und männlichen Muth haben, es abzuwenden. Hiezu sollte ihnen der Philosoph, der sich ihnen nahen will, selbst ein Beyspiel geben.

Das Buch selbst enthält fünf Abhandlungen. Die erste betrift die Frage: **Wie weit es dem Volke zuträglich sey, aufgeklärt zu werden?** (S. 1—59.) Diese sehr weitschweifige Abhandlung über eine wichtige Materie, worin auch auf viele Recensenten gestichelt wird, welche wir nicht

nicht kennen, läuft auf den Satz hinaus: Man solle allgemeine Begriffe und Vorschriften unter dem Volke möglichst verbreiten, dagegen aber die Exceptionslehren beim Unterricht des Volks unberührt lassen, und noch vielweniger gesammelt vorlegen. Mit einer so unbestimmten Behauptung ist denn wohl die Aufgabe nicht aufgelöst. Wenn die allgemeinen Begriffe so allgemein sind, daß sie das Volk nicht anwenden kann, so wird für die Aufklärung so viel als nichts geschehen. Die wichtige Hauptfrage ist: was ist in jedem gegebenen Falle Aufklärung, und wie weit kann das, was man Aufklärung nennt, in jedem gegebenen Falle dem Volke dienlich seyn? Hier wird man in jedem gegebenen Falle wohl nicht beym allgemeinen dürfen stehen bleiben. Ueberhaupt hat der Verf. seine Meynung solchen Lesern, welchen sie neu seyn könnte, gar nicht verständlich und deutlich gemacht, vielmehr solche, durch Einmischung vieler, theils zu sehr bekannten, theils hieher gar nicht gehöriger Dinge ermüdend ausgedehnt. Diese Abhandlung scheint uns, wir gestehen es aufrichtig, keinen vorzüglichen Werth zu haben. S. 55 versichert der Verf., daß zu Kiel itzt ganz vortreffliche Anstalten wären, um Schulmeister für das Volk zu bilden, welches Zeugniß wohl einen desto höhern Grad der Wahrscheinlichkeit haben wird, da, wie wir hören, der Verf. ein Mitdirector dieser Anstalten ist. Vielleicht hätte ihm wenigstens dies ein Grund seyn sollen, das Bewwort vortrefflich von denselben, wenigstens nicht eher zu brauchen, bis wenigstens durch Beschreibung der besondern Vorzüge derselben dem Leser die Ueberzeugung, daß sie vortrefflich sind, gegeben worden.

Wichtiger ist die zweite Abhandlung: Von den höchstgefährlichen Folgen, welche man in der Protestantischen und Griechischen Kirche, in Rücksicht auf die Glückseligkeit des Staats, von unweisen Toleranzeinrichtungen zu fürchten hat. (S. 59—113.) Auch ist dieser Aufsatz unstreitig der beste im ganzen Buche, wenn gleich Vieles davon schon zuvor aus andern bekannten Schriftstellern zum Theil eben so gut, zum Theil besser, gesagt worden ist. Vieles kömmt doch dabey vor, dem wir nicht beistimmen können. Es wird der Mühe werth seyn, diese Abhandlung etwas näher zu beleuchten. Gleich Anfangs macht der Verf. dem Kaiser und seiner Reformation viel Compli-

mente

mente, die nur nicht allemal der Sache angemessen sind. Er sagt (S. 61.): „es würden durch seine Veranstaltungen „die Religionslehren der Römischen Kirche einem reinen „gesunden Verstande, und allen itzt zu so vieler Vollkom„menheit gebrachten verschiedenen wissenschaftlichen Grundsä„tzen näher gebracht;“ und S. 63 f. „Für einen Deutschen „sey es eine süsse Vorstellung, daß der unbezwingbare Frei„heitsgeist der Deutschen itzt sich wieder aufs Neue wirksam „zeige, und daß sehr viele deutsche Männer auf einmal, als „hätten sie sich darüber das Wort gegeben, mit Josephs Be„mühungen, in Absicht auf Reinigung der Religionsbe„griffe, und in Absicht auf die Abwerfung der päpstlichen „Herrschaft, ihre Bestrebungen vereinigten, und mit Lu„thers Kraft und Feuer für die Ausbreitung der Wahr„heit, für die Herstellung der zum Wohl der Völker noth„wendig erforderlichen Staatseinrichtung und Regierungs„macht, und für die Freiheit des Gewissens stritten und „kämpften.“ Uns wundert, daß ein so gelehrter Mann, wie der Verfasser, nicht weiß, oder sich nicht besinnet, daß die Lehren der römischen Kirche für unfehlbar ausgegeben werden, daß sie unveränderlich seyn müssen, und daß daher innerhalb der katholischen Kirche auf keine Weise eine Reformation möglich ist. Da sie also bleiben, wie sie sind, so können sie weder dem gesunden Verstande noch wissenschaftlichen Grundsätzen näher gebracht werden, sondern sie müssen schlechterdings und unbedingt geglaubt werden, so wie sie die Kirche zu glauben befohlen hat. Es erstreckt sich alle Reformation nur auf Disciplin, und durch alle Reformation derselben wird nie das Wesentliche des Katholicismus geändert. Hr. Nicolai hat dieses noch kürzlich in seiner Reisebeschreibung deutlich gezeigt. Daselbst hätte unser Verfasser auch genauere Nachrichten finden können, was es mit der Oesterreichischen Reformation eigentlich für eine Bewandniß hat. Er würde da gefunden haben, daß, so preißwürdig auch des Kaisers Anstalten, zur Abschaffung vieles Aberglaubens, sind, so gehen sie doch keinesweges auf die katholische Lehre, die auch in Oesterreich bleibt, wie sie ist. Fast scheint es aus einigem, was nachher vorkömmt, daß der Verf. dieses auch gefühlt hat. Was er über die Aufnahme und den Schutz der Jesuiten in Rußland sagt, ist treffender und freimüthiger. Er kömmt darauf auf die Toleranz in protestantischen Ländern, zeigt die bedenklichsten Leh-

ren der katholischen Kirche, und tadelt die Protestanten wegen der Unvorsichtigkeit, womit sie zuweilen, in Ansehung der Katholiken, zu Werke gehen. Hier ist nun blos Vieles von dem wiederholt, was Andere schon gesagt haben. Wir bleiben daher nur bey dem stehen, was uns besonders aufgefallen ist. Der Verfasser mäßigt sich gar nicht im Ausdrucke, und dies wäre doch immer mehr nöthig, je empfindlicher unsere katholischen Brüder über so manche ihrer Kirche seit kurzem von Protestanten gesagten Wahrheit zu werden scheinen. Er schreibt z. B. S. 88 und an mehrern Stellen: „es lasse sich von den Lehrsätzen keine abscheulichere Reli„gionsparthey denken, als die katholische sey.“ Wer kann solche Ausdrücke billigen? Man setze die Lehrsätze auseinander. Haben sie, wie es einige haben, bedenkliche Folgen, so zeige man sie. Man zeige das Abscheuliche der überdies noch allgemein eingerissenen Mißbräuche und Aberglaubens, man zeige das Abscheuliche des Mißbrauchs der geistlichen Gewalt, der Verketzerung des Jesuitismus; aber man mäßige die Worte, wenn man von der ganzen katholischen Religionsparthey spricht. Der Verf. konnte gar wohl seinen ganzen Endzweck erreichen, ohne sich so vom Affect hinreißen zu lassen. — Folgende merkwürdige Thatsache, welche der Verf. S. 106 f. erzählt, ist uns vorzüglich wichtig gewesen: „Vor etwa sechzehn Jahren war ich in Gesellschaft einer Ma„gistratsperson, die bey einem Glase Wein munter geworden „war, und bey Wahrnehmung meiner toleranten Gesinnun„gen am Ende in mancherley feine Lobsprüche über die katho„lische Kirche, in mancher Hinsicht, ausbrach, und mich ein „prächtig gedrucktes lateinisches Gedicht lesen ließ, das von „den sich in den dänischen Staaten befindenden Jesuiten bey „der letzten Thronveränderung gemacht war. Sie ließ mich „dabey eine Liste derselben sehen, die sehr zahlreich war. Ich „war begierig das mir gezeigte Exemplar, oder eine Abschrift „derselben zu besitzen; konnte aber diesen Wunsch nicht erfüllt „erhalten. Es schien ihr selbst leid zu seyn, daß sie beides „mir nicht nur gezeigt, sondern auch auf die Aeußerung mei„ner Verwunderung, wie sich so viele Jesuiten in den däni„schen Staaten finden könnten, gesagt hatte, daß die we„nigsten in der Eigenschaft erkannt würden. Denn sie „bat mich, ihr zu versprechen, daß ich ihren Namen nicht „bekannt machen wollte.“ Wir müssen gestehen, daß uns diese Nachricht ganz äußerst befremdet hat. Einen Mann,

wie

wie Hr. Prof. Ehlers, wird Jedermann für glaubwürdig halten, und Rec. kann sich keine Ursache erdenken, warum man seine Erzählung in Zweifel ziehen könnte. Indessen wünschte er doch noch verschiedene Umstände dabey näher aufgeklärt zu sehen, (wenn anders Hr. P. E. es für sich gerathen fände, diese Aufklärungen zu geben, welches wir freylich nicht wissen können). Die dänischen Gesetze setzen eine harte Strafe auf heimliche Jesuiten. Und doch waren, nach dieser Erzählung, 1766 eine starke Anzahl heimlicher Jesuiten in den dänischen Staaten vorhanden? War die Liste ihrer Mitglieder auch gedruckt? War sie dem Gedichte beygefügt? War dies Gedicht öffentlich bekannt oder nicht? In welcher Absicht war es gedruckt? — Diese und andere Fragen mehr fallen einem hier ein; aber wer kann und wird sie beantworten? Gewisse damals vorhandene Umstände scheinen einen leichten Aufschluß zu geben, wie Jesuiten damals nach Dänemark kamen. Ob noch welche heimlich da sind, sey dahingestellt; indessen bestärkt diese von einem glaubwürdigen Manne erzählte Anecdote das, was Andere gesagt haben, und was der Verfasser hier gleichfalls behauptet, aufs Neue, nämlich, daß die Protestanten Ursache haben, mit der äußersten Sorgfalt zu wachen, und daß diejenigen, welche durch freimüthige Warnungen, die im Finstern schleichende Pest ans Licht zu ziehen, den eifrigsten Dank verdienen. Denn alles Räsonnement zur Widerlegung solcher Thatsachen kann nichts helfen, so lange man diese selbst nicht ableugnen und ihre Unwahrheit beweisen kann. Der Verfasser äußert bey dieser Gelegenheit eine Vermuthung, die wenigstens scharfsinnig ist, und manche Vermuthungen vor sich haben möchte. Er meint, die Jesuiten strebten dahin, Rußland unter ihren geistlichen Einfluß zu bringen, um dereinst den Papst, wenn er sich in Italien nicht länger erhalten könnte, in der Person eines Jesuitengenerals viel größer und mächtiger im russischen Reiche, und vielen Ländern des Orients wieder auftreten zu lassen. Zur Bestätigung dieser Vermuthung führt er den bekannten und sehr bedenklichen Artikel aus der Warschauer Zeitung von dem Tode des Generalvicars Stanislav Czerniewicz an, und setzt hinzu: „Wären die Hoffnungen," (welche der Jesuiterorden in diesem Aufsatze äußert,) „auf die Ausführung eines solchen „Plans gebauet: so dürften sie nicht übel gegründet seyn. „In einem solchen Falle würde Katholicismus unmerklich ganz

„in Jesuitismus übergehen, und das Werk der päbstlichen „Politik einen Zusatz an Stärke und Sicherheit erhalten, „der demselben bis itzt noch fehlt, und eines der erhabensten „bösen Geister völlig würdig wäre.“ Um sich nun gegen die bedenklichen Folgen, welche die Aufnahme einer Religionspartey haben könnte, in Sicherheit zu setzen, schlägt der V. eine Toleranzsymbolik vor.

Von dieser handelt die dritte Abhandlung: Entwurf gewisser Glaubensartikel, zu welchen alle Religionspartheien, die öffentliche Duldung und Religionsübung verlangen, in jedem wohleingerichteten Staate sich feierlich zu bekennen haben (S. 113—203). Der Verf. denkt hier vorzüglich an Staaten, welche aus Protestanten und Griechen bestehen, und will besonders Verwahrungsmittel gegen die Grundsätze der Römischen Kirche und Hierarchie an die Hand geben. Doch sollen diese zugleich auf jeden Staat, welcher fremde Religionsgesellschaften aufnehmen will, passen. Ehe der Verf. zu der Toleranzsymbolik, welche er entworfen hat, kommt, ist er wieder ermüdend weitschweifig. Wir können ihm aber in Allem, was er da sagt, nicht folgen, weil wir sonst Bogen voll schreiben müßten. Wir wollen nur bey der Hauptsache stehen bleiben. Hier sind die Artikel, welche alle Obern, Vorgesetzte und Lehrer aller Religionspartheien im Staate, ingleichen einzelne Personen, welche wegen ihrer Geschäfte oder ihres Ansehens Aufmerksamkeit verdienen, ingleichen Jeder, welcher ein Amt erhalten, oder Mitglied einer Zunft werden will, oder auch ein Fremder, welcher nicht erweislich in der Landesreligion erzogen ist, unterschreiben sollen:

„1) Ich glaube einen ewigen, allweisen und allmächtigen „Gott, als Schöpfer und Regierer aller außer ihm vorhande„nen Dinge.“

„2) Ich glaube die Unsterblichkeit der Seele, und eine „mit meinem hiesigen gerechten oder ungerechten, und mit „meinem hiesigen tugendhaften oder untugendhaften Leben, „übereinstimmende selige oder unselige Zukunft.“

„3) Ich sehe es als eine unverletzliche Pflicht an, ge„gen jeden Menschen, er sey von welcher Religion er wolle, „gerecht und tugendhaft zu handeln, das ist, keinem sein Ei„genthum aus Haß gegen seine Religion durch Gewalt und

Betrug

„Betrug zur Beförderung meiner Religion zu entwenden, je„dem nach dem Maaß, als er in Ansehung des Staats, und „seiner Nebenmenschen nützlich, gut und wohlwollend denkt „und handelt, zu lieben, und jedem nach meinem Vermögen „und nach seinen Bedürfnissen zu dienen.“

„4) Ich sehe es als einen höchst sträflichen Eingriff in „das hohe Richteramt Gottes an, wenn man einem Men„schen wegen seiner Glaubenslehre die göttliche Gnade und „die Seeligkeit für Zeit und Ewigkeit abspricht.“

„5) Ich glaube, daß Erkenntniß der Wahrheit, eige„ne Ueberzeugung und eigner Glaube die einzigen rechtmäßi„gen und heilsamen Bekehrungsmittel in Ansehung einer je„den Religion sind, und ich verabscheue eine jede Bemühung, „durch Gewalt, durch Drohung, durch List und Betrug, „durch Ueberredung, durch verführerische Wollust oder durch „Anbietung irgend eines äußern Vortheils, irgend einen Men„schen von seiner Religion abwendig zu machen.“

„6) Ich verabscheue jede Art des Hasses und der Ver„folgung in Ansehung derer, die nicht zu meiner Religion sich „bekennen, und die sich durch ihre Erkenntniß nicht bewogen „finden, zu derselben überzutreten.“

„7) Ich sehe es als eine unverbrüchliche Pflicht an, in „allen Fällen das Wohl dieses Staats, worinn ich als Un„terthan lebe, in Absicht auf Landesgesetze, auf Gerechtigkeit „und Tugend, auf die Macht und die Regierung des Staats „und auf die Vermehrung aller Art von Güthern und Vor„theile desselben, so weit, als es nicht den Rechten Anderer „entgegen ist, auf alle Art und Weise zu befördern.“

„8) Ich glaube heilig und fest, daß keine Religionsleh„re und keine geistlichen Obern, Vorgesetzte und Lehrer mich „in die Verbindlichkeit setzen können, wider den Landesherrn, „wider die Regierung des Landes und wider das äußere und „innere Wohl des Staats, entweder aus Bewegungsgründen, „die aus der Religion hergenommen sind, oder mit der Reli„gion in irgend einer Verbindung stehen, auf irgend eine Art „etwas zu unternehmen.“

Nun folgen noch vier Artikel, worin die Haltung die„ser Artikel angelobt, auf Mißdeutungen derselben Verzicht gethan, und versichert wird, daß man keine Dispensation da„von durch irgend Jemand für gültig halte, und sich jeder Strafe wegen Uebertretung derselben unterwerfe.

Wir wollen nun ganz kurz unsere Meynung sagen. Der Verfasser meynt es herzlich gut. Man kann ihm auch zugeben, daß jeder, der diese Grundsätze hegt und ausübt, ein ruhiger Bürger jedes Staats seyn wird. Aber zu dem Zwecke, wozu er solche Toleranzsymbolik, nämlich um den Grundsätzen der römischen Kirche und der sich immer ausdehnenden Macht der hierarchischen Gewalt abzuhelfen, halten wir sie für ganz unnütz, und zufälliger Weise wohl schädlich. Denn 1) sie wird gegen Jesuiten oder solche, welche ihnen ähnlich denken, gegen welche sie doch nach S. 199 vorzüglich gerichtet seyn soll, gar nichts helfen, und der Verfasser irrt sich sehr, wenn er glaubt, daß sie dagegen im geringsten ein Damm seyn würde. Wenn der Fall angenommen wird, daß Emissarien da wären, welche ganz ingeheim ihre Absichten durchzusetzen suchten, und dazu alle Mittel anwendeten, würden diese denn wohl nicht die Toleranzsymbolik ohne Bedenken unterschreiben und doch handeln, wie sie wollten? Wir haben ja wenigstens ehemalige Beweise, daß sie sogar die Augsburgische Confession unterschrieben. Gegen Leute, welche alle Versprechungen vermöge ihrer Grundsätze für nichts achten, hilft nichts, als genaue Aufmerksamkeit, und, wenn es nicht zu vermeiden ist, Strenge der Regierung, verbunden mit Denk- und Preßfreyheit. Sind diese aber da, so kann man jener Symbolik ganz entbehren. Sie würden solche gewiß unterschreiben, und wenn wir uns dadurch sicher machen ließen, uns desto sicherer hintergehen. 2) Einige dieser Artikel sind sie ohnedem schon als Bürger des Staats zu halten schuldig, ohne daß es deshalb noch einer besondern Verpflichtung bedarf. 3) Was soll der vierte Artikel? Es würden dadurch alle Katholiken, welche den Satz von der alleinseeligmachenden Kirche annehmen, von der Duldung ausgeschlossen. Wir geben gern zu, daß dieser Grundsatz nichts taugt, daß er ungereimt ist, daß er böse Folgen nicht nur hervorbringen kann, sondern wirklich hervorbringt. Wir geben zu, daß man wohl thut, wenn man die ganze Ungereimtheit dieses Satzes und alle übeln Folgen desselben mit den lebhaftesten Farben malt, um die Protestanten zu ermuntern, sich nicht einschläfern zu lassen, nicht zu wähnen, daß die katholische Kirche heut zu Tage ganz andere Grundsätze hege, als ehemals, und nicht an Vereinigungsplane zu denken. Aber wenn man, dieses Grundsatzes halber, den Katholiken alle bürgerliche Duldung versa-

gen wollte, so würde dieß die unbilligste Intoleranz seyn. Der äußerste Nothfall könnte nur so etwas entschuldigen. So hatten die Engländer Ursache den Test einzuführen, weil ein König, den die Nation vertrieb, zugleich mit der gewaltsamen Einführung der katholischen Religion, ihre Verfassung untergraben wollte. Und dennoch versagten sie den Katholiken nicht alle bürgerliche Duldung, sondern schränkten sie nur so ein, wie sie glaubten, daß es das Wohl des Staats erfodere; aber nach unsers Verf. Toleranzsymbolik könnten die Katholiken gar nicht geduldet werden. Auch Protestanten, welche über diesen Punct mit den Katholiken gleich denken, indem sie ihre Kirche, wie die Katholiken die ihrige, für die alleinseeligmachende halten, (denn daß es deren giebt, gesteht der Verf. selbst zu,) würden also auch nicht müssen geduldet werden? — Rec. ist gewiß himmelweit davon entfernt, den Grundsatz einer alleinseeligmachenden Kirche auch nur im mindesten entschuldigen zu wollen; aber eben so wenig hält er es für nothwendig oder mit einer vernünftigen Toleranz übereinstimmend, diejenigen, welche ihm beypflichten, durch eine Toleranzsymbolik aus der Welt hinauszubannen. Der Verf. kann dieß im Ernst auch wohl nicht verlangen. Er hat nur die Sache nicht genug überlegt, und hat sich von der Begierde, etwas Neues zu sagen, zu weit bringen lassen. Der Verfasser schreibt S. 215: „Der „Mensch will gar zu gern durch neue Ideen Aufmerksamkeit „erregen, und gar zu gern der Anführer vieler Menschen „werden. Dieser Trieb ist oft, ohne daß der Mensch sich „dessen deutlich bewußt ist, (man sehe hier das Beyspiel!) „selbst die geheime Ursache des Irrthums." —

Von den Erläuterungen, welche der Verf. bey jedem Artikel anbringt, hätten wir ihm manches gern geschenkt, denn er ist auch hierbey ermüdend weitläuftig, und doch oft dabey sehr unbestimmt in seinen Behauptungen. S. 148 f. schimpft er gegen die, welche die Nothwendigkeit des Daseyns Gottes und seine Vorhersehungskraft leugnen, und nennt sie schwache Köpfe, welche sich keiner gründlichen Kenntnisse rühmen könnten. Und doch sagt er ebendaselbst: das Letztere thäten Männer, denen viel Scharfsinn nicht abgesprochen werden könnte. Und doch sollen sie schwache Köpfe seyn? — Eben so schwankend und widersprechend ist die ganze Nr. 4. S. 153—156 abgefaßt. Niemand, der sie

lieſt, wird ſagen können, was der Verf. eigentlich haben will, ob er es für erlaubt hält, über den Atheismus zu ſchreiben, oder nicht. Und doch klagt er S. 163 darüber, daß die Seuche des ungründlichen und ſeichten Räſonirens ſich ſo ſehr ausbreite!!

Wir kommen nun zur vierten Abhandlung: Entwurf eines allgemeinen Glaubensbekenntniſſes, deſſen Annehmung man von jedem Staatsbürger, ohne der Gewiſſensfreyheit zu nahe zu treten, fordern kann, mit beſondern dazu kommenden Artikeln für chriſtliche Religionslehrer. (S. 203—386.) Um ſeinen Beruf, über dieſe Materie zu ſchreiben, zu rechtfertigen, (welcher Rechtfertigung es doch gar nicht bedurfte,) erzählt uns der Verf. S. 234 f. die Anecdote, daß einer der einſichtsvollſten und größten Theologen in einer Geſellſchaft auf die Frage: wie, ohne alle Verletzung des Gewiſſens, ein beſſeres Glaubensbekenntniß in Vorſchlag gebracht und eingeführt werden könnte, geantwortet habe: „giebt es denn keine in „dieſem Betracht ungebundene Philoſophen? giebt es nicht „einen — (es gefiel ihm, mich zu nennen,) der in dieſer Hinſicht mit aller Gewiſſensfreyheit handeln und ſchreiben könnte?“ — —

Zuerſt entwirft der Verf. ein allgemeines Glaubensbekenntniß von 58 Artikeln. Darin ſollen alle Menſchen von Jugend auf unterrichtet werden; kein Mitglied des Staats ſoll irgend Jemanden einen andern Glaubensartikel aufdringen oder ihn feyerlich auf denſelben verpflichten, welcher jenen entgegen iſt. Zwar ſoll es jedem verſtattet ſeyn, nach ſeiner Erkenntniß alles, was ihnen nicht zuwider iſt, zu glauben, und auch mit andern Gleichdenkenden Privatgottesdienſt zu halten; aber keinem ſoll es freyſtehen, eher eine beſondere Kirchengemeinſchaft zu errichten, bis ſich wenigſtens hundert Familien deshalb vereiniget haben. Es ſollen Lehrbücher über dieſe Glaubensſätze und über die wenigen beſondern Lehren des Chriſtenthums eingeführt werden, und in Anſehung der letztern ſoll man ſich aller gewagten Erklärungen, welche Uneinigkeit veranlaſſen können, enthalten. (Das iſt doch ſehr unbeſtimmt, oder eigentlich unmöglich auszuführen; man müßte denn gar keine Erklärungen wagen wollen. Die beſte kann doch Uneinigkeit veranlaſſen.) Endlich ſoll man alle Religionspartheyen in Abſicht jener Glaubens-

benslehren einer Visitation unterwerfen. Es ist unmöglich, alle diese 58 Artikel hieher zu setzen. Der Verf. hat darin alle hauptsächlichsten Lehren der natürlichen Religion, des Rechts der Natur, der Moral, ja sogar der Politik, zusammengebracht. Wir haben nichts dawider, daß eine solche Sammlung allerdings sehr nützlich und gut seyn könnte, wenn sie auf die Weise, wie der Verf. bestimmt hat, vielleicht noch mit einigen Abänderungen, gebraucht würde. Daß aber gerade diese Sammlung, wie er sie gemacht hat, so beschaffen sey, können wir nicht zugeben. Denn 1) sind Sätze darunter, welche zu speculativisch sind, als daß sie Kindern, ja selbst vielen Erwachsenen, verständlich seyn könnten. Dahin gehört vornehmlich der 6te, 7te und 15te Artikel. 2) Einige möchten, um sie der Jugend verständlich zu machen, Erläuterungen erfordern, welche eher schädliche, als nützliche Wirkungen hervorbringen könnten. Dahin gehört vorzüglich der Theil des 21sten Artikels, welcher vom Fortpflanzungstriebe handelt. 3) Unter den politischen Artikeln würden wir manche wegstreichen. Der 37ste Artikel ist, wie er hier steht, grundfalsch, und könnte leicht Schaden thun. Wir wollen ihn hersetzen: „Wenn eine Regierungsmacht und eine Regierungsverfassung gerecht seyn soll, so „muß jene, wie diese, aus dem freyen Willen oder der „freyen Einwilligung des Volks entspringen, und sich „also auf einen Vertrag mit dem Volke gründen. Jede „auf eine andere Art erworbene oder sich weiter erstrekkende Regierungsmacht, und jede auf eine andere Art „festgesetzte Regierungseinrichtung ist ungerecht und „ungültig.“ Welch ein Artikel! Wie kann ein Philosoph so schreiben? — Sieht denn der V. nicht, daß auf diese Art fast alle europäische Regierungseinrichtungen für ungerecht und ungültig erklärt würden. Wer könnte das Uebel absehen, was aus einer solchen Erklärung folgen würde, und das sollte man durch Philosophie veranlassen? Was soll ferner der gemeine Mann mit dem 40sten Artikel machen? „Alle Einkünfte, welche Regenten von dem Volke haben, sind „mit Ausnahme dessen, was ihnen zum Eigenthum bestimmt „wird, oder dessen, was sie zu einem vernünftigen Gebrauche „sich zuzueignen bevollmächtigt wurden, Schätze des Staats, „womit Regenten zum Besten des Staats weise hauszuhalten „verpflichtet sind.“ Der Artikel gehört in eine Prinzenschule, aber nicht in eine Volkssymbolik. Dagegen sollte hier ste-

hen, daß der Unterthan schuldig sey, dem Regenten Abgaben zu bezahlen, damit dieser für ihn wachen und sorgen könne. Der 43ste Artikel ist abermals so schwankend, daß er ganz unbrauchbar wird. Man höre nur! „Da die Unterthanen der Regierung nicht leicht zu richtigen Kenntnissen „von den äußern und innern Umständen, worin der Staat „ist, und von den Gründen, nach welchen die Regierung „handelt, zu gelangen fähig sind: so müssen sie nicht leicht „es wagen, über das, was die Regierung thut und verordnet, entscheidend zu urtheilen, oder selbst dasselbe zu tadeln.“ Der 47ste Artikel gehört wieder in eine Prinzen- und nicht in eine Volkssymbolik. 4) Die meisten Artikel müßten nicht so weitschweifig und unbestimmt abgefaßt seyn, als viele von diesen. Gegen Hrn. Lavater erklärt sich der Verf. mit großen Complimenten. Er beklagt es zwar, daß L. immer in Gefahr stehe, den Weg des gesunden Verstandes zu verlassen, daß er sich und seine Gattin zum Gespötte gemacht, eine seinem Verstande so entehrende Blöße gegeben habe, und sorgenlos immer am Rande des Irrthums, der Schwärmerey und des Aberglaubens hingehe; aber Lavater heißt dabey: der alles Gute mit so vieler Wärme suchende und liebende Lavater; der Mann des Glaubens (oft auch sollte er der Mann des Aberglaubens und der Schwärmerey heißen); seine Herzenserleichterungen (dieses elende Buch, welches in dieser Bibliothek im LXVII. B. S. 360 ff. ganz nach Verdienst beurtheilt ist) heißen ein sonst so vortreffliches Buch, und es wird von L. gar glimpflich gesagt, daß er von Zeit zu Zeit ausgleite. — Ja wohl, und ein wenig oft, und ein wenig gar stark!

Es finden sich außerdem in dieser Abhandlung noch hin und wieder Urtheile, welche sehr sonderbar sind. Nur einige zur Probe. S. 210. „ich muß behaupten, daß der gesunde Verstand selbst den größten und abscheulichsten Religionsungereimtheiten nicht widerstehe.“ S. 211. „der gesunde Menschenverstand ist nicht stark genug, um den Menschen selbst gegen den unsinnigsten und abscheulichsten Gewissenszwang zu schützen.“ (Das müßte doch wohl ein seltsamer gesunder Verstand seyn?) Sonderbar möchte auch vielen Lesern der Satz Seite 221 vorkommen, daß Menschen durchaus durch ein Glaubenssymbolum eingeschränkt werden müßten, wenn sie die Religionsfrey-

freyheit nach den unverletzlichen Gerechtsamen der Menschheit ungekränkt genießen sollten. S. 223 findet sich noch ein sonderbares großes Compliment für unsere neuere Religionsverbesserungen. „Ich habe immer fernern Reformationsunternehmungen in protestantischen Ländern mit großer „Unruhe zugesehen, da sie fast alle auf eine sehr unbesonnene und unweise Art betrieben werden.“

Doch wir müssen nun zu der Symbolik, welche der V. noch besonders für christliche Religionslehrer entwirft, kommen. Es sind der Artikel drey; sie sind aber doch zu lang, als daß wir sie hersetzen könnten. Sie werden unstreitig jedem aufgeklärten Christen gefallen; aber freylich wohl von Andern großen Widerspruch finden. Die Zeit ist warlich noch nicht gekommen, daß Christen hierüber einig werden möchten. Was die Lehre von der Inspiration betrifft, so sagt der Verf. „Es ist durchaus nothwendig, daß die Theologen in dem Puncte einen Schritt weiter gehen, wenn die „Feindseligkeiten gegen die Bibel verhütet und zernichtet werden sollen. Man muß nämlich annehmen, daß die Bücher „der Bibel auf keine andere Art durch Gottes Vorsehung und „Kraft entstanden sind, als alles in der Welt entsteht.“ Daß der Verf. sich zuletzt noch, wo er von den Unionsentwürfen redet, gegen dieselben erklärt, wird man leicht denken, und hier sagt er manches Gute.

Wir kommen endlich zu der fünften und letzten Abhandlung: Grundsätze und Gedanken, nach welchen man die Bildung und den Werth der Ordensgesellschaften zu bestimmen hat. (S. 386—462.) Wir glauben, sie wäre besser weggeblieben. Der Verf. hat von Ordensgesellschaften, wovon jetzt so viel ohne Sachkenntniß geschwatzt wird, gar keinen richtigen Begriff, er weiß also auch nicht, wo das Gute oder wo die Mißbräuche liegen, daher sind seine Grundsätze unbestimmt und unzweckmäßig, und für einen Staatsmann daher unbrauchbar. Der Verf. leugnet zwar nicht, daß der Staat befugt sey, eine Kenntniß aller Ordensgesellschaften und ihrer Zwecke zu verlangen; aber er räth nicht dazu, weil oft das Gute dadurch verhindert werden könnte. Er meynt vielmehr, es sey am Besten, daß der Staat auf die Leute Achtung gebe, welche eine solche Ordensverbindung stiften, und wenn diese vortreffliche Männer wären, nicht eher die Ordensstatuten zur Einsicht verlangte, bis

sich

sich fände, daß die Wirkung der Ordensgesellschaft dem Staate offenbar nachtheilig würden. Doch auch hier scheint der V. zu schwanken, denn er hat die Folgen seines Raths nicht überlegt, und die Mißbräuche, die aus dem Achtunggeben nothwendig entstehen, dabey macht er hernach so viele Einwürfe und Bedenklichkeiten gegen Ordensverbindungen, daß man wohl sieht, er halte nicht viel davon. Damit er aber doch auch hier Niemanden zu nahe trete: so erklärt er sich am Schlusse noch, daß er, unerachtet er sich nicht habe entschließen können, in den Freimaurerorden zu treten, „dennoch sehr hohe Begriffe von den Hauptendzwecken der ächten Freimaurerei habe, und versichert sey, daß die große „Absicht des Ordens dahin gehe, zu dem großen, zu immer „mehrerer Vollkommenheit und Glückseligkeit fortschreitenden, „Entwickelungsgeschäfte der Gottheit möglichst vieles beizutragen, und so lange gewissermassen unter der Hülse des „Geheimnisses zu wirken, bis jene Hülle nicht weiter nöthig „sey, und das Licht reiner und wohlthätiger Kenntnisse allen „Menschen hell genug scheine, um ganz dasselbe ihres Fusses „Leuchte seyn zu lassen.“ Dies ist alles recht gut, aber nicht einem Philosophen anständig. Der Rec. gehört gewiß nicht zu denjenigen, welche das Gute der F. M. mißkennen. Aber wie kann ein Philosoph von einer Sache hohe Begriffe haben, die er nicht kennt? Glaubt er aber, die Sache verdiene, daß man hohe Begriffe davon habe, so wäre seine Pflicht, alles anzuwenden, um sie genau kennen zu lernen, besonders, ehe er öffentlich davon urtheile.' Er wünscht dabey: „daß es den weisen Mitgliedern des Ordens gelingen „möge, die der ganzen Welt so gern Ketten der Sclaverei „anlegenden Jesuiten allenthalben aus ihren Logen, und besonders aus den Landeslogen, und allen obern Logen entfernt zu halten.“ Der Wunsch ist ganz gut gemeint. Aber weiß denn der Verf. nur einigermaaßen was Landeslogen und obere Logen sind? oder wie die Jesuiten dahin kommen möchten?

In einer beigefügten Anzeige hofft der Verf. sich schmeicheln zu dürfen, daß unter seinen Subscribenten nicht Viele seyn werden, denen ein zweiter Theil unwillkommen seyn wird; und in der Vorrede verspricht er zwei Abhandlungen darin zu liefern: von den höchstschädlichen Folgen, welche ein herrschender zur Einnahme nicht in gehörigem Verhältnisse ste-

hen.

hender Aufwand für das Wohl des Staats, und für die Glückseligkeit eines jeden Menschen hat; und die zweite: von den allgemeinen zur Volksveredlung und zur Verbesserung des Staatswohlstandes erforderlichen Anstalten. Wir sind besonders auf die erste Abhandlung begierig, weil wir hoffen dürfen, daß der Verf. darin einige practische Erfahrungen beibringen wird, und um desto besser im Stande ist, darüber zu schreiben, da er, wie er in der Vorrede versichert, und wir gern glauben wollen, vom Anfange seines dreißigjährigen Amtslebens immer die strengsten Einschränkungen in Absicht auf sich und die Seinigen, und die genaueste Ordnung in Absicht auf seine häusliche Oekonomie, beobachtet hat.

Zg.

Räsonnements, Paradoxen, Charaktere, Projecten und Vorreden ohne Buch, nebst zweien Dedikazionen. Eine Näscherey für die Modewelt. Berlin, Frankfurt und Leipzig, 1786. in 8vo. 152 Seiten.

So gesucht auch die Ueberschrift dieses Buchs zu seyn scheinet, so finden wir doch einige dreiste Sätze, mit einer Geisteskraft und Weltkenntniß ausgeführt, daß es wohl verdiente unter dem Haufen hervorgesucht zu werden. Schade daß es auch verschiedene Sätze darinnen giebt, die minder Werth haben, und wenn wir es mit einem gelinden Namen belegen wollten, eigentlich nur Füllsteine vorstellen. Nicht zu gedenken mancher übertriebenen und ganz unbefugten Aeußerungen. Der Verfasser hat seine Gedanken unter gewisse Rubriken geordnet, die aber kein Ganzes ausmachen. — Z. B. Aufklärung — diese kann der Verfasser nirgends finden, ja er behauptet, daß wenn wirklich Aufklärung in der Welt wäre, das Brod verzehrende Personale sehr vermindert werden dürfte, und Philosophen und Schriftsteller nichts mehr zu schreiben haben würden, daß die immer unter schwerer Arbeit schwitzende Laune vielleicht einmal auf den Einfall gerathen könnte, seinen hochfreyherrlichen Richter an den Pflug hinzuspannen, um ihn fühlen zu lassen, wies einem Bauer zu Muthe sey. Es müßte, fährt er fort, wunderlich zugehen,

wenn

wenn nicht in einem solchen Falle eine halbe Armee mitten im Exerziren das Gewehr niederlegte, und davon gieng; kurz es sey alles Täuschung auf der Welt, und so lange Ungleichheit des Standes, und Ungleichheit des Vermögens herrsche, müsse Täuschung seyn. Der Aufsatz von Gesetz und Recht scheint nicht weniger durchgedacht zu seyn, er sieht die meisten Gesetze für Strafgesetze an, den man aus Furcht, nicht aus Ueberzeugung gehorcht, und der Missethäter denkt sich immer die Strafe sehr entfernt, er stellt sich die Möglichkeit über seiner Uebertretung nicht entdeckt und gestraft zu werden, wo nicht wahrscheinlicher, doch wenigstens eben so wahrscheinlich, als den entgegengesetzten Fall, vor — also wahres Hazardspiel — Unter dem Worte: Proselyt, macht der Verfasser Bemerkungen, die dem kalten Dogmatiker eben nicht gefallen dürften, denn er unterscheidet Kirche und Religion, und behauptet, trotz aller Orthodoxie, daß Tugend Religion und Religion Tugend sey — Die Preisaufgabe, wie man den Kindermord verhüten soll? will er in die Frage umgeschaffen wissen: welches sind die besten Mittel der Hurerey Einhalt zu thun? und die Antwort darauf ist: Staatsverfassung und Religionsgesetze sind eigentlich die Quelle des Kindermords. Waysenhaus und Findelhaus enthält nur einige uninteressante Exclamationen. Die Meynung über die Ehe wird schwerlich Beyfall finden, und hat auch den Beyfall des Rec. nicht. Zur Ehe gehört doch in der That mehr, als eine zwey Herzen beiderley Geschlechts verbindende Liebe, Ordnung muß wahrlich allenthalben seyn, es geschehe nun das vermeintliche Zeremoniel durch Richter oder Priester, so ist es doch ein für allemal nothwendig. Die Emigrantenscenen aus einem Trauerspiele; möchten wir gerne allen Fürsten in die Ohren raunen, sie würden doch wenigstens den Plagegeistern der armen Menschen niedrigen Standes Einhalt thun, und die Emigration verhindern. Die Geschichte der Exjesuiten enthält den Entwurf zu einem zu fertigenden Buche, welches nicht ohne Nutzen seyn dürfte. Mit der Satyre gelingt es dem Verfasser, im eigentlichen Verstande, nicht recht, und wir berufen uns desfalls auf die Dedikazion an den Perückenstock des Herrn Generalsuperintendenten zu *** die Projekte sind mit unter voll wahren Salzes und bitterer Wahrheiten. Die Gedanken über den Stand des Soldaten bleiben freylich nur fromme Wünsche, aber sie sind nichts desto weniger wahr. Von den Zeitungen und deren Verfassern hat der

Autor

Autor ein eben so hohes Ideal, als der Recensent, er ist eigentlich, oder sollte eigentlich seyn der Nationalschriftsteller, aber wie wenig dieses Ideal in unsern Zeitungen realisirt wird, beweisen einige Auszüge aus solchen öffentlichen Blättern. Recensionen — allgemein bekannte Klagen, die freylich bey vielen gelehrten Zeitungen, leider! nur zu wahr seyn mögen.

Rz.

Philosophische Unterhaltungen. Leipzig, in der Müllerischen Buchhandlung. 1786. Erster Band, in 8. 222 Seiten. Zweyter Band, ebendaselbst, 1787. 230 Seiten.

Das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinen, sind hier erste Untersuchungen aus der tiefsten Metaphysik, verknüpft mit angenehmern aus der Sittenlehre und Theorie der schönen Künste, beyde wechseln ab mit Werken der Dichtkunst, und Beurtheilungen über Werke der schönen Künste; auch sollen in der Folge Urtheile über wichtige Bücher einverleibt werden. Ohne eigentlich Zeitschrift zu heißen, sollen diese Unterhaltungen mit den Jahren fortgeführt werden. Der erste Band enthält folgendes: über die wesentliche Kraft der menschlichen Seele, Liebo und Wilmar, drey Gespräche über die Sittlichkeit des Zweykampfes, über Kants Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik; Sinngedichte; über den Sulzerischen Grundsatz der schönen Künste; und über die bunten Kupfer. Im andern kömmt vor, ein Aufsatz über die Aufnahme, die diese Unterhaltungen bey der Leipziger gelehrten Zeitung und allgemeinen Litteraturzeitung gefunden haben. Die Schöne vom Lande, ein Drama; der Idealist widerlegt durch sich selbst; über den ontologischen Beweis des Daseyns Gottes; über das Journal der Moden; über einen seltenen Zoophyten; über einige neuere engl. Kupfer; und Sinngedichte. Die Art, wie den beiden genannten Rec. begegnet wird, wo unter andern auch von Bübereyen, Ehrenschändungen und dergl. gesprochen wird, zeigt sattsam, daß diese Schrift blos will gelobt seyn, und daß Widerspruch gar nicht soll geduldet werden. Da nun Recensent unglücklicherweise sich jetzt nicht in dem Fall befindet, mit gutem Gewissen reichliches Lob ausspenden zu können, und zum Verderb mehreren Papiers nicht

gern

gern Anlaß geben möchte: so verhofft er von seinem Amte diesmal dispensirt zu seyn, um so mehr, da er freymüthig hiedurch bekennt, sehr oft weder den bestimmten Sinn von des Verfassers philosophischem Vortrage eingesehen, noch die Stärke der Beweise gefühlt zu haben.

Uk.

Uebung im Denken für die Landjugend, durch Fragen und Antworten. Lübeck, in Iversens Buchhandlung. 1787. in 8. 80 Seiten.

Der Verfasser übt seine Landjugend vornehmlich darin, sich Sclaverey und Leibeigenschaft als etwas sehr heilsames, Freyheit und Eigenthumsrecht des Landmanns als etwas schädliches vorzustellen. Sein Respondent ist so gutherzig, sich zu überzeugen, Reichthum sey nicht besser als Armuth, weil jener viele Sorgen und schädliche Begierden erzeugt, schlechte Kost sey der guten gleichgeltend, weil der Hunger der beste Koch sey, und man von Delikatessen nicht mehr satt wird, als von trockenem Brodte, und noch dazu leichter dadurch zur Unmäßigkeit sich verleiten läßt. Unsere Ehrenbezeigungen und Ansehen sey von geringem Werthe, eigenes Bewußtseyn innerer Vollkommenheit mache alles aus; der Herr sey nicht besser daran als sein Sclav, weil er mehr Sorgen, Unruhen und Kopfbrechen von seiner Herrschaft hat, da der Sclav sorglos seine Tage durchlebt. Mit solchen Grundsätzen wird man leicht Künste, Wissenschaften, Cultur und Vervollkommung der Menschheit hinausphilosophieren; und es ist sonderbar, daß so klarer Beweise unerachtet nicht blos Sclaven, sondern selbst die Freyen von jeher gealaubt haben, Sclaverey sey der besammernswertheste Zustand, so daß schon Homer, wo ich nicht irre, den Ausspruch that, der Mensch verliere die Hälfte seines Werthes, seiner Vollkommenheit, dem sein Verhängniß die Freyheit nähme.

Wr.

7. Na-

7. Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Bergwerkskunde und Technologie.

Auswahl der eigenthümlichen Abhandlungen und Beobachtungen aus den neuesten Entdeckungen in der Chemie; mit einigen Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben von D. Lorenz Crell, Braunschw. Lüneb. Bergrathe und der WW. und Arzneygel. OO. Lehrern zu Helmstädt ꝛc. Erster Band 456 Seiten. Zweyter Band 546 S. Dritter Band 690 S. Vierter Band 300 Seiten in 8. Leipzig, bey Weygand. 1786.

Die eben angezeigte Schrift ist eigentlich als die zweyte Ausgabe der N. Entdeckungen anzusehen, denn Hr. C. hat bloß, um dieselbe wohlfeiler zu machen, alle Auszüge aus den akademischen Abhandlungen gelehrter Gesellschaften und die Anzeigen chemischer Schriften ausgelassen, und dadurch den Wunsch mancher Leser (der auch bey der Anzeige der ersten Ausgabe in der A. D. Bibl. geäußert wurde,) erfüllt. Es zeugt allerdings, zu unserer Freude, von der Liebe unserer Landsleute zur Chemie, und zu diesem (in gewissem Betrachte Epoche machenden) Journal, daß von einem so starken Werke in so wenig Jahren eine neue Auflage gemacht werden mußte. Herr C. hat auch, um diese Achtung des Publikums sich noch weiter dadurch zu bewerben, gesucht, daß er nicht einen bloßen unveränderten Abdruck veranstalte, sondern die neuern Erfindungen, die in dem obgleich kurzen Zeitraume von 5 Jahren sehr zahlreich waren, theils von seinen Freunden zu den Aufsätzen selbst hinzufügen lassen, theils in Noten angezeigt, auch sind noch einige neue Abhandlungen, welche die vorigen in ein weiteres Licht setzen, und einige Aufsätze verwandten Inhalts hinzugefügt. Die Gründe, warum gar keine (weniger wichtige) Aufsätze ausgelassen sind, scheinen uns sehr richtig. Noch ist die Einrichtung getroffen, daß man die Stellen, die z. B nach der ersten Ausgabe in andern Schriften citirt sind, auch in der Auswahl auffinden kann.

Es würde überflüssig seyn, alle Abhandlungen, die aus der vorigen Ausgabe schon bekannt sind, hier aufzuführen; wir werden also derer nur erwähnen, welche mit Zusätzen versehen, oder ganz neue sind.

Erster Band: er enthält die Aufsätze aus den ersten vier Theilen der N. Entd. Hrn Wieglebs Untersuchung der Flußspathsäure hat von ihm selbst beträchtliche Zusätze in einem Nachtrage erhalten. — Zu der Auflösbarkeit der gebrannten Bittersalzerde und Verwandschaft der Kalkerde zur Kieselerde sind beträchtliche Noten von Hrn C.; diese findet man auch, in größerer oder geringerer Anzahl, den mehresten übrigen Abhandlungen beygefügt. Von Hrn D. Amburger ist Etwas zur Erklärung der Eigenschaften des gebrannten Kalks und der ätzenden Laugensalze, in Rücksicht auf den Streit zwischen Hrn. Scheele und Weber, eingerückt. Von Hrn. C. sind Bemerkungen über die reine Phosphorsäure aus Knochen, als Nachtrag zu Herrn Wieglebs Abhandlung, und über die Erzeugung des Salmiaks zu Hrn. D. Dehnens ähnlichem Aufsatze. Hierauf folgen von Hrn. Amburger noch einige Anmerkungen über die Verfertigung des Veilchensyrups. — Versuch der Geschichte der Flußspathsäure, von Hrn. C. — wie auch Zusätze zu der Berichtigung wegen des grünen Cajeputöhls, und zur Beschaffenheit der Säure in der Harnnaphtha. — Neuere Versuche über das Benzoesalz, vom Hrn. Prof. Lichtenstein. — Ueber die Bereitung des Braunsteinkönigs, von Hrn. C. — und über die Ursache der Zunahme an Schwere bey Verkalchung der Metalle, von Ebendemselben.

Zweyter Band; hierin sind die Aufsätze aus dem fünften bis achten Theile befindlich. Wegen der Natur des Milchzuckers finden sich hier einige Aufsätze von Herrn Scheele und Hermbstädt, die von einander in ihren Meynungen über dieselbe abgehen. Herr Hempel hat seiner Methode der Salpeternaphtha viele Zusätze beygefügt. Von Hrn. Dehne findet sich hier die Beschreibung eines besondern Salzes aus dem reinen zerflossenen Weinsteinsalze, wie auch einiger zufälliger wesentlichen Salze einiger Pflanzen. Das erste war ein durch eine Reihe von Jahren schön krystallisirtes luftsaures Alkali; die letzten bestanden theils aus Salpeter, der sich z. B. aus dem Safte des Borretschkrautes und der großen Sonnenblume in Menge abschied, theils auch

mit

mit Digestivsalz vermischt war, als im Huflattich, und besonders im Schierlingsextrakt. Von Ebendemselben ist noch ein Aufsatz vom concentrirten Grünspangeiste, (wo nach veränderten Vorlagen nur ⅓ des stärksten besonders aufgefangen wurde, der fast unleidlich auf der Zunge, und so scharf im Geruch war, als der stärkste Salmiakgeist; aber auch dieser gab mit dem besten Weingeist keine Naphtha,) auch etwas über die Art, Beguin's flüchtige Schwefeltinctur zu verfertigen, (gegen Herrn Beaume',) und Zinnober ohne Feuer, (durch jene Tinctur und ätzenden Sublimat.) Herr C. über die Verwandlung der Kieselerde in Thon. Herr Struve über die Mittel das Schießpulver zu verbessern. Man müßte suchen, das vortheilhafteste Verhältniß der Bestandtheile des Schießpulvers gegen einander zu finden, zweytens das gemäßeste Verfahren, dieß Verhältniß durch die Analysis zu bestimmen, angeben; drittens Vorschläge thun, die Stärke des Schießpulvers durch andere Materien zu erhöhen. Er schlägt vor, 240 Theile Salpeter, 44 Theile Schwefel und 20 Theile Kohlen zum Schießpulver zu nehmen; es müsse, nach seiner Wirkung, keine Kohle und nur wenig Schwefelleber zurücklassen. Zur Verstärkung liesse sich vielleicht ein wenig Knallpulver oder Schwefelleber zusetzen. (Dieser ganze Aufsatz verdient viele Aufmerksamkeit,) Geschichte der Bereitungsart von Hrn. Tilebeins Salpeternaphtha, von Hrn. C. Beytrag zur Geschichte des Schmelzens mehrerer Körper in Lebensluft, auch von Herrn C., der auch noch merkwürdige Zusätze über die Bestandtheile des färbenden Wesens in der Blutlauge machte.

Dritter Band: er schließt alle Abhandlungen des neunten bis zwölften Theils der neuen Entdeckungen in sich. Hinzugekommen sind noch Hrn. C's Gedanken über die Natur der brennbaren Luft; über die blaue Farbe der Violen; über die Säuren des Pflanzenreichs; über den Bleygehalt von Grammann's Tinctur; Hr. Dehne über Verfertigung einer flüssigen Spießglasbutter und noch anderer Arten derselben, mit und ohne Zinnober, und über die schwarze Spießglanztinctur; Hr. Struve über die schicklichste Methode, die Zeit abzukürzen, welche der rothe, durchs Verkalken zuzubereitende Queckſilberkalk erfordert. Die zögernde Verkalkung suchte er darin, daß das Metall oft der Wirkung des Feuers entgehe: er dachte also eine Vorrichtung aus, wo-

durch der Theil des Gefäßes, wodurch die Dünste durchzugehen suchen würden, heißer werde, als der Boden des Gefäßes; und so bemerkte man schon nach 20 Stunden auf demselben und an den innern Wänden des Gefäßes ein rothes, schuppenartiges Pulver. Beschreibung einer blauen Farbe, die zum Mahlen und Tuschen besser ist, als das Berlinerblau, von D. H—r. Es ist vitriolsaure Indigoauflösung, durch Alkali oder Alaunerde niedergeschlagen, und mit Hausenblase oder Gummiwasser versetzt. — Herr Dr. Dehne vom Zinnober aus Sperment und Sublimat und der Arsenikbutter, und von der schwarzen Spießglastinctur, nach Model. Ueber die Geschichte der Lehre von der specifischen Wärme, von Herrn C. — Hr. Dehne liefert einige mit den Maiwürmern und spanischen Fliegen gemachte chemische Erfahrungen, wie auch einige Erfahrungen von verschiedenen im offenen Feuer und eiserner Retorte behandelten Körpern, (es ist der glänzende Ofenrus, Hirschhorn, Weinstein, Honig, Oehl aus Seife, Kampheröhl,) Bereitung verschiedener Harze, und die Menge des davon Erhaltenen, (als Jalappe, Lerchenschwamm, Franzosenholz, Scammonium,) Bemerkungen über die Menge verschiedener durchs starke Auskochen erhaltener Extracte aus vielen Körpern des Pflanzenreichs, (als aus der Cascarillen- und Chinarinde, dem Tausendgüldenkraut, Safran, Bittersüß, Mohnsaft, Enzian, Alant, Rhabarber, Pimpinelle, Nieswurz, Wacholderbeeren, Schierling, Biebergeil,) die Menge einiger erhaltenen Salze und scharfen Säuren, (als Salzsäure und Glaubersalz, rauchende Salpetersäure, Seignette- und Polychrestsalz, tartarisirter Weinstein, geblättertes Weinsteinsalz,) einige Bemerkungen über die Salze in Rückbleibsel von den versüßten Säuren. (sie entspringen sämmtlich aus der entwickelten Zuckersäure.) Etwas über die Zusammensetzung verschiedener Arzneymittel, nach chemischen Grundsätzen. — (Herr Dehne mustert hier, auf Veranlassung Herrn HR. Baldingers, verschiedene Arzneyen, besonders Salze, in wie fern sie sich durch Zusammensetzung zerstören; einige von andern vermutheten Zersetzungen durch Vermischungen erfolgten aber nicht.) Die vermischten chemischen Bemerkungen sind aus Briefen an Hrn. C. gezogen, welche seit den Jahren, daß er die chemischen Journale heraus-

herausgab, an ihn gerichtet waren; und von denen einige neue Bemerkungen enthalten; andre dazu dienen, die bekannten zu bestätigen, und zu berichtigen: sie sind von einer Menge bereits schon bekannter Scheidekünstler, lassen sich aber hier nicht alle einzeln angeben. **Einige Versuche und Beobachtungen, das vitriolische Eißöhl betreffend; vom Hrn. Prof. Lichtenstein.** (Er vermuthet in diesem wohlabgefaßten Aufsatze, daß die Concentration der Säure dem mehrsten Theil an den besondern Eigenschaften des Eißöhls habe. Viele Erscheinungen scheinen dies zu bestätigen; aber sie haben doch Rec. nicht völlig überzeugt: er glaubt noch immer, daß das Brennbare mit im Spiele sey.) **Etwas über das Jumischen der versüßten Säuren zu aufgelößten Mittelsalzen; vom Hrn. Dehne.** Durch eine Menge Versuche zeigt er sehr gut, daß auch die stärksten versüßten Säuren die aus den schwächsten Säuren gebildeten Salze, selbst bey der Destillation, nicht zersetzen; und man solche Dinge sehr gut mit einander in einer Mixtur zusammenbringen könne. **Hr. C. über die eisartige Vitriolsäure;** (worin er Thatsachen anführt, die der Concentration, als Ursache des Gefrierens widersprechen; und einem beygemischten Brennbaren das Wort zu reden scheinen.)

Vierter Band. Dies ist eigentlich eine Sammlung von lauter neuen Aufsätzen, die Hr. C. durch mancherley Veranlassungen bewogen, den vorigen drey Bänden hinzufügte; ihn vermochte auch hierzu der Umstand, daß viele dieser Aufsätze, weitläuftigere Untersuchungen von einigen, in den vorigen Bänden vorgekommenen, Gegenständen enthalten; und einige andre wenigstens noch sehr brauchbare Versuche und Beobachtungen mittheilten. Den Besitzern der vorigen 12 Theile der neuen Entdeckungen ließ der Verleger, diesen Band unter einem besondern Titel auch, als den 13ten Theil jenes Werks ausgeben.

1) **Bemerkungen über die Salpeternaphthe, von Hrn. Lichtenstein.** Die Färbung der Guajactinktur mit jener, hänge von der phlogistisirten Salpetersäure ab, und höre auf, wenn diese durch Laugensalz eingesogen werde; aber auch die völlig versüßte Naphthe werde durch Stehen wieder phlogistisch; sie sey daher immer über reinen Laugensalze zu erhalten. Aus ganz versüßter Naphthe trieb nicht nur die Vitriol- und die Salzsäure, sondern selbst Essig-, Zitronen-

säure, Weinsteinsäure und Aepfelsaft, eine phlogistisirte Salpetersäure aus; (eine sehr merkwürdige Beobachtung!) Beschreibung der von Hrn. C. angegebenen Methode der Naphthe aus Salpeter und Kabel's Wasser. 2) Ueber die beste Verfahrungsart bey der Salpeternaphthe; von Hrn. Günther. Er nahm einen Kolben, der einen Helm mit eingeschliffenem Stöpsel hatte, dessen Schnabel in eine gläserne, durch ein Kuhlfaß gehende Röhre geleitet, und deren Fugen mit einer leeren Schweinsblase verschlossen waren; eine ähnliche Blase befestigte er um die Fugen der Röhre und des vorgelegten Ballons. Durch den tubulirten Helm wurden jedesmal 2 — 3 Unzen Salpetergeist, und eben so viel Alcohol hereingebracht; und sobald sich die öhlichten Streifen im Helm und Ballon verlohren, dieselbe Portion wieder eingetragen. 3) Noch einige Bemerkungen über die Bereitungsart der Salpeternaphthe; von Hrn. Könnel. Um die Salpeternaphthe durch bloßes schnelles Vermischen zu machen, mußten die Flaschen sehr groß und stark seyn, und nicht nach Hrn. Tielebein in die Wärme gebracht werden. — Beyspiel eines gewaltsamen Erfolgs davon. — Hrn. C. Vorschlag, bey der Destillation der rauchenden Salpetersäure, Weingeist vorzuschlagen, sey wohl das sicherste, und auch oft gelungen. 4) Ueber die Mischung verschiedener, besonders salzigter, Arzneymittel, und das Verhalten der versüßten Säuren und Naphthen in dergleichen Mischungen; nach chemischen Erfahrungen geprüft, von Hrn. Debne. Er führt hier weitläuftiger und mit mehreren Belegen aus, was er schon in der Kürze im vergangen Bande gethan hatte, holt auch nach, was seit der Zeit Andre hierin geleistet haben. Manche, von mehreren sonst weise dünkenden Aerzten häufig gebrauchte, Lieblingsformeln erhalten hier ihre verdiente Abfertigung, mit gründlicher Genauigkeit; eben so werden häufige Ueberflüßigkeiten in Recepten gerügt. Außerdem wurden alle versüßten Säuren mit Mittelsalzen aller Art versetzt, digerirt, selbst destillirt, und in allen befunden, daß keine Zersetzung erfolge: vielmehr dargethan, daß Salze und versüßte Säure sehr kräftige Arzneyen, und schickliche Mixturen gebe. Den ganzen Aufsatz mögen die mit chemischen Kenntnissen nicht wohl versehenen Hrn. Praktiker sehr wohl erwägen. 5) Versuche, Leinwand und Baumwolle mit Grapp zu färben; von Hrn. Dr. Vogler: eine wichtige, und weitläuftige Abhandlung

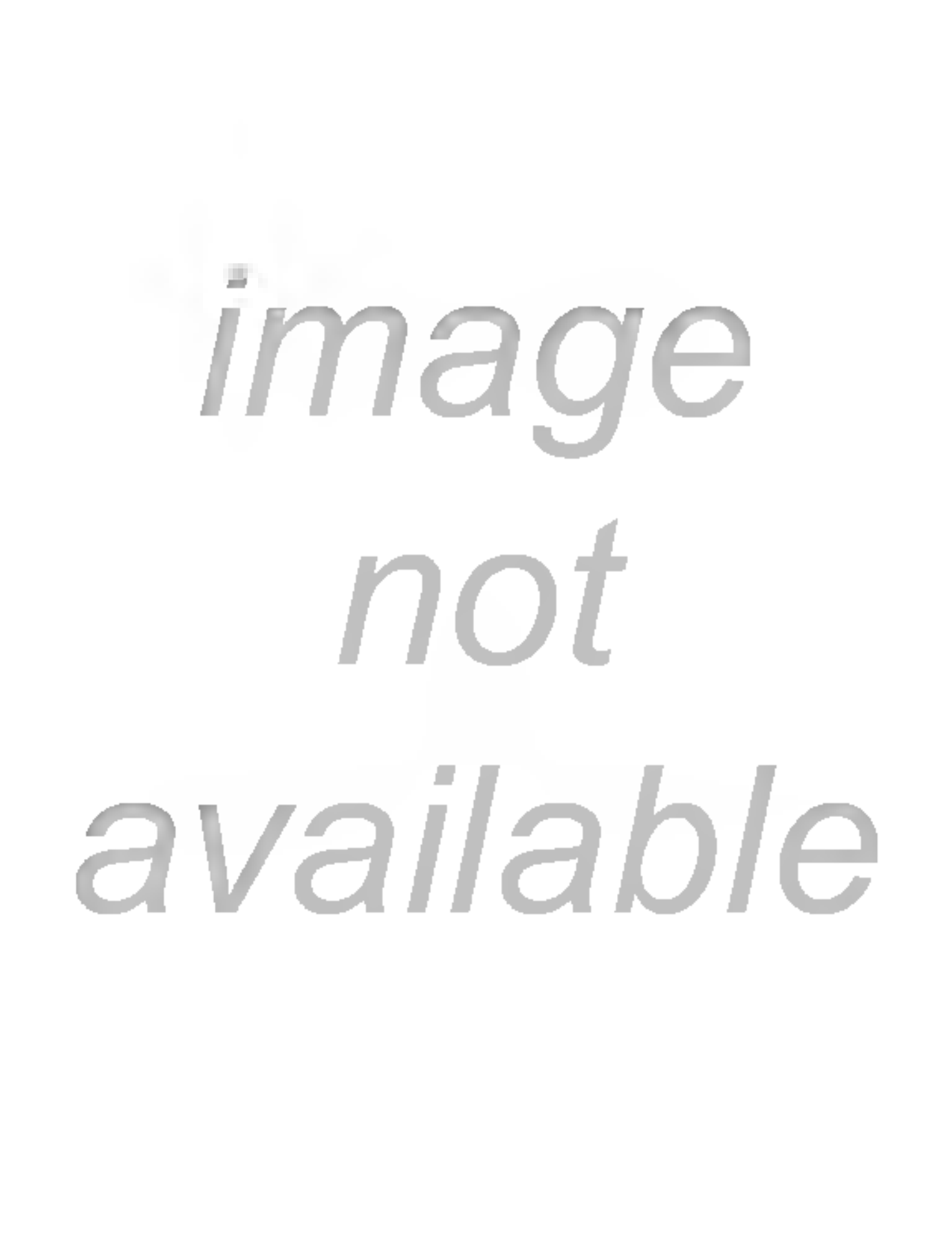


image
not
available

andre merkwürdige Erscheinungen. 11) **Bearbeitung des Zinks mit dem Schwefel, Verfertigung der Zinkblumen, und von einer Tinktur aus den letzten; vom Hrn. D. Dehne.** Er hatte längst einen geschwefelten Zink ausfindig gemacht; allein man hatte behauptet, er habe sich geirret; der Schwefel sey verbrannt, und als Säure mit dem Zinke verbunden worden. Er wiederholte die Arbeit, und erhielt unter andern in einem Versuche, säulenförmige Crystallen, die an Farbe und Glanz eine vollkommene Aehnlichkeit mit gelblicher Blende hatten. Er untersuchte seine Rückbleibsel nach der Zusammenschmelzung, und fand, daß sie keinesweges Zinkvitriol, sondern Schwefel und Zink enthielten: diese sonst geleugnete Verbindung ist also völlig erwiesen. 12) **Versuche über einen angeblichen Tungstein, über Wolfram, geschwefeltes Zinn, und glasköpfigtes Zinnerz; vom Hrn. Klaproth.** Das von Hrn. Raspe für Tungstein ausgegebene Erz war nichts, als braunsteinhaltiges Eisen: dagegen giebt es viel Wolfram in Cornwall zu Peldice, der alle Eigenschaften der Tungsteinsäure hat, und auch die, mit Phosphorsalz ein schön sapphierblau gefärbtes Glas zu geben. Metall hat jedoch Hr. K. auf keine Weise daraus erhalten können. — Zu Wheal Rock hat man einen 9 mächtigen Erzgang von geschwefeltem Zinn entdeckt. Das Erz enthält im 100, an Schwefel 25, Zinn 34, Kupfer 36, Eisen 3, und Bergart 2. — Das seltene glasköpfigte Zinnerz, oder Holzzinn, das gleichfalls in Cornwall gefunden wird, ist äußerst reich an Zinn: 63¾ desselben sind in 100 Theilen Erz enthalten. Außerdem ist noch sehr wenig Arsenik, und noch weniger Eisen darin enthalten. 13) **Vermischte chemische Bemerkungen;** sie sind, wie bey dem vorigen Theile, aus einer Menge von Briefen an Hrn. C. gezogen, und enthalten nicht wenig merkwürdige Thatsachen, die aufbewahrt zu werden wohl werth waren. 14) **Einige Bemerkungen über die am Meißner gelegenen Steinkohlenbergwerke; und über die Alaunwerke und Tiegelfabrik zu Großalmerode; von Hrn. J. H. Wittekop.** Beschreibung der verschiedenen Lagen über einander: die Kohlen sind nicht überall von gleicher Höhe; sondern gehn von 5—10 Lachter. Der Habichtswald sowohl, als der Meißner, schienen deutlich Vulkane gewesen zu seyn, wovon der letzte von neuem mit Bodensätzen des Meers u. s. w. überdeckt worden sey. — Die Alaunerze sind schieferartig,

tig, und von dreyerley Arten; sie werden im Freyen gerbstet; das gebrannte Erz ausgelaugt, gesiedet, mit Harn versetzt, crystallisirt u. s. w. Die Thongrube für die Tiegel sind 1 Stunde vor der Stadt. Unter mehrern Schichten ist der dazu schickliche Thon am tiefsten liegend; er ist weiß und fettig, den nöthigen zuzusetzenden Quarzsand findet man in einem nahegelegenen Bache; man mischt ⅓ derselben jenem gereinigten Thone zu u. s. w. — Dies ist die Beschaffenheit und Einrichtung dieser neuen Ausgabe, die den Freunden der Chemie, (besonders denen, welche die ältere noch nicht besitzen,) angenehm seyn muß, da sie zweckmäßig, und den Umständen gemäß eingerichtet ist.

Zw.

Manuel pour les Savans, et les curieux, qui voyagent en Suisse, par M. *Besson*, avec des notes par *M. W. II. Tom.* A Berne, chez Haller, 1786.

In diesem Werk, das vermuthlich fortgesetzt werden soll, kommen Bemerkungen vor, die auf einer Sommerreise des Jahrs 77, durch einen Theil der Schweiz vom 15ten Julius bis zum 15ten Oktober gemacht worden. Die fast beständig helle Witterung, und die starke Hitze, bey welcher der Schnee stärker als gewöhnlich schmolz, erleichterte den Zugang zum Innern der Gebirge. Die Reise gieng durch die Kette der Berge, welche sich seitwärts der Rhone hinziehet, über den Bernhard, Gemmi, Gotthard, durch die kleinern Kantone. Der eigentliche Endzweck der Reise war Beyträge zur Mineralogie zu liefern. Auf dergleichen Nachrichten schränkt sich der Verf. fast allein ein, der seiner Versicherung nach nur eigene Beobachtungen liefert. Hr. Wüstenbach von Bern bestätiget die in dieser Reisebeschreibung vorkommenden Beobachtungen durch Zeugnisse anderer guter Schriftsteller und Reisebeschreiber als des Kape, Saußüre, Burrit, Andreä, die er zuweilen anführt, zuweilen auch nur darauf verweist.

Up.

Neues Magazin für die Liebhaber der Entomologie, herausgegeben von J. C. Füeßli. Dritten Bandes erstes Stück. Zürich. 1786.

Diese Sammlung erhält sich noch immer im Werth, weil sie uns die besten Auszüge der neuesten und bewährtesten entomologischen Schriften, mit kurzen und körnigten Urtheilen, liefert. Der Plan ist derselbe, wie in den beyden ersten Bänden. In diesem Stück:

I. Ein kurzer Entwurf von den Winterwohnungen der schwedischen Insekten, übersetzt von Leske. Hr. L. gesteht selbst: diese Abhandlung enthalte nichts vollkommenes; gebe aber Anleitung, der Sache mehr nachzuspüren, und liefere manche eigene und neue Beobachtungen. Daher habe er sie der Uebersetzung würdig geachtet. Gottes Vorsehung zeigt sich besonders in den Winterwohnungen gröſserer Thiere, und vorzüglich in der Art, wie sie angelegt werden. Die Fledermäuse stecken haufenweise in den Bergritzen, unter den Dächern, u. s. w. und können ohne alle Nahrung die Gewalt des Nordwinds aushalten. Rec. hat einmal im December in einem hohlen Baume einen ganzen Klumpen auf einander, wenigstens eine Elle hoch, und in der Dicke des Baumes gefunden. Ob sie sich, da sie allezeit haufenweise bey einander gefunden werden, eben dadurch etwas natürliche Wärme mittheilen? So sitzen sie ebenfalls dichte eingeschichtet, den ganzen Winter durch, zwischen den Fenstern und Fensterläden in Gartenhäusern. —

Der Bär bereitet sich sein Winterlager von Lichen arcticus L. Die Schneeberge, niedergestürzte Bäume und Klötze dienen dazu, sein Mooslager wärmer und dichter zu machen. — Das Eichhörnchen macht sein rundes Winternest neben dem Stamm in den Tannen- und Fichtenflechten.

Diese Spuren der Vorsehung zeigen sich bey den Insekten fast noch deutlicher.

1) Gastinsekten bleiben den Winter über in der Wolle, in den Haaren der vierfüßigen Thiere, in den Federn der Vögel, und ziehen mit ihnen fort. Die Milben, Acarus Ricinus, gehen mit dem Dachs, und die Käfermilben, Acarus Coleoptratorum, mit den Mistkäfern in die Erde. Vermit-

mittelst der Saugkolben ihrer Füße halten sie sich so fest an, daß sie nichts abstreifen kann.

2) Gesellschaftliche Insekten, liegen besonders unter der Erdoberfläche mit Nadeln von Schwarzholze, kleinen Zweigen, getrockneten Beeren verborgen, und keine Kälte schadet ihnen. Andere unter den Wurzeln der Bäume, und abgehauenen Stämme. In Schweden befördern die, in grobe rothe oder schwarze Erde verwandelten Wurzeln ihre Bedeckung. Uns wundert, daß der Verf. hier die Xanthariden larven nicht angeführt hat, die öfters bey starken Orkanen unter den niedergerissenen Bäumen aus den Wurzeln herausgetrieben, mit dem Schneegestöber fortgeführt, und, wenn sie herunterfallen, und auf dem Schnee herumkriechen, für Schneewürmer ausgegeben werden. — Zwischen den Stein- und Felsritzen die Steinesel, Oniscus Armadillo. Rec. hat solche in großer Menge unter faulen Blättern angetroffen. Es sieht aus, als wenn eine Metze Erbsen da läge; so haben sie sich mit ihrem panzerartigen Körper zusammengerollt.

3) Einzelne Insekten, z. E. die Ohrwürmer.

4) Uneingehüllte Puppen, z. E. der Muscae mutabilis, unter verfaultem Holze, oder unter Steinen auf einzelnen Hügeln.

5) Puppen in verschiedenen Geweben, z. E. die Puppe der Phal. Vinula, wohnt zwey ganzer Jahre in einem ovalen Hause von Eichenrinde, oder was sie finden kann. Bey uns, meines Wissens, so lange nicht.

6) Nackende Larven, z. E. des Scarabaeus auratus.

7) Rauche Larven, z. E. der Phal. B. Fascelina.

8) Larven in ganz bedeckten Häusern, z. E. der Phal. Cossus und Resinella.

9) Larven mit Futteralen.

10) Angewachsene Larven, als Coccus.

11) Gallwespenlarven, als Cynips Rosae, denen die scharlachfarbenen Zweigauswüchse auf den Dornbüschen zur Winterwohnung dienen.

12) Fontanelllarven, als die Oestruslarven. Die Larve der Meloë Proscarabaeus müssen gewisse Fliegen an sich befestiget beherbergen. Ob dies so ganz sicher sey, zweifeln wir.

Hierbey ein Verzeichniß der überwinternden Insekten. Wir erinnern nur bey dieser, wirklich wichtigen und manches

Neue

Neue enthaltenden Abhandlung, daß hier zu Lande die überwinternden Insekten fast eben so zu Werke gehen. Zuweilen fällt der Stil etwas ins Gezierte: als Fliegen, ja Fliegen haben Befehl manche Larven an sich befestigt zu beherbergen, bis der helleuchtende Stern des Tages unseren Planeten größere Wärme ertheilt.

H. Herbsts Auszüge aus dem 15. 16. 17. 18. 23. 24. 25. 26. 29. 31. 32. 35. 36. 37sten Bande der schwedischen Abhandlungen, mehrentheils Insekten betreffend. Herr Herbst hat hierdurch allen Entomologen, die das große Werk nicht besitzen, einen besondern Dienst gethan.

— Das Weibchen des Espenschmetterlings vom Clerk, welches einige neuere nicht für das Weibchen der bekannten Phal. Populo, sondern für eine eigene Species halten.

Kalms Beschreibung der nordamerikanischen Waldlaus, Tiks, ist ein wahrer Ricinus, wie in unsern Wäldern, der sich mit Kopf und Rüssel einbohrt, und beydes stecken läßt. Die Eichhörnchen sind bey uns vorzüglich damit geplagt.

Kolanders Beschreibung des Wandschmiedes, Termes pulsatorium L. Es pickt in der Wand, wie eine Taschenuhr. Es schlägt mit dem Kopfe. Seine Querkiefer hauen mehrentheils auf den Rand eines dünnen Holzspänchens, welches dadurch erschüttert wird. Daraus entsteht der Ton. An den äußersten Enden der Kinnbacken des Thierchens finden sich öfters Holzspänchen, die es abgebissen hat, und die daran sitzen geblieben sind. Schlägt es mit dem Kopfe an solche Orte, wo kein dünnes Holz ist; so hört man es nicht. Also in hölzernem Tafelwerk klopft es am meisten. Auch in Wänden mit Zaunstöcken, wie in den Häusern gemeiner Leute. Daher der Name Todtenuhr. In den Schichten neuer Schachteln, wie sie von der Messe kommen, hat sie Rec. am hellsten klopfen gehört.) Zuweilen faßt es mit dem Kopf und Hintertheil zugleich, da denn der Rücken, wie ein gespannter Bogen ist. Es wählt selbst solche Hölzchen, die den besten Ton geben. Ist das Hölzchen nicht nach seinem Sinn; so läßt es nach einigen Schlägen gleich ab. Ist es aber gespalten, an beyden Enden fest, daß es scharf klingt; so klopft es recht eifrig, und läßt sich lieber tödten, als in seinem Klopfen stören. Bisweilen klopft es 7 bis 8mal, zuweilen eine ganze Stunde ohne Unterlaß. (Schlägt oder stößt man stark an die Wand, wo es sitzt, daß die Erschütte-

schütterung zu ihm hindringt, so ist es eine geraume Zeit stille, verläßt auch wohl die Stelle, und fängt an einem andern Ort wieder an. Daher die gemeinen Leute glauben: der Kobold sitze in der Wand.) Derham glaubt: beyde Geschlechter klopften, sich zur Begattung einzuladen. Rolander aber hat bey allen Klopfenden Eyer gefunden, die kleinern Männchen nie klopfen gehört, auch sich mit den klopfenden nicht paaren gesehen. Ein offenbarer Beweis, daß das Weibchen durch die Bewegung des Klopfens die Eyer zur Welt bringe. (Diese eigentliche Absicht des Klopfens hatte man doch noch nicht gewußt. Rec. hat sie aber auch in Winter klopfen gehört, und vermuthet, daß dies Gewohnheit, und dem Thierchen, theils ein angenehmes Gefühl, theils ein mechanischer Zeitvertreib sey. Sonderbar, daß ein so weiches Thierchen, das der zarteste Druck zerquetscht, so stark klopfen kann, (da doch in einer verschlossenen Wand wenig Resonanz ist)!

Rolanders Beschreibung der glatten Raupe der Phal. pyralis *pinguinalis* L. die von allerley Hausmannskost lebt, deren Oekonomie wenige Entomologen kennen. Sie lebt in allerley Fettwaaren, im alten Talge, Butter, dickem Oel u. s. w. Es schadet ihr nichts, wenn sie ganz mit Butter beschmiert wird. Andere Larven sterben auf der Stelle, weil ihre Luftlöcher verschlossen werden. Sie aber versteht die Kunst, ihre Haut in Säcke zusammenzuziehen, in welche die Luftlöcher vermittelst des Zusammenziehens der Ringe zu liegen kommen, alle Feuchtigkeiten abhalten, und immer trocken bleiben. (Welcher Meister mußte an den Umstand gedacht haben, da er diese Larve zum Fettleben bestimmte? Rec. hat einen Knaben gesehen, der viele dieser Larven ausbrach, die man für Askariden hielt.)

Bey Modrers Beschreibung der den Bienen schädlichen Raupe der Phal. Mellonella L. heißt es S. 48. sie überziehe ihre Wege mit einem weißen und dünnen Gewebe, daß sie in demselben das Geringste, was sich darin bewegt, sehen — wohl eher fühlen, kann, wie die Spinnen. Dabey macht Hr. Herbst die Anmerkung: da die Raupen keine Augen haben, wie kann denn diese die kleinsten Bewegungen sehen? Ich dächte: dies hätte Lyonet durch Darlegung der Augennerven bey den Raupen augenscheinlich erwiesen.

Lechs

Leche vom Honigthau. Die Blattläuse sind der wahre Ursprung desselben. (Wie man es nimmt, auf den Blättern häufig; aber wie auf dem Weizen, und andern Pflanzen, wenn bey einer kühlen Nacht, oder bey einem Strich des Nordwindes die Pflanze erkältet, die Transpiration gehindert wird, und der ausgetretene Saft dicke auf den Blättern belebert? Erfolgt bald ein Regen, so wird er abgespühlt, und schadet nicht.) — Der lichtgraue Chermes giebt auch Honigtröpfchen von sich. Die Ameisen klopfen ihn mit ihren Fühlhörnern auf den Rücken, wenn er keinen Saft von sich geben will, und der schläfrige Chermes wird dadurch erweckt, und gereizt, die naschichten Ameisen, die also seine Feinde nicht sind, zu befriedigen. — Der Honigthau verursacht keinen Brand im Rocken und in Gerste. In jenem thut es die Phal. noctua Secalis, in diesem die Musca Frit.

Boethius bewährtes Mittel, die Ameisen von Bienenstöcken und Obstbäumen abzuhalten. Nach vielen Versuchen fand er, daß sie den Geruch der Fische nicht vertragen konnten, tunkte also Lumpen in die Eingeweide der Fische, besonders von Gründlingen, die einen starken Geruch haben, (und deren Galle unerträglich bitter ist,) band diese um die Obstbäume, und um die Balken, auf denen die Bretter mit den Bienenstöcken liegen, und keine Ameise wagte es, darüber zu laufen, sondern stürzten über Hals und Kopf herunter, wenn sie ihnen zu nahe kamen.

Bergmanns Anmerkungen über falsche Raupen (Afterraupen) und Sägefliegen (Tenthredines). Eine Familieneintheilung derselben mit 22, mit 20, und zwey Paar fehlenden Bauchfüßen, mit 18 Füßen. Voll von wichtigen Bemerkungen!

Osbecks Beschreibung der Frühlingsrockenraupe, Phal. nictitans Linn. Der Wiener Phal. Segetis, S 252. — lebt des Tages in der Erde, und beißt des Nachts die Halme am untersten Knoten völlig ab — verursacht in Schweden großen Schaden.

Thunbergs Beschreibung der Pneumora, einer neuen afrikanischen Insektengattung. Die Bauern nennen es Windfliege, wegen des leeren, nur von Luft aufgeblasenen Körpers. Seine Stelle ist unter den Hemipteris nach der Blatta. Ansehen und Gestalt stimmt am meisten mit dem Gryllus, hauptsächlich mit der Familie, Bulla, überein.

Zwo

Zwo Arten: immaculata, und maculata. Fabrizius hat sie schon unter seinen Gryllen.

Birkander zeigt, daß auch die Larven der Musca carnaria den Bienen sehr schädlich sind. Sie greifen todte und lebendige Bienen an, und verursachen in den Wachszellen den eckelhaftesten Geruch, daß die Bienen sterben und fliehen.

Osbeck vom Wurzelwurm. Die Larve des Scar. solstitialis (Brachkäfer, der das Muttertorn zum Theil verursachen soll.) Noch eine rostfarbige Larve mit schwarzem Kopfe eines noch unbekannten Käfers.

S. 92. Noch etwas über den Scarab. auratus L. mit Zweifeln und Gründen, denen wir beypflichten, daß Rösel nur den kleinen Auratus L. habe; Schäffer aber Ic. Ratisb. wie Bergsträßer schon erwiesen hat, den größern Variabilis L. macht viele Schwierigkeiten, wenn nach Panzer des Voet f. 41. 42. Tab. V. maculosus der wahre Variabilis und Fabricii Cetonia octopunctata seyn soll. Der Einwurf von der verschiedenen Größe des Weibchens und Männchens des Variabilis, ist bey diesem Exemplar nicht aufzulösen. Nach Linne Beschreibung ist Rösels Käfer Tab. II. F. 8. 9. schlechterdings variabilis L. L. sagt ja ausdrücklich opacus ater, Voets Sc. ist totus niger. Das Folgende: Mas foemina quintuplo minor; variat colore aureo et rubro, trifft auch bey dem Röselschen augenscheinlich zu.

Wu.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker aufs Jahr 1787. Achtes Jahr. 15 Bogen in Taschenformat. Weimar, in der Hoffmannischen Buchhandlung.

Der unsern Lesern zur Gnüge bekannte Herausgeber dieses Taschenbuchs Hr. Göttling fährt auch in gegenwärtigem fort, seinen Lesern, nach dem einmal festgesetzten Plane, theils durch die in vielen größern Werken hin und wieder zerstreueten neuesten Bemerkungen und Entdeckungen in der Chymie; theils durch die von seinen Freunden eingeschickten Bemerkungen; theils durch neue eigne Bemerkungen, angenehme und lehrreiche Unterhaltungen zu geben. Den weitläuftigern

Aufsä-

Aufsätzen sind, wie in den vorigen, erst kleinere Aufsätze, (sechs und dreyßig an der Zahl) vorausgeschickt, worunter sich einige sehr vortheilhaft auszeichnen, w. z. B. Phosphorsäure, aus Krebsaugen geschieden, vom Hrn. v. Hohenholtz. Luftsalzwasser von dem bekannten Hrn. v. Hirschen — Hr. Meyer, Klapproth und Karsten, fanden in selbigen Glaubersalz und Urinmagma (traun! eine kräftige und herzstärkende Mischung!) wozu denn Hr. Semler noch Goldblättchen gerührt hat??? Besondere Entzündung: als Salpetergeist über braungebrannte Knochen abgezogen wurde. Spießglasseiffe vom Hrn. Martius. Bemerkungen über den Höllenstein. Nicht immer ist der Zusatz des Kochsalzes bey der Destillation der ätherischen Oele von sonderlichem Nutzen. Daß Schwefelblumen immer freye Schwefelsäure enthalten, wird durch mehrere Beyspiele gewiesen. Hr. Remmler fand im Fort George zu Hameln, an den Mauern ausgewachsenes mineralisches Alkali. Eine neue Bereitungsart des Eau de Luce giebt Hr. Martius. Herrn Wedderkopfs Einwürfe gegen die verbesserte Bereitung des güldischen Spiesglasschwefels werden gründlich widerlegt. Eine Erfahrung, daß die Smalte noch Brennbares enthält, machte Hr. von Hohenholtz. Die blaue sympathetische Dinte vom Hrn. Ilsemann fand auch Hr. B. R. Bucholtz unter einigen veränderten Umständen, und Abänderungen der Ilsemannischen Methode. Einen artigen Versuch mit dephlogistisirter Salzsäure und Weingeist machte Hr. Remmler. Mineralisches Alkali vom Kochsalze zu scheiden, zeigt Hr. Lippharbt — noch ein Beweis, daß die Laugensalze Brennbares enthalten. Ein Geruch von Salpetersäure entstand, als eine Glasglocke mit fixer Luft gefüllt, auf einen Pechkuchen gestellt, und der elektrische Strom vermittelst eines Eisendraths hinein geleitet wurde. Beyspiel zur Vorsicht vom Hrn. Fiedler in Cassel. Die Flußspathsäure vom Flußspathe, ohne eine stärkere Säure, abzuscheiden, ist eine wichtige Entdeckung, welche Hr. Scheele in den chemischen Annalen bekannt gemacht hat. Hr. Ilsemann beschreibt einen Zinnbaum bey dessen Bereitung aber viele Behutsamkeit nöthig ist. Etwas über die Bereitung des ätzenden Sublimats vom Hrn. Fiedler. Nach Bergmann läßt sich das Spießglasglas ohne viele Umstände, aus schweistreibendem Spießglase mit dem Zusatz vom achten Theile des gemeinen Schwefels bereiten. Campher aus der Pfeffermünze — von

4 Unzen

4 Unzen Oel aus dem trocknen Kraute, wurden über zwey Quentchen desselben erhalten. Eine Erfahrung, daß der Zusatz vom weißen Arsenik die Leichtflüßigkeit der Platina bewürke. Dephlogistisirte Luft aus Braunstein zu machen, lehrt Hr. Hermbstädt (Priestley fand solche schon vorher in diesem Mineral). Hr. B. R. Bucholtz bemerkte, daß sich das glimmende Docht einer Wachskerze, dreyzehnmale in acht Unzen dieser Luft mit einem stärkern knallähnlichen Geräusche entzündete, als solches in dieser aus Salpeter gefertigten Luftart zu geschehen pflegt. Auch schmolz derselbe eine Stahlfeder in dieser, aus Braunstein gefertigten Luft, geschwinder, als in derjenigen aus Salpeter bereiteten dephlogistisirten Luft.

Unter den weitläuftigern Aufsätzen findet man folgende; **Auszug eines Schreibens über die pharmaceutischen Lehrmethoden**, ist ein gutdurchdachter Aufsatz, welches vielen Lehrherren zu Nutz und Frommen gereichen möchte; **Chemische Untersuchung der Tamarindensäure und ihr Verhalten gegen andere Körper**, vom Hrn. Remmler — derselbe fand nach weitläuftig unternommenen Versuchen, daß die Tamarindensäure aus Weinsteinrahm, Zuckersäure, und einer selenitartigen Erde, nebst etwas Thon, bestehe, und zeigt zugleich, wie fehlerhaft es sey, wenn Aerzte weinsteinartige Salze mit Säuren oder Mittelsalzen, so fixes Alkali zum Grunde haben, verschreiben, weil alsdenn schwer auflösliche Salze entstehen — ferner: daß man die Tamarinden entbehren, und dafür, eine eben so gute Mischung aus Pflaumenmus, Weinsteinrahm, und wesentlicher Weinsteinsäure, anwenden könne. **Pharmaceutisch-chemische Bemerkungen vom Hrn. Hoffmann in Weimar** — er zeigt hier das fehlerhafte der Löwischen Bereitungsmethode des Mindererischen Geistes, und es wird dagegen, von demselben, die wahre Methode deutlich gezeigt, auch die richtige Proportion nebst dem Verfahren genau bestimmt. Noch giebt derselbe eine Vorschrift, wie man eine würksame Eisentinktur bereiten müsse, und liefert verschiedenes: über die Mutterlauge des Kochsalzes — dem Zucker aus Johannisbeeren, — Dippels thierischen Oele und dergleichen. **Chemische Untersuchung der bittern Mandeln**, vom Hrn. Remmler — das wesentliche Oel derselben seye nicht in der Schaale anzutreffen, wie Hr. Davies glaubt, sondern

sey im ganzen Kern verbreitet, und der bittere Antheil seye sowohl im Wasser als im Weingeiste auflöslich, auch daß sich das flüchtige Alkali, sowohl als das fixe, in einer seiffenhaften Beschaffenheit dabey befinde. Vermischte Bemerkungen vom Hrn. Hoffmann zu Leer — wie z. B. Erfahrungen über die Weinsteinsäure — Nachdem die Weinsteincrystallen gewöhnlichermaßen mit Kreide gesättigt, wurde zu der, vom Kalchweinstein abgeschiedenen Flüßigkeit, Kalcherde in destillirtem Essig aufgelößt, diese Auflösung hinzugegossen, und dadurch sowohl alle Weinsteinsäure, als auch zugleich noch Blättererde erhalten. Zuletzt: Auszüge aus Briefen — vermischte Nachrichten, — und eine Tabelle über die Auflösbarkeit der Salze in Weingeist, machen den Beschluß.

Dw.

Joh. Phil. Steyrers, der Arzneyw. Doktors und Kreisphysici zu Prugg an der Muhr, Handbuch der Apothekerkunst, nach den neuesten Entdeckungen in der physisch-chemischen Pharmazie. Erster Band. Von der Apothekerkunst überhaupt. Salzburg, in der Mayerischen Buchhandlung. 1787. 159 S. 8.

In unserer schreibseeligen Zeit ist es eine bekannte Wahrheit, daß ein gutes Lehrbuch in einer Wissenschaft sehr geschwind mit einer ganzen Menge ähnlicher zum Theil auch gut geschriebener Lehrbücher begleitet wird, wovon allezeit die letztern ihren Verfassern weniger Kopf und Mühe kosten, als demjenigen, der das erste lieferte; dem hierbey nichts weiter als das Verdienst übrig bleibt, seinen Nachfolgern die Bahn gebrochen und ebenen Weg gemacht zu haben. Nützlich können dergleichen Arbeiten, im Fall sie auch wirklich gut gerathen sind, immer seyn; aber es ist eine andere Frage: ob sie nothwendig gewesen? Dieß kann auch von gegenwärtiger Schrift gelten, der wir die Brauchbarkeit nicht absprechen wollen, wobey aber kein Arzt und Apotheker etwas eingebüßt hätte, wenn sie nicht erschienen wäre.

In

In gegenwärtigem etwas kurz gerathenen ersten Theile ist nach dem allgemeinen Begriff von der Apothekerkunst, deren Ursprung und Fortgang, aus Retzii fragmentis historiae pharmaciae veterum, auch die pharmaceutisch-chemische Litteratur in chronologischer Ordnung sehr weitläuftig (von S. 20—45.) beschrieben. Hiernächst ist eine kurze Beschichte der Apotheken, theils aus Moehsens Geschichte der Wissenschaften, theils aus Pfingstens allgemeinem Dispensatorium mit angeführt. Beschreibung, wie in den österreichischen Staaten ein Apotheker von den Disciplinjahren an, bis zur Vorstehung einer Offizin unterrichtet, examiniret, verpflichtet, und dessen Offizin jährlich untersucht wird. Darauf folgen die von einem Apotheker gegen seine Untergebene, besonders Lehrlinge, zu beobachtende Pflichten, so wie die schuldigen Regeln, welche letztere gegen ihren Prinzipal auszuüben verbunden sind. Diese pharmaceutische Haußtafel sollte in jeder Offizin angenagelt seyn; sie enthält alles Gute zusammen, was Hagen, Scherf und Bindheim davon vorgetragen haben. Dann werden in einem besondern Abschnitte die pharmaceutischen Zeichen, Schreibart, Gewicht und Maaß, ein Auszug aus der Naturgeschichte, daraus der Apotheker seine Arzneystoffe nehmen muß, und endlich ein Entwurf der pharmaceutischen Arbeiten angeführet, womit gegenwärtiger erster Band beschlossen ist.

Das ganze Werk soll in vier Theilen alles was zu dieser Wissenschaft gehöret, und alle praktische Vortheile der Kunst, vortragen.

Im zweyten Theile soll die Naturgeschichte auf die Apothekerkunst angewendet beschrieben werden; jedoch wird sich der Verf. nur auf die Gattungen einschränken, die zum Apothekerstoff dienen, wird aber dabey die Art und Zeit der Sammlung und Aufbewahrung anmerken.

Im dritten Theile sollen alle mechanische und chemische Arbeiten erklärt, und die Zubereitungen der Arzeneyen gelehret werden.

Im vierten sollen Formeln der vorzüglichsten, berühmtesten, und aus eigener Erfahrung wirksamsten, Arzneyen zu stehen kommen, welche in verschiedenen Büchern zerstreuet sind.

Wenn alle diese Theile werden erschienen seyn, wird es sich erst zeigen, in welcher Rangordnung, neben Hagens

und Scherfs Handbüchern, das gegenwärtige zu stehen kommt.

Zk.

Gemeinnützige Naturgeschichte des Thierreichs, fortgesetzt von J. Fr. W. Herbst. Achter Band, von den Insekten. Oder

J. F. W. Herbst kurze Einleitung zur Kenntniß der Insekten. B. III. Berlin und Stralsund, 1787. Kupfer LIV—LXXXVII, und 15 B. Text.

Dieser Band enthält noch die Geschichte der Insekten mit häutigen Flügeln, der zweyflügelichten und der ungeflügelten. Plan, Einrichtung und Werth bleiben sich gleich. Wir wünschen sehr, daß der V. bey den folgenden Bänden von den O. F. Müllerschen, Solandrischen, Götzischen, Blochischen und andern neuen Entdeckungen fleißig Gebrauch machen möge.

Er.

Neue Litteratur und Beyträge zur Kenntniß der Naturgeschichte, vorzüglich der Conchylien und Fossilien, von J. S. Schröter. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung. Vierter Band, 1787. in 8. 8 Bogen über ein Alphabet, nebst 3 Kupfertafeln.

In der ersten Abtheilung, S. 1—124, beschreibt der Verf. zuerst mit etwas zu großer Aufmerksamkeit auf unbedeutende, gekünstelte, oft zufällige und vergängliche Verschiedenheiten, S. 1—54. 84 Stücke von Chitonen aus seiner eigenen reichen Sammlung. Für Anfänger hätten wir gewünscht, daß sich der Verf. allenthalben deutlicher ausgedrückt hätte, und wer könnte es eher thun, als er, der eine so reiche Sammlung davon vor sich liegen hatte, was wirklich bloß Spielarten, und was wahre neue von denen, die Linné und Chemnitz beschrieben haben, wesentlich verschiedene Arten sind. Auf diese folgt S. 54—124 ein Verzeichniß von 90 Stücken

Basalt

Basalt und Laven, die der Verf. in seiner Sammlung besitzt, mit seinen Gedanken über ihre Entstehung überhaupt, von denen wir unsern Lesern genug gesagt haben, wenn wir ihnen sagen, daß der Verf. ganz der Meynung des Herrn Jußmanns ist, dessen Grundsätze ihnen schon in ihrem wahren Lichte dargestellt sind, „nicht nur der Basalt, sondern die mehresten der sogenannten Laven sind durch Wasser entstanden;“ am allerwenigsten kann das Feuer wahre Krystallen durch das Schmelzen hervorbringen, (so wenig kennt der V. Erscheinungen, die dem Chemisten und Hüttenmanne täglich vor Augen sind, daß er aus diesem Satze, als wenn er schon ganz erwiesen wäre, schließt, es müssen alle Krystallen durch Wasser entstehen,) daß er Schörle (wie z. B. S. 8—13) unter den Basalten aufzählt, wo von ihrer vermuthlichen Entstehungsart die Rede ist, nimmt sich der V. nicht übel.

Die zwote Abtheilung, S. 125—306, liefert zuerst S. 125—204 ein Verzeichniß schwedischer Fossilien, die zum Theil für eine öffentliche Bekanntmachung zu unbedeutend, zum Theil schon beschrieben, wenige neu und merkwürdig genug sind. S. 205—230. beym Bleyspath und grünen Bleyerze aus Sachsen, Trier, Kölln, Nassau, Vorderösterreich, vom Oberharze, aus Sibirien, Walis, Kärnthen, in allem 54 Stücke, denn S. 232—234 baireuthische Serpentinsteine mit schillernden, wie Gold glänzenden Flecken, (wie der Verf. hier Schwefel vermuthen kann, sehen wir nicht ein; die Probe auf glühenden Kohlen hätte ihn wenigstens bald von der Unrichtigkeit seiner Muthmaßung überzeugen können,) denn S. 235—237 Ammoniten mit Blende vom Gesilde bey Eisenach und aus der Gegend des Klosters Banz. S. 237—240. Holz von S. Lucie in Westindien in Pechstein verwandelt, der im Wasser durchsichtig wird. S. 240—254. einige versteinte Korallen von Mastricht, denn einige Conchylien, die in Korallen eingeschlossen waren, S. 255—270. Ferner 270—278 einen fortgesetzten Beytrag zur Geschichte der Conchylien aus dem Südmeere; S. 279 das lange Buccinum mit der breiten, etwas vertieften Binde; S. 280—286. einige merkwürdige Seeeicheln; S. 286. 287 den Pantoffel; S. 287. 288 das feingestrickte Kinkhorn; S. 288—290 zwo Fischreußen; S. 290. 291 die strohgelbe, kurze geribbte Spindel; S. 291—293 zwo Neriten; S. 293—295 die schwarz und weiß marmorirte Maulbeere

aus Nikobar; S. 295. 296 die kleine bräunlichte Venus mit dunklern Querbändern; S. 296—302 einige Flügelschnecken; S 302—306 die gelbe Federrute.

Der dritte Abschnitt, S. 307—368, enthält Auszüge aus Archenville und Kanold; der vierte, S. 369—456, Nachricht von 38 neuern Schriften und ihrem Inhalte.

H. B. von Saussüre Reisen durch die Alpen, nebst einem Versuch über die Naturgeschichte der Gegenden von Genf, aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen bereichert, mit zwey Kupfern und einer Charte vom Montblanc. Leipzig, bey Junius, in 8. Dritter Theil. 1787. 20 Bogen.

Wer sich mit den Beschwerlichkeiten und Gefahren sowohl als mit den Annehmlichkeiten einer Reise in die Eisgebirge, mit den Mitteln jene zu mindern und zu verhüten, und diese zu verstärken und recht schmackhaft zu machen, mit der Kunst die Beschaffenheit des Luftkreises in verschiedenen Höhen nach seinen verschiedenen Eigenschaften und enthaltenen Theilen, vornehmlich den Zustand seiner Elektricität zu erforschen, bekannt zu machen wünscht, der wird auch in diesem Bande Stoff zur Unterhaltung genug finden. Der V. beschreibt darinn die Reisen nach dem Montanvert, nach der Quelle des Aveiron, nach den Gletschern des Bois, Talefre und Bulsson, nach dem Berge Brevan, nach dem Cal de Balme, nach dem Thale Valorsine, nach Bionnay und nach dem Bonhomme, und das Thal Chamouny nach seinen Fels- und Steinarten, Einwohnern, Klima und der Montanvert, eine Alpentrift, 954 Toisen über der Meeresfläche; hier ist die Ambra sehr gemein, die der Verf. mit Hallern von der sibirischen sehr verschieden findet. Am Brevan aderichter Granit aus Quarz. Feldspat und Glimmer, von verwitterndem Eisen roth gefärbt, in sehr deutliche, beynahe senkrechte Schichten getheilt. (Ob dieß ursprünglicher Granit sey, noch in seinem ursprünglichen Zusammenhange, ließe sich immer noch zweifeln, ohne deswegen zu behaupten, daß der Berg ein zufällig zusammengeschütteter Haufen von an einander klebenden Sandkörnern sey.) Die rothe Farbe, die der V. manch-

manchmal an dem Alpenschnee wahrnahm, komme wahrscheinlich von dem Saamenstaub einer Pflanze. Nahe am Gipfel des Brevan Geschiebe vom Schielerquarz, den der Verf. vom Schielerspath unterscheidet; elektrische Versuche auf diesem Berge während und nach einem Ungewitter; nach dem Ungewitter hatte die Luft keine Spuren von Elektricität mehr. An dem Wege nach Blaitiere Felsen, die, wie dieses überhaupt auf diesen Alpen öfters vorkömmt, stufenweise gegen das Thal von Chamouny aufsteigende, zuletzt ganz senkrechte Schichte haben hier auch Granitbänke zwischen blätterichte Felsen eingeschlossen. (Sollten diese und die ungeheure Granitblöcke, womit der Boden noch an mehrern Stellen bedeckt ist, nicht eine vielleicht vor der Bildung der blätterichten Felsen vorangegangene heftige Erschütterung und Zertrümmerung vermuthen lassen?) In den Felsen vor Valorsine Arten von Schiefer, der aus lauter durch Quarz zusammengekütteten Bruchstücken besteht, wie das Todte liegende unter den Kupferschieferflötzen, die ihrem Querdurchschnitte nach einen Raum von hundert Klaftern einnehmen. Der Col de Balme, 1181 Klaftern höher, als die Meeresfläche, ist durch die gleiche Revolution, (ein Gedanke, den ein anderer, die Alpen bereisender Naturforscher mit dem V. gemein hat,) welche den Schichten jenes Braccianschiefers eine senkrechte Stellung gegeben hat, in der ursprünglich wagerechten Richtung seiner Schichten geändert worden; eigentliche Schiefer und dunkelblaue und schwärzlichte mit Glimmer und Quarzkörnern vermengte Kalksteine sind vor dieser Revolution gebildet, auch ihre Schichten findet man in einer Unordnung oder in einer Stellung, wie die Schichten jener Berge. Im Thale von Chamouny Blöcke von Serpentinstein, die zu rostbrauner Erde verwittern; ob man gleich sonst auf der sarrischen und schweizerischen Seite der Alpen sehr selten Serpentin- und Topfsteinfelsen antrifft. Auch der V. fand in einigen Stücken Kalkstein von S. Gingulph, der magern Kalk giebt, Adern von Braunstein. Durch Bestreuen mit Erde machen die Einwohner des Thals von Chamouny den Schnee um 2—3 Wochen früher schmelzen, daß sie nun ihre Felder bestellen können. Der Honig von Chamouny ist besser und reiner, als aller aus der Nachbarschaft. Im letzten Briefe Nachricht von einem neuen Elektrometer zur Untersuchung der Elektricität der Luft, und genaue und ausführliche Erzählung vieler damit angestellten Versuche;

die Umstände, unter welchen die Elektricität der Luft veränderlich ist; Versuche, die Elektricität der Ausdünstungen von Flüssigkeiten, Wasser, Weingeist, Aether und anderer heißer Körper bey verschiedenen Stufen von Hitze und in Gefäßen von verschiedener Art zu bestimmen, in Tabellen gebracht; auf Silber verdünstete Wasser am langsamsten, überhaupt am langsamsten in dem Zeitpunkte, wenn der Körper, auf welchen das Wasser gegossen wird, zu leuchten aufhören will, oder so eben aufgehört hat; langsamer in seichten weiten Gefäßen. Verbrennen bringt keine bemerkbare Elektricität hervor, auch zeigen Wasserdünste, die, ohne daß das Wasser kocht, aufsteigen, keine. Vorschläge, einen Luftball zu nutzen, um die Elektricität der höhern Schichten des Luftkreises zu erforschen.

Mb.

Beyträge zur Salzkunde. Aus der Schweiz. Erster Abschnitt. 1784. 95 S. in gr. 8.

Lamberts Schrift über die specifische Schwere und Reichhaltigkeit der verschiedenen Soolen ist bekannt genug, und mit Beyfall aufgenommen worden. Auch der Verfasser dieser Schrift läßt demselben Gerechtigkeit wiederfahren; bemerkt aber vorzüglich drey Fehler: 1) daß das Verfahren bey Lamberts Versuchen an sich mangelhaft sey, 2) daß das gekörnte gemeine Salz irrig für Salz im strengsten Verstande angenommen worden, und 3) die eigenthümliche Schwere des Kochsalzes falsch angegeben sey. Bey seinen Versuchen hat er durchaus eine solche Sorgfalt aufgewandt, daß seine Angaben die größte Glaubwürdigkeit verdienen; obgleich die daraus gezogenen Schlüsse hin und wieder noch Einwendungen verstatten. Dieser Abschnitt enthält eigentlich zwanzig verschiedene Klassen von Versuchen. S. 7—15 über die progressive Schwere der Auflösungen des gemeinen Kochsalzes durch eine Reihe von verschiedenem Gehalte. 7 verschiedene Solutionen wurden in einem Fläschchen (das 1253,88 Gran rein Brunnenwasser enthielt,) gewogen, nämlich 4, 8, 12, 16, 20, 24 und 26 löthige. Letztere wollte hier nicht mehr alles Salz auflösen. Die durch diese Versuche entdeckten Gewichte stehen nicht ganz genau in so regulairem Verhältniß, daß sich durch Addition gleicher Differen-

krenzen die Gewichte aller dazwischen fallenden Solutionen einschalten ließen; wenn man aber die 7 gefundenen Gewichtzahlen nur unmerklich abändert, so findet sich durch die Methode der Differenzen, daß die Gewichtzahlen Glieder einer Reihe sind, deren zwote Differenzen alle $v = 040$, die daher der Verfasser zum Grund legt, um alle noch fehlende Gewichte von x bis zu 26 löthigen Solutionen einzuschalten. S. 11 wird der Gebrauch der so berechneten Tafel erläutert, und S. 12—14 der Unterschied von den Lambertischen Resultaten durch Beyspiele erwiesen. Hier wäre eine genauere Vergleichung mit Lamberts Berechnungen, und besonders mit dessen Hauptformel $z = 1000 + 0,6963\ x - \frac{x^2}{3810}$ zu wünschen gewesen, statt deren nach einer Nachrechnung die schweizerischen Versuche $z = 1000 + 0,627.\ x + 6,00026\ x^2$ geben, wenn z das Gewicht der Solution und x das Gewicht des aufgelösten Salzes bedeutet, denn hieraus läßt sich das, wovon der Verf. durch einige Beyspiele zu überzeugen sucht, allgemein erkennen, daß nämlich zu einerley Werth von x nach Lambert ein größeres z Gewicht gehört, als nach dem Verf., folglich auch umgekehrt zu einerley z nach Lambert ein kleineres x, oder daß der Salzgehalt geringer herauskomme, als nach dem Verfasser. S. 14 werden die erwähnten 3 Fehler als Ursachen dieser Abweichung angegeben. Allein Nr. 1, oder das angebliche fehlerhafte Lambertische Verfahren mit einer offenen Phiole und dem Ab- und Zuschütten, war gar nicht der Art, daß daraus eine merkliche Unrichtigkeit in den Resultaten entstehen konnte, so, wie der Nr. 3 bemerkte Fehler auf die Interpolationsformel, wonach L. seine Zahlen berechnet hat, ganz und gar keinen Einfluß hat. Diese gründet sich bloß auf die specifischen Gewichte verschiedener Solutionen, welche L. durch Versuche gefunden hat; nicht aber auf die von demselben angenommene specifische Schwere des Salzes. Die Ursache der Abweichung von den Lambertischen Zahlen ist also einzig in dem Nr. 2 angeführten Umstand zu suchen. L. hat nämlich das ihm mitgetheilte Salz so gerade hin zu seinen Solutionen genommen; da hingegen der Verf. auf die verschiedenen Grade der Trockenheit, worin das gesottene Salz ungemein verschieden ist, besonders gesehen hat. Es ist aber sehr begreiflich, daß ein gewisses Gewicht von Solution, das z. B. aus 80 Loth Wasser und 20 Loth trocken Salz gemacht

worden ist, specifisch schwerer seyn muß, als eben die Solution, wenn dazu 20 Loth feuchte Salze genommen worden sind, und so, wie alle verschiedene Salzproben in Rücksicht auf Reinheit und Trockenheit von einander verschieden sind, so müssen nothwendig bloß deswegen alle Resultate der Berechnungen so verschieden ausfallen, als vielfach die desfalsigen Versuche sind. Darum sind auch die nach dem 2ten und 3ten Versuch mit sehr trocknem Salz gemachte Versuche wieder vom 1sten verschieden. Die specifischen Schweren dieser Solutionen sind in der Tafel Lit. B größer, als in der Tafel Lit. A, und die Zahlen dieser Tafel stimmen mit der Lambertischen so überein, als sich in der Untersuchung dieser Art nur erwarten läßt, daß also nach dieser Tafel L. der S. 14 (in den ersten Zeilen) der gemachte Vorwurf gar nicht mehr trifft. S. 24 handelt von dem großen Irrthum, welchen L. durch die Voraussetzung der eigenthümlichen Schwere des Küchensalzes = 2,148, und besonders dadurch, daß er darauf seine Berechnung gegründet, begangen haben soll. Allein Lamberts Berechnungen und Tafeln haben hierauf gar keinen Bezug, und werden folglich ohne Grund verdächtig gemacht; obgleich übrigens der Verf. ganz richtig L. Zahl 2,148 viel zu groß findet, und alles, was dagegen erinnert wird, bis S. 40 gegründet ist. Nur steht diese Zahl mit Lamberts Interpolationsformel und der darnach berechneten Tafel in keiner Verbindung. Die Tafel des 4ten Versuchs, Lit. C, giebt die specifische Schwere der Solutionen wieder so unmerklich von den Lambertischen verschieden an, daß eine so genaue Zusammenstimmung vielmehr Lamberts Verfahren bestärket. Der 5te Versuch betrifft den bekannten Umstand, daß die Bestimmung der Salzmenge nach dem Maas weit unsicherer ist, als nach dem Gewicht. Was nun im 6ten bis 12ten Versuch von der eigenthümlichen Schwere des Küchensalzes gesagt wird, daß solche nämlich nicht 2,148, sondern beträchtlich geringer angenommen werden müssen, hat auch ein anderer Kenner durch eigene Versuche bestätigt gefunden. Nur hat der V. bey den Versuchen mit geschmolzenem Salz auf den dabey wohl unvermeidlichen Verlust des Krystallisationswassers nicht mit gesehen, bey welcher Rücksicht sodann die specifische Schwere des gekörnten Salzes noch etwas geringer, und nicht wohl über 1,9 gefunden wird. S. 78, Z. 1 und 4 sind die Zahlen 45; 298; in 35; 268 abzuändern, so, wie oben S. 20 die Zahl 36 in 26. Aus dem

13ten

13ten Versuch schließt der Verf., daß das Krystallisationswasser vom Küchensalz einen Neuntheil des ganzen Gewichts betrage, weil er an seinem beym Versuch gebrauchten Salz so viel vom Gewicht verlohren habe. Es ist nicht zu begreifen, warum der V. diesen Abgang dem Krystallisationswasser allein zuschreibt, da er doch selbst aus seinem 18ten Versuch, S. 90, folgert, daß die bloße Hitze der Trockenkammern noch viele Salzsäure von dem darin niedergelegten Salz verflüchtigen müsse; aber wie viel mehr muß bey dem Verfasser der über einem starken Feuer erhitzte Tiegel einen beträchtlichen Theil Säure aus dem im Tiegel umgerührten Salz verflüchtigt haben? Und es ist sonderbar, daß der V. bey einem völlig ähnlichen Versuche S. 95, da bey einer Untersuchung über das Gewicht des Krystallisationswassers das Salz durch die Hitze um 7 Gran leichter geworden war, selbst hinzusetzt: „Man muß aber bedenken, daß diese 7 verlohrnen Grane „gar wohl verflogene Salzsäure seyn können, und allem Ansehen nach sind.“ Der 14 bis 16te Versuch betrifft noch verschiedene Arten von Abgängen. Der 17te Versuch vom Sättigungsgrad der Salzsolutionen; er kömmt nach Verschiedenheit des Salzes verschieden heraus. Im Mittel ist höchst gesättigte Soole etwa 29 in 100 stark. Von künstlichen Salzsolutionen ist dieses gegründet; aber gesättigte natürliche Soole giebt höchstens 26 in 100. Der 18te Vers. betrifft die Veränderung des Kochsalzes durch die Wärme, und der 19te die Veränderung durch Befeuchtung. Der 20ste Vers. über die Menge des Krystallisationswassers gegossenen Salzes. Wenn dieses Salz 911,5 Gr. wog; nachher aber aufgelöst und wieder zu Salz versotten 1019,4 Gr. gab, so ist daraus zu schließen, daß dieses gesottene Salz theils durch die eingesogene Feuchtigkeit, theils durch das wieder angenommene Krystallisationswasser diesen Gewichtszuwachs erhalten habe; denn durch die so heftige Hitze beym Schmelzen müßte das gegossene Salz gewiß sein Krystallisationswasser verlohren haben. Beym nachmaligen Dekrepitiren verlohr nun das gesottene Salz nicht nur seine Feuchtigkeit, sondern auch Krystallisationswasser und noch etwas Salzsäure, und wog daher noch etwas weniger, als vor der Auflösung in Wasser. Gegossenes Salz kann nicht nur nicht mehr, als bloß dekrepitirtes an Krystallisationswasser halten, sondern wegen der ausgehaltenen äußersten Feuerskraft dasselbe ganz verlieren, und eben deswegen läßt sich auch die bey den Ver-

suchen

suchen mit gegossenem Salz gefundene specifische Schwere keinesweges für die gefundene specifische Schwere des gesottenen mit Kristallisationswasser versehenen Salzes annehmen.

De.

Münchner Witterungsjahrbuch für das Jahr 1786. nebst Beyträgen zur Witterungskunde. Erster Jahrgang. München, bey Lindauer. 1787. 8½ Bog. in 8.

Ein Vorschlag, der im Jahr 1786. in Journalen, gelehrten Zeitungen u. s. w. gethan wurde, (Rec. erinnert sich solchen im Journal von und für Deutschland gelesen zu haben) daß man in den Calendern die vorjährige Witterung für jeden Tag des Jahres angeben möchte, um durch diese eine Sammlung von Witterungsbeobachtungen zu erhalten; hat den V. bewogen, seine gemachten Beobachtungen herauszugeben. Vermuthlich ist Hr. F. in Sch. der Verf. jenes Wunsches, und ihm zu verzeihen, daß es ihm unbewußt ist, daß die Meteorologische Akademie zu Mannheim seit 1781. dasjenige gethan hat, was er erst 5 Jahre nachher wünschet: daß das Carlsruher und Gothaische Institut, eben so wie jene Akademie an verschiedenen Orten mit übereinstimmenden Instrumenten beobachten läßt, und daß man in mehreren Zeitschriften als den physikalischen Zeitungen, dem Leipziger Magazine, dem Pommerschen Archive, den Lausnitzischen Provinzialblättern, und andern mehr, bereits die Beobachtungen liefert, und daß Deutschland bis zum Ueberflusse mit Beobachtern besetzt ist. Was aber den Herausgeber dieser Beobachtungen bewogen haben mag, sie abdrucken zu lassen, kann sich Rec. nicht erklären. Wußte er denn nicht, daß die Mannheimer Akademie in München beobachten läßt, und daß diese Beobachtungen bereits seit 1781. sich in den Ephemeriden befinden, und noch fernerhin darinnen befinden werden? wodurch seine verstümmelte Ausgabe ganz überflüßig wird. Für den gemeinen Mann, dessen Lektüre sich auf die Calender einschränkt, sind dergleichen Beobachtungen gewiß mehr schädlich als nützlich. Er setzt sich vielleicht eine periodische Wiederkunft der Witterung in Kopf, und richtet hiernach seine Handlungen ein, dessen Unrichtigkeit er mit Verlust

lust erfahren wird. Für den Gelehrten sind solche und ähnliche Beobachtungen gar nicht, er wird sich nie auf sie verlassen können, weil er um Recht die Güte der Instrumente, und folglich ihre Uebereinstimmung bezweifeln muß. Da sich der Rec. hiebey der vielen Witterungsbeobachtungen erinnert, die in den Breßlauer Sammlungen enthalten, und die nicht weiter als mit vielem Fleiß verfertigtes Makulatur sind, und da er weiß wie wenig brauchbare Barometer man in Deutschland bis jetzo (außer dem Mannheimer, Carlsruher, und Gothaischen) antrifft, so glaubt er Gründe zu haben, alle Calenderbeobachtungen für unzuverläßig zu erklären, und den ganzen Vorschlag für höchst überflüßig zu halten. Da diese Schrift eine Art von Calender vorstellen soll, so macht den Anfang die Zeit- und Festrechnung, diesem folgen der Calender der Juden und — der Türken, die also auch von diesen Witterungscalender profitiren sollen, und noch mehr was zu einem Calender gehört, jedem Monatstag ist die Witterung von 1787. die Monate November und December ausgenommen, die die gehabte Witterung desselben Tages im Jahr 1786. enthalten, in sow it solche durch die 5 Sinne bemerkt werden, beygefüget. Diesen aber folgen besondere Tafeln, so den mittlern Barometer- und Thermometerstand für jeden Tag im Jahre enthalten, welche Art dem Rec. gefällt, und diesen ist annoch, sowohl die größte als kleinste monatliche Luftschwere und Wärme, desgleichen die mittlere von beyden angehängt. Nun folgt ein Anhang der die Ueberschrift: **Beyträge zur Geschichte der Witterungsregeln**, führet, und Rec. ganz neu war; indem hier erzählt wird, daß die Akademie zu München, den Preis für die Auflösung der Frage: hängt das Steigen und Fallen des Quecksilbers in dem Barometer von zufälligen oder periodisch-wirkenden Ursachen ab? u. s. w. dem Hrn. Eberhart Johann Schrödter in Petersburg zuerkannt habe. Man weiß wie wichtig diese Frage, und wie schwer solche zu beantworten ist; man weiß auch, daß bey der Akademie bis zum Termin gar keine Beantwortung einlief, weswegen auch dieselbe den Preis von 50 bis 80 Ducaten vergrößerte, und daß Hr. Hell vom Hrn. Schranck öffentlich aufgefodert wurde, seine längst versprochene Theorie des Ganges der Witterung der Akademie vorzulegen. Rec. gefällt es, daß der unbekannte Verf. erinnert, daß Hrn. Schrödters Witterungssystem in genauem Verstande die Frage nicht auflößte, und dieses unterschrei-

schreiben wir gerne, wollen aber das Verfahren der Akademie bey Bewilligung des Preißes nicht beurtheilen, sondern jedem Leser selbst überlassen, ihn aber mit der Basis des Systems in etwas bekannt machen. Hr. S. nahm, so wie er selbst saget, die uralte Sage an, daß die Veränderung der Witterung aus, und nach Veränderung der Mondsgestalt entstehe, aber seine Mühe die er auf diese Untersuchung verwendete, wurde ihm nicht belohnt. Daher fieng er auf eine andere Art an, die Anmerkungen zu machen, und fand, daß a) wenn der Mond von 12 bis 6 Uhr Vormittags sich wechselt, die ganze Zeit bis zur neuen Wechselung, heitere, stille und trockne Witterung erfolgt ist. b) Von 6 bis 12 Uhr Vormittages aber die ganze Woche (NB.) hindurch Sonnenschein mit einigen ziehenden Wolken und etwas windige Luft sich ereignet habe. c) Von 12 bis 6 Uhr Nachmittages, kleine Streifregen, Sonnenblicke und starke Winde sich einstellen. d) Von 6 bis 12 Uhr Nachts hingegen, trübe, starke Winde, stürmisch, auch vieler Regen sich einfinden.

Aehnliche Ungereimtheiten werden mehrere aufgestellt, womit wir unsere Leser verschonen wollen. Denn dieses System ist wahrlich nur für die Spinnstuben brauchbar, und uns wundert gar nicht, daß die Petersburger Akademiker, denen es von Hrn. S. vorgelegt wurde, den Kopf schüttelten; andere Physiker denen er es schriftlich überschickt hatte, dem guten Mann gar nicht geantwortet, aber das wundert uns, daß — —

Rg.

---

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Versuch einer vollständigen geographisch historischen Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rheine, von Johann Goßwin Widder. Iter Theil. 1786. IIter Theil. 1787. in 8. Frankfurt und Leipzig.

Den

Den Hauptplan dieser sehr wohl geschriebenen Geographie der Kurpfalz haben wir bereits bey der Recension des 1sten Theils angezeigt, den der Hr. Verf. auch hier im 2ten Theile völlig gleich befolget ist, so daß wir deswegen nichts zu erinnern finden. Dieser Theil begreift die Oberämter Otzberg, Umstadt, Boxberg, Moßbach, Bretten, Neustadt, Germersheim, mithin 7 Oberämter. Auf dem Titelblatt sieht man einen saubern Stich, von der Aussicht der Stadt Neustadt mit dem Hartgebirge, dem alten Schlosse Hart und dem Dorfe eben dieses Namens.

1) Das Oberamt Otzberg ist das Kleinste unter allen, liegt im alten Mayngau, und gränzet mit dem gemeinschaftlichen Amte Umstadt, mit der Herrschaft Breuberg, und mit der Grafschaft Erpach. Es hat von der alten Burg Otzberg seine Benennung, wozu die zum Amte gehörige Ortschaften als einem Fuldischen Lehn gehörten. Das Stift Fulda hat Otzberg und die Hälfte vom Amte Umstadt unter Einwilligung des Pabsts im J. 1390. an Pfalzgraf Ruprecht den ältern verkauft mit allen Rechten und Lehnschaften. Die alte Burg Otzberg lieget auf einem hohen Berge nahe bey Umstadt, und ist bis jetzo in gutem Stande erhalten, so, daß sie mit Invaliden besetzt, und zur Bewahrung von Staatsgefangenen gebraucht wird, S. 6. Das kleine Städtchen Herings liegt am Fuße des Otzbergs, und der Marktflecken Lengfeld auch nahe daran, worin 593 Seelen befindlich sind. Ferner gehören hieher die Dörfer Heubach, Frauen Nauses, Wiebelsbach, Hasenrod, Oberklingen, Niederklingen, Mittelkiezig und Bürkart. In diesen Dörfern sind nur wenig Freyhöfe, die der Kurfürstl. Kammer gehören, aber die von Sickingen, von Gemmingen, von Fechenbach, von Hartbausen, von Wambold, von Groschlag u. s. w. besitzen desto mehr. Den großen Zehenden beziehet an den mehresten Orten das Kloster Höchst.

2) Oberamt Umstadt S. 16. — Auch dieses war ein uraltes Stift Fuldischen Lehn, und Besitzung, so selbiges an den Kurfürsten von der Pfalz 1390. verkauft hat, wie vor gedacht. Hanau erhielt hernach einen Theil davon von Pfalz zu Lehen. Wie aber in den Bajerschen Kriege 1504. der Kurfürst Philipp in die Acht erkläret, und dem Landgrafen von Hessen Wilhelm die Execution aufgetragen wurde,

der auch sogleich dieses Oberamt occupirte, bis durch einen Vergleich vom J. 1521. die Sache dahin verglichen ward, daß dieses Oberamt von Pfalz und Hessen in unzertheilter Gemeinschaft besessen werden sollte, und an Hanau wurden wegen seines Antheils gewisse Dörfer zum Amte Babenhausen abgetreten. S. 18. Und so besitzt noch jetzo Pfalz und Hessendarmstadt dieses Oberamt gemeinschaftlich. Umstadt ist nur eine mittelmäßige Stadt, aber uralt, indem es schon im VIIIten Jahrhunderte in einer Urkunde vorkömmt. S. 20. — Geschichte des Orts S. 23. hat viele Waldung u. s. w. Hieher gehören weiter die Dörfer Sembd, Riechen, Kleinumstadt, Wüst Amorbach, Habitzheim worin eine Burg, die der Fürst von Löwenstein zu Lehn hat, Spachbrücken, Zeilhard, Großzimmern, Reibach, Brensbach, Niederkeinsbach, und Wächtersbach.

3) Oberamt Borberg S. 39. liegt im alten Tubergau, und ist von dem Fränkischen, Kurmaynzischen, und Teutscherrischen Lande umgeben, mithin von der Kurpfalz selbst abgesondert. Die Gegend ist angenehm und fruchtbar, der Weinbau aber giebt nur einen geringen Frankenwein, wo hergegen die Viehzucht gut ist. Die alte Burg Borberg liegt auf einem Berge oberhalb des kleinen Städchens, wovon das Amt den Namen hat. Sie hatte schon im XIten Jahrhunderte ihre eigne Herren, wozu auch die herumliegende Oerter gehörten. Am Ende des XIVten Jahrhunderts gehörte sie den Dynasten am Rosenberg, welche sie des Schutzes wegen den Kurfürsten von Pfalz zu Lehn auftrugen, wodurch sie den ersten Grund zur nachmaligen Erwerbung legten. Ihr Betragen war Schuld, daß sie sich dem Verlust ihrer Besitzungen nach und nach zuzogen, und sich sowohl dem Kurfürsten, als den Erzbischöfen von Maynz und den Bischöfen von Würzburg unterwerfen mußten. Es blieb auch ein Zankapfel lange Zeit, bis der Kurfürst Friedrich III. durch einen Vergleich und Kauf erst 1561. zum ruhigen Besitz und völligen Eigenthum gelangte. Nach den Französischen Verwüstungen in der Pfalz verpfändete Kurfürst Johann Wilhelm das Amt 1691. an den damaligen Bischof von Würzburg für 300,000 Fl. Dieser übertrug die Pfandschaft an den deutschen Orden, von dem es der Kurfürst Karl Philipp 1740. eingelöset, das dazu aufgeliehene Geld ist aber erst von dem jetzigen Kurfürsten wieder bezah-

zahlet worden. S. 41. Zum Oberamt gehören 9 Oerter, und 2 Höfe, nämlich die Burg und Stadt Boxberg, davon die erste auf einem hohen Felsen liegt, die in den Jahren 1144 — 1182. Konrad und Krafto von Bokesberg besessen haben. Im J. 1381. aber waren die von Rosenberg schon im Besitz, und weil sie davon große Räubereyen triebe, ward sie ums Jahr 1523. erobert und geschleifet. Der weitere Verfolg ist hier ausführlich S. 45. fg. angezeigt, das Dorf Epplingen, Graffingen, Sachsenflur, Daimbach, Bobstadt, Windischbusch, Seehoff, Schwabhausen, Schillingstadt, und der Marchtflecken Schweigern. Von den mehresten Dörfern gehört der Frucht- und Weinzehenden dem Kurfürsten.

4) Oberamt Mosbach, S. 61. ist nach Heidelberg das größte auf der Rheinseite, hängt aber nicht recht zusammen, und gränzet mit dem Würtenbergischen, Reichsritterschaftlichen, Kurmaynzischen und Gräflich Erpachischen Ländern. Es hat einen sehr unterschiedenen Boden. Um Mosbach ist ein mittelmäßiger Weinbau, aber ein guter Fruchtboden. In der Kellerey Eberbach u. s. w. ist der Boden mager und schlecht, hergegen ist die Viehzucht gut, und der ganze Strich mit starken Waldungen versehen. Das ganze Amt besteht aus 3 Städten Mosbach, Eberbach und Sinzheim, 46 Flecken und Dörfern, nebst 14 Meilern und Mayerhöfen. Im ganzen Amte wohnen 21326 Seelen, und die liegenden Gründe betragen 37103 Morgen Acker, 1360 Morgen Weinwachs, 5882 Morgen Wiesen, 811 Morgen Gärten, 2773 Morgen Weide, und 21137 Morgen gemeine Waldung S. 63. Mosbach kömmt im J. 976. als eine Abtey vor, die der Kaiser Otto II. im J. 976. dem Domstift Worms verliehen, die Gerichtsbarkeit aber bliebe dem Kaiser, und vom Kaiser Rudolf I. hat der Ort Stadtrecht erhalten. Der Kaiser Ludewig IV. verpfändete 1330. die Stadt an seine Vettern die Pfalzgrafen Rudolff und Ruprecht, die hernach K. Karl IV. 1362. bestätiget hat. Nach dem Tode des K. Ruperts erhielte sein jüngster Sohn der Herzog Otto Mosbach, und stiftete daselbst eine besondere Linie, die aber im J. 1499. ausstarb, worauf der Ort an die Kurlinie fiel u. s. w. S. 72. Das Salzwerk liegt nahe an der Stadt in einem Wiesengrunde. Die Salzquelle ist erst 1756. entdeckt, und in den Jahren 1762. und 67. hat

man die Sied- und Gradirhäuser angelegt, worin jährlich 4000 Centner Salz erzeuget werden. In der Stadt sind jetzo 1654 Seelen vorhanden. Vormals war hier auch ein Kollegiatstift S. 76.

Eberbach, eine mittelmäßige Stadt am rechten Ufer des Neckars, hat der Kaiser Ludwig IV. die Burg und Stadt Eberbach nebst Neckargemünd, Sinzheim u. s. w. an seine Vettern die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht 1330. für 6000 Mark Silbers verpfändet, und auf solche Art ist es an die Pfalz gekommen S. 130. In der kleinen Stadt sind jetzo 1744 Seelen, und ihre Feldmark besteht in 314 Morgen Acker, 362 Morgen Wiesen, und 6008 Morgen Wald S. 132.

Sinzheim, eine mittelmäßige Stadt 6 Stunden von Mosbach, so schon in Lorscher Urk. des VIIIten Jahrhunderts vorkömmt. Sie war vormals eine Reichsstadt, vorgedachter Kaiser Ludewig aber hat sie 1330. an vorgedachte Pfalzgrafen nebst andern für 6000 Mark Silber verpfändet, und so ist sie an die Pfalz gekommen S. 150. Sie hat jetzo 1500 Seelen an Einwohnern, und 3168 Morg. Acker, 97 Morgen Weinwachs, 570 Morgen Wiesen, und 1540 Morgen Wald.

5) Oberamt Bretten S. 183. liegt an der Schwäbischen Gränze, und ist fast ganz mit fremden Landen umgeben, auch nach und nach erst von der Pfalz erworben. Zuerst bestand es bloß aus der kleinen Stadt Bretten, endlich kamen die Marktflecken Heidelsheim und Eppingen nebst Weingarthen Helmsheim, und Riecklingen hinzu. Pfalzgraf Rupert der ältere hat noch mehr dazu erworben, bis es die Substanz erhalten, woraus es anjetzo bestehet, nämlich aus den kleinen Städten Bretten, Heidelsheim, und Eppingen, dem Marktflecken Weingarthen, und den Dörfern Diedelsheim, Rincklingen, Geldesbausen, und Zeizenhausen nebst andern Gerechtsamen und Lehenschaften S. 184. 85. Im ganzen Amte wohnen nur 9940 Seelen, und die Feldgüter bestehen aus 16704 Morgen Acker, 1034 Morgen Weinwachs, 2270 Morgen Wiesen, und 9287 Morgen Waldungen. Aus diesen sieht man schon, daß guter Ackerbau und Viehzucht, besonders der vielen Wiesen wegen in diesem kleinen Amte beträchtlich ist. Hiezu kömmt noch die starke Durchfahrt und Frachtstraße von Frankfurt nach Schwaben.

Die

Die Stadt Bretten gehörte ehemals den Grafen von Eberstein, in der Mitte des XIIIten Jahrhunderts ward des Grafen Eberhards Tochter Agnes an den Grafen Heinrich II. von Zweybrück verheyrathet, wodurch die Ebersteinischen Güter an das Gräfl. Zweybrückische Haus kamen. Endlich erhielte 1339. der Pfalzgraf Rudolff II. und Rupert I. Bretten pfandesweise, bald darauf 1349. gegen 9000 Pf. Heller eigenthümlich S. 190. 91. Hier ist Philipp Melanchthon 1497. gebohren. Ueber das Thor des Hauses worin er gebohren, ist in Stein gehauen: Dei pietate natus est in hac Domo Philippus Melanchton XVI. Febr. MCCCCXCVII. Obiit MDLX. Die Stadt hat 2247 Seelen Einwohner und 262 Häuser, 2166 Morgen Acker, 147 Morgen Weinwachs, 234 Morgen Wiesen, und 2946 Morgen Wald. Vormals waren hier ansehnliche Klöster, Kirchen und Kapellen. Die Pfarrkirche war groß und reich, und hatte 11 Kapellen. Anjetzo ist sie zwischen den Katholischen und Reformirten getheilet. Die Lutherschen haben ihre Kirche aus eignen Mitteln erbauet, und erhalten sie auch aus ihren Beyträgen. Wo wir beyläufig anmerken, daß in keiner Provinz von vermischter Religion die Evangelisch Lutherschen Kirchen so schlecht dotiret sind, wie in der Pfalz, indem sie bloß von denen der Religion zugethanenen Einwohnern aus ihren eigenen Mitteln unterhalten werden.

6) Oberamt Neustadt an der Hart S. 226. gehört unter die stärksten Oberämter der Kurpfalz, enthält den untern Theil des alten Speiergaues, und ist gewissermaßen eines von den ältesten und stärksten Besitzungen, woraus die heutige Kurpfalz bestehet. Es begreift 49 Städte, Flecken, und Dörfer, worin 5483 Häuser, und 31522 Seelen wohnen, die zusammen 48500 Morgen Acker, 3300 Morgen Weinwachs, 6800 Morgen Wiesen, 280 Morgen Gärten, 7243 Morgen Weide, und 20465 Morgen Waldungen, (ohne die Waldungen, so der Kammer und der geistlichen Administration gehören) besitzen. S. 233. Die mehresten Oerter liegen in einer fruchtbaren Ebene, die in ihren Feldern alle Arten von Getraide, Flachs, Hanf, Toback, Welschkorn u. s. w. hervorbringt; das Vogesische und Hartgebirge, welches an der westlichen Seite das Oberamt umgiebt, ist in seinem Abhang mit Weinreben, Kastanien, Mandeln und Obstbäumen bepflanzt, davon die ersten den besten Pfäl-

zer Wein geben, der vorzüglich zu Neustadt an der Hart, Gimeldingen, Wachenheim u. s. w. wächst, und das Obst ist ungemein schmackhaft, so am Gebirge gezogen wird. Kurz es ist ein wichtiges und fruchtbares Oberamt, so auch die schönste und angenehmste Lage hat, die jedem Reisenden gefällt.

In alten Zeiten gehörte diese Gegend zur Kaiserlichen Landvogtey, der Kaiser Ludewig IV. verpfändete selbige im J. 1331. seinen Vettern den Pfalzgrafen Rudolff II. und Ruprecht I. überdem hatten die Pfalzgrafen aus dem Wittelsbachischen Hause durch die Vermählung Ottens des Erleuchten, mit des Pfalzgrafen Heinrichs Tochter Agnes viele Besitzungen im Speiergau ererbt, die in der Mitte des XIIIten Jahrhunderts bestunden in der Stadt Neustadt, und den dabey gelegenen Burgen Winzingen und Wolfesberg mit den Dörfern Gimeldingen, Mußbach u. s. w. Die übrigen Oerter dieses Oberamts sind in der Folge durch Kauf und Tausch, auch durch Kriege, eingezogene Klöster, und heimgefallne Lehne, dazu gekommen, woraus der ganze Distrikt erwachsen ist. S. 229. Wobey wir überhaupt bemerken, daß die ganze Rheinpfalz auf solche Art nach und nach zusammengebracht ist, wozu vorzüglich der Kurfürst Friedrich der Siegbafte sehr viele Erwerbungen auf mancherley Art gemacht hat, wie Kremers Geschichte dieses Kurfürsten lehret.

Die Stadt Neustadt an der Hart liegt 6 Stunden von Mannheim am Fuß des Hartgebirges in einem fruchtbaren Theile in der schönsten Lage. Sie ist nicht groß, indem sie kaum 500 Häuser hat, aber volkreich und nahrhaft. Bey der Theilung zwischen den beyden Söhnen des Pfalzgrafen Otto des Erleuchten von 1255. gehörte die Stadt nebst Wolffsberg schon zur Kurpfalz. Die Burg Winzingen soll zu ihrer Beschützung angelegt seyn S. 241. wie auch die Burg Wolffsberg, und in der Pfälzischen Hauserbvereinigung vom J. 1368. und 1395. ist verordnet, daß die St. Neustadt und die Burg Wolffsberg unzertrennlich bey der Kur bleiben soll. Unter der Simmerschen Kurlinie gelangte das ganze Amt Neustadt an den Herzog Johann Kasimir, der daselbst ein Gymnasium illustre 1578. errichtete, selbiges mit vielen ansehnlichen Lehrern, die von Heidelberg wegen eingeführter Lutherschen Religion fortgegangen

gen waren, besetzte, und diese Schule mit ansehnlichen Gütern von dem eingezogenen Benedictinerkloster Limburg dotirte. Nach seinem Tode aber fiel dieses Amt wieder an die Kurlinie, und das Gymnasium gerieth wieder in Abnahme. (Anjetzo ist es eine geringe Schule.) S. 244. Durch die Stadt fließt die Speierbach, und vertheilt sich in zwey Arme. Eine starke Land- und Frachtstraße zieht von Mannheim und Speier, theils nach Lautern und Zweybrück, theils aber durch Landau nach Straßburg. Vormals waren hier 2 Nonnenklöster, eines in, und das andere vor der Stadt, so aber beyde bey der Reformation eingezogen, und eines, wie vorgedacht, von Johann Kasimir in eine große Schule verändert worden. Auch war in der Stadt ein Kollegiatstift, so Pfalzgraf Rudolff II. gestiftet hatte, bey der Reformation aber auch eingezogen ist. Die ansehnliche Pfarrkirche zu U. L. F. gehört halb den Katholischen und halb den Reformirten. In der Vorstadt ist ein Kapuzinerkloster, so der Kurfürst Philipp Wilhelm gestiftet hat. Die lutherschen Einwohner haben auf ihre Kosten eine eigene Kirche gebauet, und erhalten sie auch mit ihrem Prediger. In der Stadt sind jetzo 474 Häuser, und 4082 Seelen an Einwohnern. Sie besitzt 624 Morgen Acker, und 535 Morgen Weinwachs, 210 Morgen Wiesen, und 1000 Morgen Wald. S. 244. Es giebt in diesem Amte ansehnliche große Dörfer, wie Gimeldingen, Mußbach, Edickhofen, (ist das größte Dorf in der Pfalz, hat 385 Häuser, und 1799 Einwohner) Haßloch, (hat 483 Häuser, und 2494 Einwohner S. 292. ist ein wichtiger Druckfehler, wo steht — daß er einen bürgerlichen Bawe im Dorfe Haßeloch gebuwet — soll aber heißen einen burglichen Bau, weil ohne Landesherrliche Einwilligung kein neues Schloß oder Burg gebauet werden durfte, Meckenheim, Mutterstadt u. s. w.

Unter die merkwürdigste Oerter gehört auch das ehemalige berühmte Benedictinerkloster Limburg, so auf einem Berge nahe bey der Stadt Dürckheim in völligen Ruinen liegt. Es ist vom Kaiser Konrad II. im J. 1030. gestiftet, und mit seinen eignen Gütern dotiret, die hier herum und in der Wetterau gelegen waren. Die Klosterkirche soll nach dem Bericht des Tritheims in Chronic. Hirsaug. Tom. II. p. 170. ungemein prächtig gewesen seyn, über 250 Schuhe

lang und über 140 breit, und soll 20 Altäre gehabt haben. Rec. hat die noch starken Ruinen selbst gesehen, und gefunden, daß es ein ansehnliches Kloster gewesen seyn muß, obwohl die vorige schöne Kirche 1504. abgebrannt ist. Die jetzige Stadt Dürckheim war auch ein Lehn vom Kloster Limburg. Endlich zog der Kurfürst von Pfalz Friedrich III. das ganze Kloster ein, schlug die Güter theils zur Kammer, theils zu geistlichen Stiftungen, und ansetzo gehören die mehresten Gefälle der geistlichen Administration, davon der Schaffner in Dürckheim noch jetzo wohnet. Dieses Kloster ist das wichtigste und reichste, Lorsch ausgenommen, in dieser ganzen Gegend gewesen S. 316. Selbigem Kloster gehörten auch die Salzquellen ganz nahe an der jetzigen Fürstl. Leiningischen Stadt Dürckheim, womit das Kloster 1338. die Grafen von Leiningen beliehen, doch mit Vorbehalt der besten Quelle. Man findet aber nicht, daß die Grafen davon würklichen Gebrauch gemacht haben. Nach der Zeit ließ sich der Kurfürst von der Pfalz Friedrich IV. angelegen seyn, die dem Kloster Limburg vorbehaltne beste Quelle im Gange zu bringen, und schloß dieserwegen 1595. mit Bernhard von Menzingen einen Vertrag, nach welchem selbiger den ganzen Anbau übernahm, dagegen ihm der Kurfürst den dritten Theil des Salzertrages überließ. Der nicht lange nachher ausgebrochene 30jährige Krieg vereitelte die Anlage, und was schon gebauet war, fiel wieder zusammen. Darauf ließ der Kurfürst Karl Ludewig 1675. abermal durch den Reg. Rath D. Kirchner einen Versuch machen, dieser fand aber, daß schon vormals alle Kammergefälle des ganzen Oberamts Neustadt darauf verwand, und doch kaum die Hälfte der Kosten herausgezogen worden. Es blieb also wieder liegen, bis der Kurfürst Johann Wilhelm das Werk abermal untersuchen und weiter bauen ließ. Aber auch dieser Versuch, mit dem aufgewandten Geld gieng verlohren, ohne daß man nur einmal gesotten hätte. Im J. 1699. unternahm ein gewisser Rouſſeau aus Lothringen das Werk zum Stande zu bringen; man gab ihm solches in eine Pachtung von 20 Jahren. Er versprach jährlich 5000 Fl. Pachtgeld, und 100 Zentner Salz für die Hofhaltung. Er wandte auch wirklich viele Kosten darauf, nachdem er die Waldungen scharf genutzet, keinen Heller bezahlet, gieng er mit Hinterlassung vieler Schulden heimlich davon. Endlich kam einer mit Namen Duppert, so die verlassene Saline

1716.

1716. auf 20 Jahre in Pacht nahm, und während der Zeit ungefähr überall 11000 Fl. bezahlet hat. Nach Verlauf der Pachtjahre übernahm der Kurfürst Karl Philipp das Salzwerk selbst, und übergab die Verbesserung einen Sächsischen hierin erfahrnen Edelmann J. F. von Beust, nach dessen Anleitung die übrigen Quellen, so die Grafen von Leiningen noch zu Lehen hatten, durch Verträge auch erworben, und im Bau gesetzet, auch noch mehr Gradirhäuser gebauet worden sind. Wodurch die Saline so verbessert worden, daß aus dem reinen Ertrage, die gemachte Schulden bezahlet worden, und jetzo ein guter Ueberschuß zur Kurfürstl. Kammer fließt. Rec. kennet die in dieser Gegend sehr bekannte Saline, und weiß, daß sie jetzo eine beträchtliche Pacht giebt. Man hat mit Fleiß die Sache so weitläuftig ausgezogen, damit man sieht, wie schwer es öfters hält, Salinen in nutzbaren Stand zu setzen, wenn der Fürst nicht an einen ehrlichen und erfahrnen Mann geräth, weil man von dergleichen gar viele böse Beyspiele hat. Man nennt sie jetzo Philippshalle, vormals stand auf der Stelle ein Nonnenkloster mit Namen Schönfeld S. 321. fg.

Zu diesem Oberamte gehört auch die saubere kleine Stadt Wachenheim nebst der alten Burg, davon die erste am Fuß des Hartgebirgs, die letzte aber in Trümmern auf dem Abhang des Gebirgs selbst, liegt. Sie kömmt schon in Lorscher Urkunde des VIIIten Jahrhunderts vor, und die Pfalzgrafen gelangten im XIIIten Jahrhunderte zum Besitz der Burg und Stadt. Kurfürst Friedrich der Siegbafte hat die Stadt 1470. belagert, und eingenommen, wo er ihre Thürme und Mauren niederreißen lassen. Der Herzog Ludewig mußte ihm auch die Stadt abtreten. Die Franzosen haben sie hernach wegen der Orleanischen Ansprüche völlig verheeret. Es sind viele adliche Höfe darin, 268 bürgerliche Häuser, und 1308 Einwohner, die zusammen 611 Morgen Acker, 344 Morgen Weinwachs, 135 Morgen Wiesen, und 6000 Morgen Wald besitzen. S. 344. Die Pfarrkirche ist zwischen den Katholischen und Reformirten getheilet, und die Lutheraner haben 1748. auch ihre Kirche gebauet. S. 336.

Die kleine Stadt Lamsheim liegt 5 Stunden von Neustadt im alten Wormsgau, und ist ums Jahr 1389. an der Pfalz gekommen. Es sind darin nur 195 Häuser,

und 1161 Einwohner. S. 348. Ogersheim eine kleine Stadt zwischen Frankenthal und Mannheim, gehörte vormals den Grafen von Leiningen, die sie 1323. an die Pfalzgrafen verkauft haben S. 354. Der Pfalzgraf Joseph Karl von Sulzbach fieng hier 1720. an ein kleines Lustschloß zu bauen, so der Pfalzgraf Friedrich von Zweybrück erweitert, und die jetzige Frau Kurfürstin verschönert, auch zu ihrem Sommeraufenthalt eingerichtet hat. Es sind 160 Häuser, 4 Kirchen und 922 Einwohner darin. Die jetzige Frau Kurfürstin hat 1775. eine schöne kleine Kirche daselbst bauen lassen, sonst ist noch eine katholische, reformirte und lutherische Kirche in dem kleinen Orte.

Die Stadt Frankenthal gehört gleichfalls in das Oberamt Neustadt, obwohl sie sonst gleich den andern Hauptstädten unter der Landesregierung steht. Ein uralter Ort, der schon in Lorscher Urk. des VIIIten Jahrhunderts erscheinet. Vormals waren hier 2 Klöster, die aber eingezogen, und im J. 1562. den niederländischen Familien, die die Wuth des Herzogs von Alba vertrieben hatte, eingeräumt sind, S. 397. Diese haben damals vortreffliche Fabriken angelegt, und großen Handel getrieben. Daher ließ Kurfürst Friedrich zum Schutz eine starke Festung anlegen, die Friederich V. noch verbesserte. Allein nach der Schlacht am weißen Berge bey Prag belagerte der Spanische General Corduba die Stadt, und eroberte sie 1623. nach einer langen Belagerung bis sie 1632. von den Schweden wieder eingenommen ward. Nach 3 Jahren kamen die Spanier wieder im Besitz bis zum Jahr 1652. wo sie dem Kurfürsten wieder eingeräumt ist. Karl Ludewig gab ihr neue Freyheiten, und suchte die geflüchtete Einwohner wieder herbey zu ziehen; sie hatte sich auch ziemlich erholet, allein bey dem Einfall der Franzosen wegen der Orleanischen Erbschaftssache ward sie abermal von ihnen belagert, und bombardiret, auch bey ihrem Abzuge völlig abgebrandt, und die Festungswerke geschleift. Man suchte nachher durch mehr Freyheiten der Stadt wieder aufzuhelfen, es gieng aber sehr langsam damit, bis der jetzige Kurfürst alles mögliche beygetragen, die Einwohner mit Vorschüssen unterstützet, und auf solche Art durch den Anbau der wüsten Stellen sie wieder in den schönen Stand gesetzet, wie man sie jetzo findet, so, daß sie jetzo mit Recht unter die regelmäßig gebaueten und schönen Städte gehöret.

gehöret. Dieser Herr hat durch Anlegung eines ganz neuen Kanals mit 3 Schleusen (der über 600,000 Fl. kosten soll, und doch wenig genutzet wird) der im Rhein geht, gesucht den Handel empor zu bringen, auch sonst zu den neuen Fabriken große Vorschüsse gethan, (wobey er öfters gar sehr betrogen ist,) allein es will doch mit allen dasigen Fabriken, wenn man die wollnen und seidnen Fabriken ausnimmt, nicht recht fort, (weil der Ort zu nahe an Mannheim, und nicht wohlfeil genug dort zu leben ist.) Die daselbst von einem Privatmann 1755. angelegte Procellanfabrik ist recht gut, aber weil sie nicht viel Absatz hat, hat sie bald nachher der Kurfürst übernommen, (der dabey, weil so viele Bediente und Aufseher dazu gehalten werden, die stark salarirt sind, jährlich viele tausend Fl. zusetzet) und wird administriret. Modell und Mahlerey ist schön. Die übrigen Fabriken sind von gar keiner Bedeutung, so viel Wesens auch sonst in der Pfalz davon gemacht wird. In der Stadt sind 448 Häuser, und darin 3888 Einwohner. An Aeckern hat sie 2643 Morgen (die aber größtentheils sandig,) 200 Morgen Wiesen und 623 Morgen Weide. Die Reformirten, die den größten Haufen machen, besitzen die Hauptkirche, die Katholischen haben ihre Kirche selbst erbauet, so auch von den Lutheranern geschehen ist. S. 393. fg.

7) Das Oberamt Germersheim S. 408. fg. begränzt an einer Seite der Rhein, und an der andern das Vogesische Gebirge, der Elsaß, das Speiersche, und das Zweybrückische Gebiet. Sein erster Ursprung rührt aus der alten Landvogtey, die der Kayser Ludwig IV. 1331. den Pfalzgrafen übertragen hat. Derselbe verpfändete ihnen auch die Feste Trifels, Neukastel, Germersheim, Anweiler u. s. w. S. 408. (man sieht aus vielen angeführten Stellen, wie die Pfalz stückweise aus so vielen kleinen Erwerbungen nach und nach erwachsen ist, wozu eben dieser Kaiser durch Verpfändungen von Reichsgütern sehr viel beygetragen hat.) Das Oberamt ist in verschiedene Vogteyen (Fantheien nennet man sie in der Pfalz) und kleinere Aemter abgetheilet, die hier S. 410. verzeichnet sind. Im J. 1680. machte Frankreich durch die Reunionskammer auf dieses Amt einen wichtigen Anspruch, und nahm es auch wirklich im Besitz. Durch den Rißwickschen Frieden gelangte zwar die Pfalz wieder zum Besitz, aber Frankreich behauptet

noch jetzo, daß die Queich die Gränze vom nördlichen Elsaß sey. S. 412. Dieser Strom entspringet im Vogesischen Gebirge eine halbe Stunde oberhalb dem Speierschen Dorfe Hauenstein am Fuße des Winterbergs; die Quelle heißt man Moßqueichbrunn, sie fließt bey dem Schlosse Falkenburg vorbey, und nachdem sie mehr Bäche zu sich genommen, geht sie auf Anweiler, theilt sich bey Albersweiler in zwey Arme, wovon der linke der Fluß bleibt, den rechten aber haben die Franzosen zu einem Kanal gemacht, und nach Landau geleitet. Die Queich oder der linke Arm geht auch auf Landau durch die dasige Festungsgräben, und weiter durch die Dörfer einer schönen Ebene Queichheim, Merlheim u. s. w. nahe bey der Stadt Germersheim, wo sie sich in den Rhein ergießet. Das Amt selbst hat größtentheils einen guten Fruchtboden, nur der Wein fällt ziemlich aus. An schönen Waldungen ist kein Mangel. Die Anzahl der Städte, Flecken, Dörfer, Weiler und Höfe macht zusammen 59 Oerter, worin 26830 Einwohner sind S. 415. Von dem Alter der Stadt hat man viele irrige Meynungen, indem der Ort und Name vor dem XIIten Jahrhunderte nicht vorkömmt. Gewisser ist, daß der Kaiser Rudolff I. bey der Burg die Stadt erstlich 1276. gebauet hat. Hernach verpfändete K. Ludewig IV. seinen Bruders Söhnen den Pfalzgrafen ums J. 1330. Burg und Stadt Germersheim mit Zubehör für 6000 Mark löt. Silbers, welchen Pfandschilling K. Karl IV. noch weit mehr vergrößert hat. Das wichtigste, nämlich den Rheinzoll erhielten nach und nach die Pfalzgrafen ebenfalls von letztgedachtem Kaiser. Die Stadt hat nur 190 Häuser, worin 1199 Seelen wohnen, die zusammen 619 Morgen Acker, 448 Morgen Wiesen, 600 Morgen Weide, und 2580 Morgen Wald besitzen. Die Katholischen haben die Pfarrkirche, die Reformirten haben 1713. ihre Kirche gebauet, und die Lutheraner ihre etwas spather. S. 424.

In diesem Oberamte liegt auch die vormalige berühmte Benediktinerabtey Klingenmünster, so die älteste in der Pfalz seyn, und den K. Dagobert I. zum Stifter haben soll, die Urkunde aber ist, (wie die mehrsten Dagobert. Urk.) falsch. Sie war ungemein reich, und hatte viele große Lehnleute. Im J. 1491. ward sie in ein weltlich Stift verwandelt, aber unter dem Kurfürsten Friederich III. schon säculari-

lariſirt S. 467. Auch liegt ein ſchönes Dorf mit Namen Godramſtein nahe bey Landau, wo man vor etlichen Jahren verſchiedne römiſche Steine gefunden, die den Herkules, Merkur, die Juno und Minerva vorgeſtellet haben, und anjetzo in dem Antiquario zu Mannheim aufbewahret werden. Hr. Hofrath Lamey hat ſie Tom. II. Actor. Acad. Palat. Tab. I. in Kupfer ſtechen laſſen, und S. 10. fg. erkläret. Hieher gehört auch das Kloſter Eußersthal oder Ußersthal hart am Vogeſiſchen Gebirge, ſo im J. 1148. für dem Ciſterc. Orden geſtiftet iſt, und hier herum anſehnliche Beſitzungen hatte. Wobey merkwürdig iſt, daß der König Adolf von Naſſau in der Beſtätigungsurkunde ihrer Güter und Gerechtſame des Rechts gedenket, daß die Mönche dieſes Kloſters hatten, die Reichskleinodien auf der Burg Trifels bey Anweiler, wobey es nahe gelegen war, zu hüten. Kurfürſt Friedrich III. zog die Güter ein, und 1705. ſind die Einkünfte der katholiſchen geiſtlichen Verwaltung einverleibt worden. S. 519. Und hiermit ſchließt der IIte Theil dieſer vortrefflichen geographiſchen Beſchreibung der Pfalz.

Das Kupfer auf dem Titelblatt des IIIten Theils ſtellt die Stadt Oppenheim im Proſpekt von der Rheinſeite dar, und der Band ſelbſt begreift die Oberämter Alzei, Oppenheim, Stromberg, Bacharach und Simmern. Alles iſt nach eben dem Plan der vorher von uns angezeigten Theile mit eben der pünktlichen Genauigkeit aus ächten Quellen bearbeitet, daß wir uns alſo nur gleich zur Sache wenden dürfen, um das erheblichſte daraus anzumerken und auszuheben.

1) Amt Alzei. Es iſt nach dem Amte Heidelberg das größte und wichtigſte in der Pfalz, ſo 90 Oerter an Städten, Marchtflecken, Dörfern und Meierhöfen begreift. Der Getraidebau iſt faſt im ganzen Amtsbezirke vortrefflich, der Weinbau aber nur mittelmäßig, und der Wein ſelbſt nur geringe, dazu Oſt- und Weſthofen ausgenommen. Brennholz mangelt. Die liegende Gründe an Acker, Wieſen, Weinbergen, Gärten, Weide und Wald betragen zuſammen 131568 Morgen, und geſammte Einwohner des ganzen Amts 38909 Seelen. S. 17.

Die

Die Stadt Alzei ist sehr alt, und kömmt schon in einer Urkunde vom J. 897. vor. Man hat daselbst einen römischen Altarstein mit der Inschrift:

NYMPHIS VICANI ALTJAJENSES
ARAM POSVER.

ausgegraben, so noch ein höheres Alterthum zu vermuthen giebt S. 18. Es war hier eine alte und wichtige Burg, wozu viele Burgmänner gehörten, die hier S. 24. angegeben sind, die erstlich 1689. von den Franzosen ruiniret ist. In der Stadt sind 413 Häuser, und 2556 Einwohner S. 27. In diesem Oberamte ist begriffen das Unteramt Freinsheim mit dem kleinen Städtchen dieses Namens, und 15 Dörfern, und das Unteramt Erbesbüdesheim mit 8 Dörfern.

II. Oberamt Oppenheim, liegt sehr vertheilt, begreift zugleich Ober und Nieder Ingelheim und Stadeken, so zusammen vormals Kaiserl. Domainen, und von den Kaisern Karl IV. Wenzel und Rupert an Kurpfalz verpfändet sind. Das ganze Amt nebst der Stadt Oppenheim zählt nur 10334 Einwohner, und hat 20800 Morgen Acker, 2000 Morgen Weingärten, und 2500 Morgen Wiesen u. s. w. S. 264. Die Stadt Oppenheim ist sehr alt. Sie kömmt als ein Dorf schon in Urkunden des Klosters Lorsch von den Jahren 764 und 774 vor, und gehörte damals diesem Kloster S. 269. Im J. 1147. überließ das Kloster die damalige kleine Stadt dem Kaiser Conrad III. und im XIIIten Jahrhunderte war sie schon eine Reichsstadt, mit einer kleinen Burg. Kaiser Friedrich II. ertheilete ihr 1234. eben die Freyheiten, so die Stadt Frankfurt damals hatte, S. 271. Kaiser Rudolf I. verordnete 1287. daß 16 Ritter und Burgmänner und 16 Bürger den Stadtrath besetzen, und 7 Burgmänner nebst 7 Bürgern von jenen 16 das Schöffenamt vertreten sollen. Sie ward hernach öfters verpfändet, zumal an Kurmaynz, bis 1375. K. Karl IV. dem Pfalzgrafen Ruprecht dem jüngern die Vollmacht gab, die Stadt nebst Odernheim, Nierstein, Ingelheim u. s. w. von Kurmaynz einzulösen, so auch nach und nach geschehen ist. Der König Ruprecht überließ sie nebst den übrigen Oertern im J. 1401. seinem Sohn dem Pfalzgrafen Ludewig dem Bärtigen für 100,000 Rh. Goldgülden, und von der Zeit ist sie und die übrigen Oerter bey der Pfalz verblieben,

ben, S. 278. Nach der Zeit hat sie im 30jährigen Kriege viel Ungemach ausgestanden, und ist 1689 durch die Franzosen völlig eingeäschert und zerstöret worden, wie die Ruinen noch jetzo klar zeugen. Vorher war sie eine ansehnliche Stadt mit 3 Vorstädten. Das Schloß oder die alte Burg auf dem Berge hieß Landeskron, die völlig ruiniret ist. Die dazu gehörigen Burglehne sind S. 281 ff. angeführt. Eine fliegende Brücke über den Rhein ist nahe an der Stadt. Sie hat jetzo nur 254 Bürgerhäuser und 9 adeliche Höfe, wozu 625 Morgen Acker, 110 Morgen Weingärten, 133 Morgen Wiesen u. s. w. gehören, S. 287. Die Einwohner sind vermischt; doch machen die Reformirten den größten Theil aus, welchen auch die Katharinenkirche gehöret, S. 291.

Nierstein, ein ansehnliches Dorf oder Flecken hart am Rhein, nicht weit von Oppenheim, so wegen seines schönen Weins, der der beste von allen Pfälzischen Weinen, berühmt ist. Ein uralter Ort, der schon im achten Jahrhunderte existirt hat. Es muß auch hier ein königlicher Pallast gewesen seyn, weil verschiedene kaiserliche Urkunden hier datirt sind. Er ist im Jahr 1376 an Pfalz gekommen. Man findet darin 198 Häuser und 1100 Einwohner vermischter Religion, viele freye und auch adeliche Güther, wozu insgesammt 2156 Morgen Acker, 409 Morgen Weingärten, 371 Morgen Wiesen u. s. w. gehören, nebst 368 Morgen Wald, mithin eine große Feldmark, die sich auch jenseit den Rhein noch erstreckt, S. 297.

Niederingelheim gehört auch zu der alten Reichspfandschaft. Der alte kaiserliche Pallast, den K. Karl der Große hier erbauet hat, macht diesen Ort merkwürdig. Schöpflin hat eine eigene Abhandlung von selbigem in den Actis Acad. Palat. Tom. I. p. 300 sqq. drucken lassen, wo auch die Ueberreste in Kupfer gestochen sind, und Gerken in seiner Reisebeschreibung I. Theil hat die Ueberreste noch genauer untersuchet. Recens. ist gleichfalls hier gewesen, und hat gefunden, daß von dem würklichen k. Pallast Karls des Großen nichts weiter, wie 3 Säulen von Granit nur noch übrig sind, davon eine am Thor des Amthauses angemauert, mit einer Inschrift, die aus des Münsters Cosmographie genommen ist, die zwote liegt im Grase vor der Kirchthür, und die dritte in der Kirche. Wenn aber Herr Widder hier S. 307 glaubt, daß die Säulen gegossen sind, und sie

als ein Denkmal der alten Gießkunst angiebt, so irret er sehr, indem jeder sehen kann, daß sie gehauen sind. Darin ist er auch irrig, daß nur die einzige noch hier sey, und die übrigen nach Heidelberg gebracht wären. Es mögen dahin etliche vormals gebracht seyn; diese 3 aber hat Rec. vor wenig Jahren selbst noch daselbst gesehen. Das Merkwürdigste ist der schmale Grabstein einer fränkischen Königin in der vormaligen Schloßkirche, (die jetzo den Reformirten gehört,) die Schöpflin und Andere für die Hildegardis einer Gemahlin des K. Karls des Großen halten; so aber noch sehr ungewiß ist. Daß der Stein aber einer fränkischen Königin gehöret, zeigt der Nymbus, Krone, Scepter u. s. w. Alles sehr simpel und dem hohen Alter gemäs; lange nicht so zierlich, wie Schöpflin den Stein hat abstechen lassen. Der Stein aber liegt nicht in dem Chor der Kirche S. Remigii, die den Katholischen gehöret, wie hier S. 309 steht, sondern in der Kirche, die in dem Umfange des Pallasts steht, und jetzo den Reformirten gehöret, die, wie der Böhmische Löwe, so noch auswärts sichtbar ist, K. Karl IV. restauriret hat.

Oberingelheim ist ein artiger Flecken, worin 1500 Einwohner sind, und viele adeliche Höfe. Sonst gehören noch 7 Dörfer hieher. Die Burg Stadeken und das Dorf Esenheim ist auch noch unter dem Oberamte Oppenheim begriffen, S. 331.

III. Oberamt Stromberg ist auch nur klein, indem es nur mit dem Städtchen Stromberg 15 Ortschaften in sich faßt. Die im Gebürge liegenden Oerter sind nur schlecht; die an der Nahe aber gut. In der Nähe von Stromberg hat man römische Bäder 1617 entdeckt, und dabey römische Münzen gefunden, daher man der Burg Romberg einen römischen Ursprung zuschreiben will, S. 338. Geschichte dieser alten Burg, und wie sie an die Pfalz gekommen ist, S. 339—343. Im ganzen Amte wohnen nur 4717 Einwohner, die zusammen 10954 Morgen Acker, 848 Morgen Weinwachs, 1203 Morgen Wiesen und 3848 Morgen Waldung haben, S. 343. Das kleine Städtchen Stromberg hat nur 90 Häuser; die verfallene Burg wird auch der Saal genannt. Dieses alte Wort bedeutet eigentlich eben das, was lateinisch Palatium bedeutet, wie z. B. der Saalhof in Frankfurt am Mayn, so vormals der kaiserliche Pallast der Fränkischen Könige daselbst war. Die hierzu gehörigen Dörfer sind mehrentheils sehr gering und von keiner Bedeutung.

IV. Ober-

IV. Oberamt Bacharach, S. 370, gehört auch nur unter die geringen Oberämter, und besteht allein aus der Stadt und den so genannten 4 Thälern, die auf der linken Seite des Rheins liegen. Das Unteramt Caub liegt auf der rechten Seite unterhalb Bacharach, S. 370. Die Stadt kömmt vor dem XI. Jahrhunderte in Urkunden nicht vor; unter den Burgen war vorzüglich die Burg Stalack, nahe bey der Stadt, berühmt, wovon 1135 schon ein Graf Goßwin von Stalack als Zeuge in einer Urkunde des Erzbischofs Adelberts I. von Maynz erscheinet. Wahrscheinlich war er der Vater des 1143 zur Pfalzgräfl. Würde erhobenen Hermanns, Grafen von Stalack. Derselbe trug diese Burg mit dem Vogteyrechte über Bacharach von dem Erzstifte Kölln zu Lehn, und nach seinem Tode kam 1156 dieses Köllnische Lehn mit der Pfalzgräflichen Würde an den Herzog Conrad von Hohenstauffen, einen Halbbruder des Kaisers Friedrichs I. Derselbe erhielt das Lehn für sich und seine Tochter Agnes zu einem wahren Erblehn, wodurch es an den Pfalzgrafen Heinrich den Langen, und weiter an das Wittelsbachische Haus vererbet und der Pfalzgrafschaft beständig einverleibt ist. Diese Lehnsverbindung ist nachher 1243 noch mehr befestiget worden, S. 372.

Bey der Theilung vom J. 1255 zwischen den Söhnen Otten des Erleuchten erhielte der ältere die Pfalzgrafschaft am Rhein und einen Theil von Baiern, und seitdem blieb Bacharach auch dabey. In dem bekannten Paviſchen Vertrage von 1329 ward Bacharach ꝛc. dem Pfalzgrafen Rudolph und beyden Ruprechten vorzüglich zuerkannt, und in der Folge ist es beständig bey der Kurlinie geblieben, S. 377.

Der Weinbau ist bey Bacharach das Beste, indem die schöne Lage der Berge und der verwitterte Schieferboden einen rothen und weißen Wein von besonderer Güte hervorbringen. (doch soll durch Anpflanzung von Muskatellerreben der Wein viel an seiner alten Güte verloren haben.) Getraidebau und Viehzucht ist schlecht; in der Stadt, mit dem Unteramte Caub und 14 dazu gehörigen Ortschaften, wohnen nur 4760 Einwohner, die 4246 Morgen Acker, 908 Morgen Weinbau, 832 Morgen Wiesen und 4777 M. Wald haben, S. 378. Die Stadt Bacharach soll ihren Namen aus den Zeiten der Römer von Bachi Ara haben, und ein römi-

römischer Stein mit der Inschrift noch im Rhein liegen; allein dieses gehört unter die Träume. An dem hiesigen wichtigen Rheinzoll hatten viele Fürsten, Grafen und Stifter vormals Antheil, welchen die Kaiser selbigen verpfändet hatten, nach und nach hat Kurpfalz sie abgelöset, und besitzt den Zoll allein; bloß die Universität Heidelberg hat noch einen kleinen Theil daran, S. 386. Die Stadt hat nur 266 Häuser und 1321 Einwohner. Die 4 Thäler begreifen etliche wenige Dörfer und Höfe.

Das Unteramt Caub gehörte vorher den Dynasten von Münzenberg und Falkenstein, und erstlich im XIII. Jahrhunderte haben die Pfalzgrafen solches nach und nach an sich gebracht. Merkwürdig sind eine große Anzahl alte Schlösser, so in der Gemarkung liegen, nämlich Gutenfels, so noch im Stande und mit Soldaten besetzt ist, Pfalzgrafenstein, gemeiniglich die Pfalz nur genannt, liegt auf einem starken Felsen im Rhein, und ist ursprünglich nur ein Wachtthurm wegen des Zolls, worin 20 Mann Invaliden liegen, Rheinberg, Sangerburg und Hepfenbefft. Die Stadt Caub hat nur 164 Häuser und etliche Freygüther, S. 413. Sonst gehören zum Amte noch 4 Dörfer.

V. Oberamt Simmern, liegt in einem rauhen Distrikt, den man gemeiniglich mit zum Hundesrück, wiewohl unrichtig, rechnet. Wie dieser Landesstrich, so in ältern Zeiten von den Wild- und Raugrafen, den Grafen von Valdenz, von Spanheim ꝛc. zum Theil besessen, nach und nach an die Pfalz gekommen ist, hat der Verf. gründlich S. 422—427 gezeiget, auch wie es bey den Theilungen damit gegangen ist. Grund und Boden ist schlecht und mager, daher nur zur Hälfte angebauet, das mehreste besteht aus Waldungen und öden Heidegegenden. Auch der Acker ist so schlecht, daß er wenig Rocken und mehr Haser trägt; doch wird Flachs viel gebauet, S. 429. Die Schafzucht ist hergegen gut, und die Hammel sind wegen der magern Weide, worauf viel wilder Knoblauch wächst, fast so berühmt wegen des guten Geschmacks, wie die aus dem Ardenner Walde. Das ganze Amt begreift mit der Stadt 54 Dörfer und 12 Meierhöfe, worinnen 9633 Einwohner, die 15537 Morgen Acker, 7312 M. Wiesen, 8763 M. Weide und 106141 M. Wald haben. Die Stadt Simmern enthält nur 215 Häuser. In der Hauptkirche zum h. Stephan ist in einer besondern

sondern Kapelle die fürstliche Gruft von der Pfälzischen Linie, die ihre Residenz hier hatte, worunter etliche schöne Monumente von Marmor sind, davon die Inschriften zum Theil in den Tom. III. Act. Acad. Palat. p. 26 sqq. abgedruckt sind. Die Dörfer sind zum Theil sehr klein zu 8—30 Höfen, und die mehresten Bewohner arm. In dieser Gegend, zumal man hier viel Flachs bauet, sollte man Spinnereyen und Leinewandsfabriken anlegen, um den armen Leuten Nahrung und Verdienst zu verschaffen. Wenn dieses geschehen wäre, so würden nicht so viele Einwohner seit etlichen Jahren nach Lodomirien ꝛc. in Pohlen emigriret seyn.

Bibliotheca Moguntina libris Saeculo I. typographico Moguntiae impressis instructa, hinc inde addita inventae typographiae historia, a *Stephano Alexandro Würdtwein*, Episcopo Heliopolensi, Suffraganeo Wormatiensi. August. Vindelic. 1787. 4. M. K.

In der gelehrten Vorrede handelt der berühmte Herr Verf. zuerst von den alten Codicibus, die der h. Bonifacius aus England sich schicken lassen, und die er selbst geschrieben hat, hiernächst von denen, die zu Fulda noch vorhanden, (die Recens. selbst gesehen,) und beschreibt solche S. 6. 7. Weiter den ersten Anfang der Mainzer Dombibliothek, die bereits unter den gelehrten Erzbischöfen Richolf und Rhaban ihren ersten Anfang genommen hat, und hernach mehr angewachsen ist. Ihre Schicksale, und wie sie besonders im 30jährigen Kriege von den Schweden gemißhandelt, so die besten Codices daraus geraubt, die man zum Theil in andern deutschen Bibliotheken anjetzo findet, wie z. B. in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha ꝛc. von welchen aus des Cyprians Catalogo dieser Bibliothek S. 9 verschiedene nachgewiesen sind, die Rec. zum Theil auch selbst darinnen gesehen hat, unter andern den vortrefflichen Codicem Capitular. Reg. Francor. der hier S. 10 beschrieben ist. Auch die fürstl. Wolfenbüttelsche Bibliothek besitzt daraus Scholia. Hiernächst wird von den alten Bibliotheken des Stifts S. Albanus zu Maynz und in dem Benedictinerkloster zu S. Jakob daselbst Nachricht gegeben, S. 12 und 14. In dieser letzten Bibliothek

sind schon im Jahre 1160 die wichtigsten Codices verbrand. Von denen, die übrig geblieben sind, findet man S. 22 ff. ein Verzeichniß; die aber auch bey einer andern Verstörung des Klosters 1328 größtentheils verloren gegangen sind. — Ein anderes Verzeichniß, so 1444 gemacht ist, S. 29, und weiter eine kurze Nachricht von den Bibliotheken der übrigen Klöster zu Mainz, S. 52 ff.

Im ersten Abschnitt S. 36 f. findet man mit großem Fleiß die Nachrichten gesammlet, so die Geschichte der ersten Erfindung der Buchdruckerey zu Mainz durch Johann Gutenberg aufklären. Zuerst beweiset der gelehrte Verf. S. 37, daß Johann Gutenberg von altem adelichen Geschlechte der von Sorgenloch gewesen, einem Dorfe bey Niedersaulheim, so diesem Geschlechte schon im XIII. Jahrh. zugehörte, die sich auch von ihrem Hofe in der Stadt Maynz zum Gänsefleisch also genannt hat, daher er sich eigentlich *Johannes Gutenberg de Sorgenloch, dictus Gänsefleisch*, geschrieben hat. Ein Siegel von einer Urkunde des Jahrs 1293 ist auf dem Titelblatte in Kupfer gestochen. Ihr vormaliger Hof zum Gänsefleisch gehört jetzo den Kapuzinern. Viele Gelehrte haben die Namen unterschieden, und Gutenberg, Gänsefleisch für unterschiedne Personen gehalten, so hier klar S. 38 widerlegt ist. S. 39 f. wird weiter dargethan, daß so wenig die Stadt Harlem, wie Straßburg, auf die wahre Erfindung und Ausübung der Buchdruckerkunst einen gegründeten Anspruch machen kann. Von Harlem ist Hadrianus Junius der erste, der diese Erfindung ihr zuschreibt, davon hier S. 39 f. dessen Declamation darüber, (denn ein Beweis ist es nicht,) abgedruckt ist. Sein Vorgeben, daß Johann Faust des Laurenz zu Harlem Famulus gewesen, der ihm die Kunst abgelernet und die Druckergeräthschaft heimlich gestohlen und nach Mainz gebracht, hat schon Schöpflin in *Vindiciis Typograph. p.* 80 lächerlich gemacht, und Meermann ist schon von dem Herrn von Heinecken II. Th. S. 241—314 widerlegt, wie man alles dieses hier S. 44 angeführt findet.

Der seel. Schöpflin hat zwar in seinen *Vindic. Typogr.* ein altes Gerichtsprotokoll drucken lassen, worin die Zeugen von einer Presse, Formen u. s. w. die Gutenberg, der sich vom J. 1436—1444 zu Straßburg aufgehalten, in seinem Hause gehabt hat, aussagen, und viele Data darin,

daß

daß er die Instrumente heimlich gehalten; allein man kann doch aus allen den darin gedachten Umständen nicht mit Gewißheit behaupten, daß er sie zur Buchdruckerey gebraucht hat, wie der Hr. Verf. hier S. 44. zu erkennen giebt, und auch in so weit richtig ist, weil Straßburg kein Buch aufweisen kann, daß unter des Gutenbergs Namen, und unter einer gewissen Jahrzahl zu Straßburg gedruckt sey vor 1457. wo Johann Faust unter seinem Namen, und unter dem beygesetzten Jahre mit Benennung der Stadt Maynz das bekannte Psalterium gedruckt hat. N. c. ist hievon überzeugt, glaubt aber doch, daß, ob zwar Gutenberg bey seinem Aufenthalt in gedachten Jahren kein Buch unter seinem Namen gedruckt, auch vermuthlich nicht ohne seinen Namen, derselbe doch in Erfindung der Kunst gearbeitet haben mag, indem alle die Ausdrücke von Presse, Formen u. s. w. in dem Protocoll und Zeugenverhör, wenn man sie zusammen in Verbindung lieset und erweget, gewissermaßen doch auf eine heimliche Kunst abzwecken, und es sehr glaublich machen, daß er sie bey Erfindung der Buchdruckerkunst gebraucht hat. Welches auch der Stadt Maynz im Grunde nicht präjudiciret, indem sie daselbst erstlich zu ihrer Vollkommenheit gekommen ist. Die Proben die Schöpflin in seinen gedachten *Vindiciis* hat in Kupfer stechen lassen, von welchen er glaubt, daß sie von dem Gutenberg herrühren, beweisen im Grunde nichts, weil sie ohne Namen, Druckort und Jahrzahl sind, und auch mit nichts bewiesen ist, daß sie von Gutenberg herrühren. Nach den abgestochenen Proben bey dem Schöpflin in *Vindiciis* Tab. I. II. III. kann man fast nicht anders urtheilen, als daß die in den 1400 sechziger Jahren mit geschnittnen Buchstaben gedruckt sind. Selbst das *Decretum Gratiani*, so der Straßburger Buchdrucker Heinrich Eggestein im J. 1471. daselbst gedruckt hat, zeigt noch bloß geschnittene Buchstaben.

Daß aber seit 1455. und 57. Gutenberg und sein Gehülfe Johann Faust zu Maynz würklich Bücher gedruckt haben, zeugen die Bücher mit Namen, Druckort und Jahrzahl unwiderleglich. Die schöne Stelle aus des Abt Tritheims *Annal. Hirsaug.* S. 421. *ad A.* 1450. die hier S. 45. abgedruckt ist, erläutert ungemein diese Erfindung, zumal Tritheim nicht lange nachher lebte, nicht weit von Maynz als Abt zu Sponheim war, und den Peter Schoif-

fer selbst gekannt, und von ihm die wahren Umstände gehöret hat. Gutenberg hat erstlich, wie er in der Kunst gearbeitet, zu Maynz das Haus zum Jungen bewohnet, hierauf das Haus oder den Hof Gutenberg, das hernach den Namen des Druckhauses behalten hat. S. 47. Das Haus zum Jungen liegt in der Gegend des Jesuitercollegii, ist zwar von den Schweden damals größtentheils ruiniret, doch nachher wieder hergestellet worden, worin eine Privatkapelle zu den 3 Königen noch existiret S. 48. worüber auch noch eine Urkunde a. a. O. produciret ist.

Die lateinische Bibel so mit Mißalbuchstaben gedruckt ist, zwischen den Jahren 1450 — 1455. scheint wohl das erste Werk aus des Gutenbergs und Fausts Officin zu seyn, wozu der letzte hauptsächlich das Geld hergegeben, und worüber beyde in Proceß gerathen, und sich 1455. getrennet haben. Doch ist von dieser lat. Bibel noch nicht alles völlig ins Klare.

Weit überzeugender ist das schöne Psalterium in Folio, welches Johann Faust und Peter Schoifer zu Maynz 1457. gedruckt haben, so ihren Namen, die Jahrzahl, und den Druckort klar darstellet, davon Tab. I. ad pag. 55. die Probeschrift in Kupfer gestochen ist. Die großen Initialbuchstaben sind vortrefflich, Rec. so dieses Psalterium in der Dombibliothek zu Maynz selbst gesehen, hat sich über deren Schönheit gewundert, und es ist immer Schade, daß der Hr. Weihbischof nicht ein Paar Proben davon hat abstechen lassen. Es wird dadurch die Meynung widerlegt, daß Erhard Radtold zu Venedig im J. 1476. der erste Erfinder davon gewesen sey. Die völlige Gleichheit der Buchstaben in dieser Probeschrift Tab. I. zeigt, daß dieses Werk schon mit gegossenen Buchstaben gedruckt ist. Die genauere Beschreibung giebt S. 55. fg.

Das folgende Buch unter dem Titel — *Dialogi Gregorii Papae*, mit der Schlußschrift: Praesens hoc opus factum est per *Iohann Guttenbergium* apud Argentinam Anno Millesimo CCCCLVIII. in Fol. S. 58. scheint sehr verdächtig, am meisten die ganze Schlußschrift, die aus vielen Ursachen offenbar falsch ist. Denn 1) ist damals kein *ae* gebraucht worden, 2) der Stil — hoc opus *factum* est — nicht gewöhnlich in den Schlußschriften, und 3) war Gutenberg damals 1458. nicht mehr in Straßburg u. s. w.

Uns

Uns wundert, daß es hieher gesetzt ist. Und das dritte S. 61. so auch das Psalterium unter dem Jahre 1459. ist vielleicht, wenn man es mit dem von 1457. genau zusammenhielte, eine Ausgabe, und nur eine veränderte Schlußschrift, wie das Explr. bloß für S. Jacob bestimmt war, und deswegen in der Schlußschrift gedacht ist, auf gleiche Art das Exemplar für der Karthaus. Kaum ist zu denken, daß innerhalb 2 Jahren zwey Auflagen von einem Buche gemacht sind, da die Kosten groß waren, und es würde auch nicht so äußerst selten seyn, wenn würklich 2 Auflagen gemacht wären. Das vierte Buch vom J. 1459. ist: *Durandi rationale divinorum Officiorum* S. 65. Von dem Buche ist in Maynz nur ein Exemplar in der Dombibliothek, so halb auf Pergament und halb auf Papier wechselsweise gedruckt ist. Das folgende vom J. 1460. ist das bekannte Egmolog. Lexicon unter dem Titel — *Catholicon*, wovon hin und wieder Exemplare vorhanden sind, und so sehr rar nicht ist. Man hat auch wenigstens 4 Ausgaben von dem Werke in wenig Jahren. Wegen der sonderbaren Schlußschrift hält man dieses Werk nicht für des Joh. Faust und Peter Schoiffers Druck, besonders hat Meermann dagegen geschrieben, so S. 68. angeführt ist. Wir glauben, daß die veränderte Schlußschrift bloß allein den Druck nicht verdächtig macht, indem in nachfolgenden Jahren fast eben die Worte gebraucht sind bey andern Schlußschriften des Peter Schoiffers, z. B. bey des *Clementis Papae Constitution.* die er 1467. gedruckt hat, hier S. 89. und bey den *Institut. Iustiniani* vom J. 1468. S. 90. S. 73. fg. wird die lateinische Bibel, die Joh. Faust und Pet. Schoiffer 1462. zu Maynz gedruckt haben, sehr genau beschrieben, besonders nach dem Exemplar in der Stadtbibliothek zu Frankfurt. Von dieser raren Ausgabe findet man in Maynz wenigstens 3 Exemplare, und Rec. hat auswärts wenigstens auch noch 2 gesehen. Die aber S. 78. hier unter eben dem Jahre zu Maynz gedruckte deutsche Bibel ist ein Unding, und kaum werth, zu widerlegen, wie denn solches von dem Hrn. Schaffer Panzer zu Nürnberg längst geschehen ist. Uns wundert, daß man hier S. 80. so glimpflich, zumal von der zu Stuttgard, die offenbar von dem Miniatore ihre Schlußschrift hat, davon geurtheilet, und sie nur für ungewiß angegeben hat — hinc Biblia haec editionibus librorum incerti anni, incertique impressoris adnumeramus. — Sie ist offenbar weit

später, und etwa im J. 1472. gedruckt, wie Rec. der sie gesehen, und nach den Buchstabenzügen beurtheilet hat, gewiß überzeugt ist.

Die Ursache warum in den Jahren 1463 und 1464. zu Maynz kein Buch gedruckt, wenigstens keines davon bekannt ist, setzet der Verf. sehr wahrscheinlich in der Verwüstung die damals die Stadt Maynz bey jenen bekannten Unruhen erlitten hat, S. 84. In den Jahren 1465. 66. 67. 68. sind hier verschiedene gedruckt, doch nur sparsam im Ganzen genommen, woraus man schwerlich vermuthen darf, daß damals schon 2 Druckereyen, wie Meermann angiebt, zu Maynz gewesen sind.

Johann Faust, der sich zu Paris 1466. um seine gedruckten Werke daselbst zu verkaufen, aufhielte, ist vermuthlich daselbst an der Pest, die da stark gewütet, gestorben S. 88. und Peter Schoiffer kömmt, von der Zeit allein vor, wie seine hier S 89. fg. angeführte von ihm allein gedruckte Werke zeugen. Aus einer Urkunde vom J. 1468. die hier S. 96. abgedruckt ist, hat der D. Conrad Homery die Druckerinstrumente, die Gutenberg gehabt hat, geerbet, woraus zu vermuthen, daß dieser Gutenberg ungefähr in dem Jahre erstlich gestorben ist. Er ist in der Franziscanerkirche zu Maynz begraben, wo ihm Adam Gelthuß (*von dem jungen Abend*) sein naher Verwandter ein Monument setzen lassen, so hier S. 97. abgedruckt ist. Noch ein ander Monument hat ihm D. Ivo Witigis nachher errichtet S. 98. so aber nicht mehr vorhanden ist.

Im J. 1469. war auch schon zu Eltevil (Ellefeld der Hauptort im Rheingow) eine Druckerofficin, die Nicolas Bechtermünze daselbst errichtet hat, und in demselbigen Jahre ein *Vocabularium Latino Teutonicum* in 4. darin gedruckt hat S. 98. Ob mehr Bücher von ihm gedruckt sind, davon finden wir keine Anzeige. Vermuthlich ist die Officin bald eingegangen.

Ferner war 1486. zu Maynz außer des P. Schoiffers Officin, auch noch eine andere, die Erhard Reuwich daselbst hatte, worin in selbigem Jahre des Domdechants Bernh. von Breidenbach *Peregrinatio in montem Syon* in Fol. mit vielen Holzschnitten gedruckt ist, die Rec. selbst besitzet S. 123. Noch weiter hat Jacob Meydenbach

1491,

1491. daselbst eine Druckerey, so damals den *Hortum Sanitatis* in Fol. gedruckt hat S. 182. und 1494. Peter Friedberg, der damals und in den nächstfolgenden Jahren viele Bücher gedruckt hat S. 130. fg.

Im J. 1503. erscheinet Johann Schoeffer zum erstenmal als Drucker, nachdem Peter 1502. aufhöret S. 137. Dieser hat nebst andern die Druckerey bis 1531. fortgesetzt, und hat in der langen Zeit viel geliefert, von dem Jahre bis 1558. Ivo Schoeffer die erste uralte Maynzische Druckerofficin unter dem Namen beschlossen hat. Indeß waren bey seinem Leben in den Jahren 1532—1558. noch Buchdrucker zu Maynz Peter Jordan und Franciscus Beham, der seit 1541. viele Bücher gedruckt hat, und fast mehr wie Ivo Schoeffer, wie das Verzeichniß ausweiset. Die Buchdruckerzeichen dieser alten ersten Maynzer Buchdrucker sind auf 8 Platten in Kupfer gestochen beygefügt, und ein Anhang von 28 Urkunden so die Buchdruckergeschichte erläutert, beschließt das Werk, so dieser bisher noch etwas dunkeln Geschichte ein neues Licht giebt, und mit vielem Fleiß und Kritik bearbeitet ist.

Hk.

Paul Sarpi von dem Kirchengut. Aus dem Italiänischen übersetzt von Johann Gottlieb Steeb, Hochgräfl. Degenfeldischen Pfarrer in Dürnau. Begleitet mit einer Vorrede von Johann Georg Friedrich Pabst, Professor auf der Friederich-Alexanders Universität zu Erlangen. Frankfurt und Leipzig. 1786. 302 S. in kl. 8.

Des berühmten Paul Sarpi Schriften sind bekannt genug. Er war zu seiner Zeit der freymüthigste Bekenner der Wahrheit, nachdem er sie mit durchdringendem Blick ausgespäht hatte. Großmüthig über die Lästerungen und Anfeindungen der herrschsüchtigen Klerisey erhaben, hoffte er von den zukünftigen Zeiten die unpartheyische Bestimmung des wahren Werthes seiner Denkungsart, und der edelmüthige Theil der Protestanten sowohl als Katholiken ist darin übereingekommen, ihn unter den würdigen Männern und Schriftstellern seiner

Zeit oben an zu setzen. Hr. Steeb hat wohlgethan, das vorzügliche Sarpische Werk delle Materie beneficiarie jetzt zu übersetzen, da im katholischen Deutschlande über diesen Gegenstand würklich so viel pro und contra geschrieben worden, und ähnliche Werke der Franzosen Equimarius, Duarenus, und Coraffius lange nicht die historische Richtigkeit, und philosophische Präcision der Sarpischen Abhandlung erreichen, auch die französische Uebersetzung von Amelot, und noch weniger die Lateinische von Carl Caffa so viel ins Publikum gekommen, wie der reichhaltige Inhalt verdient. Des Hrn. Pabst Vorrede, die dem großen Manne Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ist lesenswürdig.

Uebrigens hat Rec die Uebersetzung mit der venetianischen Urschrift verglichen, und sie, kleine Fehler in der deutschen Sprache abgerechnet, rein und treu gefunden. Weisses Papier und sauberer Druck zieren das Werk.

Sammlung anmuthiger und wahrhafter Geschichten, zur Bildung der Rechtschaffenheit und Tugend; aus größern Werken und fremden Sprachen zusammengetragen. Achter Band. Augsburg, in der Wolfischen Buchhandlung. 1787. 394 S. in 8vo.

Dies Produkt der katholischen Buchmacherkunst ist schon hinlänglich bekannt. Der erste Theil ist im 2ten Stücke des 41sten Bandes unserer Bibliothek bereits angezeigt. Die Fortsetzung findet sich im 2ten Stück des 44sten Bandes, und im 2ten Stück des 48sten Bandes. Die Theile des zusammengestoppelten Werks sind sich ziemlich ähnlich. Die Hinweisung auf Mönchstugend ist so plump als möglich. Dieser achte Band enthält Fortsetzung der Geschichte von Entdeckung Amerikas durch Kolumbus bis zu dessen Tode, auf 106 S. und unter Kortes bis zu Ende des Buchs. Die Erzählungen sind aus allerley Schriften zusammengerafft, und enthalten manches, was zu berichtigen wäre, wenn es sich bey so einem Buche der Mühe lohnte. Der Styl ist sehr unangenehm, und die Schreibart inkorrekt.

Hr.

Ge-

Geschlechtserzählungen derer in Sachsen florirenden adelichen Familien — — von Aug. Wilh. Bernh. von Uechtritz, Churfürstl. Sächs. Prem. Lieut. des Regim. von Reizenstein. Erster Theil. Leipzig, bey Beer. 1787. 7½ Bogen in Queerfolio.

Es ist ganz gut, daß der Adel, dem genealogischen Studium sich zu widmen, anfängt. Er hat oft mehr Zugänge zu zuverläßigen Nachrichten, und kann sich diese Zugänge leichter bahnen, als jeder anderer. Die Absicht unsers Verf. scheint diese zu seyn, die vom König und andern Schriftstellern gelieferten Geschlechtstafeln der adelichen Familien in Sachsen von der Zeit, von der Generation an fortzusetzen, mit welcher sie seine Vorgänger abgebrochen haben. Dieser erste Versuch seines Fleißes ist gut, und hat das vor den Arbeiten eines Königs und anderer zum voraus, daß er mit sorgfältiger Rücksicht auf die Bestimmung der Geburts- Vermählungs- und Sterbejahre und Tage gemacht worden ist. Der Verf. hat sich schon damit seinem Stande verbindlich gemacht, würde sich demselben aber noch verbindlicher gemacht haben, wenn er seine Quellen in der Vorrede nicht nur obenhin, sondern an jedem Orte genau angegeben hätte. Schade ist es, daß der Verf. sich an keinen gewissen Plan binden zu wollen scheint. Da seine Geschlechtstafeln doch einmal Fortsetzungen von Königs Adelshistorie seyn sollen, so würden sie für die Besitzer der letztern viel brauchbarer werden, wenn sie der Verf. nach der alphabetischen Ordnung bearbeiten wollte. Dieser erste Theil liefert die Geschlechtstafeln derer von Uechtritz, von Breitenbauch, Boeltzig, Einsiedel, Reizenstein, Geusau, Salza, Trebra, Hopfgarten, Helmold, Schönfeld, Münchhausen, Wilcke, Bodenbaußen, Uffel, Nostitz, Selchow, Ryau, Starschedel, Schulenburg, Guden.

Fe.

Volksgeschichte der Deutschen. Dritte Sammlung; oder Archiv menschlicher Gesinnungen, Handlungen und Schicksale von dem Verfasser der

Volksgeschichte. Der erste Band. Leipzig, bey Sommer. 1787. 323 S. 8.

Das Portrait en miniature, der deutsche Tartüffe, das Hundsgesicht, eine starke Verrechnung, Wohlthätigkeit und Erkenntlichkeit, Beyden ist geholfen, die ungleichen Brüder, die bestrafte Barmherzigkeit; sind die Geschichten, die diese Sammlung enthält. Sie sind mit Absicht nach dem Geschmack der Zeit, und den Bedürfnissen des menschlichen Herzens gewählt, und gerade in dem lebhaften und fließenden Ton geschrieben, der eine Erzählung eindrücklich und unterhaltend macht.

Indem aber der Verf. die Charaktere guter und böser Menschen entwickelt, und ihre Handlungen schildert, entdeckt der aufmerksame Leser schon von selbst die Quellen, woraus dem einen Kenntniß und Herzensgüte, dem andern Dummheit und Sittenverderben floß. Die Moral also, die er jeder Geschichte voranschickt, oder einstreuet, hätte ohne Verlust wegbleiben können; besonders, da er zuweilen aus den Grenzen der philosophischen Moral in das Gebiet der christlichen Sittenlehre, wie z. B. S. 160. bis 65. schreitet, welches unserer Meynung nach in einem Buch, das jeder Religionsverwandte mit Nutzen lesen muß, nicht seyn sollte. —

An Witz fehlt es dem Verf. nicht, das beweiset S. 310. Was aber witzig seyn soll, darf nicht trivial, und analytisch unrichtig seyn, wie S. 95. Z. 23. der Hof- Leib- Mund- und Magenschneider, welches ein abgedroschener, und respective abgeschmackter Gedanke ist. So ist auch der Plural Pasköre etymologisch unrichtig, und die Konstruktionsordnung läßt in prosaischer Schreibart die Versetzung der Zeitwörter nicht so leicht passiren, als sie der Verf. in der Stelle S. 7. Z. 9. und folgende gebraucht hat: „Der Stand zwingt den fühlenden Jüngling zu schweigen, und wenn er spricht, und die Prinzessin wollte hören und lohnen Liebe mit Liebe, so verfolgt Rache den Jüngling, und die Prinzeßin weint in einem einsamen Schlosse. Bleibt auch den luchssichtigen Augen der Höflinge die Liebe verborgen, wirft sich die Prinzeßin dem liebenden Jüngling in die Arme, und vereint sie die Flucht in fremdem Lande, so wird sie ausgestoßen aus der

Fami-

Familie, und ihr Name ausgestrichen, aus dem Geschlechtsregister."

Wer übrigens die Gesinnungen und Handlungen der Menschen, die Winkelzüge der Bosheit und den geraden Gang der Rechtschaffenheit kennen lernen, und sich aus auffallenden Charaktern Regeln für sein eigenes Verhalten und zur Bildung anderer sammlen will, der wird in diesem Buche seine Befriedigung finden. Eltern und Lehrern ist es besonders zu empfehlen. —

Pg.

Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen. Prag und Leipzig, bey Widtmann. 1787. Ister IIter und IIIter Heft. Zusammen 628 S. in gr. 8v.

Eine nützliche Sammlung. Die Herausgabe ist an keine bestimmte Zeit gebunden, und in der Vorrede zum ersten Hefte wird uns bloß der K. Gubernialrath Hr. von Riegger als derjenige genannt, an welchen Beyträge zu dieser Sammlung eingesandt werden können. Wir irren also wohl nicht, wenn wir denselben für den Herausgeber halten. Von der Güte der Sammlung wird folgende Anzeige ihres Inhalts der beßte Beweis seyn.

I. Heft. I. Plan zur Statistik von Böhmen. Der Plan ist sehr ausführlich, liefert aber bloß die Rubriken. Eine gründliche Ausführung desselben werden diese Materialien befördern. II. Verzeichniß einiger gedruckten Hülfsmittel zu einer pragmatischen Landes- Volks- und Staatskunde. Der Anfang einer brauchbaren Bibliothek zur Böhmischen Statistik nach den Materien geordnet, und in chronologischer Ordnung, mit allen nöthigen litterarischen Nachrichten und beygefügten Urtheilen, aufgestellt. Da eine solche Arbeit nicht sogleich vollständig seyn kann: so verspricht der Verf. dazu in der Folge die nöthigen Ergänzungen zu liefern. Wie sehr dadurch das Studium der Böhmischen Statistik erleichtert wird, dürfen wir nicht erst bemerken. Sehr richtig sagt der einsichtsvolle Verf.: „Am Ende dieser „Arbeit wird sich beurtheilen lassen, wie viele, oder richtiger, „wie wenige Quellen es giebt, denen die Uebrigen, oft ohne

die

„die mindeste Prüfung und Wahl, wörtlich nachgeschrieben, „oder sie gar mißverstanden, verdreht, oder verstümmelt „haben. — Allenthalben ist heutzutage der Ueberfluß an „Büchern ein so starkes Hinderniß der Aufklärung, als einst „der Mangel war. — Historische Wissenschaft kann freylich Niemand durch bloßes Denken erwerben: man muß anhaltend lesen. Aber die fruchtlose Durchwühlung mancher „Folianten erspart man oft durch die nähere Anzeige des Inhalts, oder man zieht auf wenige Blätter die Quintessenz „des Buchs, und überläßt das unverdauliche caput mortuum von vielen Alphabeten den Motten.“ III. **Verzeichniß einiger allgemeinen Landcharten von Böhmen.** Mit vielem Fleiße gemacht. IV. **K. Verordnungen und Verfügungen über das Conscriptionswesen in Böhmen bis auf das Jahr 1775.** V. **Varianten über die Größe und Volksmenge Böhmens.** Folgende sehr richtige Regel, welchs der Verf. dieses Aufsatzes giebt, wird von manchen unserer neuern Statistiker so sehr vernachläßigt, daß ihre Einschärfung allerdings sehr nothwendig ist: „Jede „Nachricht, für die nicht entweder namentlich ein solcher „Mann sich verbürgt, oder darum wissen muß, oder doch „sicher kann, und der wahrscheinlich uns nicht täuschen will; „oder deren Richtigkeit zu untersuchen wir nicht durch Ver„weisung auf Originaldocumente in den Stand gesetzt wer„den; oder die durch ihre Uebereinstimmung mit der Natur „der Sache und allen übrigen bekannten Umständen das Ge„präge der Glaubwürdigkeit nicht hat, ist unter die zweifel„haften Acta zurückzulegen.“ Der Verf. sagt über den Punkt der Glaubwürdigkeit statistischer Angaben noch mehreres Wahre und Nützliche, welches wir aber nicht ausziehen können. Wie viele statistische Angaben, die immer einer dem andern ohne Prüfung nachbetet, erscheinen in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit, wenn man sie nach diesen Regeln prüfet! Und doch ist es endlich einmal Zeit, daß wir anfangen, uns in statistischen Sachen nicht mehr täuschen zu lassen, sondern zu prüfen und wegzuwerfen, was nach den Regeln einer strengen historischen Critik nicht bestehen kann. So wie es viele Schriftsteller unter uns anfangen, wäre es freylich kein Wunder, wenn der Geschmack an der so nützlichen Wissenschaft der Staatskunde eben so schnell wieder abnähme, als er zugenommen hat. Wir haben freylich, wie der Verf. sich ausdrückt, ganz hübsche Capitalien von statistischen Kenntnissen,

nur

nur bestehen sie in lauter zweifelhaften Posten. Wie nöthig das Prüfen sey, davon hat der Verf. hier ein schätzbares Beyspiel an der Größe und Volksmenge Böhmens gegeben, wovon er die Varianten aus einer großen Anzahl von Schriftstellern mit vieler Mühe zusammengetragen hat. Vermuthlich wird er uns ein andermal das Resultat aus dieser Vergleichung vorlegen; denn daß bisher die Nachrichten von der so sehr großen Population übertrieben gewesen, kann man aus mehrern Umständen abnehmen. VI. **Formulare zur Beschreibung einer Fabrik überhaupt, und besonders in Böhmen.** Sehr lesenswürdig für Jeden, der solche Beschreibungen machen will. Freylich werden Beschreibungen nach diesem Modelle nicht so leicht zu entwerfen seyn, als etwan die, welche man gewöhnlich macht; aber sie werden auch weit größere Zuverläßigkeit, und daher auch weit mehrern Nutzen haben, als diese. In einem Anhange wird noch bemerkt, daß **Joh. Joseph Graf von Waldstein** 1723. die erste förmliche Fabrik in Böhmen zu Oberleutensdorf im Leutmeritzer Kreise errichtete. Es ist eine Tuchfabrik, die noch blühet, und sein Enkel verband ein schönes Waisenhaus damit. Mehrere Nachricht versprechen die Herausgeber davon in der Folge zu geben. VII. **Balbin über die Lage Böhmens, mit Zusätzen und Verbesserungen.** Man findet hier unter andern die geographische Länge und Breite verschiedener Oerter in Böhmen angegeben. VIII. **Aus Balbin's Handschrift *de magistratibus regni Bohemiae*, von der Krönung der Herzoge und Könige von Böhmen.** Die Verfasser wollen nach und nach dies ganze Buch in ihre Sammlung einrücken, und darüber Anmerkungen, Erläuterungen, Verbesserungen und Zusätze mittheilen, welches allerdings Beyfall verdient. IX. **Beytrag zur nähern Untersuchung über die ältern Landcharten Böhmens.**

II. Heft. I. **Etwas über das Clima von Böhmen.** II. **Balbin von den alten Gesetzen in Böhmen.** Eine Fortsetzung von No. VIII. im Isten Hefte. III. **Fortgesetzte K. Verordnungen und Verfügungen über das Conscriptionswesen in Böhmen bis auf unsere Zeit.** IV. **Beytrag zur medicinischen Polizey in Böhmen.** Da viele Leute das Verbot der Schnürbrüste anstößig fanden, weil sie (vielleicht nicht ganz mit Unrecht) glaubten,

daß

daß dadurch die persönliche Freyheit gekränkt sey: so werden hier die schädlichen Folgen, welche aus jener übeln Mode entspringen, kürzlich angeführt. V. Etwas von den Stiftungen für die Armen in Böhmen. Der Verf. will alle mildthätige Anstalten in seinem Vaterlande aufzeichnen, welches gewiß ein in mehrerer Rücksicht sehr nützliches Unternehmen ist. Hier macht er mit den Armenhäusern den Anfang. Die hier von ihm namhaft gemachten Armenhäuser besitzen zusammen ein Vermögen von 2,178,913 Fl. und es werden darin 3262 Personen unterhalten. Darunter sind aber die Armenhäuser in Prag nicht mit begriffen. VI. Abriß der neuern Geschichte und gegenwärtigen Verfassung des juristischen Studiums auf der Prager Universität. Der Verf. fand blos für die juristische Facultät zu Prag von 1754. an bis jetzt nicht weniger, als 350 Verordnungen. Darunter waren von 1773. bis 1783. allein 110, und in den letzten vier Jahren 140 ergangen. Aus diesen ist nun der gegenwärtige Aufsatz mit ungemeiner Genauigkeit gezogen, wobey der Verf. sich alles Lobes und Tadels enthält, und bloß historisch schreibt. Er hat zugleich eine kurze Geschichte dieser Fakultät seit 1755. vorausgeschickt. Wir wollen aus diesem Aufsatze nur einiges zur Probe anführen. Seit 1783. hat die Fakultät keinen besondern Direktor und Decan mehr, sondern die Professoren versehen dieses zweyfache Amt der Reihe nach. (Dieß ist wohl sehr gut.) Die Vorlesungen fangen jetzt den 1. Sept. an, und dauern bis zum 30. Jun. Die Osterferien dauern nur 5 Tage. Jeder Lehrer hat täglich 2 Stunden zu lehren, den Dienstag Nachmittag und den Donnerstag ausgenommen. Die Litterärgeschichte ist den Lehrern nicht zu versäumen sehr eingeschärft, auch sollen sie sich als Schriftsteller berühmt machen. (Hm! das läßt sich zwar leicht befehlen, aber nicht so leicht ausführen.) Seit 1784. müssen alle Vorlesungen, das Kirchenrecht für jetzt noch ausgenommen, in deutscher Sprache gehalten werden. An Besoldungen genießt der erste Lehrer 1400, der zweyte und dritte 1300, der vierte 1200, der fünfte 1100 Fl. Auch bekommen noch drey Lehrer 35 Fässer Bier, das Faß um 3 Fl. unter dem gewöhnlichen Preise. Die Studenten bezahlten, nach Unterschied des Herrn- Ritter- und Bürgerstandes, für tägliche zweystündige Vorlesungen jährlich 36, 24 und 12 Fl.; aber 1784. wurden alle Honoraria aufgehoben. Die Lehrer baten mit Recht um eine Er-

setzung des Schadens; aber diese ward ihnen geradezu abgeschlagen, und sie haben daher jetzt keine andern Nebeneinkünfte, als die Taxen für die Prüfungen und Promotionen. Rechtliche Gutachten werden seit vielen Jahren gar nicht verlangt. Unter den Lehrbüchern finden wir Heineccius, Pütter und Toze. VII. Miscellen. Ein paar statistische Ungereimtheiten. Nachrichten von böhmischen Spielern der Harmonica; von vorzüglichen Kunststücken aus Glas, welche ein dortiger Künstler verfertigt; und von einem Codex im Augustinerkloster zu Prag.

III. Heft. I. A. Verordnungen in Stipendiensachen für Böhmen. Der Kaiser hat die Honoraria zwar den Lehrern entzogen; aber sie müssen doch zur Unterstützung unvermögender Studirenden bezahlt werden. Alle Theologen aber sind ohne Unterschied von der Bezahlung des Unterrichtsgeldes befreyet. II. Fortsetzung der Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand des juristischen Studiums zu Prag. Neun Monate hindurch wird täglich zwey Stunden über die Pandecten, und den zehnten Monat über das Criminalrecht gelesen. Dem Lehrer des Staatsrechts ist vorgeschrieben, die Reservate des Kaisers zu behaupten, und die Eingriffe der Päpste zu widerlegen, — jedoch beydes ohne die Bescheidenheit, und ohne die unstreitigen Territorialgerechtsame der Reichsstände zu verletzen, — und die besondern Vorrechte des Oesterreichischen Hauses auseinander zu setzen. Uebrigens wird doch das deutsche Staatsrecht über Pütter gelesen. Der Lehrer der Polizey- und Cameralwissenschaften gehört zur juristischen Facultät. Der Lehrer der deutschen Reichsgeschichte, welche gleichfalls dazu gehört, ist zugleich Lehrer der Europäischen Staatenkunde. 1786. waren 122 Studirende da. III. Balbin von den Vorzügen der Könige in Böhmen. Eine Fortsetzung von No. VIII. im Isten und No. II. im IIten Hefte. IV. Beytrag zur medicinischen Polizey in Böhmen. Schon 1758. ward das Walzen in Böhmen verboten, aber das Verbot ward nie befolgt. Der Verfasser führt bey dieser Gelegenheit die Zeugnisse mehrerer Aerzte wegen der Schädlichkeit des übermäßigen Tanzens, und gewisser Tänze insbesondere an. V. Etwas von dem vormaligen Jesuitencollegio zu Krummau. Allerdings wird es der Mühe lohnen, von den Jesuiten, und ihren Collegien in Böhmen

men hier eine Nachricht zu geben. Es soll indessen bloß erzählt werden: wo, wie, und mit was für Einkünften sie ehemals bestanden. Hier wird mit dem Collegio zu Krummau der Anfang gemacht. Die Herausgeber versichern dabey, daß sie weder Freunde noch Feinde der Jesuiten — Exjesuiten wären, sondern die Sache bloß historisch und statistisch behandelten. „Einzelne Exjesuiten schätzen wir, von dem Je„suiteninstitute und der ganzen Verfassung des Ordens reden „wir aber nichts.“ (Freylich aus sehr guten Gründen, denn auch in Böhmen sind noch die Jesuiten sehr mächtig.) Der von den Jesuiten selbst 1768. übergebene Zustand des Collegii, der aber aus den Acten und Documenten berichtigt worden ist, wird hier mitgetheilt. VI. **Ueber das Alterthum und die verschiedenen Arten der Steuern in Böhmen, seit den ältesten Zeiten bis auf das 15te Jahrhundert.** Eine sehr schätzbare Abhandlung. Die Fortsetzung bis auf unsere Zeiten soll künftig folgen. VII. **Einige ältere Bevölkerungs- und Sterbelisten von Böhmen.** Sie sind nach den Originalconcepten, welche bey dem K. Gubernio aufbewahrt werden, genau abgeschrieben, und sorgfältigst nachgesehen worden. Sie betreffen die Jahre 1762 — 1768. Schlüsse daraus und Bemerkungen darüber sollen ein andermal geliefert werden. Schon aus denselben kann man das Uebertriebene in manchen Nachrichten von der jetzigen Population in Böhmen einigermaßen einsehen. VIII. **Allgemeine Beschreibung des Schlosses Karlstein, aus Balbin's Miscellaneen, mit Anmerkungen und Zusätzen.** Nicht unerheblich. Das Schloß ist zugleich auf einem beygefügten Kupfer abgebildet. IX. **Fortsetzung des Beytrags zur nähern Untersuchung über die ältern Landcharten Böhmens.** X. **Miscellen.** Von Säuberung des Kleesaamens; und etwas vom Flachsbaue und Leinwandhandel im Klattauer Kreise. Es sollen sich hier 1786. befunden haben: 6103 Flachsspinner, 1122 Leinwebermeister, 1451 Stühle, 1053 leinene Bandelwürker, 14 Leinwanddruckermeister, 621 Hausbleichen, und 416 Spitzenklöppler.

Die Fortsetzung dieser mit ungemeinem Fleiße und der größten Genauigkeit geschriebenen Sammlung wird man mit Vergnügen erwarten.

Tf.

Biblio-

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. Siebenten Bandes andere Abtheilung. Frankfurt und Leipzig, in der Weigel- und Schneiderschen Handlung. 1787. 112 S. 8.

Die hier im Auszuge gelieferte Reisebeschreibung ist 1786. zu Paris unter dem Titel: Voyage dans les Etats Barbaresques de Maroc, Alger, Tunis et Tripoly herausgekommen. Der Verf. derselben, ein französischer Offizier, gerieth auf seiner Fahrt von Toulon nach Gibraltar 1781. in die Sklaverey der Seeräuber von Salee, wo er das Glück hatte, an einen Alkaiden, einen gütigen und menschenfreundlichen Herrn, verkauft zu werden. Durch seine gute Aufführung erhielt er bald dessen besondere Gunst und größere Freyheit, als Sklaven sonst haben. Daher war er im Stande, nicht nur in Salee, sondern auch auf den Reisen seines Herrn nach Tetuan, Mequinez, Fetz und Marocko, wohin er mitgenommen ward, verschiedene Beobachtungen anzustellen, die den Stoff zu dieser Reisebeschreibung hergeben. In Mequinez sahe er bey der Audienz seines Herrn den Kaiser, den er nur König nennt, auf einer Kalesche mit 4 sehr niedrigen Rädern im Vorhofe, und um ihn herum Speichellecker im eigentlichen Verstande. So oft nämlich der König ausspuckte, traten seine vornehmsten Maurischen Günstlinge hinzu, um den Speichel mit einem Schnupftuche aufzufangen. Ein anderer that dasselbe mit der Hand, und besalbte sich damit das Gesicht.

Die Einwohner von Tunis machten seinen Herrn zum Pascha bey ihrer Stadt, an die Stelle des verstorbenen. Vor seiner Abreise gab er ein großes Fest und einen Lanzenkampf, wobey er eine leichte Wunde am Beine bekam. Diese ward unter Weges schlimm; kein Wundarzt konnte ihm helfen; doch unser Franzose war in wenig Tagen damit fertig. Auf dieser Reise nun hatte er Gelegenheit, nicht nur mehrere Provinzen von Marocko und Fetz, auch Algier und Tunis zu sehen, sondern auch, wozu doch in der That viel gehört, die Verfassung dieser Länder kennen zu lernen. Er weiß uns sogar die Algierischen Damen, ungeachtet sie sich nicht öffentlich sehen lassen, nach ihrem Putze und ihrer Schönheit zu beschreiben. „Alle beynahe haben schwarze Augen. Die dicksten Frauenzimmer hält man in der Barbarey

„für die schönsten; einen schlanken und leichten Wuchs hinge„gen achtet man nicht. Es fehlt ihnen weder an Geiste, „noch an Lebhaftigkeit, noch an Empfindung. Wenn ihre „Männer wollten: so könnten sie Heldinnen in der Liebe aus „ihnen machen; aber der außerordentliche Zwang, den sie dul„den, macht, daß sie immer den kürzesten Weg gehen. Die „Verliebtesten lassen oft durch ihre Sklaven die schönsten „Mannspersonen auf der Straße auffangen, und wissen ihre „Argus vollkommen zu hintergehen. So vergessen sie dann „an der Seite eines Gefangenen die plumpen Schäkereyen „ihrer rohen Gatten.“ — Sollte er uns nicht beynahe glaubend machen, daß er als durchreisender Sklave auf solche Art alle die Mohrischen Frauenzimmer gemustert hätte? Doch er erzählt nachher die Liebesgeschichte eines Franzosen, der auch ein Gefangener war, mit der Gemahlin des Dey, von dem er also das alles gehört haben kann. Auf der Reise von Algier nach Tunis lernte er auch die Araber kennen, deren Gebräuche und Lebensart er uns hier schildert. In Tunis lebte sein Herr nicht lange, worauf er als Sklave eines andern Herrn nach Tripolis kommt, hier aber bald losgekauft wird, und nach Frankreich zurückkehrt. Von allen diesen Provinzen nun giebt er uns nicht nur eine Beschreibung, sondern auch eine Karte, die diese gesammten Länder begreift. Für die Richtigkeit der letztern möchte indeß der Verf. wohl noch weniger einstehen können, als für manche seiner hier mitgetheilten Nachrichten, davon er doch wenigstens einige als Augenzeuge hat geben können.

Der Anhang von einem Bogen aus Supplement au Voyage de M. Sonnerat 1785. enthält einige Erinnerungen eines alten Seemannes gegen einige Stellen in Hrn. Sonnerats Werke, die allerdings Aufmerksamkeit verdienen.

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. Achter Band. 1786. 374 S. in 8. mit einer Karte, einem Kupfer in Fol. und 8 Abbildungen von Menschen in 8. Neunter Band. 436 S. Mit einer Karte und 3 Kupfern in Fol. einer Karte in 4. und 12 Abbildungen von Menschen in 8. Nürnberg und Leipzig, bey Weigel und Schneider 1786.

Diese

Diese beyden Theile enthalten Cooks letzte Reise und haben noch den besondern Titel:

Neueste Reisebeschreibungen, oder Jakob Cooks dritte und letzte Reise, welche auf Befehl des Königs von England nach den Südinseln des stillen Meers und dann weiter nach den nordamerikanischen und asiatischen Küsten, um die Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt nach Europa zu entscheiden, in den Jahren 1776—1780. unternommen worden. Erster und anderer Band.

Es ist ein vollständiger Auszug, wenn man weiter nichts als die Geschichte verlangt. Damit möchten aber freylich wohl nicht alle zufrieden seyn. Rec. weiß zwar, daß in den vorigen Theilen dieser höchst merkwürdigen Reisebeschreibung die vielen Angaben der Längen und Breiten zur genauen Bezeichnung des Weges, den die Schiffe genommen, Prüfung der mitgenommenen Seeuhr oder des Zeithalters, der Abweichung der Magnetnadel, der Meersströme und anderer für die mathematische und physikalische Erdbeschreibung höchst wichtigen Umstände von manchen Lesern unter die ihnen uninteressanten Schiffernachrichten sind gesetzt worden, und daß eben deshalb in den kleinern Auszügen diese Nachrichten übergangen sind. Da aber gerade dieses der Hauptgegenstand jener Reisen war: so ist doch in der That die Gefälligkeit für solche eckelhafte Leser, die so etwas, das über ihre Einsichten geht, auch nicht einmal im Buche sehen wollen, zu weit getrieben. Unmöglich kann es viele solcher Leser geben. Man will ja wohl in einem Romane die Oerter wissen, wo sich der Held derselben jedesmal befunden, da doch dies eigentlich zu nichts nutzt; warum sollte man nicht gern Cooks Messungen, die doch nirgends überflüßig stehen, einen Platz im Buche gönnen, sollte es auch mit Verluste der Bemerkung, daß Cook noch vor seiner Abreise ein Faß Portwein eingenommen, haben geschehen müssen? Rec. bezeugt indeß, daß das Faß Portwein das Cook vor seiner Abreise, und jedes Schwein, das er auf den Freundschafts- und Societätsinseln bekommen hat, gehörigen Orts richtig angezeigt, auch daß nichts von

allen den Feyerlichkeiten und Tänzen, denen Cook auf den Freundschaftsinseln beygewohnt, ausgelassen, oder im mindesten abgekürzt worden sey, so gern sich auch dieses vielleicht der passionirteste Tänzer würde haben gefallen lassen; denn in der That, Cooks Beschreibung jener Feyerlichkeiten auf Hapae muß auch selbst diesem langweilig und ermüdend vorkommen. Die Cooksche Reisebeschreibung bemerkt, wie gewöhnlich bey jeder Schiffsausrüstung zu geschehen pflegt, die Zahl der Mannschaft, und die Namen der vornehmsten Begleiter auf jedem der beyden Schiffe. So viel Ehre gebührte auch wohl diesen merkwürdigen Argonauten. Unser Auszug enthält indeß keine Sylbe davon. Dort beschreibt der geschickte Hr. Anderson jedes merkwürdige Naturprodukt; und sollte man auch aus ihm nicht allemal die Kunstwörter des Systems nehmen können, so hat doch unter Andern Hr. Forster uns schon so weit unterrichtet, daß ein Sachkundiger bey den meisten sie wird angeben können. Unser Hr. Uebersetzer scheint das auch als eine Nebensache angesehen zu haben, darum er sich so viel nicht bekümmert hat. Die Robben rechnet er zu den Meerschweinen. Eigene Bewohner, sagt er S. 33. hat Kerguelepsland nicht, denn es sind lauter Seethiere. Die größten sind die Seekälber, oder wie wir sie zu nennen pflegen, die Seebären (Phoca urſina L.) Denn sie gehören zum Geschlechte der Meerschweine. Napfschnecken (Patellae) sind wie die Neriten bey ihm Wassermuscheln. Dagegen nennt er die Miesmuscheln, Napfmuscheln. Die wichtigste Bemerkung, daß der Kompaß, als Kook auf seiner Fahrt nach Van Diemens Land die Linie desselben passirte, keine Abweichung hatte, fehlt ganz. In Neuseeland scheint er aus ein paar Früchten, die wie Pflaumen oder Zwetschen aussahen, Aepfelarten zu machen. Diese Art Bäume, sagt er, trugen eine Frucht, so groß, wie ein Apfel. Den bekannten Storchschnabel (Geranium) übersetzt er durch Kranichschnabel: ali heal (Waldnessel) durch Panacee und von der vortrefflichen Neuseeländischen Flachspflanze, die nach Hr. Anderson einen Seidenflachs, der allen Europäischen Erzeugnissen dieser Art weit vorzuziehen ist, giebt, rühmt er, daß sie einen Lindenflachs gebe, der schöner als der Englische, und wahrscheinlich eben so stark sey. Eine Art Stockfisch, den die Seeleute Colefisch heißen, soll nach ihm von den Einwohnern Kohlenfisch genannt werden. Herzmuscheln (Cockles Cardium L.) übersetzt er durch

Strahl-

Strahlmuscheln. Die Neuseeländer verschluckten mit der größten Gierigkeit eine Menge stinkenden Thrans; sogar verschlangen sie heißhungrig die öfters noch brennenden Dachte. Letzteres ist S. 84. so ausgedruckt; sie verschlangen sogar die Dachte sammt dem angebrannten. Die schon von Hrn. Forster geäußerte Muthmaßung, daß der Grund der meisten Inseln in der Südsee eine Korallenbank, und ihre Oberfläche ein mit vermoderter Pflanzenerde vermischter Korallensand sey, welche Cook bey den Palmerstonsinseln so sehr bestätigt fand, ist hier ganz mit Stillschweigen übergangen, ungeachtet er wohl wissen konnte, wie sehr diese Beobachtungen zu den Lieblingsmaterien unserer Zeit gehören. Man zerbricht sich den Kopf über diese Gebirgsketten und Inseln, an den Wendekreisen zwischen Asien und Amerika. Einige lassen sie durch Vulkane entstehen, welches auch bey einigen z. E. bey Tufoa gewiß der Fall ist. Andere sehen sie als Bergketten eines im Meere versunkenen großen Welttheils an, und wollen, wie Hr. Fabri, uns noch dazu ganz genau die Richtung dieser Bergketten angeben.

Wie interessant ist nun die hier ausgelassene Cookische Bemerkung, daß bloß Polypen Schöpfer dieser Inseln sind! Da diese Thierchen ihre Arbeit noch fortsetzen, und bald hier bald da eine Korallenmasse bilden, die sich zuletzt über die Oberfläche des Meers erhebt; wer wird nun wohl noch Lust haben, bey jenen Hypothesen zu verweilen? Doch wie gesagt, unserm Hrn. Epitomator sind alles dies Nebensachen, die er übergeht. Alles übrige hat er vollständig und in einer guten Uebersetzung geliefert, wenn man anders einige kleine Schnitzer gegen die deutsche Sprache und Provinzialausdrücke ausnimmt, die doch nicht häufig vorkommen; z. E. der König vertreiset sich. Die Einwohner der Freundschaftsinseln thun es allen noch so sehr civilisirten Nationen an guter Ordnung bey ihren Zusammenkünften, Zusammenstimmung aller Volksklassen bevor. O Too, König in O-Taiti, hatte keinen rechten Lust u. s. w.

Uebrigens begreift der erste Theil die Fahrt bis nach den Societätsinseln, den Aufenthalt daselbst und allgemeine Nachrichten von O-Taiti und den übrigen Societätsinseln. Die dazu gehörigen Kupfer stellen einen Vandiemensländer mit einer Frau, den Kopf eines Neuseeländischen Kriegers, einen Einwohner von Mangeea, Kooks Aufnahme in Hapäe,

Poulaho, König der freundschaftlichen Inseln, eine Frau von der Insel Zaoo, einen Chef von der Insel Christine und einen Mann von der Osterinsel vor. Zugleich findet man eine Karte von den freundschaftlichen Inseln.

Der 2te Theil enthält das übrige dieser Reisebeschreibung, eine Karte von den in den Jahren 1778 und 1779. befahrnen nordwestlichen amerikanischen und nordöstlichen asiatischen Küsten, eine Abbildung eines Mannes und einer Frau von Nootka Sund, eines Hauses in Nootka Sund von Innen anzusehen, eines Mannes und einer Frau von Prinz Wilhelms Sund, von Tschutsky, Onalaschka, der Opfercerimonien zu Ehren des Capit. Cook (das beste unter diesen schlechten Kupfern) eines Mannes und einer Frau von den Sandwichinseln und Kamtschatka, eines Tänzers von den Sandwichinseln und Charte von denselben. Das dazu genommene schlechte Papier ist für solche Sudeleyen leicht gut genug; doch zu den Karten hätte besseres genommen werden müssen.

In der Vorrede ist das Wesentliche von den Lebensumständen, Schicksalen und Verdiensten des großen Cook aus Hrn. King Nachrichten kurz zusammengezogen.

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen. Frankfurt und Leipzig, bey Weigel und Schneider. Zehnter Band. 1787. 312 S. in 8. mit 20 Abbildungen von Türkischen Staatsbedienten. Eilfter Band. 1788. 317 Seiten mit 6 Kupfern. Diese 2 Theile haben auch den Titel:

Herrn Barons von Tott's Nachrichten von den Türken und Tataren mit Herrn von Peyssonnel's Verbesserungen und Zusätzen. Aus dem Französischen. Erster und Anderer Theil; unter welchem sie als ein für sich bestehendes Buch verkauft werden können.

Man sieht nicht ab, warum der Hr. Verleger für diese Memoires sur les Turcs et les Tartares nicht den jetzt so modi-

modigen Titel Fragmente gebraucht hat. Er wäre hier wenigstens so richtig angebracht, als in irgend einer so bezeichneten Schrift; denn man findet hier weiter nichts als einzelne Fragmente, und zwar, welches nicht einmal immer der Fall ist, ohne Ordnung zusammengestellt. Auch das hat sie mit Fragmenten gemein, daß sie vieler Berichtigungen bedarf; und diese Berichtigungen gab ihr Hr. Peyssonnel, ehemaliger Generalconsul zu Smyrna und nachmaliger königlicher Consul bey dem Chan, der Tataren in seiner lettre a Mr. le Marquis de N. Hr. P. zweifelt sogar ob diese Schrift vom Hrn. v. Tott sey, weil dieser im Stande war, die Sachen besser zu wissen, und wundert sich, daß von manchen andern Sachen, die doch auch wichtig sind, in den Memoires nichts vorkömmt. Das Verdienst der Hrn. Verleger besteht darin, daß sie unmittelbar hinter dem Texte die Verbesserungen und Zusätze des Hrn. P. gesetzt, auch die Ordnung getroffen haben, daß die Nachrichten von den Türken in einem fort laufen, diejenigen aber, die Hr. v. T. von den Tataren zwischen seinen ersten und 2ten Aufenthalte in Konstantinopel giebt, sind auf die Letzt verspart. Indeß ist das doch auch noch nicht hinlänglich um das Buch brauchbar zu machen; dazu gehört, daß es auch ein Register hat. Ueberhaupt fehlt dieser Bibliothek noch diese wesentliche Vollkommenheit. Vielleicht soll es am Ende erfolgen.

Die bey dem ersten Theile befindlichen Kupfer stellen einen Effendi oder türkischen Rechtsgelehrten bey seinen Studien, einen Janitscharengeneral, einen Lagnai des Großveziers, einen Albanier, der Schöpsenlebern für Katzen herumträgt, eine türkische Ordensperson, die sich nach der Musik einer Flöte wunderbar bewegt, eine jüdische Mäklerin, einen Oberaufseher über die Gärten des Serail in seinem Ehrenkleide, einen obersten Richter, das Oberhaupt der türkischen Religion, den Großadmiral des türkischen Reichs in seinem Ehrenkleide, den Kaiserlichen Säbelträger, den vornehmsten unter den schwarzen Verschnittenen und Oberhofmeister im Serail, den obersten unter den Gerichtsbedienten, einen Soldat von des Großsultans Fußgarde, ein türkisches Frauenzimmer, das auf der Sopha Taback raucht, den Oberkoch der Janitscharen, einen jungen türkischen Herrn, den Großvezier und ein türkisches Leichenbegängniß vor.

Bey dem 2ten Theile sind die Abbildungen eines türkischen Gartenbedienten, eines türkischen Soldaten, der den Angriff wagt, eines krimischen Tataren, einer türkischen Hauptfahne, eines von Muhammed abstammenden Gesetzgelehrten, und eines türkischen Reiters.

P.

Aegyptische Merkwürdigkeiten aus alter und neuer Zeit. Ein raisonnirter Auszug aus Herodots u. s. w. Zweyter und letzter Theil. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. 1787. gr. 8.

Auch diesen Theil haben wir mit Vergnügen gelesen, und hoffen, daß er dazu beytragen werde, auch bey unserm lesenden und schreibenden Publikum das Urtheil von der so hoch gerühmten Weisheit der Aegyptier in allen Künsten und Wissenschaften zu bestimmen. Am Ende folgen noch zwey Abhandlungen; die erste enthält die Geschichte des Handels und der Schifffahrt im alten und neuen Aegypten; die zweyte handelt von dem Einflusse, welchen Aegypten auf andre Länder und Völker gehabt hat, insonderheit und fast zu weitläuftig vom Ursprunge des Klosterlebens, der neuplatonischen Philosophie und ihrem Einflusse auf die christlichen Glaubenslehren. Ueberall bemühet sich der Verf. die von so vielen neuern Schriftstellern auch unter uns verbreiteten und durch die jetzt herrschenden mancherley Sekten begünstigten hohen Begriffe von ägyptischer Weisheit und Kunst herabzustimmen, und den Ungrund oder das Zweifelhafte in den Erklärungen von den alten ägyptischen Kunstwerken, Hieroglyphen, Pyramiden, Obelisken u. s. w. deutlich zu zeigen. Diese Absicht hat ihn öfters zu einer unangenehmen Weitschweifigkeit verleitet, in welche sich denn auch hier und da Trugschlüsse mischen. Gegen Gatterers Hypothese von der Bestimmung des Labyrinths werden S. 128. so wie auch gegen dessen Meynung von dem Endzwecke des Pyramidenbaues S. 186. ganz erhebliche Einwendungen gemacht. Die Ausbrütung des Federviehes war bey den ältern Aegyptiern nicht, wie der Verf. S. 97. glaubt, dieselbe, welche neuere Reisende beschrieben haben. In alten Zeiten brütete man die Eyer im Miste aus. Die Stelle des Diodor von den Goldbergwerken, der Arbeit darinn,

darinn, und der Behandlung des gewonnenen Golderztes ist sehr gut übersetzt, S. 100 f.; aber von dem übrigen Bergbau hätte noch manches hinzugefügt werden können, wenn der Verf. sich einmal auf das Detail einlassen wollte. In der Stelle des Herodotus, wo von den Lampen die Rede ist, will der Verf. S. 225 statt λύχνα ἔμπλεα ἁλὸς καὶ ἐλαίκ lieber lesen ὕδατος καὶ ἐλαίκ; ob er gleich selbst zugesteht, daß die andre Leseart einer Deutung fähig ist. Die Worte des Plinius 33 Kap. 9. tingit et Aegyptus argentum, ut in vasis Anubin suum spectet: pingitque non caelat argentum erklärt er S. 227 vom Vergolden, und erinnert, daß Anubis allezeit mit vergoldetem Antlitz vorgestellt ward. Daß man nach dem Herodotus alle Monate dreymal Purganzen und Klystire genommen haben soll, wie S. 36 steht, ist falsch, denn Herodotus sagt S. 77 τρεῖς ἡμέρας ἐπιξῆς μηνὸς ἑκάστου, d. i. drey Tage hinter einander in jedem Monate. Auch ist es unrichtig, was der Verf. an mehrern Stellen annimmt, daß die Aegyptier keine Leibesübungen, wie die Griechen, gehabt hätten. Herodotus spricht doch II. 91 deutlich von gymnischen Spielen. Was S. 228 aus demselben Schriftsteller erzählt wird, daß die ägyptischen Weber gegen die Weise anderer Völker den Einschlag nicht aufwärts, sondern unterwärts durch die Kette warfen, bedurfte einer Erklärung oder mußte wegbleiben. Daß man den buntgefärbten Tüchern und Zeugen in Aegypten auch allemal einen farbigten Grund habe geben müssen, ist eine Muthmaßung, S. 229, von welcher wir den Grund gern hören möchten. Den γεμμαριὸς im Herodotus, wo er vom Einbalsamiren der Leichname spricht, durch Zeichner zu übersetzen, wie S. 236 geschieht, können wir nicht billigen, wenn nicht erst erwiesen wird, daß γεμφὶς gelesen werden muß. Heynens Meynung, daß man auf die Deckel männlicher Mumien die Figur des Osiris und auf die weiblichen die Isis gemalt habe, bestätiget der Verf. S. 244 beyläufig aus einer Stelle des Herodotus. Bey der letzten Abhandlung hatte der Verf. wohl nicht Heynens Abh. in den Opusc. Acad. Vol. VII. zu Rathe gezogen; sonst würde er uns den Zustand und den eignen Schwung, den die Wissenschaften unter den Ptolemäern nahmen, ganz anders und treffender geschildert haben.

Uf.

Neueste Reisen durch Frankreich, vorzüglich in Absicht auf die Naturgeschichte, Oekonomie, Manufacturen und Werke der Kunst, aus den besten Nachrichten und neuen Schriften zusammengetragen von D. Johann Jakob Volkmann. Zweeter Band. Leipzig, bey Fritsch, 1787. 551 Seiten.

Wir zeigen von diesem zweeten Theile nur kurz den Inhalt an, und beziehen uns übrigens auf die Anzeige vom ersteren. Der 27ste Brief handelt vom Gouvernement Isle de France, Orleans und Touraine; giebt aber nur ganz kurze Nachrichten von den Hauptorten, den Gouvernements, dem Handel und der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Die ohnweit Ligunvil in großen Lagern befindlichen Gehäuse der Schalthiere gebrauchen die Bauern zur Düngung der unfruchtbaren Felder. 28ster Brief, von dem Gouvernement Poitou, Saintonge und Angouleme. 29ster Brief, von den Gouvernements Guyenne und Gascogne. Hierin ist die kurze Beschreibung der Stadt Bourdeaux, ihres Handels und der Universität, das Merkwürdigste, Bayonne und die zwey Wege über die Pyrenäen nach Spanien. Diese drey Briefe enthalten die erste Reise von Paris nach Bourdeaux.

Die zwote Reise von Paris nach den Seehäfen Rochelle und Rochefort enthält der 33ste Brief. Beschreibung des Gouvernement Aunis, der darin befindlichen Seesalzwerke, der Inseln Ré und Oleron, und der Häfen Rochelle und Rochefort. 31ster Brief, dritte Reise von Paris nach Brest längst der Loire über Tours und Nantes, Beschreibung der Stadt Tours, ihrer Seidenfabriken und Münzstadt; Stadt und Gouvernement Saumur, Gouvernement Anjou, von der Hauptstadt Angers und ihrer Universität. 32ster Brief, Fortsetzung, Gouvernement Bretagne; vorzüglich von der Stadt Nantes und Brest. Der 33ste Brief enthält die zwote Reise durch le Perche, le Maine und Anjou. Der 34ste die dritte Reise von Paris über Alençon und Rennes nach Brest. Hierin befindet sich eine kurze Nachricht von der sonderbaren Cistercienserabtey la Trappe. 35ster Brief, Beschreibung der Reise von Paris nach dem Seehafen St. Malo, und besonders

sonders von dieser Stadt. In dem 36sten bis 40sten Brief, wird die Reise von Paris nach Toulon und Marseille beschrieben, und zwar zuerst durch Bourgogne und über Grenoble. Der 36ste Brief handelt vorzüglich von den Gouvernements Bourgogne und Dombes, enthält einige kurze und unvollständige Nachrichten von dem Burgunder Wein, den natürlichen Produkten dieses Landes, und einen sehr kurzen Auszug der Burgundischen Geschichte aus Büsching, auch dieß Beschreibung von Dijon, Trevoux und anderer Orte. Der 37ste von dem Gouvernement Lyon, eine kurze Beschreibung des Landes, und von der Stadt Lyon etwas vollständiger, auch einiges von den Seidenfabriken und Handel dieser Stadt, von dem Weg nach Geneve und Chambery. 38ster Brief, von dem Gouvernement Dauphine, kurze Geschichte und Beschreibung des Landes und der natürlichen Producte, welche unterhaltend ist, auch der Stadt Grenoble und der vier Meilen davon befindlichen großen Carthause. Die übrigen merkwürdigen Städte werden nur kurz berührt. Auch etwas weniges von der Grafschaft Avignon und Venaissin gemeldet. 39ster Brief, von dem Gouvernement Provence, seinen Land- und Seeproducten, den Flüssen und dem Boden. Eine ganz unvollständige Geschichte der Provinz, einiges Wenige von der Verfassung und Sprache, dann kurze Beschreibungen der Hauptorte, besonders von Arles und Aix, erfüllen diesen Brief. Der 40ste Brief beschließt diese Reise, enthält vorzüglich die Beschreibung der Städte Marseille und Toulon, von dem Handel beyder, und dem Hafen der letzteren Stadt, von der Stadt Hieres und den immer grünen Hierischen Inseln, von der Stadt Frejus, ihrem verdorbenen Hafen und den bekannten alten römischen Wasserleitungen. Der 41ste und 42ste Brief enthält die Reise von Paris nach Lyon und Marseille, durch das Gouvernement Nivernois und Bourbonnois, kurze Beschreibungen der Producte, Flüsse, Städte, Bäder, und besonders von Moulins, der Hauptstadt in letzterm, eine Reise von Lyon nach Avignon, in welcher die Stadt Vienne als der Hauptort beschrieben wird. In dem 42sten Brief wird der Weg von Moulins nach Limoges, das Gouvernement la Marche beschrieben, dann eine kurze Nachricht von den ausgebrannten Vulkanen in Vivarais und Velay aus Faujas de St. Fond Werk gegeben. 43ster Brief, Reise von Paris nach Clermont und Auvergne. In diesem Gouvernement sind die berühm-

rühmten mineralischen und Pechquellen bey Clermont, sehr hohe Berge, Pui de Dome, Mont'dor ꝛc., die vornehmsten Orte, und vorzüglich Clermont beschrieben, auch Büschings Nachricht von der versteinerten Quelle bey Clermont eingerückt. 44ster Brief, Weg von Paris nach Bourges in Berry und Aurillac in Auvergne. Hier wird eine kurze Nachricht von dem Gouvernement Berry und von der Stadt Bourges und den übrigen Hauptorten gegeben, der Hauptstadt Aurillac in Oberauvergne erwähnt, der Weg von Aurillac nach Clermont, und von Limoges über Clermont nach Lyon beschrieben. Der 45ste, 46ste und 47ste Brief enthalten die Reise von Paris nach Toulufe, Perpignan und Mont Louis. In dem ersten dieser Briefe werden 2 Wege nach Chateauroux und die darauf befindlichen Orte beschrieben, auch kurze Nachrichten von dem Gouvernement Limosin und der Sadt Limoges, Cahors und Landschaft Rovergne, und den hierin befindlichen beyden Hauptstädten Villefranches, Rhodes und einigen andern gegeben. In dem 46sten Briefe wird das Gouvernement von Languedoc, seine Flüsse, der berühmte Kanal, mineralische Quellen, Eintheilung der Provinz in Kirchsprengel, die darin befindlichen Orte, der Handel, Winde der Provinz, welche zum Theil dem Sirocco in Italien ähnlich sind, Regierungsform und Geistlichkeit, beschrieben. Endlich enthält der 47ste Brief die Beschreibung der Stadt Toulouse, der dasigen Universität und Akademieen noch einiger Orte in Languedoc, des Gouvernements Rouſſillon und des Wegs nach Spanien. — Der versprochene Plan von Paris soll dem folgenden Theile beygefügt werden.

Ja.

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Neunter Theil. Dr. Joh. Bells Reisen von Petersburg in verschiedenen Gegenden Asiens nach Persien, Sina u. s. w. nebst desselben kurzer Nachricht von dem Zuge nach Derbent in Persien unter Peter dem Großen im Jahre 1722, wie auch Dr. W. Hunters Nachrichten von dem Königreiche Pegu. Alle aus dem Englischen übersetzt.

Ham-

Hamburg, bey Bohn. 1787. 1 Alphab. 10 Bogen in 8.

Dr. Bell erhielt von Peter dem Großen Erlaubniß, 1715 als Arzt mit der Gesandschaft nach Persien zu gehen, hatte nachher eine ähnliche Gelegenheit, die Reise nach Sina mit zu machen, und darauf das Glück, den Kaiser selbst auf seinem Feldzug nach Persien zu begleiten. Seine Reisebeschreibung kam 1763 zu Glasgow in zwey Quartbänden heraus. Der Uebersetzer aber hat alles, was vom Russischen Gebiete, besonders aus Gmelin bekannt ist, weggelassen, und bloß die Nachrichten von den uns noch unbekannten Gegenden beybehalten. In seiner zweyten Reisegesellschaft war auch Lange aus Schweden, dessen Reisebeschreibung ebenfalls längst in Deutschland erschienen ist.

Vor Casan fand der Verf. vortreffliche Falken, die die Russen in Netzen, unter welchen kleine Vögel angebunden sind, fangen, meisterhaft abrichten, und theuer an Perser und Türken verkaufen. In Casan war eine vorzügliche Juchtenmanufaktur. Den Geruch erhielten die Häute in der Zubereitung durch den Theer, der durch Feuer aus Birkenrinde bereitet wurde, und die Farbe durch Färbeholz. Die Gegend um Astrachan fand er als eine vollkommene Wüste, und auf der Westseite auf viele Meilen kein Wasser. Die Inseln aber nahe bey der Stadt hatten vortreffliche Weintrauben, (der gute und reichliche Wein läßt sich aber nicht verführen,) Melonen, Pfirschen und Aprikosen. Auch gewinnt man Kochsalz durch Verdünstung. Es gab Karpfen von dreyßig Pfunden. Zu Wasser auf der Wolga gieng die Reise nach der Caspischen See, in die sich der Strohm in sieben großen und vielen kleinen Armen ergießt, davon nur zwey schiffbar sind. Ankunft in Schamachi, wo viel Handel mit roher Seide an die englischen und holländischen Faktoreyen zu Ispahan getrieben wird, die sie nach Aeppo schicken. In Tauris fand er Manufakturen von Teppichen und von seidenen und baumwollenen Zeugen. Das Land muß, wenn es Früchte tragen soll, durch Flüsse gewässert werden. Um Augenübeln zuvorzukommen, die die vom Schnee zurückprallenden Sonnenstrahlen verursachen, trug man hier ein feines Netz von schwarzen Pferdehaaren vor den Augen. In Kum ist die berühmteste Fabrik von Säbel- und Dolchklingen

gen in ganz Persien. Im März 1717 langte eine Gesandschaft in Ispahan an. Bey der Audienz beym Schach standen 20 Pferde hinter goldnen Stangen und mit goldenen Ketten an den Hinterfüßen, und vor ihnen standen, so, wie vor zwey Löwen, goldne Tränkgefäße. Wer zu einer Geographie von Asien sammlet, wird des Verf. Nachrichten von Ispahan, so, wie von andern Städten Persiens, sehr wohl brauchen können. Die Rückreise aus besagter Hauptstadt erfolgte den 1sten Sept. Bey Reschd, der Hauptstadt der Provinz Ghilan, fanden die Reisenden in den Gehölzen eine Menge wildwachsender Weinstöcke, die sich um die Bäume schlängeln, und ihre Trauben bloß für die Vögel tragen. Drosseln, Krammtsvögel und Störche sahen sie vorbeyziehen, um hier zu überwintern. Bey ihrer Rückkunft nach Schamachi hörten sie, daß inzwischen daselbst und in der Provinz Schirvan 70000 Menschen an der Pest gestorben wären, die auch noch einige ihrer Leute wegraffte. Doch brachten sie den Winter daselbst zu bis zum 16ten Junius 1718, und langten den 18ten Jul. zu Astrachan, den 1sten Nov. zu Moskau und den 30sten Dec. zu Petersburg an.

Im Jahr 1719 gieng er im Gefolg des russischen Gesandten Ismailof mit nach Sina. Die Reise gieng über Moscau zu Wasser nach Casan, dann westwärts nach Klinof, wohin der Zaar einen deutschen Schäfer mit 1000 deutschen Schafen geschickt hatte; auch waren hierum einige gefangene schwedische Officiers. Solikamski hat berühmte und ergiebige Salzwerke. Man gräbt, bis man auf Salzstein kommt, füllt die Gruben mit Wasser an, das man nach einiger Zeit mit Pumpen herauszieht, und in großen eisernen Pfannen abdampfen läßt. Das Salz ist braunlich; aber gut. Die Fahrzeuge, worin es verschickt wird, sollen, wie der Verf. spricht, größer und breiter, als ein englisches Kriegsschiff seyn, mit flachem Boden und ohne Nagel. Auch wird hier Asbest gefunden. Tobolsk konnten die Reisenden wegen der hohen Lage seiner weißen Mauern und vergoldeten Kuppeln 20 englische Meilen weit sehen. Es lag hier 6000 Mann Besatzung, und gefangene Schweden verbreiteten hier einen Grad von Cultur und Aufklärung. Jeniseisk ist ein großer, volkreicher Ort, wo starker Umsatz mit Pelzwerk gemacht wird. Hinter diesem Orte stießen sie auf einem Haufen von wenigstens 500 weißen Hasen; die übrige Reise gieng

über

über Irkutski, wo von allen von und nach Sina gehenden Kaufmannsgüthern zehn von hundert bezahlt wird, der See Baikal, die Stadt Salinginski, wo der Gesandte die Antwort auf die Ankündigung seiner Ankunft von Pekin erwartete. Hier schaltet der Verf. eine Nachricht von den Mongolen, von ihrem unsterblichgeglaubten Oberpriester Kutuchtu und seinen Lama's ein. Strealka ist der nächste russische Ort, von dannen die kaiserliche Karavanen mit Pelzwerk nach Sina abgehen, deren jede etwan 5000 Rubel werth ist, die aber die doppelte Summe an Sinesischen Waaren zurückbringt, und in Sina freyes Quartier und Freyheit von allen Abgaben hat. Doch klagt der Verf., daß der russische Karavanenhandel in Sina itzt sehr abnehme, da die Sineser Mittel wissen, von siberischen Gränzorten die russischen Waaren wohlfeiler zu erhalten. Saratzeja, 15 Meilen von Selinginski, ist nebst dem Flusse gleiches Namens die Gränze zwischen Rußland und Sina. Nun wurden sie, hundert Personen stark, auf Kosten des Kaisers von Sina unterhalten. Das Land ist hier von Sinesischen Mongolen bewohnt, deren wichtigster Handel mit Rhabarber getrieben wird, die hier ohne ihr Zuthun, unter Löchern von Murmelthieren wild wächst. Ein Sinesischer Lama erklärte ein Erdbeben durch die Bewegung eines großen goldnen Frosches, auf den Gott die Erde gesetzt habe. Der Weg gieng verschiedne Tage hindurch über weite Sandwüsten von etlichen 100 engl. Meilen. Endlich erreichten sie die hohe Mauer, die schon von der Ferne einen ehrwürdigen Anblick machte. Sie passirten solchen durch ein großes Thor, das mit 1000 Mann unter einem Sinesischen und Tatarischen Officier besetzt ist. In der Nähe derselben fanden sie ein mildes Klima und fruchtbarern Boden. Der nächste Ort ist Kalgan, und nach einer 16 monathlichen Reise langten sie endlich in Pekin an, da man doch, wie der V. glaubt, Hin- und Herreise in sechs Monaten zurücklegen kann. Die erste Audienz verzögerte sich etwas, ehe man sich zu dem eingeführten Ceremoniel verstand; doch war die Aufnahme überaus gnädig, und sie wurden von dem Kaiser sowohl, als seinen Ministern, oft bewirthet. Das Getränk war bloß Thee und heißer Arrak. Wein fanden sie gar nicht, außer bey den Missionairen; der aber schlecht war: statt Messer und Gabeln dienten elfenbeinerne Stäbchen, statt der Servietten viereckigte Stücken Papier, so wie bey den Persern dürre Kuchen. Unter vielen andern Ergötzungen sahen sie

verschie-

verschiedene seltene Taschenspielereyen. Man zeigte ihnen Porzellangefäße, die 2000 Jahre alt seyn sollten, und die itzigen Nebriten übertrafen: und gleichwohl hatte der damals regierende Kaiser die erste Glashütte in ganz Sina zu Pekin angelegt. Er war übrigens ein großer Freund der Missionarien, die er ihrer übrigen gelehrten und Kunstkenntnisse wegen schützte. Eben damals kam der Kardinal Mezzobarba in Pekin an, den der Pabst dahin geschickt hatte, um die Streitigkeiten zwischen den Jesuiten und Missionairen, über die den Neubekehrten ertheilte Begünstigungen beyzulegen. Damals gab es keine goldne und silberne Münzen, sondern man handelte nach dem Gewicht dieser Metalle in Stangen. Auch das Silbergeld, das die Sinesen durch den europäischen Handel bekommen, (weil Silber hier gegen Gold in größerm Werth steht, als in Europa,) wird sogleich in Stangen geschmolzen. Glaubwürdig versicherte man dem Verf., daß man schon seit 2000 Jahren das Schießpulver zu Feuerwerken angewandt; aber erst nur seit einiger Zeit den Nutzen desselben im Kriege kennen gelernt habe; und schon vor der Erfindung des Schießpulvers soll bey ihnen die Buchdruckerkunst bekannt gewesen seyn. Fast eben so alt soll bey ihnen der Kompaß seyn. Die Sinesen aber drucken bloß mit Stempeln, ohngefähr wie die Kartendrucker. Bey kaltem Wetter wurde mit Wärmpfannen auf Holzkohlen geheizt. Am Neuenjahrstag, den 15ten Jan. 1721, begieng der Kaiser sein 60jähriges Regierungsjubiläum. Es wurden dabey Feuerwerke abgebrannt, die alles übertrafen, was der Verf. je gesehen hatte. Er ritt in mäßigem Trabe in vier Stunden rund um die Stadt; sie ist aber außerordentlich stark bevölkert: doch soll Nankin dreymal größer seyn. Ein sehr grosser Wald, wo der Gesandte verschiednen Jagden beywohnte, war ganz mit einer Steinmauer eingefaßt. Und dergleichen ungeheure Mauren sah der Verf. mehrere im Lande. Auf der Stadtmauer sahe er 15 Mann Reiter als Patrouille herum reuten. Die kaiserliche Antwort an den Zaar wurde in einer langen Rolle zusammengewickelt, und in gelb seidenes Zeug (die kaiserl. Hoffarbe) geschlagen, einem Manne um den Arm gebunden. Der Verf. schließt sein Diarium von dem Aufenthalte in Pekin mit einigen allgemeinen Nachrichten von Sina. Erstlich von der großen Mauer; sie schließt die ganze Nord- und Westseite von Sina ein, (so, wie die Ost- und Südseite vom Meer eingeschlossen ist,) ist vor ohngefähr

gefähr 600 Jahren binnen 5 Jahren zu Stande gebracht worden. Sie geht über Flüsse, Thäler, Berge und Felsen weg; ist daher von ungleicher Höhe. Da, wo sich die Mauer erhebt, ist sie mit bequemen Treppen versehen, so dauerhaft gebauet, daß sie noch itzt fast keiner Ausbesserung bedarf. Jeder sechste Mann in Sina mußte daran arbeiten. Die Arbeiter standen meilenweit so nahe bey einander, daß sie einander die Materialien zureichen konnten, welches auch der vielen Felsen wegen nicht anders möglich war. An die Hauptmauer schließen sich verschiedene halbkreisförmige Mauern an. (wir können uns aus der Beschreibung keine deutliche Vorstellung davon machen.) Allein hundert Jahre darnach brachen die westlichen Tataren dennoch durch die Mauern; wurden aber nach lang behaupteter Herrschaft wieder zurückgejagt, bis endlich 1640 die mangurschen Tataren sich ganz Sina unterwarfen, in dessen Besitze sie noch jetzo sind. Der damalige Kayser Kamhie war der zweyte nach dieser Revolution: er hatte 20 Söhne, von denen er den vierzehnten zu seinem Nachfolger bestimmte. Vom Thee. Das Englische Pfund grüner Thee und Bohn komme in Sina nicht über zwey Englische Schilling. Man trinkt ihn hier ohne Zucker; ob dieser gleich im Lande erzeugt und sehr wohlfeil ist. Sinesische Manufakturen in Seide und Baumwolle haben eine große Vollkommenheit erreicht, wollene Zeuge trägt man gar nicht. Auch hat man hier geschickte Töpfer, Färber, Tischler, Lakirer und Pappiermacher; in Metallarbeiten, Malerey und Bildhauerkunst haben sie wenig gethan. Die Regierung duldet Hurenhäuser: häufig werden Kinder ausgesetzt; die aber sogleich in öffentliche Hospitäler oder auch von den Missionairen aufgenommen werden. Den Zwang der sinesischen Frauenzimmer, sich die Füße durchs Binden klein zu erhalten, hat eine schöne Prinzessin von ungewöhnlich kleinen Füßen veranlaßt. Sie schneiden nie ihre Nägel ab, ohne dadurch an Stickerey und Näharbeit gehindert zu werden. Unter den Geschenken an den Zaar waren 2 Pfund einer Wurzel Dschinseng, davon das Pfund 25 Pf. Sterling kostet, und womit man in Sina Wunderkuren zu thun glaubt. Man läßt sich hier noch in männlichen Jahren ohne Gefahr verschneiden, weil ein Verschnittener geachtet wird und sein Brod findet. Pappier haben die Sinesen einige Jahrhunderte früher, als wir gemacht. Es wird aus Seide und Baumwolle in weit größerer Form, als bey uns, bereitet, und mit Haarpinseln

beschrieben. Damals hatten ihre Gewehre noch durchgehende Luntenschlösser. Sie nahmen den Rückweg wieder durch die große Wüste: aus einer Bemerkung, daß einige dort entspringende Quellen nach Siberien fließen, zieht er die Folge, daß diese Mongolische Wüste höher liege. Viele Nächte mußten sie in der Kälte unter freyem Himmel zubringen: im russischen Gebiete fanden sie hie und da einzelne, zum Besten der Reisenden angelegte Häuser, Simovin genannt, wo sie warme Stuben und europäische Speisen fanden. Die Eisfarth über den Baikalsee geschah mit Lebensgefahr, nicht minder die Fahrt gegen den Strohm über verschiedene Wasserfälle. An den Flüssen Siberiens findet man häufig eine Art Helfenbein, zuweilen 100 Pfund schwer, Mammonshörner genannt. Fang der wilden Gänse und Birkhühner. Den 2ten October 1721 langte die Gesellschaft in Tobolsk zurück an. Ballo kurze Nachricht von dem Zuge nach Derbant in Persien unter Peter dem Großen im Jahr 1722. Nach dem Frieden mit Schweden 1723 ließ sich Peter der Große durch die Bitten des Persischen Sophi, Schach Hußein, bewegen, einen Zug nach Persien vorzunehmen, und ihm gegen seine rebellischen Unterthanen beyzustehn: und Ball, weil er schon in Persien gewesen war, ließ sich den Vorschlag gefallen, den Kaiser und seine Gemahlin dahin zu begleiten. 15000 Mann regulaire Truppen wurden den 16ten May zu Moskau in 300 Fahrzeugen eingeschifft: die sich aber unterwegs durch Kosaken und Kalmucken bis zu 30000 vermehrten. In einer Nacht verloren sie 500 Pferde in einem Wald, wo sie römischen Wermuth gefressen hatten. Den 30. August zog der Kaiser in Derbant ein: er wartete hier auf Kriegsvorrath und Lebensmittel, die durch Transportschiffe von Astrachan nachkommen sollten; ein Sturm aber hatte sie zertrümmert. Und dieser Unfall vereitelte alle Entwürfe des Kaisers, und nöthigte ihn zum Rückzug, indem es bereits zu spät im Jahre war, um neue Zufuhren von Astrachan erwarten zu können. Er ließ eine beträchtliche Besatzung in Derbant zurück, und ließ die Armee den 12ten Sept. den Rückmarsch antreten. Ostwärts der Stadt baut man einen starken Wein, der eingegraben sich viele Jahre hält.

Von S. 397 an folgt nun D. Hunters kurze Nachricht von dem Königreiche Pegu, dessen Klima, Erzeugnissen, Handel und Regierung, wie auch den Sitten

Sitten und Gebräuchen der Einwohner, auf einer auf Befehl der O. J. Compagnie unternommenen Seereise gesammlet. Das Original dieser Reisebeschreibung kam 1785. auf 10 Bogen auf Baumwollenpapier in Bengalen heraus. Da wir von Pegu noch so gar wenig zuverläßige Nachrichten haben, so verdiente diese Beschreibung eines Augenzeugen allerdings eine Uebersetzung, wenn sie gleich auch nicht alle Erwartungen erfüllt, und sich seit der Mitte des Jahres 1782. von der der Verf. schreibt, auch manches verändert hat. Der Verf. schickt eine litterarische Notiz von denjenigen ältern und neuern Reisebeschreibungen voraus, die des Königreichs Pegu, das jetzt seit 40 Jahren dem Könige von Ava unterworfen ist, Erwähnung thun, wofür er Dank verdient. Es ist uns bisher größtentheils unbekannt geblieben, weil weder Eroberungs- noch Bekehrungssucht, noch Kaufmannsgeist Europäer dahin getrieben hat. Das Hauptprodukt, um dessenwillen die Europäer die Häfen dieses Landes besuchen, ist ein Holz, das dem Eichenholz ähnlich ist, und sowohl zum Hausgeräthe als zum Schiffbau sehr gebraucht wird: daher giebt es auch viele Schiffbauer im Lande. Zinn und Wachs sind gleichfalls Handelsartikel. Gold wird in ziemlicher Menge gewonnen, (wie? sagt der Verf. nicht) aber die Ausführung ist verboten. Die Einwohner brauchen es, nicht als Geld, sondern zum Schmuck und Auszierung ihrer Pogoden. Auch wird viel Salpeter gewonnen: aber die Ausführung ist ebenfalls verboten. Auf dem Wasser vieler Brunnen sieht man Naphta schwimmen, die man brennt, auch zu Theer braucht. Reiß wächst im Ueberfluß. Man setzt die besäten Aecker unter Wasser, und versetzt dann die jungen Pflanzen auf ein andres Feld. Man findet Ananas, Melonen, Bananos, berauschenden Honig, viel Wildpret. Ihr Silbergeld wird gewogen, und ist nicht geprägt. Die Nation bezeugt einigen Abscheu gegen den Umgang mit Ausländern. Dennoch räth der Verf. seinen Landesleuten sehr zu, Handelsverbindungen mit derselben, die wegen des Schiffbauholzes bey einem Krieg in Indien, noch mehr aber wenn die Holzausfuhre erlaubt wäre, von großem Nutzen seyn könnte. Zu dieser Absicht aber müßten Agenten im Lande selbst sich aufhalten, um das beste Holz durch Flössen herbeyzuschaffen. Opium ist übrigens die Stapelwaare mit Pegu. Von der Kaiserl. Ostindischen Gesellschaft ist bereits

eine Factorey im Lande angelegt. Dieser Nachricht hat der Uebersetzer eine

Beschreibung des nämlichen Verfassers von einigen künstlichen Höhlen in der Nachbarschaft von Bombay, als einen Zusatz angehängt. Niebuhr thut ihrer schon Erwähnung. Man findet sie in verschiedenen Gegenden der Insel Salsete und in der Nachbarschaft der Insel Bombay. Es sind ungeheure Höhlen, in festen Felsen gehauen, erstaunliche Denkmähler menschlicher Arbeit, in einem Lande, dessen jetzige Inwohner ihrer Schläfrigkeit wegen berüchtigt sind. Die merkwürdigste ist auf der Insel Elefanta. Die ganze Länge ist 130, die Breite 110 Fuß: sie ist mit mannichfaltigen riesenförmigen Figuren versehen, aus gleicher Masse gehauen. Eine andere merkwürdige Höhle ist bey Ambola, einem Dorfe der Insel Salsette, ebenfalls mit Figuren von schöner Arbeit geziert, mit einer Inschrift in Dschentuischer Sprache, die diese Höhle zu gottesdienstlichem Gebrauch bestimmt. Das Alter dieser Höhlen steigt ohne Zweifel sehr hoch hinauf: und die Felsen, da sie ausgehauen wurden, mußten eine Weichheit gehabt haben, die sie nachher verlohren haben.

Von S. 487. an finden wir noch eine Nachricht von dem Staate der Marhatten in persischer Sprache verfaßt von einem Munschi (d. i. persischem Secretär) — ins Englische übersetzt von Will. Chambres, Esq. und aus diesem ins Deutsche. Das Original steht im Isten Bande der 1785. zu Calcuta herausgekommenen Asiatic Miscellanies, S. 212 — 249. Der historische Theil kann zu manchen Berichtigungen des Sprengelschen Buches dienen; Schade aber, daß darin nicht eine Jahrzahl ausgedruckt ist. Es giebt hier Manufacturen von weißem Tuch und Zitz, vortreffliche Pferde. Die Einkünfte aus allen den Maraten unterwürfigen Länder sollen 12 Krore, und nach Abzug der Kosten für Truppen, 5 Krore betragen, (1 Krore aber gilt 1,250000 Pf. Sterl. oder 100 Lak Rupien) die Kriegsmacht ist 200000 Mann.

Ag.

Ueber

Ueber die Frage: Welche waren die Grundursachen der zahlreichen vom 11ten bis ins 15te Jahrhundert in Baiern gestifteten Abteyen? Und wurde 3 von demselben den landesherrlichen Absichten wirklich entsprechen? Hat am höchsterfreulichen Geburtsfest Sr. Churfürstl. Durchl. Carl Theodor in einer öffentlichen akademischen Versammlung gelesen Lorenz Westenrieder, Churfürstl. wirkl. geistl. Rath. 1787. bey Lindauer.

Hr. Westenrieder sagt gleich im Anfange seiner Vorlesung, daß er auf den Gegenstand, mit dem er zum Vorschein kömmt, stolz seyn darf. Auf die Art, mit welcher er diesen Gegenstand behandelt, darf er es wahrlich nicht seyn. Hr. Westenrieder, welcher erst kürzlich in seiner Baierischen Geschichte (S. unsre Bibl. LXVIII. B. 2. St.) den Jesuiten eine Lobrede gehalten hat, hält sie nun auch den Abteyen — und wenn es so fortgeht, wird er nächstens für Kapuziner und alle Kuttenträger wenigstens eine Schutzschrift liefern. In dem mönchreichen Baiern kann es ihm nun freylich an Beyfall, und auch an Belohnung seiner Arbeit nicht fehlen. Nur der Unpartheyische und Aufgeklärte, der Weise und Rechtschaffene muß billig auf ihn zürnen, daß ein Mann der schon so gute Einsichten gezeigt hat, nun auf eine so niedrige Art temporisirt.

Die Ursachen der Stiftung der Abteyen waren nach seiner Meynung **erstens** die Staatsklugheit der Kayser aus dem sächsischen Hause, um die Herzoge und Grafen durch solche Stiftungen zu schwächen; **zweytens** die Absicht der Herzoge, das durch die Hungarn verwüstete Land urbar zu machen; **drittens** das Faustrecht, dessen Sünden die Grossen durch diese Stiftungen gut zu machen wähnten; **viertens** die freywillige Unterwerfung schwacher Familien unter den Schutz mächtiger Abteyen; **endlich**, die Absicht, Sitten und Wissenschaften wieder herzustellen. Hier eröffnet sich für den Vers. nach seinen Begriffen ein weites Feld, die Ehre und den Ruhm seiner Kuttenhelden zu verewigen. Wahr ist es zwar, daß wir den ersten Mönchen in Deutschland für die Kultur des Landes, für die fleißige Kopirung der klassischen

Autoren, und für ihre, obwohl magere, und großentheils mit heiligen Mährchen angefüllte Chroniken Dank schuldig sind. Daß aber ihre Schulen, wie uns Hr. W. einbilden will, Volksschulen waren, daß sich aus ihren Klöstern wahre Frömmigkeit auf das Volk verbreitet habe, (eben dieses, ja ein noch größeres Kompliment macht der Verf. in seiner Baier. Gesch. den Jesuiten) ist ganz wider die Erfahrung. Nie waren die Menschen dümmer, nie gottloser als damals. Schon der Begriff, daß man durch eine geistliche Stiftung sich von allen Sünden loskaufen könne, beweiset, wie es in damaligen Zeiten mit der Moralität aussah, und da sich die Mönche diesem Begriffe nicht widersetzten, ja vielmehr aus allen Kräften ihn zu befördern trachteten, so zeigten sie eben dadurch, daß eigenes Interesse bey ihnen mehr als wahre Frömmigkeit galt. Ihre Schulen waren übrigens bloß Schulen für künftige Mönche, und aus den Klöstern floß Aberglaube, Werkheiligkeit, Bilderdienst und Fanatismus durch das ganze Land. — Wenn die baierischen Regenten des eilften Jahrhunderts (S. 27.) in Hinsicht auf ihre Hausmacht klug gehandelt haben, da sie den Schenkungen des allzu mächtigen Adels an die Klöster allen möglichen Vorschub thaten: so fragt sich, ob auch im achtzehnten Jahrhunderte, wo die Einkünfte der Klöster sich besser verwenden ließen, diese politische Maxime noch bestehen soll? Diese Güter, sagt Hr. W. sind die wichtigste Unterstützung des Landes in den Tagen einer großen Noth, (die Finanzen eines Landes müßten wohl äußerst schlecht aussehen, wenn man den Schatzkasten zur Zeit der Noth erst in den Klöstern suchen müßte, und wie oft würde sich der Staat in seiner Rechnung betrogen finden!) und eine prächtige Zierde des Landesfürsten in den Zeiten des Wohlstandes, (eine leere Tirade, ohne allen Sinn!) — Die Hoffnung seine Kinder versorgen zu können, indem man sie für Klöster erzieht, soll nach Hrn. W. Meynung kein geringer Trost für Aeltern in einem Lande seyn, das vermöge seiner Lage, und innern Beschaffenheit weder den Handel noch den Soldatenstand jemals außerordentlich begünstigen kann. Wie? Soll es wirklich in Baiern so seltsam aussehen, wie der Verf. hier behauptet, daß der Mönchsstand Nothwendigkeit für die Kinder der Einwohner wird? Baiern ist weder stark bevölkert, noch genug angebaut — und doch sollen seine Söhne zum Mönchsstande verdammt seyn? O über den

Staats-

Staatsmann! — Ob es besser sey, wenn ein Kloster, als wenn ein gefreyter Adelicher solche Güter besitzet, läßt Recensent noch dahin gestellt. Wenn der Adeliche nicht müßig geht, sondern entweder das Land bauet, wie der edle Graf von Borke, oder der edle Buchwald, oder Schulen errichtet, wie der edle Rochow; so sind sie doch wohl dem Lande nützlicher als Benediktiner und Prämonstratenser! Aber gesetzt und nicht zugegeben, was der Verf. meynt, ist denn die Wahl zwischen Uebel und Uebel so nothwendig? Sind denn in Baiern alle gemeinnützigen Anstalten für Stadt- und Landerziehung, für Arme, für Kranke u. dgl. so vollkommen, daß sich nichts weiter daran verbessern läßt, und daß der Staat bloß darauf bedacht seyn darf, welchem hoch- oder wohlgebohrnen Wanste er die Einkünfte dieses oder jenes Klosters zumessen soll? Herrn Westenrieders eigene Schriften überzeugen uns, daß er diese Frage nicht mit Ja beantworten kann, wenn er aufrichtig reden will. —

Endlich folgt gar die abgedroschene Vertheidigung des Monachismus, daß die Neigung dazu aus dem Triebe zur Einsamkeit, dem schönsten Grundtriebe des Herzens, — und aus Liebe zur Vollkommenheit entsteht. Ist die Erfahrung nicht gegen diese Behauptung? Sollen wirklich die jungen Leute, welche diesen Stand wählen, ihn aus Liebe zur Vollkommenheit wählen, in einem Lande, wo, wie der Verf. sagt, Monachismus physische Nothwendigkeit, und die Zuflucht versorgungsloser Menschen ist? — Die Fragen, welche der Verf. von Verbesserung des Mönchswesens vorbringt, entscheidet er selbst nicht, und sie lassen sich auch nicht entscheiden, da das ganze Objekt Thorheit ist. Trieb zur Einsamkeit ist ganz ein anderes als Möncherey. Ein Weiser ist überall einsam, und überall in Gesellschaft; er darf darum nicht Mönch werden. Rec. kann Hrn. W. der so tief herabsinkt, nicht anders als bedauern.

Wm.

Briefe über die Verfassung in der Markgrafschaft Baden. Erstes Bändchen. 1786. 9 Bogen, 1½ Bog. Dedikat. in 8.

So klein auch der Umfang der Markgrafschaft Baden ist, und so eifrig auch die väterlichen Bemühungen des erhabenen Markgrafen um das Wohl seiner Länder sind; so ists doch nicht zu verhüten, daß nicht noch manche Mängel und sogar große, die bey den gewöhnlichen, falschen Berichten der niedern Instanzen dem Landesherrn zum Theil gar nicht, zum Theil nicht vollständig bekannt werden, auch bey der Badenschen Verfassung sich finden. Wie sollen dem Landesherrn, dem die Mängel mit Fleiß verschwiegen, dem vielmehr alles in dem glänzendsten Lichte dargestellt wird, die Augen geöffnet werden? Nur durch die Publicität erfährt der Landesherr oft erst den wahren Zustand seines Landes, sieht da Jammer und Elend, Unterdrückung und Sklaverey, wo er blühenden Wohlstand und unpartheyische Gerechtigkeit zu finden vermeinte. Welche Verpflichtung für den edeldenkenden Fürsten, dem es wirklich um das Wohl seiner Unterthanen zu thun ist, und der mit eigenen Augen sehen und untersuchen will, die Publizität zu befördern! Nur der frechen Schmähsucht mit ihren kleinen niedrigen Absichten setze er Schranken; aber die bescheidene, unpartheiische Beurtheilung der Handlungen seiner Minister und Räthe, und des Zustandes seiner Länder erlaube er gerne in öffentlichen Schriften. Wahres Verdienst erwirbt sich der unbekannte Verf. dieser Briefe um die M. B durch seine freymüthige Beurtheilung der Verfassung der M. B. und durch seine gutgemeinten Vorschläge zur Abhelfung so mancher Mängel und Unordnungen. Nur wäre zu wünschen, daß er manche Sachen besser auseinander gesetzt, und auch von manchen Behauptungen gehörige Beweise beygebracht hätte. Der erste Brief. Einleitung. In dem 2ten Briefe entwirft der Verf. ein liebenswürdiges Bild von dem jetzigen Markgrafen. Dritter Brief. In der ganzen M. ist, soviel der Verf. weiß, kein einziger Edelmann, der Dörfer und Unterthanen besitzt, und er zweifelt, ob überhaupt nur 6 adeliche Familien im Lande sind, deren Großväter schon im Lande waren. Ehedem hatte, wenigstens im Badendurlachischen Antheile, die Hofetiquette ausgenommen, der Adel nicht den geringsten Vorzug vor den Bürgerlichen, und wenigstens die Hälfte der Geheimenräthe, und noch dazu, die den größten Einfluß hatten, waren Bürgerliche, die Regierungs- und Hofgerichtsräthe, Oberforstbediente waren Bürgerliche; nur hie und da war ein adeli-

adelicher Obervoigt; auch waren die Offiziere von Adel, aber ihre Anzahl war nicht groß, da das Militär nur aus einigen Compagnien bestand. Jetzt aber wimmelt es da von Edelleuten; erst noch vor kurzem war jeder Bürgerliche vom Geheimenrath gänzlich ausgeschlossen, und die, welche jetzt Glieder desselben sind, sind es nur halb; in den Collegiis sitzen eine Menge Adeliche, und die Oberforstmeister sind durch die Bank Edelleute. — Und die Folge davon! — Weit seltener sind nun unter den Dienern des Fürsten wahre Patrioten, denn viele unter ihnen sind Fremde, die nur da sind, um sich füttern zu lassen, — die Geschäffte werden ungleich schlechter betrieben, wie ehemals, weil kein innerer Trieb, kein Patriotismus sie antreibt u. s. w. (Diese beyde Behauptungen ohne specielle Thatsachen, oder irgend eine Art von Beweis, sind zu gewagt, und sollten entweder nicht da stehen oder bewiesen seyn. Diese Anmerkung muß man bey mehrern Stellen dieses Buchs machen.) — 4ter Brief. Bey Beförderungen richtet man sich fast lediglich nach dem Alter der Kandidaten, und nach ihrer Stelle im Verzeichniß derselben, und selten nimmt man auf vorzügliche Geschicklichkeit Rücksicht; das nennt man nach der Ordnung verfahren. 5ter Br. das höchste Collegium ist der fürstliche Geheime-Rath, bey dessen Versammlung der Markgraf und der Erbprinz allemal zugegen sind. Noch vor 15 Jahren bestand derselbe aus adelichen und bürgerlichen Mitgliedern. Nach dem Tode des unvergeßlichen Reinhard und dem Weggange des noch lebenden Präsid. von Preuschen waren keine andere, als adeliche Geheimeräthe vorhanden, und es schien, als ob man den Grundsatz aufgestellt hätte, den bürgerlichen Stand auf immer von diesem Collegio auszuschließen. Allein man sah nach einiger Zeit ein, daß man mit diesem Grundsatze nicht immer auslangen könne; daher wurden endlich 3 bürgerliche Räthe zu wirklichen Geheimenräthen ernannt, und mit Sitz und Stimme, jedoch mit einigen für sie sehr erniedrigenden Einschränkungen, in das Collegium aufgenommen. Der Geheimerath ist wieder in 2 verschiedene Departements abgetheilt worden, in das geheime Cabinet und die geheime Conferenz. Beyde haben an gleichen Tagen ihre Sessionen, nur nimmt ersteres früher seinen Anfang. Daselbst haben nur die adel. Geh. R. den Zutritt, auch wird ein eigenes Protokoll darin geführt. Wenn dieses zu Ende ist, dann geht die geheime Conferenz

an, wozu denn auch die unadel. G. R. zugelassen werden. — Ueber die auswärtigen Angelegenheiten mit benachbarten Reichsständen müssen seit einiger Zeit größtentheils die Regierungsräthe zuerst referiren, und der Geheimerath behält sich alsdenn die Entscheidung darüber vor. — Das Regierungs- und Justizcollegium — Consistorium — das Rentkammerkollegium, welches vor den übrigen Collegiis den Vorzug hat, daß es seine Geschäffte auf das expediteste und in der besten Ordnung besorgt, auch seine Registratur in eine sehr gute Verfassung gebracht oder vielmehr darin erhalten hat. — 6ter Brief. Die Einkünfte, welche der Verf. des reisenden Franzosen auf die runde Zahl von 1,200,000 rhein. Gulden setzt, und worin er nach unserm Verf. sich nicht sehr geirret haben möchte, bestehen in der gewöhnlichen Schatzung, in Zehnten, Consumtionstaxen, sogenannten Gilten und Zinsen, den Interessen der herrschaftlichen Capitalien, dem Ertrag der Domainen, Bergwerke und Forsten, in einigen Monopolien, Zöllen, verschiedenen Taxen, Strafen, den Chatouillegeldern und einigen Kleinigkeiten. Die Schatzung ist im Lande sehr verschieden angelegt, und wird nicht nur von den Grundstücken, sondern auch von Gewerben eingezogen. Der Zehnte, den jedoch der Fiskus kaum von dem dritten Theil des Landes zu beziehen hat, wird in den großen und kleinen Zehent getheilt. Von dem großen Zehnten gehört der größte und beste Theil den angrenzenden kathol. Klöstern. — Eine besondere Abgabe ist auch der Kelterwein, der sich auf die Erlaubniß auf den herrschaftlichen Keltern keltern zu dürfen, gründet, den aber der Bauer auch, wenn er gleich nicht da keltert, bezahlen muß. — Die Gilten oder Zinsen, die auf gewissen Grundstücken liegen und wahrscheinlich noch aus den Zeiten der strengsten Leibeigenschaft herrühren, sind an vielen Orten eine außerordentliche Last für die Unterthanen. Sie werden entweder in Natur oder in Geld nach einem vorherbestimmten sehr mäßigen Preise abgetragen. — 7ter Brief. Bey den herrschaftlichen Kammergütern sind alle 3 Benutzungsarten angewandt worden. Sehr viele dieser Güter, besonders die kleinen, wurden stückweise verkauft, und der Erlöß davon zum Landeskapital geschlagen, das dadurch sehr beträchtlich vermehrt worden ist. Von den großen Gütern sind die meisten verpachtet, und in dem Oberlande sind die Pächter größtentheils Wiedertäufer, welche auch hier die besten praktischen Landwirthe

wirthe sind. Schade, daß man manche Versuche macht, sie von ihren Pachtungen zu verdrängen, und daß sie von Seiten der Kammer sehr gepreßt werden, indem sie ihnen immer höhere Pachtzinsen abzunöthigen sucht. Einige große Herrschaften werden endlich auch noch auf eigene Rechnung durch besondere dazu aufgestellte Oekonomieverwaltung benutzt. Auch besitzt die Herrschaft noch beynahe in jedem Oberamte einige kleinere, die von gewissen Gemeinen frohnweise im Stand gehalten werden. Sie bestehen bloß in Wiesen und Weinbergen. — 8ter Brief. Die M. Baden hat beträchtliche Waldungen, von welchen ein großer Theil dem Fürsten als Domainen gehört, ein noch größerer Theil ist Communwaldung, und nur hie und da besitzen einzelne Einwohner eigenthümliche Waldungen. Alle diese befinden sich größtentheils in einem sehr guten Zustande, da sie schon seit vielen Jahren forstmäßig behandelt werden. Die Forstämter und ihre Forstbediente sind, wie der Verf. versichert, eine der größten Landplagen, und die Bedrückungen von Seiten der Forstämter, und die Verheerungen des Gewilds, denen, dem ausdrücklichen Willen des Fürsten zuwider, nicht hinlänglich gesteuert wird, sind zuverläßig hie und da eine nicht geringe Ursache der Auswanderung der Unterthanen in das österreichische und preußische Polen. 9ter Brief. Ungeachtet kein Grund vorhanden ist, der die Aufstellung vieler Soldaten in der M. B. nothwendig machte, da im ganzen Lande keine Festung — kein Landadel vorhanden, dessen Nachwuchs man durch Offizierstellen versorgen und beschäfftigen müsse — auch die Bevölkerung noch lange nicht zu stark — das zu einem Reichskriege zu liefernde Kontingent von Truppen sehr mäßig ist — ungeachtet der Markgraf selbst gar keine besondere Neigung zum Soldatenwesen hat; so haben doch einige Leute, so wenig der Fürst Anfangs davon hören wollte, auch die meisten Minister dagegen arbeiteten, und alle Oberämter die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen machten, es dahin zu bringen gewußt, daß der Fürst die Errichtung einer Landmiliz oder eines Füsilierkorps gestattete. Vermöge dieser Einrichtung müssen in jedem Dorfe alle gutgewachsene junge Bursche das Gewehr tragen, an den Sonntagen des Nachmittags an einem allgemeinen Versammlungstage unter der Anführung eines Offiziers exerciren, und jedes Frühjahr einen Monat lang bey dem General- und Hauptexercitium sich einfinden. Durch diese neue Anstalt sind die Kriegskosten

um

um die Summe von beynahe 30,000 Gulden jährlich vermehrt worden — glücklicherweise ist dieß nur noch erst auf die untere Herrschaft eingeschränkt. — Mit dem Füsilierkorps ist auch ein kleines Artilleriekorps errichtet worden. — 10ter Brief. Die Justiz- und Polizeypflege in dem Lande ist lediglich in den Händen der Ober- und Amtleute, die denn auch, je nachdem sie beschaffen sind, Wohlthäter und Väter, aber auch Miethlinge und Tyrannen des Volks seyn können, und es leider nicht selten sind. — An Advokatengebühren und übermäßigen sehr drückenden Amtssporteln fehlt es nicht. — 11ter Brief. In der M. Baden befinden sich mancherley Religionsverwandte, nicht nur Lutheraner, Reformirte und Katholische, sondern auch Wiedertäufer, besonders aber Juden in großer Menge. In der M. Baden Durlach herrscht die evangelische lutherische Religion, und im Badenbadenschen die katholische, welche der Markg. Wilhelm, der 1622. zur Regierung dieser Lande gelangt, und ein eifriger Katholik war, mit der äußersten Gewalt wieder einführte, und nur zu Gernsbach in der Grafschaft Eberstein, welches Städtchen der Mitherrschaft des Fürstbischofs von Speier unterworfen ist, und in der Herrschaft Malberg haben sich evangelische Gemeinden erhalten. Der größte Theil der Katholiken ist, ungeachtet der Gnade und Toleranz des Fürsten, doch dem Markgrafen in hohem Grade abgeneigt. — Von Reformirten finden sich im ganzen Lande, das Sponheimische ausgenommen, nur 4 Gemeinden. In Karlsruhe — errichtet durch die Frau Mutter des jetztregierenden Markgrafen, eine Prinzeßin von Oranien — Pforzheim — entstanden durch die Errichtung der dasigen Uhr- Stahl- und Bijouteriefabriken, deren Theilhaber größtentheils französische Reformirten sind — und 2 Landgemeinden in dem Oberamte Karlsruhe, die aus ehemaligen französischen Hugenotten bestehen, und unter denen die französische Sprache noch jetzt die herrschende ist. — Die Anzahl der Wiedertäufer ist nicht groß. Die meisten finden sich in der obern Herrschaft, wo sie des Gottesdienstes und der Nachbarschaft ihrer ziemlich zahlreichen Glaubensgenossen im Elsaßischen, und den angränzenden Hanauischen und andern Besitzungen wegen sich am liebsten aufhalten. Ihren gemeinschaftlichen Gottesdienst halten sie in der Maierey bey dem alten verfallenen Schlosse Hochburg, wo ein großes herrschaftliches Gut schon seit langer Zeit immer an Wiedertäufer verpachtet wird. Ihr höchstes

stes Fest ist das Osterfest, wo sie alsdenn insgesammt das Abendmal genießen. Diese Wiedertäufer sind von der strengsten Sekte und sogenannte Häftler, sie tragen nämlich an ihren Kleidern keine Knöpfe und Schnallen, sondern nur Heften, und an den Schuhen lederne Riemen. Ihre ganze Kleidung ist sehr einfach; sie tragen nur Wolle und Leinwand, und von den Farben nur die schwarze, weiße, graue und braune. Die Mannsleute tragen runde Hüte, und die Verheuratheten haben Bärte. Sonst sind sie gute Unterthanen.

Diese Schrift ist dem Markgrafen selbst dedicirt worden.

Bf.

Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, von P. F. Weddingen. VIIIter Heft. 1786. IXter Heft. 1787. Zusammen 23 Bogen in 4.

Nachstehende Aufsätze machen den Inhalt des achten Hefts aus: 1) Tabellen über die Bevölkerung der Städte des Herzogthums Cleve und der Grafschaft Mark in den Jahren 1765. und 1756. Aus ihnen ergiebt sich, wenn hier richtig summiret ist, daß im J. 1765. in den 24 Städten des Herzogthums Cleve 3492, und in eben so viel Städten der Grafschaft Mark 3398, folglich in den Städten beyder Länder 6890 Personen weniger waren, als im J. 1756. Diese durch den siebenjährigen Krieg verursachte Entvölkerung ist aber so reichlich ersetzt, daß, laut S. 258. in eben diesen Städten die Personenanzahl jetzt die Summe vom J. 1756. übertrifft, obgleich der gegenwärtige Bevölkerungszustand nicht bestimmt angegeben wird. Bisweilen ist das Verhältniß der hier specificirten Summen merkwürdig. So waren z. B. im J. 1765. unter den 4977 Einwohnern der Stadt Cleve 1088 Männer, 1151 Frauen, (die Witwen wahrscheinlich mitgerechnet,) 968 Söhne, 1108 Töchter, 80 Gesellen, (Handwerksgesellen?) 140 Diener und Knechte, 22 Jungen, (Enken) und 420 Mägde. Dagegen zählte Soest 827 Männer, nur 100 Frauen, 671 Söhne, 782 Töchter, 23 Gesellen, 130 Knechte, 68 Jungen, und 362 Mägde.

Im

Im Durchschnitte hatte im gemeldeten Jahre das weibliche Geschlecht in den Städten beyder Länder ein ziemliches Uebergewicht. Das ist auch ganz natürlich; nur wünschten wir, daß angemerkt wäre, ob jetzt noch ein ähnliches Verhältniß Statt finde. 2) **Beschreibung des westphälischen Bauernhofes, nebst einigen Gedanken über die alten Bürgerhäuser.** Hr. Prediger **Müller** zu Schwelm giebt in dieser wohlgeschriebenen Abhandlung gründliche Nachricht von der Verfassung des platten Landes in Westphalen, insonderheit im Sauerlande und Paderbornschen, lehrt hauptsächlich den dasigen **Bauerhof** kennen, und zeigt, daß ein westphälisches **Bauernhaus** den dasigen landwirthschaftlichen Erfordernissen vortrefflich entspricht, und in seiner Art ein vollkommenes Gebäude ist, folglich den Spott und Tadel keinesweges verdient, mit welchem einige, durch den ersten flüchtigen Blick getäuscht, ohne nähere Untersuchung und Kenntniß davon geschrieben haben. Die **Bürgerhäuser** hingegen, so wie sie gutentheils noch in den meisten Ackerbau treibenden Städten Westphalens angetroffen werden, sind, wie hier dargethan wird, sehr unvollkommene Gebäude; doch kommt diese Bauart immer mehr in Abnahme. 3) **Historische Nachricht vom ehemaligen Kloster und jetzigen freyweltlichen Stifte *Sanctae Walpurgis* zu Soest;** vom Hrn. Criminalrath **Terlinden.** Der Stifter des Klosters und die Veranlassung zur Stiftung desselben lassen sich wegen Mangels des Stiftungsbriefes nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen. Doch machen andere Urkunden sehr glaublich, daß im J. 1152. der Bau desselben schon angefangen war. Sicher ist es, daß der Erzbischof **Raynold** zu Köln, ein geborner Graf von Dassel, der zu den größesten Männern seiner Zeit gehörte, und in dessen schönem Körper eine vortreffliche, aufgeklärte Seele wohnte, das Kloster im J. 1166. also zwey Jahre vor seinem Tode, zuerst feyerlich eingeweihet hat. Es nahm durch Verwilligungen, Geschenke, gestiftete Memorien und Ankauf von Erbgütern ansehnlich zu, wurde aber in der sogenannten kölnischen Fehde im J. 1447. gänzlich zerstöhret. Hiemit schließt sich der erste Abschnitt dieser Abhandlung. In den beyden noch rückständigen Abschnitten wird von der Herstellung des Klosters, oder vielmehr Errichtung eines ganz neuen Klosters unter dem Namen des zerstörten, von dessen Schicksalen, und von der gegenwärtigen Verfassung des Stifts St. Walpurg geredet werden.

4) Von

4) Von denen (den) im Hagen- und Hausgenossenrechte lebenden Bauern der Grafschaft Ravensberg. Diese Art von Bauern, von welchen die Hausgenossen in strengerem Eigenthume als die Hagenfreyen stehen, haben gewisse besondere Rechte, die hier erörtert werden. 5) Briefe eines Reisenden über Westphalen. Sie betreffen diesmal Herford und Bielefeld, und sind unter dem Troß von topographischen Nachrichten nicht die allerschlechtesten, ob sie gleich nicht sehr über das Allgemeine hinausgehen und verschiedene interessante Materien unberührt lassen. 6) Nachricht von dem Schulmeisterseminarium zu Wesel. Der Zweck dieser vor einigen Jahren errichteten lobenswürdigen Anstalt ist, gute Lehrer für die deutschen Volksschulen bey den reformirten Gemeinden des Herzogthums Cleve und der Grafschaft Mark zu bilden, und die hier beschriebene Einrichtung des Instituts verdient allen Beyfall. Auch den Lutheranern steht es frey, Seminaristen zum Unterricht in dasselbe zu schicken. 7) Unterstützung der Unterthanen im Lippischen. Sie wird hauptsächlich bewerkstelliget durch die Hülfscasse, die Unterstützungscasse, die Leichencasse, durch den Erlaß an gutsherrlichen und Pachtgefällen, und durch besondere Vergütung erlittener Wetterschäden aus der Landcasse. Aus der Hülfscasse wird den durch Unglücksfälle zurückgekommenen Unterthanen das zu ihrer Wiederaufhelfung erforderliche Geld ausgezahlt und geschenket. Die im J. 1775. von dem Grafen Simon August und seiner vortrefflichen Gemahlin Casimira errichtete Unterstützungscasse hat jetzt ein Capital, das über 16500 Rthlr. beträgt. Sie leihet an hülfsbedürftige Landleute zu 2, 3 bis 4 pro Cent Zinsen, und der Anleiher zahlt das erborgte Geld nach seiner Bequemlichkeit terminweise zurück. Die sogenannte Leichencasse ist nur in sofern eine Wohlthat, als man das von ihr aufgenommene Geld in kleinen Summen, und so, wie die Umstände es verstatten, zurückzahlen kann. Denn übrigens muß jeder, der seine Zuflucht zu ihr nimmt, nicht nur hinlängliche Sicherheitsscheine und Zeugnisse, daß die Anleihe nützlich verwendet werden solle, beybringen, sondern auch das Geld mit fünf von hundert verzinsen; Bedingungen, auf welche es eben nicht schwer fallen kann, von jedem Capitalisten Geld geliehen zu erhalten. 8) Zweifel gegen die unter Kaiser Karl dem Großen angeblich zu Lemgo geprägte Münze, welche im VIten Heft des westphäl.

Maga-

Magazins — — beschrieben wird; vom Hrn. Closter-meier. Der Verf. macht sehr wahrscheinlich, daß zu Karl des Großen Zeiten zu Lemgo keine Münzstäte gewesen, daß die ältesten westphälischen Münzen erst unter Ludewig dem Frommen im Corveyschen geschlagen sind, und daß die Münze, von welcher die Rede ist, vielleicht zu Limoges, nicht zu Lemgo, geprägt worden; daß aber überhaupt die Aechtheit derselben sich noch streitig machen lasse. 9) Kurze Nachrichten. Dießmal eine Berichtigung einer im 5ten Hefte dieses Magazins befindlichen, den Gerd von der Schewren betreffenden Stelle, und einige Anmerkungen über dessen bekannte Chronik.

Der neunte Heft, mit welchem der dritte Band den Anfang nimmt, enthält folgende Artikel: 1) Von der Schifffahrt auf der Weser. Die Beschaffenheit derselben, die Schiffergilden, die Fahrzeuge, Zölle u. s. w. werden hinlänglich beschrieben. 2) Von der freyen Schifffahrt und Stapelgerechtigkeit der Stadt Minden. Ist der zwischen den Städten Bremen und Minden wegen der Stapelgerechtigkeit und anderer Commercialpunkte im J. 1769. getroffene Vergleich, und dient zur Erläuterung des vorhergehenden Artikels. 3) Matricularanschlag und Einnahme einer einfachen Landschatzung des Hochstifts Paderborn. Eine Landschatzung beträgt dort überhaupt 5422 Rthlr. 16 Schill. 6½ Pf. 4) Nachrichten von der Höle, die Kluter genannt, in der Grafschaft Mark. Sie liegt zwischen Schwelm und Börde, und ist, nach dieser Beschreibung zu urtheilen, merkwürdig genug, um von Naturkundigen genauer untersucht zu werden. 5) Physikalische Merkwürdigkeiten der Grafschaft Schaumburg. Dahin werden gerechnet der Steinhuder See, der Gesundbrunnen zu Stadthagen und der zum Rodenberge, die Quelle auf dem Argeberge im Amte Hagenburg, deren Wasser die hineinfallenden Dinge, selbst Obst und andere Gartenfrüchte, mit einer steinartigen Rinde überzieht, die Salzquellen zu Soltorf, die Mergelgruben u. s. w. 6) Matrikularanschlag der Paderbornischen Ritterschaft. Eine einfache Ritterſteuer beträgt überhaupt 758 Rthlr. 7 Schill. 7) Der Name Emrica, Emrich, und nicht Embrica, Emmerich, woher? Eine Untersuchung. Die nicht viel werth ist. Der Verf. kramt in einer gezierten und zwi-

schen

schen durch nachläßigen Sprache seine etymologischen, antiquarischen und naturhistorischen Collectaneen aus, um zu beweisen, daß es besser sey, Emrich, als Emmerich zu schreiben. Am Ende läuft seine Meynung so gut auf eine Hypothese hinaus, als die Meynung derjenigen, welche Emmerich für die richtige Schreibart halten. 8) **Briefe eines Reisenden über Westphalen.** Nur ein Brief, der achte in der Ordnung. Der Briefsteller plaudert etwas über das Gymnasium und die Frauenzimmerschulen zu Bielefeld, und die Unwissenheit mancher Landleute im Westphälischen so ziemlich im Allgemeinen her. Sind die noch rückständigen Briefe nicht wichtiger und belehrender, so rathen wir dem Herausgeber, mit der versprochenen Fortsetzung derselben die Leser seines Magazins zu verschonen. 9) **Feuerordnung für die Dorfschaften des Fürstenthums Minden und derer (der) Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen.** Sie wird den Unterthanen alle Vierteljahre vorgelesen, kann also in den Ländern, die sie angeht, nicht unbekannt seyn. Auswärtige aber, denen an ihrer Kenntniß gelegen ist, dürften sie in diesem Magazin am wenigsten suchen. 10) **Nachrichten über das (von dem) Herzogthum Oldenburg.** Sind trockene, wiewohl nicht unnütze Verzeichnisse der Oerter, adelichen Güter und ihrer Besitzer, Kirchen, Feuerstellen und sonstigen Gebäude. Der summarischen Wiederholung zufolge enthält das ganze Land, die Herrschaft Varel mit eingeschlossen, 2 Städte, 6 Flecken, 269 Dörfer und Dorfschaften, 51 Kirchspiele, 52 Kirchen, 3 Kapellen, 53 adelich freye Güter, 13308 Feuerstätte, 9338 sonstige (kleine) Gebäude, überhaupt also 22646 Gebäude, und die Generalassecuranzsumme in der Brandcasse beträgt 5739550 Rthlr. 11) **Ritterschaftliche Uniform in Westphalen.** Sie wird beschrieben, mit dem patriotischen Wunsche, daß auch für den Gelehrten- und Bürgerstand Uniformen eingeführet, ja daß sie, wo möglich, auf das weibliche Geschlecht ausgedehnet werden möchten, welches letztere doch der Verf. dieses Aufsatzes für unerreichbar zu halten scheint. Warum? Schweden giebt den Beweis vom Gegentheile. Uebrigens hat die gleiche Kleidung für jeden Stand zwar einige unzweifelhafte Vortheile; aber ob durch die Einführung derselben in vielen und großen Ländern nicht auf der andern Seite Inkonvenienzen entstehen würden, die auf Fabriken, Handel u. s. w. einen schädlichen Einfluß haben

konnten, iſt eine Frage, an welche vielleicht mancher, der auf Allgemeinheit von Uniformen dringt, nicht gedacht haben mag. 12) Ueber den Bevölkerungszuſtand in Soeſt im 14ten und 15ten Jahrhundert. Es wird wahrſcheinlich gemacht, daß Soeſt damals, doch nur bis zum Jahr 1420, über 12000 bis 16000 Einwohner gehabt habe. 13) Geographiſchſtatiſtiſche Beſchreibung der Stadt Iſerlohe. Nicht ganz unbrauchbar, aber viel zu mager und oberflächlich, und daher bey weitem nicht befriedigend genug. So würde man z. B. nach einer Charakteriſirung der Einwohner, nach den Verhältniſſen ihrer verſchiedenen Claſſen und der verſchiedenen Nahrungszweige zu einander, nach der Bilanz der Aus- und Einfuhr, nach Beſtimmungen des Werths von dem Vertriebe der daſigen Fabriken überhaupt, und einer jeden Fabrik insbeſondere, und nach dergleichen intereſſanten Gegenſtänden mehr, vergebens hier ſuchen. Unter der Rubrik: Sitten und Gebräuche, findet man weiter nichts als, zu welcher Stunde die Todten beerdiget, in welchen Fällen die Leichen von der Schule begleitet werden, daß die Oſterfeyer und Frühpredigten abgeſchafft ſind, daß ſich um Iſerlohe ſehr viele Gärten und verſchiedene Berge befinden, und, wie der Viehſtand der Stadt beſchaffen iſt. Wie ſauber entſpricht da die Ausführung der Aufſchrift! Das heißt in der That den Leſer äffen. Die Einwohnerzahl wird auf 4300 angegeben, und die Zahl der großen Handlungshäuſer ſoll ſich auf 50 bis 60 belaufen. 14) *Concordata ſtatuum Patherbornenſium* 1326. 15) Ravensbergiſche Kirchenliſten aus dem 17ten und dem Anfange des 18ten Jahrhunderts.

Zuletzt merken wir noch an, daß die Seitenzahlen des 9ten Hefts ganz falſch ſind, wie denn überhaupt dieſem Magazin eine ſorgfältigere Correktur ſowohl in Abſicht auf den Stil, als in Anſehung des Drucks zu wünſchen wäre.

R.

---

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Griechische Sprachlehre von L. H. S. Jehne, Prof. und Rektor zu Altona. Hamburg, bey Hoffmann. 1787. 22 Bog. in 8.

Bey der großen Menge von griechischen Sprachlehren fehlte es doch immer noch an einer solchen, worin der eigenthümliche und charakteristische Unterschied der griechischen Sprache in lichter Ordnung und mit philosophischem Geist aus einander gesetzt wäre. Die meisten griechischen Grammatiken sind ein dunkles Labyrinth, worin sich der Anfänger verirrt, oder gleich beym ersten Eintritt zurückgeschreckt wird. Eine Hauptursache der Verwirrung ist, daß man seit jeher die griechische Sprachlehre zu sehr nach der lateinischen modelte, ohne zu bedenken, wie sehr schon dadurch allein eine Verschiedenheit der Behandlung nothwendig werde, daß wir die lateinische Sprache nur allein in ihrer Blüte kennen, oder daß wenigstens ihre Grammatik aus den Werken der blühendsten Periode abstrahirt ist; dagegen das Studium der griechischen Sprache eine lange Periode von vielen Jahrhunderten vom Homer an umfaßt, und, was bey der lateinischen gar nicht möglich ist, die Sprache gleichsam von ihrem Keimen an durch alle Perioden ihrer Blüte und Reife bis zum allmählichen Verwelken begleitet. Es ist also eine sehr natürliche Forderung, daß eine griechische Grammatik zugleich gewissermaßen Geschichte der griechischen Sprache (die jedoch nicht einerley ist mit Geschichte der griechischen Litteratur) seyn müsse. Sie muß uns in den Stand setzen, die mannichfaltigen Perioden in dem allmähligen Wachsthum der Sprache leicht und hell zu übersehen, sie muß zugleich zeigen, wie und wodurch mit der Zeit die Sprache allmählich reicher, biegsamer, deutlicher, bestimmter, wohlklingender ward. Auf diesen historischen Gesichtspunkt hat man bisher bey der griechischen Grammatik zu wenig Rücksicht genommen, und noch weniger auf den philosophischen, der doch ebenfalls bey dieser Sprache höchst wichtig ist, um ihren unterscheidenden Geist kennen zu lernen. Gewöhnlich begnügt man sich in

den griechischen Grammatiken Regeln und Anomalien zusammenzutragen, ohne auf die oft tief im Innern der Sprache oder selbst der Verfassung und Lebensart des Volks verborgenen Gründe zurückzugehen.

Auch die vor uns liegende neue Grammatik hat unsre Erwartungen von dieser Seite nicht befriedigt, obgleich manche Materien besser geordnet und richtiger entwickelt sind. Besonders fehlt es an dem philosophischen Blick zur Darstellung und Entwickelung des Eigenthümlichen der griechischen Sprache. Auch hat der Verf. nicht die Gabe, sich überall deutlich und bestimmt auszudrücken. Auch sind wir hie und da auf Unrichtigkeiten, noch häufiger auf Unvollständigkeiten und Lücken gestoßen, dagegen manches andre, z. B. hinten das Vokabularium ohne Bedenken hätte wegfallen können. Es wird jedoch nöthig seyn, unser Urtheil mit einigen Beyspielen zu belegen.

In der Vorrede will der Verf. nur von 2 Theilen der Grammatik wissen: Wortforschung (ein höchst unbequemer Ausdruck für die Theorie der Abänderung einzelner Wörter) und Wortfügung. Daß diese Eintheilung nicht erschöpfend sey, scheint der Verf. doch selbst gefühlt zu haben, indem er noch sogenannte Anfangsgründe vorausschickt, in denen er von der Figur, Aussprache, Abtheilung der Buchstaben u. s. w. handelt. Auch die Prosodie, die er nicht zur Grammatik gerechnet haben will, hat er doch in einem Anhange abgehandelt. Auch, dünkt uns, sucht man mit allem Recht in jeder Grammatik das Eigenthümliche der Prosodie jeder Sprache, wenn gleich die allgemeine Theorie derselben, und die Kenntniß der verschiedenen Sylbenmaße zur Poetik gehört. Die Accente werden in der Vorrede weitläuftig vertheidigt; doch scheint der Verf. in die Geschichte derselben nicht tief eingedrungen zu seyn. Ja er scheint in Ansehung ihrer eigentlichen Bestimmung noch ungewiß. Verse will er durchaus nicht nach den Accenten gelesen wissen; aber in Prosa soll allerdings nach ihnen gelesen werden. Also ein und dasselbe Wort soll verschieden gelesen werden, je nachdem es bey einem Prosaisten oder Poeten vorkömmt. Bey jenem soll ἄνθρωπος wie ein Daktylus lauten, bey diesem nicht. Welche Verwirrung für den Anfänger! Wenn der Verf. über den Unterschied des Tons und der Quantität, und über den Unterschied der griechischen Sylbenmessung von der deutschen, welche letz-

tere

tete sich nicht nach Längen und Kürzen, die wir in unserer Sprache eigentlich nicht haben, wenigstens nicht in der Art wie die alten Sprachen, richtet, mehr nachgedacht hätte, so würde er sich aus der Schwierigkeit, ob und in wie weit man nach den Accenten lesen könne und müsse, leichter und besser herausgeholfen haben, noch weniger würde er den Vorschlag gethan haben, die jetzige Accentuation zu berichtigen, ohne doch anzugeben, nach welchen Regeln dies geschehen könnte und sollte. Doch er läßt sich überhaupt nicht einmal auf die Regeln der gewöhnlichen Accentuation ein. Der Lehrling soll also bloß mechanisch lernen, daß diese oder jene Sylbe, diesen oder jenen Accent habe. Es wäre indessen doch auch wohl nothwendig, wenigstens einige allgemeine Regeln anzugeben, warum diese oder jene Sylbe den Accent hat, und wenn wir gleich bey der Unmöglichkeit, die wahre griechische Aussprache je zu restituiren, nicht in die innern Gründe der Accentuation eindringen können, so kann und muß man dennoch dem Gedächtniß des Lehrlings durch Bemerkung der hauptsächlichsten Analogie in der Accentuation zu Hülfe kommen.

Ueber die Figur und Namen der Buchstaben hätte der Verf. noch manche für den Anfänger nützliche und angenehme Bemerkung hinzufügen können. — S. 2. heißt es: Gestalt, Namen und Folge der griechischen Buchstaben zeigen augenscheinlich, daß sie meistens aus dem Ebräischen herstammen. Dieß sollte richtiger heißen: sie stammen, wie die Ebräischen Buchstaben, aus dem Phönizischen her. — Ueber die Aussprache ist der Verf. zu kurz. Selbst der Unterschied der Erasmischen und Reuchlinischen Aussprache ist nicht beschrieben, und die Hauptgründe für jede derselben hätten angeführt werden müssen. Ganz seltsam ist es, wenn der Verf. die Regel giebt, das υ vor einem Vokal als einen Konsonanten, nämlich als w auszusprechen, vor einem Konsonant aber als ein u. Also das Präsens ναυω soll wie *Pawo*, hingegen das Futurum ναυσω wie Paŭso ausgesprochen werden?

Die sogenannten Vocales ancipites nennt der Verf. sehr unbequem mittlere. Ueberhaupt ist er in Verdeutschung der grammatischen Terminologie selten glücklich. Beyspiele sind: die dritpersönlichen (impersonalia) und die unrichtigen (anomala) Zeitwörter. Die letztern würden doch richtiger: unregelmäßige heißen.

Der Unterschied zwischen dem Spiritus asper und lenis hätte auseinander gesetzt werden sollen. — Ueber den Gebrauch der sogenannten aspirirten Konsonanten, der dem Anfänger oft viele Schwierigkeiten macht, sagt der Verf. nichts. — Er zählt übrigens mit vielen Grammatiken nur 5 Kasus, ohne doch den Grund davon anzugeben. Der gewöhnliche Grund, daß doch der Dativ und Ablativ überall einerley sey, ist in der That nicht befriedigend, indem doch immer ein wesentlicher Unterschied zwischen beyden in ihrer Bestimmung bleibt. — Nach welchen Regeln die Kontraktion bey den Deklinationen sowohl als Konjugationen geschieht, davon sagt der Verf. nichts, sondern setzt bloß contrahirte Paradigmata hin. Es scheint in der That hie und da, als wenn es dem Verf. bloß um den Mechanismus zu thun sey, da er so wenig daran denkt, dem Anfänger die Schwierigkeiten durch deutliche Darstellung und Entwickelung der Analogieen, nach denen die Sprachänderungen erfolgen, zu erleichtern. —

S. 51. sucht der Verf. alle irreguläre Komparativen als regulär zu erklären. Z. B. βελτιων und βελτιστος soll eigentlich treffender u. s. w. heißen, von einem selbstgeschaffenen Worte βελτος treffend. Der Einfall ist in der That nicht der treffendste. So soll μειων (minor) eigentlich das Participium von einem veralteten nur ihm allein bekannten Verbum μειω minuo seyn, und davon soll wieder αμειων herkommen, statt α μειων non deterior d. i. was nicht schlecht, sondern vorzüglich gut ist. Welche armseelige aus der Luft gegriffene Grillen! Vernünftiger wäre es gewesen, wenn der Verf. gezeigt hätte, daß es gewisse Begriffe und Beywörter gebe, die fast in allen Sprachen unregelmäßig abgeändert werden, und daß dahin vornehmlich der Begriff gut gehöre, weil dieser Begriff so unendlich vieler Modifikationen fähig, und nach Verschiedenheit des Subjekts und Objekts verschieden empfunden und gedacht, und daher auch so verschieden und auf eine von der sonstigen Analogie abweichende Art ausgedrückt worden. Ueberhaupt wundern wir uns, daß der Verf. fast nirgends daran gedacht hat, bey gewissen Eigenheiten der griechischen Sprache Vergleichungen mit andern Sprachen anzustellen. Besonders kann dies in vieler Rücksicht mit der deutschen Sprache geschehen. Durch dergleichen Vergleichungen, die den Lehrling auf die Aehnlichkeiten und

Kon-

Kontraste mehrerer Sprachen aufmerksam machen, wird die Gründlichkeit der Sprachkenntniß außerordentlich befördert; auch prägt sich alles dadurch desto tiefer ein.

S. 55. ist der Artikel ὁ, ἡ, τὸ unter die Fürwörter gesetzt. Dadurch werden doch offenbar die Begriffe verwirrt. —

Bey Abhandlung der Zeitwörter fehlt es ebenfalls ganz an deutlicher Entwickelung des Eigenthümlichen der griechischen Sprache. Der Begriff des Medii, des Optativus, der Augmente ist weder ganz richtig, noch weniger deutlich genug entwickelt. Ueberhaupt hat der Verf. bey dem Verbum die neuern Bemerkungen mehrerer Philologen gar nicht genutzt. — Zum Paradigma hat er τύπτω gewählt, welches allerdings in vieler Rücksicht leichter und regelmäßiger als das gewöhnliche τυπτω ist, aber es hat wieder die Unbequemlichkeit, daß der Lehrling nun durch sein Paradigma keinen Begriff von den Abänderungen erhält, die ein vor der Endung ω im Präsens stehender Konsonant theils verursacht, theils selbst erleidet, da doch die Zahl der Verben mit einem solchen Konsonant bey weitem die Zahl der andern überwiegt. Paradigmata aber müßten billig immer Darstellungen der gewöhnlichsten Analogie seyn. Außerdem hat τύπτω noch die Unbequemlichkeit, daß verschiedne Tempora völlig einerley sind, wodurch der Anfänger verwirrt wird. Auch müssen die meisten tempora dieses Verbums nach bloßer Analogie flektirt werden, ohne daß der Lehrling je darauf rechnen kann, sie in seiner Lektür der griechischen Schriftsteller würklich zu finden. Selbst die Aehnlichkeit mancher temporum dieses Worts mit denen von τύπτομαι muß nothwendig den Anfänger verwirren. — Wie kann der Verf. S. 76. sagen: die Zeitwörter der letzten Klasse (λ, μ, ν, ρ) machen im ersten Futurum bloß die letzte Sylbe lang, als wenn das ω nicht immer lang wäre? Eben derselbe Fehler kömmt gleich noch einmal beym 2ten Futurum vor, wo es heißt: das 2te Futurum machet bloß die Endsylbe des Präsens lang. Der Verf. hat, wie man sieht, sehr seltsam die zirkumflektirte Sylbe mit der langen verwechselt.

Der Begriff des Adverbiums und der Konjunktion hätte ebenfalls deutlicher entwickelt werden müssen. Dann würde es dem Verf. nicht begegnet seyn, manche Konjunktionen unter die Adverbien, und umgekehrt Adverbien unter die Konjunktionen zu setzen. So steht hier ὡς unter den Adverbien,

bien, ja sogar μεν, wiewohl es nachher auch unter den Konjunktionen steht. Wie kömmt ως und ινα unter die Konjunktionen? Auch ενεκα sollte doch offenbar richtiger zu den Präpositionen, als, wie vom Verf. geschieht, zu den Konjunktionen gerechnet werden, wiewohl es andere Grammatiker eben so grundlos zu den Adverbien rechnen.

Das Capitel von der Ableitung und Zusammensetzung der Wörter ist besser als in den gewöhnlichen Grammatiken abgehandelt, obgleich auch hier der Verf. zu sehr auf der Oberfläche bleibt.

Bey der Syntaxis der Präpositionen, die mehrere Kasus regieren, hätte die Verschiedenheit der Bedeutung, je nachdem eine Präposition bald mit diesem bald mit jenem Kasus verbunden wird, entwickelt werden sollen. Auch von dem Werth der Präpositionen bey der Zusammensetzung ist nichts gesagt.

Am dürftigsten ist das bey der griechischen Sprache so wichtige Kapitel von den Dialekten behandelt. Auf die Geschichte der Dialekte, wie und wodurch sie entstanden, und sich allmählig bildeten, wie sie verpflanzt wurden, und durch diese Verpflanzungen sich veränderten, hat sich der Verf. gar nicht eingelassen, obgleich auf diese historische Entwickelung zur deutlichen Kenntniß der Dialekte alles ankömmt. Der Verf. hätte hier die bekannte Abhandlung des Hrn. O. C. Rath Gedike sehr gut nutzen können.

Auch bey der Abhandlung der Prosodie sind wir auf mehrere Unrichtigkeiten gestoßen. Z. B. das Asklepiadeische Sylbenmaaß hat nicht, wie der Verf. es abtheilt, drey Daktylen, sondern vielmehr zwey Choriamben.

Die am Ende angehängte Aristologia, die die Stelle eines Lesebuchs vertreten soll, hätte füglich wegbleiben können, da es an zweckmäßigen griechischen Lesebüchern nicht fehlt. Auch hat die Sammlung des Verfassers, da sie meistens aus abgerissenen Sentenzen besteht, zu wenig Anziehendes für den Anfänger.

Ohngeachtet aller dieser Erinnerungen, wollen wir doch dieser Grammatik nicht alle Brauchbarkeit absprechen, da sie würklich vieles besser und richtiger vorstellt als die bisher in den Schulen gewöhnlichen Grammatiken. Indessen können wir uns doch des Wunsches nicht erwehren, daß uns bald irgend ein Gelehrter, der tiefer in den Geist der Sprache eingedrungen, eine Grammatik liefern möge, die das Eigenthümli-

thümliche der Sprache gründlicher, deutlicher und zusammenhängender entwickele, als bisher in allen Grammatiken geschehen. Dadurch würde das Studium der griechischen Sprache außerordentlich gewinnen, und eine wichtige Lücke im Schulunterricht ausgefüllt werden.

Hb.

Johann David Michaelis Abhandlung von der Syrischen Sprache und ihrem Gebrauch: nebst dem ersten Theil einer syrischen Chrestomathie. Zweyte Auflage mit Zusätzen. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhöck. 1786. 124 S. in 8v.

Die vorausgehende Abhandlung über die syrische Sprache hat nur ein paar Zusätze, wovon der wichtigste die wenigen Gegenden des Orients aus La Rogue und Niebuhrt angiebt, wo noch die Aramäische Sprache geredet wird, und am Leben ist. Sie scheint nun, durch das Arabische verdrengt, ihrer gänzlichen Vertilgung vom Erdboden nahe zu seyn.

Die syrische Chrestomathie kommt in den meisten Bogen, sogar bis auf die Druckfehler mit der ersten Auflage überein: doch kommen wieder in andern Bogen neue Druckfehler vor. Fast möchte man also vermuthen, daß nicht alle Bogen ganz neu gedruckt, sondern nur defect gewordene Exemplare mit neu gedruckten Bogen ergänzt worden wären. Anders wissen wir wenigstens das ganze Problem nicht zu lösen. Der Syrischen Chrestomathie, welche einen besondern Titel hat, ist das Jahr 1783. vorgedruckt.

Johann David Michaelis Neue Orientalische und Exegetische Bibliothek. Erster bis vierter Theil. Göttingen, in Verlag der Wittwe Vandenhöck. 1786. 1787. Jeder 16 Bog. in 8.

Ueber den Charakter dieses Journals ist für die Leser der Allg. d. Bibl. kein Wort nöthig, da wir erst vor Kurzem den Geist der alten orientalischen und exegetischen Bibliothek des

Verfassers ausführlich geschildert haben. Nämlich diese Neue bleibt jener in allen Stücken gleich; nur gedenkt der Vers. in Zukunft auch schlechte Bücher nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, wenn er für nützlich erachtet, davor zu warnen. Es bleiben daher auch alle ehedem von uns geäusserten Wünsche in dieser neuen Bibliothek unerfüllt.

Es ist uns also nichts als eine Anzeige der in diesen vier Theilen enthaltenen kritischen Hülfsmittel zum A. T. übrig. Diese bestehen: 1) in dem in der vorigen Bibliothek noch nicht mitgetheilten Varianten über die kleinen Propheten; 2) in Varianten zum zweyten, dritten und vierten Buch Mose; 3) in einer Nachricht von Kennicott's hebräisch-arabischem Codex unter Num. 45. (Pocock 70.) Der hebräische Text desselben hat nichts Merkwürdiges; aber er enthält eine arabische Uebersetzung, welche von der in der Polyglotte gedruckten ganz verschieden und nicht aus dem Griechischen, sondern dem hebräischen Text verfertiget ist.

Beyträge zur orientalischen und exegetischen Bibliothek des Herrn Hofraths Michaelis. Hamburg, bey Hofmann. 1787. 47 S. in 8.

Eigentlich eine Replike auf Michaelis Recension von dem kleinen Büchelchen: die Weissagungen, welche den Schriften des Propheten Zacharias beygebogen sind. Hamburg, bey Hofmann 1784. Wir lassen uns in die Kriege, welche gegen die Allg. d. Bibl. geführt worden, nur selten ein; noch viel weniger können wir Beruf finden, in den Krieg des Verfassers mit seinem Recensenten uns einzumischen, zumal, da der Verf., so wahr Manches seyn mag, mit zu viel Bitterkeit gegen einen würdigen und verdienten Mann spricht.

Fw.

Sammlung der neuesten Uebersetzungen der griechischen prosaischen Schriftsteller. Ersten Theils fünfter Band, Diodor von Sicilien fünfter Band, aus dem Griechischen übersetzt von Joh. Friedr.

Friedr. Sal. Kaltwasser, Professor am Gymnasium in Gotha. Frankfurt, in der Hermannschen Buchhandlung. 1786. 580 S. in 8. Sechster Band. 1787. 282 S. ohne die Register.

Hiemit schließt sich also die Uebersetzung Diodors, die Fragmente mit inbegriffen. Sie ist fließend, auch durch kurze Anmerkungen über die im Texte angegebenen Geldsummen und andre nicht allgemein bekannte Gegenstände verständlicher gemacht. Nur hie und da liefen Gräcismen mit unter, wie S. 3. es entstanden die größten Unruhen wegen der höchsten Gewalt, welcher Ausdruck hernach mehrmals vorkommt. Thronfolge dürfte hier wohl bequemer seyn. S. 9. dünkt uns der Ausdruck, eine starke Macht auf die Beine bringen, zu niedrig. S. 12. klingt, kaum war derselbe gestorben, für er (Alexander) ein wenig altväterisch. S. 15. ist Alexanders Brief zu sehr nach dem Griechischen geformt; an eurer Verbannung sind wir nicht Ursache, wir werden es aber seyn an der Rückkehr eines jeden in sein Vaterland; so schreibt man bey uns nicht, eher allenfalls: wir haben eure Verbannung nicht bewirkt, werden aber eines jeden Rückkehr in sein Vaterland bewirken.

Wb.

Kleine homerische Anthologie zum Nutzen der studirenden Jugend. Leipzig, bey Crusius. 1787. 105 S. in 8.

Was doch nicht Alles unter dem Schilde „zum Nutzen der studirenden Jugend“ gedruckt wird! Freylich ist der Preis, um welchen diese Auszüge aus dem 9ten und 10ten Buche der Odyßee, sammt einem vollständigen, oft unrichtigen Wortregister, verkauft werden, gering; wie aber, wenn die Vorlesungen darüber nach Verlauf eines halben Jahres geendiget sind, was dann für das folgende? Ein neues Schulbuch um denselben, vielleicht auch um einen höhern Preis. Warum nicht lieber gleich anfangs die wolfische Odyßee? An Druckfehlern mangelts übrigens dem Texte so wenig, als dem Register.

Vir.

Virgils Eklogen übersetzt von Esmarch, Rektor der königl. Domschule zu Schleswig. Schleswig, bey Schmidt. 1787. 48 S. in 8.

Nicht treu, sondern sklavisch, nicht matt, sondern langweilig und kraftlos, nicht dem Geiste der virgilischen Sprache zuwider, sondern ganz ohne Geist. Am trostlichsten sind die Argumente vor jeder Ekloge. Das zur vierten ist also abgefaßt: „Wahrscheinlicher Weise weißagt der Dichter; daß die Gemahlin des Oktavianus, Skribonia, welche unter dem Konsulate des Pollio schwanger gieng, einen Sohn gebären würde, welcher das goldene Alter zurückführen sollte.“ Sehr bündig! sehr unterrichtend! Die Uebersetzung ist übrigens, nach der vom Verf. einmal angenommenen Sitte, in Prosa.

Zh.

10. Erziehungsschriften.

Friedrich Ludwig Walther, über die Erziehung, sofern sie ein Gegenstand der Politik ist. Hof, in der Vierlingischen Buchhandlung. 1787. 132 S. in 8v.

Die Erziehung verdiente von der Seite, von welcher sie der Verf. dieser sonst in einer freyen und kecken Manier gearbeiteten Schrift betrachtet hat, allerdings eine nähere und gründliche Untersuchung. Allein das, was hier darüber gesagt ist, bringt diesen Gegenstand dem Beziehungspunkte nicht so nahe, daß sich darnach das Verhältniß desselben zur Gesetzgebung und Politik hinlänglich bestimmen ließe. Das, was die Polizey des Erziehungswesens betrifft, ist hier mehrentheils mit der Polizey des Schulwesens vermengt worden; da der Verf. fast allein auf Kenntniß und Unterricht Rücksicht genommen hat, welches nur einen Theil der Erziehung ausmacht. Ueberdem ist es zu allgemein, und es fehlt an bestimm-

stimmten und eigenthümlichen Grundsätzen, ohne welche sich hier nichts ausmachen läßt.

Als allgemeine Uebersicht dessen, was zu diesem Gegenstande gehört, betrachtet, hat diese Schrift dennoch einen gewissen Werth, der durch die allenthalben beygefügte Litteratur erhöhet wird, wenn diese gleich freylich auch nicht immer vollständig, und mit Auswahl gesammelt ist.

Das Brauchbarste des kleinen Werkes besteht aber in manchen richtigen Bemerkungen und guten Vorschlägen, die z. B. über die Attestate, Programmen, Schulreformationen und Schulbibliotheken, in dem Anhange vorkommen; wohin wir aber seine Grundsätze über das Studium der Sprachen und der Classiker nicht rechnen können, dem er nicht recht günstig zu seyn scheint. Desto mehr hat uns dagegen sein Plan zu einem Lehrbuche für Volksschulen gefallen, wovon er etwas zur Probe mitgetheilt hat, was den Wunsch erregen kann, einmal die Ausführung des Ganzen von der Hand des Verf. zu sehn. Und dazu ermuntern wir ihn um so mehr, als er für diese Seite des Erziehungs- und Schulwesens vorzüglich gestimmt zu seyn scheint.

Zm.

Die Elternfreunde. Eine Wochenschrift für gemeine Väter und Mütter in der Stadt und auf dem Lande. Prag, bey Hladky. 1787.

„Die häufigen Erziehungsschriften unserer Zeit, sagen die Verfasser in der kurzen Vorrede, die meistens ihren großen Werth haben, machen unsere Schrift, wenigstens hierorts und auf dem Lande nicht zur überflüßigen Erscheinung. Die Ursachen davon sind einleuchtend.“ Ich glaube, daß sie Recht haben. Auch sind ihre pädagogischen Vorschriften gesund, sind faßlich und in einem guten Stil vorgetragen. Wenn also diejenigen, denen sie bestimmt sind, sie nur lesen, so werden sie gewiß Nutzen davon haben. Die neun ersten Stücke, die ich vor mir habe, betreffen die körperliche Erziehung.

Wolke,

Wolke, an die von ihm geliebten Kinder, welche gern Rath und Warnung annehmen, um gesund und glücklich zu bleiben. 1787. 22 S. in 8.

Diese kleine Schrift enthält ein gutes Beyspiel, wie man mit Kindern über die Unzucht, besonders über die Onanie vorsichtig und doch faßlich und eindringend reden, und zugleich wie man sie auf diese Unterredung so vorbereiten könne, daß das, was man ihnen sagt, versinnlicht und anschaulich gemacht werde, so viel es die Natur dieser Materie erlaubt.

Fortsetzung der historischen Nachricht von der Entstehungsart und der Verbreitung des Normalschulinstituts in Böhmen. Zweytes Heft, für das Jahr 1785. und 1786. Von E. Böhm, k. k. Hofkaplane und Dechant in Holohlaw. Prag. 1787.

Man freut sich der gesunden anthropologisch-pädagogischen Grundsätze, die man hier findet. — Zuerst Warnung, die neuen Anstalten und Einrichtungen nicht zu miskennen, und zu misdeuten. Dann von der moralischen Erziehung in den niedern Schulen Böhmens, wie abstechend sie sey gegen die alte, wo man auf die Bildung der Moralität gar nicht Rücksicht nahm. — S. 11. Anstatt die Fehler der Schulen nach alter Gewohnheit zu rügen, sind jetzt die bessern Lehrer hauptsächlich darauf bedacht, jede gute Handlung, wenn sie noch so gering schien, zu erfahren, und sie zur Nachahmung öffentlich anzurühmen. Das öffnete den Lehrern das Herz der Kinder, und gewann ihnen ihre Liebe; die Schule wurde ein Ort des Vergnügens. — S. 18. Man ist hier zu Lande gewohnt, mehr auf die Lokalität und die einzelnen Umstände, als auf den Buchstaben des Gesetzes zu sehn. — S. 19. Die Stadtschulen fügen dem Unterrichte, der in den Dorfschulen gegeben wird, noch die Rechtschreibung u. s. w. hinzu. (Es ist wirklich gut, daß man den Bauer damit verschont; er hat was nöthigeres zu lernen.) Ebendaselbst findet man sehr zweckmäßigen historischen und geographischen Unterricht beschrieben. — S. 30. wahre Uebung in der

Kate-

Katechetik. — S. 34. Man war darauf bedacht, das Unzulängliche des Schulunterrichts durch solche Anstalten zu ersetzen, mittelst deren das Talent mit der Geschäfftigkeit, das Wissen mit dem Wirken verbunden, und Geist und Körper zugleich geübt werden könnten. Man lehrte das Kind, wie es die erlangten Kenntnisse und Einsichten durch eignes Handanlegen und Versuchen anwenden, Kopf und Hand zugleich beschäfftigen und dadurch u. s. w. — S. 36. Es ist beynahe kein Industrialzweig, der diese zwey letzten Schuljahre nicht wieder merklich genutzt, wodurch sie in Aufnahme gebracht worden wäre. — S. 50. 51. Die Religion und die Moral wird in solchen (Industrial-) Volksschulen mit dem größten Vortheile wirksam. War es vorher nicht ewig zu bedauern, daß man sonst in den Volksschulen so wenig an die Arbeitsanstalten, an die wirkliche Ausführung der empfangenen Lehren und an die Uebung der Jugendkräfte dachte? Ist es nicht zu beklagen, daß eben die Schulen, so Stätte der Tugend, der Glückseeligkeit und der allgemeinen Wohlfahrt seyn sollten, oft Pflanzstätte geworden, in welchen der erste Saame zum Müßiggange, zur Trägheit und Armuth gelegt ward? Ist der Verlust der kostbaren Zeit nicht zu beweinen, daß man in den Volksschulen so viel sagen und so wenig thun gelernt hat? Seelsorger! möchten es doch alle hören, machet die Menschen arbeitsam, und ihr habt alles gewonnen. Ein wohlerzogener und arbeitsamer Mensch folgt euern übrigen Lehren gewiß. Laßt aber auch Chrysostome müßigen, ungezogenen oder wohl gar verzogenen Menschen predigen, und sie werden den Tauben predigen. — Solche heilsame Nutzanwendungen sind durch und durch den historischen Nachrichten eingewebt. Diese Nachrichten gehen sehr ins Detail, erstrecken sich über alle Arten von Schulen, und machen alles Lobenswürdige von einzelnen Schulen, so wie von einzelnen Lehrern und Schülern bekannt, welches selbst mir, der ich die Leute nicht kenne, und nie in Böhmen gewesen bin, angenehm und unterhaltend war. Desto mehr muß es dieß wohl im Lande selbst seyn, und muß wohl Nutzen stiften, wenn anders öffentliches Lob Aufmunterung ist. Es wäre gut, denke ich, wenn wir das bey uns nachmachten.

Beygefügt ist ein summarisches Verzeichniß aller Schulen, die Mägdlein- und Judenschulen besonders gezählt, und aller schulfähigen und schulgehenden Kinder im ganzen Lande.

Der

Der Schulen sind 2221; der schulfähigen Kinder 239243 der schulgehenden Kinder 142145.

Der Rec. hat dem Guten in dieser Schrift unpartheyisch Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er kann aber nicht bergen, daß er einen Mann von sehr guten Kenntnissen und von billiger Denkungsart gesprochen hat, der diese böhmischen Normalschulen in dem J. 1787. und 1788. selbst besucht und untersucht hat. Dieser stimmte die gute Meynung die der Rec. aus dieser Beschreibung gefaßt hatte, ziemlich herab. Er versichert, daß die böhmischen Schulen zwar ein klein wenig besser als die österreichischen, aber doch immer noch nicht das wären, was man aus den Beschreibungen urtheilen sollte.

Livre pour aprendre à lire et à penser, ouvrage consacré à la jeunesse par *C. H. Wolke*. Traduit de l'allemand. St. Petersbourg. 1785.

Die Verdienste des Hrn. Verf. um eine zweckmäßigere Geistesbildung der Kinder als die gewöhnliche, sind, so wie seine Art dabey zu verfahren, aus seinen vorigen pädagogischen Schriften hinlänglich bekannt, und bedürfen also hier keiner Anzeige. Gegenwärtiges Buch ist nicht bloß in Rußland, für welches es zunächst geschrieben ward, sondern allenthalben mit Nutzen zu gebrauchen, wo man an die Stelle des gewöhnlichen Schlendrians etwas besseres setzen will; und ist besonders solchen Lehrern und Eltern zu empfehlen, die allgemeine Regeln weniger als ausführliche Beyspiele zu benutzen wissen, die selbst Schritt vor Schritt geführt werden müssen, um ihre Untergebenen wieder so führen zu können; denen erst eine geraume Zeit so zu sagen jedes Wort, das sie brauchen sollen, in den Mund gelegt werden muß, bevor sie so weit kommen, daß sie aus eigner Vernunft und Kraft nach den Regeln einer gesunden Pädagogik zu verfahren wissen. Es giebt deren auch außer Rußland die Menge, und in Rücksicht auf diese hat also Hr. W. nichts überflüßiges mit der Herausgabe dieses Buchs gethan, welches sonst freylich der Fall zu seyn scheinen könnte, wenn man sich andere Leser und einen andern Zweck dieses Buchs vorstellte.

Hz.

11. Haushaltungswissenschaft.

Oekonomische Pflanzengeschichte für Schulen und den gemeinen Mann. Von Georg Anton Weizenbeck, Weltpriester. München, bey Lentner. 1787. 252 Seiten in 8v. ohne Dedication und Vorrede.

Eine Schrift, die ihrem Plan und ihrer Ausführung nach, dem Rec. ganz gut scheint, in welcher der Ton des Unterrichts ziemlich glücklich getroffen ist, und die also, wenn sie dem gemeinen Mann in die Hände kommt, oder von seinen Lehrern zu seiner Unterweisung gehörig angewendet wird, sehr vielen Nutzen stiften kann. Der Verf. hat zuerst allgemeine Kenntnisse von der Beschaffenheit und den Theilen der Pflanze vorausgeschickt, die er immer, so kurz er diese Abtheilung behandelt, sehr praktisch zu machen weiß. Dann folgt, mit Recht verhältnißmäßig weitläuftiger, die Art und Weise Bäume zu vermehren und zu verbessern: und hierauf werden die Pflanzen selbst, unter den Rubriken, Bäume, Sträucher und Stauden, Gräser und Kräuter abgehandelt; jede Rubrik nach der Ordnung des Alphabets, und bey jeder Pflanze zuerst die Namen mit der Linneischen Benennung, dann die Beschreibung, der Nutzen, und die Pflanzung. Unrichtigkeiten von Beträchtlichkeit sind Rec. nicht aufgestoßen: hingegen war ihm das beobachtete Verhältniß der beschriebenen Pflanzen unter sich auffallend. Die Bäume sind sehr vollständig dargestellt, auch die Stauden und Sträucher: aber die Gräser und Kräuter stehn bey ihrer Kürze und Unvollständigkeit um so mehr in Mißverhältniß mit jenen. Der Verf. entschuldigt dieses zwar in der Vorrede, und verspricht den Fehler durch einen kleinen Nachtrag wieder gut zu machen. Allein es bleibt demohngeachtet immer ein Fehler eines Buchs, wenn es weniger leistet, als der Titel erwarten läßt: und wenigstens versah es der Verf., wie er in der Vorrede selbst eingesteht, darinne, daß er sich bey den Bäumen und Sträuchern zu lange verweilte. Man urtheile selbst! Sollte

man in einer ökonomischen Pflanzengeschichte nichts von Runkelrüben, Rettig, Meerrettig, Peterſille, Zellerie, Paſtinacken, von Zwiebeln, Knoblauch, Salat, Bohnen, nichts von Taback u. ſ. w. ſuchen? Gleichwohl wird von allen dieſen nichts erwähnt. Daß die Giftpflanzen nicht berührt ſind, ſoll S. 219. dadurch gerechtfertigt werden, daß ſolche ſchon in einem andern Buche beſchrieben und abgebildet wären. Wahrſcheinlich iſt damit Halle gemeynt. Iſt das aber ein Buch für Schulen und Landleute? Ueberdieſes ſind Bilſenkraut, Hahnenfuß (Ranunculus) und Zeitloſe (Colchicum) wirklich genannt, und dagegen andre eben ſo und noch mehr wichtige, z. B. Tollbeere (Atropa belladonna) Schierling u. ſ. w. übergangen. So ſind auch von andern Unkräutern, Quecken, Wucherblume, Raden (Agroſtemma) u. dgl. keine genannt. — Auch wird S. 38. verſprochen, von Anlegung der Hecken etwas zu ſagen; Rec. hat aber nirgends dieſes Verſprechen erfüllt gefunden. — Was vom Anbau des Klees unterm Getraide S. 257. geſagt wird, iſt ebenfalls nicht vollſtändig und richtig. — Vielleicht giebt eine zweyte Auflage dem Verf. recht bald Gelegenheit, dieſe Erinnerungen zu benutzen, und dadurch den verdienten Beyfall, den ſeine Schrift erhalten hat, noch feſter zu gründen.

As.

Leipziger Magazin zur Naturkunde und Oekonomie, herausgegeben von N. G. Leske. 2 — 4tes Stück. 1786. in 8.

Zweytes Stück enthält: 1) **Zuruf an die Naturforſcher**, S. 129 — 147. ein vortrefflicher Aufſatz. 2) **Nachricht von Vertilgung der Wucherblume**, (Chryſanthemum Segetum) S. 148 — 162. Sehr belehrende Nachrichten über dieſen Gegenſtand. 3) **Schreiben an Hrn. Direktor Achard in Berlin über Elementer, Feuer und Phlogiſton als Uranfänge der Körperwelt, insbeſondere über elektriſche Materie; von J. M. G. Beſeke.** S. 162 — 197. Wichtiges Schreiben, das einer Antwort werth iſt. 4) **Beſchreibung einer neuen Art von Stachelſchweinen.** S. 197. fg. Hr. Merrem gab ihm den Namen des **dickleibigen Stachelſchweines** (Hiſtrix torosa.)

5) Litte-

5) Litterärische Beyträge zur Naturgeschichte aus den alten, vorzüglich aber aus den Schriftstellern des 13ten Jahrhunderts. S. 199—236. Hr. Schneider liefert diese lesenswerthen Beyträge. 6) Nachrichten und Anzeigen. S. 236. bis zu Ende. Ein Kupfer liegt in einer Charte der Naturwissenschaft, dieser wahren menschlichen Weisheit, bey.

Drittes Stück. Darin befindet sich: 1) J. G. Schneiders Beyträge zur Naturgeschichte der Schildkröte. Mit einer Kupfertafel. S. 258—269. Interessant, gleich dessen folgendem 2) Aufsatze: Nachricht von den Originalzeichnungen von Marcgrafs brasilischer Zoologie. S. 270—278. 3) Einige chemische Versuche mit grünem Klee. (Trifolium pratense) S. 278—305. Eine Streitschrift vom Hrn. Westrumb gegen Hrn. Rößig, über seinen Aufsatz in den Anzeigen der Leipziger ökonomischen Societät von diesem Gegenstande. Sie mögen sich mit einander darüber auszanken: Schade, daß der Oekonom in diesem Magazin keine oder sehr wenige wichtige ökonomische Gegenstände vorfindet; nur der Naturforscher erhält gute Nahrung. 4) Schreiben des Hrn. Beoussonet an Hrn. Prof. Leske über den Zitteraal. S. 305—312. Abermals für den Naturforscher wichtig. 5) Die allgemeinen ökonomischen Regierungsmaximen eines Agriculturstaats. S. 313—369. Eine nicht ganz abgedruckte Abhandlung, von welcher der Hr. Magister Wichmann Verfasser seyn soll, und davon die Fortsetzung folgt; eigentlich ist diese Abhandlung an den H. K. v. B. auf B. in J—nd gerichtet, und auch besonders abgedruckt worden. Den Schluß S. 369—384. machen, wie gewöhnlich, Recensionen, Nachrichten und Anzeigen.

Viertes Stück. 1) Die allgemeinen ökonomischen Regierungsmaximen eines Agriculturstaats an den Hrn. K... v. B. auf G.. im J.. nd. S. 385—406. Fortsetzung des vorigen, und auch so wie das vorige in einem ersten Hefte besonders abgedruckt. 2) Ueber den heutigen Zustand der Naturgeschichte, wo und wie weit wir seit einem Jahrhundert vorgerückt sind, auch durch was für Mittel dieß geschehen könne. Von J. S. Schröter. S. 407—459. Eine ganz angenehme Erzählung. 3) Physiologische und Litterarische Bemerkun-

gen aus der Naturgeschichte der einheimischen Vögel; von J. G. Schneider, Prof. in Frankfurt an der Oder. S. 460—503. Bemerkungen, die jeder gern lesen wird. — Dießmal schließen keine Recensionen, noch Anzeigen, sondern eine Abhandlung betittelt: Etwas zur Lebensgeschichte des Hrn. N. G. Leske. Am Schlusse unterschreibt sich der Verfasser C. P. G. Löper; vermuthlich der Faktor in der Leskischen Buchhandlung, die Müllerische genannt. Rec. betrog sich nicht in seiner Vermuthung: denn dieses Etwas erschien auch in einer Broschüre besonders abgedruckt, worinn aber nur die Buchstaben C. P. G. L. standen. Dieß Etwas wurde in der phys. ökon. Monatsschrift von der ökonomischen Gesellschaft widerlegt, und auch diese Widerlegung unter dem Titel: Beytrag zum Leipziger Magazin besonders abgedruckt ausgegeben. Wirklich muß Rec. bekennen, daß er dieß Etwas Leske's Ehre wegen lieber ungedruckt gesehen haben möchte; maßen eben die Sachen, so nicht mit Gründen der Wahrheit übereinstimmen, gar nicht einmal einem Leske ähnlich sehen; wenigstens er sie gewiß nicht würde haben drucken lassen! Indessen ist es da, und auch gründlich widerlegt.

Qk.

Auserlesene Abhandlungen über Gegenstände der Polizey, der Finanzen und der Oekonomie gezogen aus den Jahrgängen des Hannöverischen Magazins von E. L. M. Rathlef. Hannover, im Verlage der Helwingschen Hofbuchhandlung. Erster Band. 1786. 1 Alph. 10 Bog. in 8. Zweyter Band. 1787. 1 Alph. 10 Bog.

Wenn periodische, mit mancherley Arten nützlicher Belehrungen angefüllte Schriften zu einer starken Anzahl Bände angewachsen sind; so ist eine bedachtsame Auswahl unter diesen Belehrungen in specieller Hinsicht auf gewisse vorzüglich wichtige, und solche Gegenstände, welche auf den Wohlstand der mehrsten Mitglieder bürgerlicher Gesellschaften abzwecken, und deren besonderer Abdruck immer ein verdienstliches Werk. Denn dadurch werden jene Schriften nicht nur ihren Besitzern

sitzern, welche städtische, oder ländliche Nahrungsgewerbe betreiben, oder, als landesherrliche Bediente, mit Polizey- Oekonomie- Finanz- oder Kameralangelegenheiten zu thun haben, in den Fällen des Bedürfnisses einer Belehrung über dergleichen Gegenstände, um so mehr brauchbar gemacht: sondern es wird auch denjenigen, welchen sie bisher mangelten, der Ankauf und die Benutzung gerade desjenigen, woran ihnen besonders gelegen ist, sehr erleichtert. Diese allgemeine Bemerkung passet auf die, unter dem Titel; Hannöverisches Magazin, bekannten Beylagen zu den Hannöverschen Intelligenzblättern um so mehr völlig; da sich dieselben durch ihren wohlgewählten, nützlichen Inhalt unter andern Schriften dieser Art so vortheilhaft ausgezeichnet, und sich in diesem Ruhme seit dem Jahre 1755. beständig erhalten haben, und da sie nunmehr 32 Bände in Quart, jeden von 104 Bogen, anfüllen. Es ist daher sonderbar genug, daß auf die Herausgabe einer solchen abgesonderten Sammlung nicht schon eher ist Bedacht genommen, und daß dieselbe erst durch den zufälligen Rath eines unserer besten Dichter, des Hrn. Canonicus Gleim (Vorbericht S. 3.) veranlasset worden: aber auch gewiß, daß niemand das gegenwärtige Unternehmen der Helwingischen Hofbuchhandlung, und die vom Hrn. Rathlef hierauf verwendete Mühe mißbilligen werde.

Der hiebey zum Grunde gelegte Plan bestehet darin: die in den ersten 30 Bänden, nämlich vom Jahre 1755. bis 1785. befindlichen nutzbarsten Abhandlungen über die im Titel des Buches benannten Gegenstände in 3 mäßige Octavbände zusammen zu fassen, dabey das Augenmerk hauptsächlich auf praktische Anweisungen zu richten, dieselben ohne alle Abänderung beyzubehalten, ihnen nur selten eine etwan erforderliche Anmerkung beyzufügen, Uebersetzungen aus bekannten Sprachen aber, ingleichen jeden Aufsatz, von welchem dem Hrn. Rathlef bekannt war, daß ihn der Verfasser schon besonders herausgegeben habe, wegzulassen, und das ganze Werk zuletzt mit einem Realregister zu beschließen. Nach diesem Plane hat der Herausgeber in den nun vorhandenen zwey ersten Bänden verfahren; jedoch sich auch einige Abweichungen hievon erlaubt. So ist z. B. sogleich im ersten Bande die erste Abhandlung über die Baukunst und die Verschönerung der Städte eigentlich nur Uebersetzung aus einem Französischen, von dem Jesuiten Laugier unter

dem Titel: Essai sur Architecture herausgegebenen Buche mit vorausgeschickten allgemeinen Betrachtungen über das Bauwesen. Auch hierauf unmittelbar folgende Rede von Manufacturen und dem daraus für die Landleute entstehenden Nutzen, ist bloße Uebersetzung aus der Schwedischen Sprache. Außerdem enthält der erste Band folgende Aufsätze: Beantwortung der Preisfrage: wie ist der Mauerkalk zuzubereiten, daß er dem Winde und Wetter am längsten widerstehe? Versuch vom Mergel und dessen Wirkung im Lande, Abhandlung von den Handwerkern, allgemeine Gründe der Düngung, ferneren Beytrag und nöthige Erinnerung vom Mauerkalke, Beweise des vorzüglichen Nutzens zusammengetretener Gesellschafften bey wichtigen Unternehmungen, Abhandlung von dem Nutzen des gewöhnlichen und Hackpflügens und dem höchst beträchtlichen Vorzuge des letztern, Beantwortung der Frage: ob es haushälterisch sey, den Mist an sehr nassen Orten liegen zu lassen, oder besser, ihn in trockenen Pfützen aufzubehalten? Unterricht für einen Verwalter und jeden Haushälter, Vergleichung des Ackerbaues und der Feldbestellung im Calenbergischen gegen die anderwärts übliche Bestellung, Abhandlung vom Brandteweine, von der Mittelstraße in den landschaftlichen Unternehmungen, Anmerkungen über die Verbesserung der Viehweiden, Abhandlung von dem Wesentlichen in der Landwirthschaft und der Unzulänglichkeit der darin angestellten Versuche, von der sehr nützlichen Verbesserung der Hornviehwirthschaft durch den Anbau der Futterkräuter, besonders des Raygrases, von den Mitteln gegen die Viehseuche, von Verbesserung des Ackerbaues, von Manufakturen und Handlung, von Abschaffung der Gemeinheiten und Bekämpung des Landes, von den verschiedenen Arten des Holzes, und Anlegung neuer Waldungen, Berechnung des Schadens und Vortheils, welcher für ein ganzes Land aus den Brandteweinsbrennereyen entstehet, und Betrachtung über das Brandteweinbrennen, in sofern dasselbe einem Lande nützlich, oder schädlich seyn kann — also insgesammt 24 Abhandlungen.

Im zweyten Bande befinden sich 20 Abhandlungen, nämlich: von der Stallfütterung und Theilung gemeiner Aenger, von dem Nutzen des Gewichts bey dem Kornhandel, ein Beytrag zur Dorfpolizey, vermischte Gedanken von Verbesserung und Oekonomie des Bauren, Unterricht vom Tabacks-

backsbaue, Beantwortung der Frage: wie torfigtes Heideland artbar zu machen ist? Abhandlung über die Fehnen, oder das Torfgraben, von der deutschen Cochenille, oder dem sogenannten Johannisblute, von der Abwässerung wilder Möre, auch Anlegung der Dämme und Schiffkanäle in denselben, Preisschrift, die Abschaffung der Frohndienste betreffend, Untersuchung der Frage: ob Fündlingshospitäler einem Lande nützlich, oder nachtheilig sind? Versuch einiger Beyträge zur Salzprobierkunst, Abhandlung von den Feldmäusen, von dem Gebrauche des Grindwurzes, oder rothen Hederichs in der Färberey, von den in freyen Gärten durchzuwinternden Gartengewächsen und Blumen, vom Linnenbleichen, Fortsetzung der Beyträge zur Salzprobierkunst, Untersuchung des Wassers zum Gebrauche der Land- und Stadtwirthschaft, Abhandlung über die Feuerlöschungsanstalten in kleinen Städten und auf dem Lande, und über die Verbesserung solcher Anstalten.

Schon diese bloßen Verzeichnisse beweisen die gute Wahl des Verfassers und seine wenigen theils zur Erläuterung, theils zur Bestätigung und theils zur Berichtigung einiger Stellen hinzugefügten Anmerkungen sind so richtig und zweckmäßig, daß vielen Lesern ihre Vermehrung angenehm gewesen seyn würde.

Nur scheinet die gewählte, und so genau beobachtete Zeitfolge der Aufsätze ihrer bequemern Benutzung nachtheilig zu seyn. Denn, wenn gleich bey denselben, als Kommentarien über einzelne Gegenstände, keine systematische Ordnung Statt finden könnte; so war es doch gewiß für die Leser kein unbeträchtlicher Vortheil, dasjenige in unmittelbarer Folge gleich nach und bey einander vorzufinden, was verschiedene Verfasser über einerley oder nahe verwandte Gegenstände gedacht, bemerkt, und gelehret hatten; sogar nöthig aber war es, die Fortsetzung einer Abhandlung nicht durch dazwischen eingeschaltete Aufsätze zu unterbrechen. Hiernach hätte also z. B. billig im ersten Bande auf Num. 2. Rede von den Manufakturen, Num. 20. von Manufakturen und Handlung, und dann Num. 5. von den Handwerkern, in eben diesem Bande auf Num. 13. vom Brandteweine, Num. 23. und 24. von dem Schaden und Nutzen des Brandteweinbrennens für ein Land, desgleichen auf Num. 3. vom Mauerkalke, Num. 7. gleichen Inhalts, und im zweyten Bande auf Num.

12. Beyträge zur Salzprobirkunst, Num. 17. als deren Fortsetzung unmittelbar folgen sollen.

Hoffentlich wird eine gleiche Auswahl, allemal aus 10 Jahrgängen, und deren Herausgabe, zugleich mit dem unverminderten Werthe des Hannöverschen Magazins auch fürs Künftige fortdauern.

Kw.

---

12. Kriegswissenschaft.

Ueber sein am 21sten Dec. 1784. angekündigtes Problem einer Korrespondenz in ab- und unabsehbaren Weiten der Kriegsvorfälle, oder über Synthematographik mit Kupfern in Schreiben an Se. Hochfürstl. Durchl. den Prinzen Ferdinand Herzog zu Braunschw. und Lüneb. von J. A. B. Bergsträßer, Konsistorialrath u. s. w. Hanau. Erste Sendung. 9 Bogen. Zwote Sendung. 8 Bog. Beyde gedruckt 1785. Dritte Sendung. 1786. 9 Bog. nebst 10 Kupf. in 8.

Hr. Konsistorialrath Bergsträßer wollte ein Mittel erfunden haben: „In einem Lager von zweymal hundert tausend „Mann und mehr oder weniger, allen Generalen zugleich, „gerade so viel als ein jeder wissen soll, ohne sonderlichen Auf„wand, bey Tag und bey Nacht Ordre zu diktiren, und zwar „geschwinder als sie Adjutanten oder Eilboten zu Pferd hin„terbringen können; nach einer Einrichtung, die einem jeden „das Geheimniß sichert, gegen Verräther nicht nur, sondern „auch gegen jeden andern dem die Auflösung genau be„kannt ist.“

Wir zeichnen diese Erklärung der Sache aus dem vor uns habenden Werke selbst; wissen also nicht ob das Genau, etwa ein Druckfehler ist, und, nicht genau, heißen sollte. Auf alle Fälle wäre die Sache immer eine herrliche Erfindung. Als Hr. B. sie zuerst ankündigte, waren viele Leute

die

die die Möglichkeit der Sache bestritten. Dieß halten wir stets für ein übereiltes unbesonnenes Urtheil. Von keiner Erfindung, wenn sie angekündigt wird, darf man dieß Urtheil fällen, weil sich die Grenzen des Möglichen für den Menschen gar nicht bestimmen lassen. Man darf aber auch keine gleich für gewiß annehmen, weil man sonst in den Fehler der Leichtgläubigkeit verfällt, die der Scharlatanerie Thüre und Thore öffnet. Alles kömmt auf die Proben an. Diese müssen sorgfältig und zu wiederholten malen, angestellt und geprüft werden; dann wird sichs schon ergeben, ob die Sache ihre Richtigkeit hat. Ein solches übereiltes Urtheil über die Möglichkeit, hat außerdem noch den Nachtheil, daß es die Menschen abschreckt, ihre Aufmerksamkeit auf Erfindungen nützlicher Dinge zu verwenden; so wie hingegen es auch sehr klug von großen Herren gehandelt ist, wenn sie keine Erfindung, bevor sie geprüft ist, an sich kaufen; weil sonst der Prahlereyen mit Erfindungen, die sich hernach nicht nützlich und brauchbar beweisen, gar kein Ende ist, und sie mit vorgeblichen Arkanen von Betrügern oder Thoren stets hintergangen werden. Dieß ist Rec. seine Denkungsart in Ansehung aller Bekanntmachungen neuer Erfindungen, und deshalb zweifelte er nicht einen Augenblick an der Möglichkeit der von Hrn. B. verheißnen, fand es aber natürlich, daß kein großer Herr sie kaufte, freute sich aber denn doch, daß ein Beytrag des Publikums durch Pränumeration auf das Werk des Hrn. Konsistorialraths diese Erfindung der öffentlichen Prüfung unterwerfen sollte. Nun Rec. aber das Werk selbst in Händen hat, weiß er nicht mehr was er denken oder sagen soll. Hat Hr. Bergsträßer würklich dasjenige erfunden was er verheißen hat? Oder hat er sich selbst getäuscht, und sieht nun ein, daß das was er vorzubringen gedachte, keine Probe aushalten wird? Oder endlich hat er das Publikum bloß äffen wollen? Dieß läßt sich aus dem vor uns liegenden Buche keinesweges entscheiden.

Hr. Bergsträßer hat zum Behufe der Entdeckung seines Geheimnisses eine Subscription auf circa 1500 Exemplarien seines Buchs zusammengebracht. Das Exemplar zu 1½ Rthlr. beträgt diese Summe 2250 Rthlr. Hätte er dafür auch nur einen Bogen drucken lassen, der seine Erfindung deutlich beschriebe und vollständig enthielte, so würde keiner der Pränumeranten Ursache haben zu klagen, noch sich dieses einfallen

lassen. Nun hat er schon ein Alphabet und drüber bekannt gemacht, nebst 10 Kupfern. Er hat das Werk deutsch und französisch drucken lassen; da ist es freylich kein Wunder, daß dieß einen großen Theil des eingekommenen Geldes weggenommen hat. Er fordert also noch ½ Thlr. Nachschuß, und findet das ganz billig. Merkantilisch nach Bogen berechnet, könnte das allenfalls seyn. Allein dem Bergsträßerschen Versprechen und den daraus entspringenden Verhältnissen zu folge, hat das Publikum ganz recht sich für getäuscht zu halten, und über des Hrn. Konsist. R. Verfahren zu klagen.

Es hat nämlich derselbe in seinem Werke bis jetzt noch gar nicht die Erfindung bekannt gemacht, worauf das Publikum eigentlich subscribirte, die es allein verlangte, und nach des Verf. Ankündigungen ein vollkommenes Recht zu verlangen hatte. Die zwo ersten Sendungen enthalten nämlich eine Geschichte des was Hr. B. Synthematographik nennt, eine Beschreibung der Versuche die andere gemacht haben, um ungefähr eben das zu bewerkstelligen, was er behauptet, erfunden zu haben. Aber unter 500 seiner Pränumeranten ist kaum einer dem an aller dabey ausgekramte Gelehrsamkeit das geringste gelegen wäre. Sie wollten wissen was Hr. B. erfunden hat, nicht was andre vor ihm geschwätzt und geträumt haben, welches alles höchst unbrauchbar ist, wie es schon daraus erhellt, weil es nicht gebraucht wird. In der dritten Sendung erzählt Hr. Bergstr. Versuche, die mit seiner Erfindung angestellt worden sind, und bringt Zeugnisse darüber vor, die ihre Realität beweisen sollen. Wie aber die Erfindung selbst beschaffen sey, erklärt er mit keinem Worte. So viel ersehen wir, daß er zu einigen Versuchen Halbemondsbläser; zu andern Schüsse aus Büchsen, zu andern Raketen gebraucht habe. Der Versuch mit den Halbemondsbläsern ist von gar keiner Bedeutung. Denn es ergiebt sich, daß die Ordre fast in eben der Geschwindigkeit an den Ort hätte zu Pferde gebracht werden können. (Siehe S. 14. fg.) Doch aber ist nicht zu verlangen, daß so eine Sache gleich den höchsten Grad der Vollkommenheit besitze. Eine Erfindung die anfänglich unbrauchbar scheint, wird oft theils durch Verbesserung, theils durch bloße Uebung sehr nützlich. Das Verfahren mit Schüssen, die hoch und tief, rechts und links geschehen sind, ist zur Zufriedenheit der Beobachtenden ausgefallen. Das Zeugniß eines so berühmten und so höchst braven

und

und rechtschaffenen Offiziers als der Hauptmann Ewald, würde allein jede Sache erhärten können, und hier hat es um so mehr Gewicht, da ihm Hr. Bergsträßer den Schlüssel zu der Signalisirung, wenigstens zum Theil anvertraut zu haben scheint. Die Versuche mit den Raketen, die den Hauptheil der Bergstr. Erfindung auszumachen scheinen, beweisen gar nichts. Denn da erhellt, wie man S. 49. und 50. ersehen kann, weiter gar nichts, als daß Hr. B. Personen zur Beobachtung an einen Posten geschickt, und ihnen einen versiegelten Zettel mitgegeben hat. Andere versiegelte Zettel hat er an andere Personen gegeben. Dann hat er Raketen steigen lassen nach einer gewissen Ordnung. Sie haben sodann alle, theils an ihren Standpunkten, theils anderswo, ihre Zettel aufgebrochen, und haben gefunden, so und so viel Raketen, in der Ordnung abgebrannt, bedeutet das und das. Das laß mir einen Beweis für die Realität einer solchen Erfindung seyn!

An der Wahl der Zeugen ist in der Welt nichts auszusetzen. Einsichtsvolle und rechtschaffene Männer ohne allen Zweifel. Aber dem Publikum hatte Hr. B. keine Zeugnisse über die Realität seiner Erfindung, sondern die Bekanntmachung derselben selbst versprochen. Hr. B. hat es also bis jetzt getäuscht. Allein gesetzt das Publikum wollte so nachgebig seyn, und denken: Wohl! wir wollen uns einen Nachschuß, und sollte er auch doppelt so stark seyn, für so eine große Erfindung gefallen lassen, wenn es nur gewiß dargethan ist, daß die Erfindung in der That so gemacht ist, als sie beschrieben wird! Folgt das wohl aus irgend einem dem Zeugnisse? Hat der Hauptmann Ewald, hat der Lieutenant Schäfer, haben die andern und minder bekannten, sonst aber alle achtungswürdigen Männer, bezeugt: daß sie gewiß sind, daß, nach Hrn. B. Methode, mit seinen Halbenmondsbläsern, oder Büchsen oder Raketen, in einer Armee von 200000 Mann, allem und jeden Befehlshaber, was er wissen soll, ohne alle Konfusion wird bekannt gemacht werden können, und zwar geschwinder als durch Leute zu Pferde? Das thut keiner. Sie haben nach dem gegebenen Chiffre die Töne des Halbenmondsbläser lesen können, das bezeugen sie. War es aber der ganze Chiffre den Ihnen Hr. B. gegeben hatte, oder nur der sich auf die Probe beziehende Theil desselben? Davon schweigen sie, und das ist doch hiebey so wichtig! Denn

eine

eine Probe kann der, der sie machen läßt, einrichten wie es für thunlich befindet. Noch einmal also die Realität der Erfindung, nach ihrer ganzen Ausdehnung ist nichts weniger als erwiesen. Was soll man also hiezu sagen? wie Hrn. B. Betragen entschuldigen oder gar rechtfertigen?

Wenn man nun das Buch nach seinem litterärischen Werth betrachtet, so weiß man vollends gar nicht, was man von dem Hrn. Verf. denken soll. Es ist in Briefen an einen der ehrfurchtswürdigsten Fürsten Deutschlands abgefaßt; aber in einem so kauderwelschen Styl, daß schwerlich jemand anders als ein Recensent es durchlesen kann. Es sind solche Allotria hineingemischt, daß man gar nicht begreift, wie ein Mann so wenig Nachdenken haben kann; ich will nicht sagen, einen so großen Fürsten und Mann, sondern jedem andern noch so geringen Leser, dem seine Zeit nur ein wenig lieb ist, sie vorzulegen. Um nur mit einer Stelle die unglaubliche Lächerlichkeit des Styls zu erhärten, wollen wir die erste beste S. 46. hersetzen. „Allein ich habe die Gnade an einen Fürsten zu schreiben, sagt Hr. B. der Griechenlands und Roms Geschichtschreiber und Taktiker schätzt, das Solide nicht für Pedantereyen hält, und in seiner mit Siegen gekrönten Stille die Enthüllungen einer ganzen Reihe von Gedanken eben so gern sieht, als wenn sonst hundert tausende auf seinen Wink Evolutionen machten, und dann fahn und siegten.“ Wie lächerlich! Es ist doch wahrlich ein großer Unterschied zwischen den Schlachten bey Minden und Grebenstein und den Bergstraßerschen Briefen über den Palamedes und Sinon, von welchen sehr zu zweifeln steht, ob sie je existirt, oder wenigstens das gethan haben, was man ihnen zuschreibt. Dabey kömmt ein ziemlich lächerlicher Schnitzer, für einen Rektor, vor. „Eugene, sagt ferner Hr. B., Friedriche, Grafen von Sachsen und Ferdinande blättern in den Monumenten des menschlichen Genies ganz anders, als der junge Offizier, und wissen daß ein kurzes Studium des Livius Lukulle bilden kann, für denen (vor denen) sich Mithridate demüthigen müssen.“ Wo kann das Lesen des Livius Lukulle bilden, da Lukullus bekanntlich lange vor dem Livius gelebt hatte? Dieß wußte freylich Hr. B. so gut, als ich es ihm sagen kann; er bedachte es nur nicht da er schrieb. Also soll es nur zum Beweis dienen, wie oft er wenig bedacht hat, was er dem Publikum an seinen Briefen

sen zu lesen gab. Alle Pränumerantenverzeichnisse, alle Bekanntmachungen, alle Klagen über unrichtig einkommende Subscriptiongelder und dergleichen, muß sich der Leser mit hundert andern ihn eben so wenig interessirenden Sachen vermischt auftischen lassen, und von der versprochenen Hauptsache, von dem zu entdeckenden Geheimnisse nicht ein befriedigendes Wort. Was aus der Sache weiter werden wird, kann Rec. nicht sagen. Seit anderthalb Jahren und darüber hat nun Hr. B. nichts weiter von sich hören lassen, als einige eben so unbestimmte Versuche wie die vorigen, von denen die Zeitungen einigemal geschwatzt haben. Rec. hat dem Leser der Bibliothek den wahren gegenwärtigen Zustand der Sache unpartheyisch vor Augen gelegt. Er ist weit davon entfernt, damit über Hrn. B. Erfindung absprechen zu wollen. Sobald er neue Data darüber hat, wird er sie, mit eben der Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit seinen geringen Einsichten nach vortragen und beurtheilen.

Kurzer Unterricht für die Unteroffiziers der leichten Truppen im Felde. Dresden, bey Walther. 1787. 3¼ Bog. in 8.

Da man von Unteroffizieren heut zu Tage verlangt, daß sie lesen und schreiben können; und da viele junge Leute von guter Erziehung, bey entstehendem Kriege, in diesem Stand ihre militärsche Laufbahn anfangen, um, wenn sie sich gut halten, sodann Offiziers zu werden; so ist dieses Büchlein nichts weniger als unnütz. Es ist gut und zweckmäßig geschrieben, da es durchgängig richtige, kurz und deutlich gesagte Vorschriften über alle wichtige Vorfälle, in die ein Unteroffizier im Felde versetzt werden kann, enthält: daher es dem Hrn. v. Montbe, Rittmeister beym Sächsischen Chevaux-Legers Regiment von Goldacker, der sich in der Zueignungsschrift als Verf. nennt, wahre Ehre macht.

Wk.

Hrn. Thomas Bugge, Königl. Dän. Justizraths, Prof. der Mathematik und Astronomie zu Kopenhagen u. s. w. Beschreibung der Ausmessungsme-

thode,

thode, welche bey den Dänischen geographischen Karten angewendet worden. Dresden, bey Walthern. 1787. 22 Bog. 4 Kupf.

Wer jemals in dem Fall gewesen ist, große geometrische Operationen zu verrichten, und bedenkt, welche Art von Wissenschaft die theoretische Geometrie ist, muß erstaunen, daß es so schwer ist, dergleichen mit einiger Genauigkeit zu verrichten. Die größten Geometer der Welt, mit den möglichst vollkommnen Instrumenten versehen, haben nicht eine Strecke von ungefähr 15 Meilen in der Länge mit vollkommner Genauigkeit messen können, ohngeachtet sie sich alle ersinnliche Mühe dazu gegeben haben. Nur durch wiederholte Versuche und Bemühungen, und darauf gegründete Erfindung neuer Methoden und Instrumente wird man dahin gelangen, in diesem Punkte zu der Menschen möglichen Genauigkeit zu gelangen. In diesem Betrachte ist die Bekanntmachung des gegenwärtigen Werkes unter uns, von großem Nutzen. Jeder praktische Geometer der im Großen arbeiten soll, wird es mit großem Nutzen nicht nur lesen, sondern studieren.

Schon sehr früh fieng man in Dänemark an auf Königl. Befehl geographische Charten zu verfertigen. Dieß hat man mit einigen Unterbrechungen bis in neuern Zeiten fortgesetzt. Um die Mitte des jetzigen Jahrhunderts ward die geographische Ausmessung und Verzeichnung der Dänischen Staaten dem Krosi Koefod aufgetragen, der aber 1760. starb, und nichts als eine rein gezeichnete Charte vom Amte Kopenhagen, nebst unvetständlichen Kladden von einigen andern Aemtern hinterließ. Man sah, nach seinem Tode, daß dieß Geschäfft die Kräfte eines Mannes überstieg. Es ward also 1761. ein deshalb entworfener Plan, durch ein Königl. Rescript gebilligt; und seit der Zeit ist mit diesem, unter mehrern, nach festgesetzten Vorschriften arbeitenden Feldmessern, vertheilten Geschäffte fortgefahren worden. Davon giebt uns nun hier Hr. Bugge eine genaue Beschreibung, welche ein Hr. Marcus, der schon mehrere Dänische Bücher unter uns bekannt gemacht haben soll, übersetzt, der Sächsische Ingenieur-Major Hr. v. Aster aber mit Anmerkungen versehen hat.

Einen Auszug aus dem Buche zu geben ist durchaus nicht möglich, da alles auf solche Details hinausläuft, die uns

uns viel zu weit führen würden. Das Hauptsächlichste der Dänischen Methode, besteht darin, daß das ganze auszumessende Land in parallele Schichten getheilt wird, deren jede so breit ist, als nach dem allgemein angenommenen Maaßstabe, das auf dem für alle Feldmesser gleichangenommene Meßtischlein aufgespannte Papier beträgt. Die Gränzlinien dieser Parallelen werden aufs genaueste mit der Kette gemessen, und das dazwischen liegende alsdenn entweder durch Winkel- oder Längenmesser gehörig hineingetragen, auch das ganze durch generelle trigonometrische ins Große gehende Operationen, und durch astronomische Beobachtungen berichtiget und gesichert. Hr. Major v. Aster behauptet dagegen in seinen sehr lehrreichen Anmerkungen, daß diese Methode in einem gebirgigen und waldigen Lande gar nicht anzuwenden sey, und man denn nothwendig zur Triangelmethode seine Zuflucht nehmen müsse. Hierin hat er unsers Erachtens offenbar Recht. Nicht so aber, unserer Meynung nach, wenn er behauptet, daß man im Allgemeinen mit der Triangelmethode eben so genau arbeiten könne, als mit jener. Daher glauben wir, daß man, wo es angeht, am besten thut, die hier beschriebene Parallelmethode gebrauchen muß, besonders aus dem p. 37. angezeigten Grunde, weil keine leichter zu erlernen ist, worauf man bey einer Arbeit die unter verschiedenen Menschen zu vertheilen ist, gar sehr zu sehen hat. Wo das Terrain den Gebrauch dieser Methode nicht gestattet, muß man die Triangelmethode nothwendig anwenden. Wo aber das Land erstaunliche Schwierigkeiten darbietet, als das Sächsische Erzgebirge, der Harz u. s. w. da muß man sich helfen so gut man weiß und kann. Das hier S. 48. ff. beschriebene und in Tab. I. gezeichnete Instrument kann nicht anders als zu Verfertigung einer richtigen Arbeit sehr beförderlich seyn, wenn es vollkommen gut gemacht ist.

Pb.

13. Vermischte Nachrichten.

Briefe eines reisenden Punditen über Sklaverey, Möncherey und Tyranney der Europäer, an seinen Freund in Upang. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1787. 360 S. in 8.

Wenn die Einwohner der Gebirge und Thäler von Tibet, wovon man im Deutschen Museum des Jahrs 1782. und 1783. einmal etwas gelesen hat, wirklich ein solch civilisirtes, gutes und unverdorbenes Völkchen sind, wie es hier beschrieben wird, ein Völkchen, das unter dem Schutz der Gesetze in Unschuld und Freyheit lebt, und so wenig von schlimmen Häuptern, als schlimmen Mitgliedern ihrer Republik etwas weiß, auch mit Möncherey und Pfafferey vollends ganz unbekannt ist: so hätte der ehrliche Pundit von Upang freylich besser gethan, er wäre hübsch zu Hause geblieben, und hätte sich nicht nach Europa eingeschifft, sondern die Zeit abgewartet, bis aus ihm, dem Schüler des Staatsraths, ein erfahrner Mann geworden wäre, der alsdenn in den Sessionen hätte mitsprechen können. Aber er ließ sich überreden, die Reise auf einem engländischen Schiffe mit zumachen. Da gieng denn nun gleich alles so unglücklich, wie es nur auf der widrigsten Seereise gehen kann. Ein französisches Kriegsschiff, (denn es war zur Zeit des amerikanischen Krieges) begegnete jenem und richtete es so jämmerlich zu, daß es dem Untersinken nahe war, und in dem Augenblick, da es auf eine Sandbank stieß, zerschmetterte. Pundit rettete sich noch mit genauer Noth nebst zwey ungeschliffenen Engeländern auf ein Boot, würde aber von den Wellen verschlungen, oder vor Hunger umgekommen seyn, wenn ihnen nicht ein portugiesisches Schiff begegnet wäre, und sie aufgenommen hätte. Sein Unstern wollte, daß dieses Schiff, da es schon Gibraltar vorbeygesegelt war, von einem Algiker gekapert wurde. Da stand er nun auf öffentlichem Markt in Algier jedem Sklavenhändler zum Einkaufe feil. Ein paar christliche Mönche aus dem Orden der Erlösung der Gefangenen handelten um ihn mit den Seeräubern, und brachten ihn nach Malta.

Malta. In Malta wurde er als ein Halbmensch von jedem, seiner upangischen Kleidung wegen, begafft und belacht, bis ihn ein edeldenkender Freymäurer lieb gewann, der ihm anbot, ob er die Reise durch Europa mit ihm machen wollte. Dieß nahm er mit Freuden an. Nun kam er zuerst nach Wien, und von da nach Venedig. Auf dem venetianischen Schiff, worauf er von Trieste dahin abgegelte, wurde er mit ein Paar Franziskanermönchen bekannt, gegen welche er über Katholicismus und venetianische Staatsverfassung freye, offenherzige Reden führte, die der eine von ihnen, Pater Hyazint, hernach zum Vorwand brauchte, ihn ins Verderben zu bringen. Pundit wurde von diesem angegeben, und zur lebenslänglichen Karrenarbeit auf der Insul Corfei verdammt. Man führte ihn, an die Ruderbank eines Schiffes geschmiedet, dahin ab, und der arme Teufel mußte länger als zwey Jahr unter Hunger und Stockschlägen, wie ein Vieh, auf dem Schiffe arbeiten. Zu seinem Glück landete zu Corfei ein mit genauer Noth aus der stürmischen See noch gerettetes großes Frachtschiff an. Dies Schiff hatte durch eine epidemische Krankheit viel Matrosen verlohren, welche durch den Pundit und andere Sklaven ersetzt werden sollten, um die Waaren desto geschwinder an Ort und Stelle zu bringen. Ob er gleich vor der Hand nur eine Sklaverey und eine Ruderbank mit der andern vertauschte, so ward dieser Tausch doch in der Folge ein Mittel zu seiner Errettung. Bey einem in der zwoten Nacht entstandenen Sturm stand er zwar, nach Befehl des Schiffcommandeurs, auf dem Punkt, mit den übrigen Sklaven, wie die Waaren zur Erleichterung des Ballastes, über Bord geworfen zu werden. Aber ein glücklicher Blitz fuhr in dem erwünschtesten Augenblick in das Schiff, traf die Pulverkammer, riß Commandeur und Verdeck sammt den Seinigen über Bord, und sie blieben unversehrt. — Da waren nun in soweit die jammernden Sklaven vom Tode gerettet. Allein das Schiff war leck und dem Sinken nahe. Wie durch ein Wunder saß es in dem Augenblick am Gestade auf einer Sandbank fest. Da war Freude über Freude. Einer nach dem andern arbeitete sich los, bis durch gemeinschaftliche Hülfe es alle wurden. Jeder gieng seines Weges den er wollte. Pundit kam nach Rom. Sein dortiger Aufenthalt, so angenehm er ihm anfänglich war, ward ihm nach einiger Zeit lästig; und auf Einladung einer unbekannten Fremden, mit dem er auf der Promenade ver-

traulich wurde, reisete er mit ihm nach Spanien. Die Ueberfahrt war die glücklichste von der Welt. Der wohlthätige Reisegefährte bot ihm sein Haus zum Aufenthalte an. Er folgte ihm ohne den mindesten Argwohn. Man bewirthete den angekommenen Gast mit Erfrischungen, die er sich wohl schmecken ließ, führte ihn aber am Abend durch zween Diener in ein unterirrdisches Gefängniß, dessen eiserne Thüren man hinter ihm zuschloß und verriegelte. Das Gefängniß war leider ein Inquisitionskerker. Der arme Pundit lag da auf einem elenden Strohlager bey Wasser und schlechter Kost einige Monate, bis er eines Tages zum Verhör in die Gerichtsstube geschleppt wurde. Da zeigte sichs denn, daß der Urheber seines Unglücks, sein menschenfreundlicher Reisegefährte, ein verkappter spanischer Mönch aus dem Orden des heil. Dominicus in weltlicher Kleidung gewesen sey. Er erblickte ihn unter den Richtern in seiner Mönchskleidung. Kaum hatte ihn der Pundit erkannt, so macht er ihm öffentlich die gerechtesten Vorwürfe über die an ihm verübte Bosheit. Der Mönch hatte alle freye Reden des ehrlichen Upangers über Pabst, Mönche, Ohrenbeichte, Wunder der Heiligen, Ablaß und Fegefeuer bey dem heiligen Inquisitionsgericht angegeben. Da der Pundit seinen vaterländischen Glauben nicht abschwören, nicht katholisch werden wollte, ward er als ein Ketzer in sein Gefängniß zurückgebracht, wo er ein volles Jahr allein in seinem äußersten Elende schmachtete. Nach dessen Ablauf wurde eines Tages ein Gesellschafter zu ihm hineingestoßen — und dieser Unglückliche war, welche sonderbare Fügung! — der nämliche wohlthätige Engelländer, Wigth hieß er, der einmal auf der Insel Corfei den Pundit für ein Stück Geld von der Karrenarbeit auf einen Tag loskaufte, um ihn besonders sprechen zu dürfen, und ihn mit Speise und Trank zu erquicken, der nämliche, dem damals Pundit einen Brief nach Upang mitgab. Er war in dem spanischen Amerika von einem Mönch als Ketzer erkannt, und mit einem Transport Negersclaven hieher an das Inquisitionsgericht gesandt worden. Beyde Kreuzträger beredeten sich nun, sie wollten sich stellen, als ob sie zur christkatholischen Religion übertreten wünschten, und Pundit die Taufe begehrte. Dies geschahe. Wigth mußte sich öffentlich zur katholischen Religion bekennen, und Pundit empfieng die Taufe. — Kaum sahen sie sich in Freyheit, so flüchteten sie aus dem Lande und entkamen glücklich nach Paris, denn

nach Deutschland getraute sich Pundit nicht wieder, wegen der vielen Mönche, Jesuiten und päpstlichen Emissarien. — Sie hielten sich nicht lange in Frankreich auf, sondern reiseten nach London, von wo der Pundit mit dem nächsten Schiffe abzugehen denkt, um in sein Vaterland zurück zu kehren.

Bey so viel widrigen Schicksalen unsers Romanenhelden konnte ihm freylich Europa wohl nicht sehr behagen. Was er nun auf seiner Reise von den Goldküsten von Guinea an, wo eben französische Kaufleute eine Negerjagd halten ließen, bis zu seiner Abfahrt von England, barbarisches, despotisches, slavisches gehört und gesehen hat; was ihm, besonders in katholischen Ländern, von Aberglauben, Dummheit, Mönchserey, Papstthum, Pfaffenstreichen, Gewissenszwang, Sittenlosigkeit und Brutalität aufgestoßen ist; was er von Katholischen, die Beicht und Absolution der Priester, die Messe, die Ablaßkrämerey, das Fegefeuer u. s. w. betreffenden Lehrsätzen erfahren hat, das meldet er in diesen Briefen seinem in Upang zurückgelassenen Freunde und Landsmann Tibang. Daher liest man hier, außer den Nachrichten von Denkwürdigkeiten, Sitten und Polizey in Wien, Venedig, Rom, Paris und London, auch weitläuftige Geschichtserzählungen vom Ursprunge des Mönchswesens in der Christenheit; von der Zusammenkettung sämtlicher Klöster und Mönchsorden mit dem päbstlichen Stuhl; von der Macht und Obergewalt über die ganze Kirche, zu der sich der Papst algemach emporgeschwungen habe; von den Kardinälen und deren Pabstwahl; von der spanischen Inquisition; von der Bastille in Paris; von dem unmenschlichen Sklavenhandel, den die Europäer führen, und der grausamen Art, wie die eingefangenen Neger auf den Schiffen, die sie transportiren, und in den ost- und westindischen Pflanzungen bey ihrer Arbeit behandelt werden. Freylich ist in allen diesen Nachrichten und Geschichten nichts, was man nicht schon lange wüßte, aber doch sind alle die Dinge nur mehr, als zu wahr. Viele Meynungen und Denkungsarten die den Katholiken eigen sind, hätte der reisende Pundit nur nicht allen Christen und Europäern durch die Bank zuschreiben sollen. Er meldet seinem Freunde auch etwas vom Judenthum, von dem Stifter der christlichen Religion, Luthers Kirchenverbesserung, den protestantischen Sekten, und der Freymaurerey. Aber

von diesen Dingen weiß er nicht viel, sondern hat nur ganz schwach etwas davon läuten gehört. Wer hätte ihm auch die nähere Wahrheit davon sagen sollen? Von Jesu ist ihm z. B. nichts weiter bekannt, „als daß er ein Jude gewesen sey, „der den jüdischen Begriff, daß Gott durch viele Menschen„leiden und Menschenqualen versöhnt werden könne; daß vie„les Leiden Glückseeligkeit, oder welches damals eins gewesen „wäre, Wohlgefallen der Gottheit erzeuge, mit in seine Leh„ren gebracht hätte, und ans Kreuz genagelt worden, ohne „daß man die wahre Ursache dieses schimpflichen Todes recht „erfahren hätte.“ (S. 25.) Doch scheint er zu wissen, daß Christus den Juden weise, vernünftige Gesetze und Lebensregeln geprediget habe, die sich mit dem Geiste der gereinigten Philosophie vereinigen ließen. (S. 303.) Den Namen Freymäurerey leitet er von den Leuten her, denen ehedem die Päbste besondere Privilegien und Bullen ausfertigten, mit welchen sie ohne Widerrede — der Fürsten in Europa herumreiseten, und auf allen Plätzen, wo es ihnen gefiel, Kirchen und Kapellen erbaueten. (S. 87) „Diese privilegirten „Maurer, schreibt er, weil sie nun bauen konnten, wenn „und wo sie wollten, und vom Pabst die Freyheit hatten, „sich nach Belieben die Felder und Wiesen zuzueignen, wur„den vom Publikum die Freymäurer, oder freyen Mäurer „genannt. (S. 89.) Die ärgerliche Aufführung dieser Leute „war so groß, daß man nach der Hand einen jeden schlechten „Kerl mit dem Namen Freymaurer belegte, um anzuzeigen, „welch ein Bösewicht dieser und jener sey. — Nun ist man „so weit von der eigentlichen Bestimmung und Bedeutung „des Worts im Ausdruck abgewichen, daß jetzt das Wort „Freymäurer jene rechtschaffenen Männer bedeutet, welche „vom Pöbel und Priesterthum als die verworfensten Leute „gehalten werden.“ (S. 90. 91.) Diese genetische Erklärung des Freymäurernamens sieht wohl, wie so manches andere in diesem Roman, einem reisenden Upanger vollkommen ähnlich.

Fb.

Rede des Generals von Scholten beym Abschiede von seinem Bataillon, gehalten in der Versammlung der Freunde der Wissenschaften und des guten

Ge-

Geschmacks in Treuenbrizen den 9ten März 1786. Auf ausdrückliches Verlangen vieler Herren Offiziers der Berliner Garnison zum zweytenmale aufgelegt. Berlin, bey Maurer. 1786. 32 Seiten in gr. 8v.

Der Hr. General von Scholten, der jetzt Chef eines Infanterieregiments in Stettin ist, war zuvor Chef eines Grenadirbataillons, welches in Treuenbrizen steht. Dieser aufgeklärte Kenner der Wissenschaften und des guten Geschmacks und edle Menschenfreund hat zunächst für die Herren Offiziers seines Bataillons und dann auch für Personen beyderley Geschlechts aus den gesittetern Ständen in Treuenbrizen einen Klubb unter dem Namen einer Gesellschaft von Freunden der Wissenschaften und des guten Geschmacks errichtet, bey deren wöchentlichen Versammlungen Vorlesungen militairischen, moralischen, historischen und ökonomischen Inhalts gehalten, und nachher Konzerte und Bälle gegeben worden sind. Er selbst hat mehrmalen Reden dabey gehalten, wovon einige in der Buchhandlung der Gelehrten herausgekommen sind. In der letzten Versammlung, die vor seiner Abreise zu seinem Regimente einfiel, hat er die angezeigte Rede gehalten, welche gleichsam ein Vermächtniß an seine zurückbleibenden Freunde seyn sollte, zu seyn verdient, und bey allen Gutgesinnten unfehlbar auch bleiben wird. Es ist ungemein rührend, wenn man einen Weltmann, einen Soldaten, der unter den Waffen grau geworden ist, so schön und nachdrücklich über den hohen Werth der Religion, der guten Sitten und menschlicher Empfindungen gegen Untergebene reden hört. Und das Beyspiel dieses verehrten Mannes verdient allgemein zum Beweise aufgestellt zu werden, daß ein Offizier, welcher dergleichen Grundsätze hat, und befolgt, am meisten geliebt, geehrt, und, wo es Noth thut, gefürchtet werde; daß er weit sicherer seinen Zweck erreiche, gute Soldaten bilde und erhalte, als diejenigen, welche bloß Furcht erregen wollen, ohne Liebe und Ehrfurcht zu verdienen. Sein Andenken wird bey dem Bataillon gewiß unvergeßlich seyn, denn wenn auch alle, welche unter ihm gedient haben, nicht mehr seyn werden, so wird doch hoffentlich die von ihm so schön eingerich-

tete Soldatenkinderschule noch bestehen, und die Ehre seines Namens verkündigen.

Hinter der Rede des Hrn. Generals findet man noch zwey kurze Anreden, eine von einem Lieutenant des Bataillons und die andere vom Treuenbrizenschen Stadtsyndikus. Hiernächst den Text zu den auf diese Feyerlichkeit veranstalteten Musik, und zweyer Soldatenkinder Anrede bey Ueberreichung des Textes.

— a —

Journal der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Erster Band. Jahrgang 1786. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfertafeln. Weimar, in der Expedition des Journals, und Gotha, in der Ettingerischen Buchhandlung. 464 S. in 8.

Journal des Luxus und der Moden. Herausgegeben von F. J. Bertuch und J. M. Kraus. Zweyter Band. Jahrgang 1787. Weimar u. s. w. 431 S. in 8.

Durch einen Zufall, den wir weder voraus sehen, noch verhüten konnten, blieb dies neue Journal in der A. d. B. bisher unerwähnt. Die Herausgeber sind, wie der Titel besagt, Hr. Legationsrath Bertuch und Hr. Rath Kraus in Weimar. Und da das Werk nicht nur gleich Anfangs seinen Meister lobte, sondern auch immer noch allgemein mit Beyfall gelesen wird: so macht sich Rec. gewiß keiner Uebertreibung schuldig, wenn er behauptet, daß keine andere Nation einer ähnlichen Zeitschrift sich zu rühmen hat, und daß das französische Cabinet des Modes, das zu diesem Journale Anlaß gab, von demselben weit übertroffen wird. Diese Zeitschrift soll nichts weniger, als eine Niederlage der Eitelkeit und des Prunkes, sondern vielmehr die getreue Chronik und Schilderung der Sitten, Lebensart und Gebräuche, so wie des Tones, Geistes und Geschmacks unserer Tage und der aufgeklärtesten dermaligen Völker Europens seyn. Sie kann daher auf gewisse Weise den Philosophen und Geschichtforscher

scher, eben so sehr interessiren, als den Kaufmann, Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und die feine Welt.

Mehr von einem Buch, das bereits in so viel Händen ist, zu gedenken, oder gar Auszüge daraus zu machen, würde unnütze Arbeit seyn. Wir führen daher bloß die Gegenstände, womit es sich beschäfftigt, an. Diese sind: weibliche und männliche Kleidung, Putz, Schmuck, Nippes, Ameublement; alle Arten von Tisch- und Trinkgeschirr, Equipagen, Häuser- und Zimmereinrichtungen und Verzierungen, Garten- und Landhäuser. Alles, was Deutschland, Frankreich, England und Italien in diesen verschiedenen Fächern liefern, hervorbringen und erfinden, wird hier theils genau beschrieben, theils in Zeichnungen, Abbildungen und Rissen dargelegt, und so neu, wie möglich, in kleinen Heften mitgetheilt, von denen monatlich eines in einem orangefarbnen Umschlage erscheint. Ueber den Augenpunkt, aus welchem die Hrn. Herausgeber ihr Unternehmen beurtheilt zu sehen wünschen, erklären sie sich sowohl in der Einleitung zum ersten Bande, als in der denselben beschließenden Nachricht (S. 449.) hinreichend, und wie Rec. deucht, befriedigend genug. Wenn dieses Journal einigen Schaden thut, und etwan bey manchen Putzaffen in kleinen Städten Eitelkeit erregt, so ist der Schaden zufällig, und das Werk bleibt dem Zwecke nach nützlich. Der Kupfertafeln sind bey jedem Hefte drey, die beyden ersten weibliche oder männliche Kleidung, colorirt, das dritte Mobilien, Zierrathe, Equipagen, Kunstprodukte u. dergl. vorstellend. Unter den Beschreibungen merken sich besonders die von R — d (vermuthlich Rath Reinhard in Gotha) aus, gleichwie denn auch der ächte rabenersche Brief des Schulmeisters zu ** (II. B. S. 112.) über Thiermagnetismus gewiß jedwede noch so finstere Stirne aufheitert. Angehängt ist übrigens jedem Heft eine Nummer eines mit dem Journal verknüpften Intelligenzblattes, das einen völlig kaufmännischen Zweck für alles hat, was Künste, Erfindungen und Waaren des Luxus und der Mode betrifft, und aus dem die Leser mit Vergnügen manchen geschickten und sinnreichen deutschen Künstler kennen lernen werden, dessen Name ihnen bisher unbekannt war.

Nb.

M. J. F. Heynatz Handbuch. Fünfter und letzter Theil, welcher eine kleine Encyklopädie für Ungelehrte enthält. Berlin, bey Wever. 1786. 1 Alphab. 21 Bog. in 8. mit 7 kleinen Kupferblättern.

Mit diesem Bande ist das Heynatzische Handbuch beschlossen. Aber nicht Hr. Heynatz, sondern ein anderer, der sich unter dem Vorbericht J. F. Müller, von Berlin aus, unterzeichnet hat, scheint der Verf. oder vielmehr Zusammenstoppler dieses Theils zu seyn. Die Encyklopädie, welche der Titel verspricht, enthält einiges, aber sehr unvollständig, über den Menschen, einen Entwurf der Naturgeschichte, etwas aus der physischen Geographie, der Astronomie, Chronologie, und der Naturlehre, worauf ein Anhang von allerley Materien aus Calendern und Journalen den Beschluß macht. Ich zeige diese Schrift mit Unterschrift meines Namens an, weil ich glaube, daß ich mich über die unbefugte Freyheit, welche der Verf. sich mit meiner Encyklopädie genommen hat, mit Recht beschweren könne. Er sagt zwar in dem Vorberichte, daß in der Lehre vom Menschen, der Naturgeschichte und einigen Sätzen der physikalischen Erdbeschreibung (es hätte noch hinzugesetzt werden müssen, in vielen Stellen der Naturlehre) meine Encyklopädie excerpirt sey, allein dieses mag doch das Verfahren nicht rechtfertigen. Denn dem Käufer meines Buchs, der zugleich das Heynatzische Handbuch sich angeschafft hat, wird ein unbilliger Nachtheil zugefügt: als eine Art von Nachdruck ist es dem rechtmäßigen Verleger meines Werkes hinderlich; und überhaupt wird durch solche Auszüge wie dieser ist, nur die schon übermäßige Menge von Schriften vermehrt, und Bücher, welche der Verf. mit Ueberlegung geschrieben hatte, werden unverantwortlich verstümmelt. Einen Auszug aus meinem Werk zu machen, kann niemanden als mir selbst zukommen; und ein solcher Auszug, wenn ich ihn künftig, wie ich gedenke, zum Gebrauch des Schulunterrichts herausgebe, soll nicht sowohl das excerpirte größere Werk, sondern eine unabhängige, ihrer Bestimmung gemäße Schrift werden, wobey ich nur darauf sehen will, daß der Lehrer die ihm etwa fehlenden Kenntnisse zur Erläuterung des Buchs in dem größern Werk antreffe. Wenn

aber,

aber, wie es hier geschehen ist, die Gedanken eines Schriftstellers ruckweise ausgezogen oder auch versetzt werden, wenn das hinterste zum vordersten gemacht wird, wenn wichtige Abschnitte ausgelassen werden, wenn manches, das zu einem fernern Wink, oder zur Ausschmückung dienen sollte, übersprungen wird, so verliert der Vortrag zu viel. Es ist auch gar leicht möglich, daß der Epitomator, der nicht aus eigener Kraft ein Buch schreibt, Gedanken verstellt, und etwas Unrichtiges von dem Seinigen einschiebt. Ich will nun aber die Frage de eo, quod iustum est circa epitomas conficiendas, nicht weiter erörtern, sondern die vorliegende sogenannte kleine Encyklopädie oder diesen verstümmelten und ohne Ueberlegung und Sachkenntniß gemachten oft wörtlichen Auszug aus der meinigen, aus welcher viele Seiten blos abgeschrieben sind, näher beleuchten.

Das erste Hauptstück soll die Lehre von dem Menschen enthalten. Es ist aber darin nur der erste Abschnitt meiner Anthropologie, von der körperlichen Natur des Menschen, das letzte Capitel des zweyten Abschnitts, welches ich die Metaphysik der Seele überschrieben habe, und die Sittenlehre abgeschrieben. Es fehlt also ein nothwendiger Theil der Anthropologie, von der geistigen Natur des Menschen. Was darüber aus dem gedachten Capitel genommen ist, betrifft blos die Einfachheit und die darauf gegründete Möglichkeit der Unzerstörbarkeit der Seele, gerade die subtilste und nach der Bestimmung dieses Buchs sehr entbehrliche Untersuchung, die ich deswegen in meinem Buche ganz bis zu Ende der Psychologie verspart hatte, zumal da sie schon eine genauere Bekanntschaft mit den Kräften und den Wirkungsarten unsers Geistes voraussetzt. Nun wird gleich die Sittenlehre, ohne die natürliche Theologie, welche ich beyde in dem Hauptstücke von der philosophischen Religion, verbunden habe, excerpirt. Wenigstens hätte aus der natürlichen Theologie dasjenige, was auf die Sittenlehre Bezug hat, angeführt werden müssen. Bey dem Beweise für die Unsterblichkeit der Seele aus ihrer Einfachheit ward gesagt, daß diese noch andere Gründe, als die bloße Möglichkeit habe, nämlich die moralische, wovon hier aber nichts vorkommt. Nur einige Fehler, die mir beym Durchsehen in die Augen gefallen sind, will ich bemerken. Es heißt S. 16. „Wir fühlen unmittelbar durch die in unserm Körper befindlichen und allgemein verbreiteten Ner-

ven und Gefäße, Wärme, Kühlung — — Munterkeit und Ermattung. Die Gefäße sind ein Zusatz des Epitomators. Auch kann man nicht sagen: wir fühlen durch die Nerven Munterkeit. Im Original (I. Th. S. 300.) stehts anders — S. 28. heißt es: „Diese Ungleichheit der Geschlechter kann auch zu einem Beweise dienen, daß für jeden Mann nur eine Frau im Ehestande bestimmt sey.“ Im Originale genauer: dient zum physikalischen Beweise, daß — bestimmt ist. S. 32. herabschlotternde Brüste, anstatt herabhängende Brüste gesetzt. S. 38. nervigte Natur anstatt athletische im Original. S. 42. Guinea anstatt Guiana, ein Druck- oder gar Schreibfehler, der den Sinn verstellt. S. 44. fängt sich der zweyte Abschnitt an: „Der Mensch empfindet, denkt, faßt Entschließungen oder will und handelt; das erstere geschieht im Innern durch ein zweytes Ich, letztres wenn es dieses Ich, dem Körper befiehlt?“ Die Stelle ist verworren. Was ist denn das erste Ich? Im Original ist nur der erste Satz ohne den weitschweifigen Zusatz, Entschliessungen fassen. Es steht das. §. 5. S. 345. daß die in uns thätige Kraft eigentlich unser Ich ist, welches der Epitomator nicht recht verstanden haben muß. In dem folgenden über die physische Beschaffenheit der Seele ist einiges, das von Wichtigkeit seyn möchte, ausgelassen. In der Sittenlehre sind bey der Angabe der Vergnügungen die schönen Künste ausgelassen. S. 62. ist Anordnung der Wohlthaten anstatt Anwendung; abermal ein häßlicher Schreibfehler.

Das zweyte Hauptstück, die Naturgeschichte ist aus dem ersten Hauptstücke der Encyklopädie, und dem ersten Theil des vierten (der Mineralogie) genommen. S. 102. „Zwischen den Pflanzen und unorganisirten Körpern stehn wieder Geschöpfe in der Mitte, die am einfachsten organisirt sind, und auch hier den Uebergang ausmachen.“ Ein unrichtiger Zusatz. S. 129. sind die kryptogamischen Pflanzen ganz ausgelassen. S. 101. hätte die Bemerkung angeführt zu werden verdient, daß die Künstriebe ein Beweis einer höhern Macht sind. S. 163. hat der Auszug von dem Nutzen und Nachtheil der Insekten durch die zu große Kürze viel verloren. S. 175. konnte der Nadelfisch füglich weggeblieben. S. 203. ist von dem Löwen eine ganze Seite (im Original fast zu viel) aber vom Tiger nur der Name. S. 224. „Die meisten (unorganisirten Körper) sind im Schooße der Erde ver-

„verborgen, aber die rastlose Thätigkeit der Naturforscher „kennt sie alle, und die meisten selbst bis auf ihre innersten „Bestandtheile.“ Diese sich selbst widersprechende und übertriebene Behauptung steht nicht im Originale. S. 231. „Die Platina ist erst vor einigen Jahren entdeckt,“ im Original, ein noch nicht lange in Peru entdecktes Metall.

Das dritte Hauptstück, von unserer Erde, ist aus dem 6ten der Encyklopädie der physischen Geographie genommen. Wieder ist der Anfang mit dem letzten Capitel gemacht, den zur Geogonie gehörigen Bemerkungen, die hier entbehrlich waren oder ganz kurz gefaßt angehängt werden konnten. Sie setzen eine gute Bekanntschaft mit den Gebirgesarten voraus, die hier erst im zweyten Abschnitte erklärt werden.

Das vierte Hauptstück enthält einiges aus der Astronomie, welches der Vers. aus mehrern Schriftstellern zusammengetragen hat. Der Vortrag ist nicht ordentlich genug. S. 279. wird den Fixsternen eine dreyfache scheinbare Bewegung zugeschrieben. Die zweyte soll eine tägliche Fortrückung ohngefähr von 4 Minuten Zeit, von Morgen gegen Abend seyn. Unverständlich und unrichtig. Die Sonne rückt scheinbar unter den Fixsternen fort. S. 282. von der Bewegung der Sonne längst der Ekliptik, und worauf es ganz kurz heißt: „nun werden unsere Leser die dritte, den Fixsternen zugeschriebene Bewegung zu verstehen im Stande seyn.“ Ich verstehe hieraus nichts. S. 285. „Da aber dieser Aequinoctialpunkt sich auch rückwärts gegen die Ordnung der himmlischen Zeichen bewegen kann, so nennt man diese Veränderung die Vorrückung der Nachtgleichen.“ Die Stelle müßte ganz anders lauten. S. 292. „Das Sonnenlicht ist auf dem Uranus etwa 200mal schwächer als auf der Erde.“ Sollte 400mal heißen. S. 294. wird von der Atmosphäre der Sonne und dem dadurch verursachten Zodiakallichte etwas zu entscheiden gesprochen. S. 307. „Unsere Erde war im An„fange als sie aus den Händen des Schöpfers kam, ein fe„ster, weicher und nachgebender Körper.“ Sehr zuversichtlich behauptet. Sind die Granitgebirge auch Anfangs weich gewesen? S. 310. „Die Erde hat eine pomeranzenförmige Gestalt.“ Die Vergleichung erweckt eine irrige Vorstellung. S. 312. Von der Ausmessung der Erde hat der Vers. keinen netten Begriff. Er redet von einer Schwierigkeit, daß man nicht so geradezu wisse, wo ein Grad des Meridians aufhöre.

Man

Man brauche ja nicht mit dem Anfangspunkte eines Grades die Messung anzufangen. S. 314. Nach der Erklärung von der Messung der Erde wird von den Kreisen auf der Erdoberfläche gehandelt. S. 325. Die Ekliptik auf der Erdfläche. S. 332. Zu weitläuftig von der rechten, schiefen und parallelen Sphäre. S. 354. Zu weitläuftig gegen die Meynung, daß der Ring des Saturns zur Erleuchtung desselben diene. S. 374 — 396. Von der Chronologie zu ausführlich für dieses Buch. Was S. 390. von der Abweichung des protestantischen Osterfestes von dem Katholischen im J. 1778. und 1798. gesagt wird, findet nicht mehr Statt, da der Unterschied im J. 1776. aufgehoben ist. (S. Encykl. II. S. 403.)

Das fünfte Hauptstück enthält eine allgemeine Naturlehre, aus verschiedenen Schriften, vieles aus der Naturlehre in meiner Encyklopädie. §. 1. 2. Von der Theilbarkeit der Körper. Encykl §. 4. Ich sage daselbst: nun lasse sich ein Zoll nur in 300 erkennbare Theile abtheilen, in der Note, nach andern in 600. Unser Verf. setzt gerade zu: Ein Zoll läßt sich in 300 erkennbare Theilchen theilen. §. 30 — 34. vom Wasser aus meiner Encykl. §. 231 — 248. abgeschrieben, mit Beybehaltung eines von mir angezeigten Druckfehlers, luftreiches anstatt luftreines Wasser. §. 41 — 50. von Wärme und Feuer, Encykl. §. 310 — 337. Was §. 62. von den Dünsten als Ursache der Barometerveränderungen gesagt wird, steht in der Encykl. §. 137. Ich bin aber selbst nicht mehr mit dieser Erklärung zufrieden. §. 63 — 69. von den Luftarten aus der Encyk. §. 256 — 262. Vom Schalle §. 70 ff. größtentheils aus der Encyk. §. 265. ff. Vom Lichte §. 78 — 118 ein Auszug aus der Encykl. §. 359. ff. Ich habe Brennpunkt (focus) und Brennraum deutlich unterschieden. Der Verf. setzt aber doch Brennraum und *focus* als gleichbedeutend zu einander. Vom Brennraume wird eher geredet als vom Brennpunkte. Aus dem Vortrage des Verf. kann man nicht verstehen, was Brennraum ist. Der Zusatz §. 97. durch ein mit Wasser gefülltes Glas die Regenbogenfarben hervorzubringen, ist recht gut, nur daß der Versuch nicht bestimmt. Die §. 391. 392. der Encykl. befindlichen Beobachtungen hätten verdient angeführt zu werden. Die Lehre von der Bewegung folgt auf die von dem Lichte, worin wieder manches aus meinem Werke entlehnt ist. Hierauf von der Elektrizität, ziemlich weitläuftig. (Die

Ord-

Ordnung der Materien ist nicht die beste.) Daß der elektrische Schlag durch einen einige Meilen langen Conduktor in einem Augenblicke gehen würde, läßt sich wohl nicht ganz gewiß behaupten. Die Einrichtung der Verstärkungsflasche ist nicht beschrieben. Die Beschreibung des Elektrophors und der Versuche mit demselben ist aus meiner Encyklopädie genommen. In dem Abschnitte vom Magnet ist mein Werk wieder sehr genutzt. In dem folgenden von der Erde, oder eigentlich vom Meere, von den Flüssen, den Bergen, den Versteinerungen, den Wirkungen des Erdbebens, den Meteoren und vom Luftkreise hat mein Buch ebenfalls die meisten Dienste thun müssen. Von diesen Materien gehört das meiste in die physische Geographie, und ist auch zum Theil wirklich schon oben abgehandelt. Der Verf. ist so sehr gedankenloser Abschreiber, daß er in demselben Buche sich selbst oder vielmehr mich zweymal abschreibt. Man vergleiche vom Meere S. 251. f. und 491. f. von den Bewegungen des Meers. S. 253. und 493. von Ebbe und Fluth S. 252. und 493. ff. von den Flüssen S. 254—256. und 495—496. von den Gebirgen S. 498—500. und S. 244. ff. (theils wiederholt, theils mit einigen in die allgemeine Naturlehre nicht gehörigen Zusätzen;) von den Versteinerungen S. 500. f. und 249. vom Luftkreise S. 508—510. und 257—260.

Den Beschluß macht von S. 513—700. ein sogenanntes Magazin von vielerley nützlichen und angenehmen Notizen. Es ist seit einiger Zeit durch die Bücher für Kinder Mode geworden, Mischmasch abdrucken zu lassen; allein man muß diesen Unfug von Abdruckerey nicht geduldig ansehen. Man findet hier Beyträge zur Geschichte der Sitten, Nachrichten von der Corallenfischerey, vom Königreiche Jaccatra, (sehr weitläuftig, für Ungelehrte ganz unnütz;) kleine Haustafeln über die Verwendung von Geld und Zeit; von den Arbeiten des deutschen Frauenzimmers, von Otaheiti, worüber schon so viel geschrieben ist, und mehrere dergleichen, in Summa 21, an sich gute und schöne Aufsätze, die aber in bekannten Journalen und sehr verbreiteten Calendern stehen, auf einen Elementarunterricht gar keine Beziehung haben, und dem Leser nur zufälliger Weise nützlich werden können.

Aus dem 7ten Aufsatze vom Blitze und von den Blitzableitern ist schon vieles oben in die Naturlehre eingerückt. Der 14te Aufsatz über das Fortrücken unsers Sonnensystems hätte für die Astronomie excerpirt werden können. Ich wollte es doch verzeihen, wenn schöne Aufsätze, wie dieser, die mit den im Buche abgehandelten Materien in Verbindung stehen, angehängt wären. So hätte der Verf. über die neue Luftschifffahrt billig eine ausführlichere Nachricht anhängen sollen. In dem Buche selbst kommt gar nichts von der Aeronautik vor, weil die Quellen des Verf. noch nichts davon hatten. Der letzte Aufsatz von den merkwürdigsten Luftarten (wenn ich nicht irre, aus dem Almanach für Scheidekünstler) hätte neben der aus meiner Encyklopädie genommenen Beschreibung genutzt oder noch füglicher dafür im Auszuge gesetzt werden sollen. Für die Bestimmung des Buchs ist er zu weitläuftig.

G. S. Klügel.

Cook und Clerke, zur Beantwortung der Frage: Welches sind die besten Mittel sowohl rohe als auch gesittete Völker vernünftiger zu machen, und sie von ihren Irrthümern zu befreyen? Zweyter Theil. Berlin. 1787. 16 Bog. kl. 8.

Der 1ste Theil dieser kleinen Schrift ist in dieser Bibliothek LXXII. B. 2. St. S. 430. angezeigt. Ich schrieb diesen 2ten Theil, sagt der Verf. in der kurzen Vorrede, unter dem milden Klima Friedrich Wilhelms, oder unter einer Regierung, da man vermuthlich die praktische Vernunft und Wahrheit höher schätzen wird als die theoretische. Man kann bey allen Religionssekten ein vernünftiger und nutzbarer Mann seyn, (welches doch nur mit gewissen Einschränkungen wahr ist) aber seine guten Ursachen haben, wenn man sich zu einer bekennet. Und das ist auch ohngefähr das Resultat seiner Untersuchungen und Bemerkungen in dem gegenwärtigen Theil, in welchem er am Ende glauben, thun und dulden empfiehlt. Er setzet nämlich hier die im ersten Theil mit seiner Gesellschaft angetretene Reise weiter fort, oder kehret vielmehr mit Capitain Clerke wieder zurück. Die Art des

Vor-

Vortrags ist dem Leser schon bekannt. Der Verf. besitzt die Gabe in seiner Reisebeschreibung, und den Gesprächen, welche der Orthodox, der Freygeist, der Socinianer, der Herrenhuther, der Alchymist u. s. w. in verschiedenen Lagen und Auftritten mit einander halten, sehr richtige und nützliche Bemerkungen einzustreuen, und indem er den Leser durch seinen Witz angenehm unterhält, ihn auch zu unterrichten, und für unsere Zeiten manches Zweckmäßige, aber auch manches Seltsame zu sagen. Z. B. der Socinianer geräth zu Canton ins Gefängniß, und darin auf den Einfall, daß sein Urin, weil er doch durch die edelste Kreatur, nämlich den Menschen destillirt werden, vielleicht vorzüglich edle Kräfte haben, und vielleicht der von den Chinesen gesuchte Trank der Unsterblichkeit oder das aurum potabile sey. Er fängt auch an zu merken, daß nicht gerade Vernunft, sondern Charlatanerie, Universalmedizin, magnetische Kräfte, Urin u. s. w. am meisten ihr Glück machen. Der alchymistische Schulmeister freut sich nun, wie man leicht denken kann, sehr, in dem Socinianer auch zugleich einen Urin- Luft- Salz- Goldwasserfabrikanten vorzufinden; doch die werden ja, fügt er hinzu, mit der Zeit alle klug werden. So wie diese letztere Anspielung hätte wegbleiben sollen, so stößt man auch, wie schon gesagt, überhaupt auf einige unrichtige schlefe Bemerkungen. S. 155. heißt es: wir müssen eben so bestimmte kirchliche als Landesgesetze haben, wenn wir nicht mit unsern Köpfen an einander rennen wollen. (Sollen vielleicht die kirchliche Gesetze das verhüten? werden sie alle Verschiedenheit in den Meynungen und alle Anstrengungen dieser Verschiedenheit aufheben? und wozu denn das?) S. 217. heißt es in einem erdichteten Briefe aus dem Brandenburgischen: aber was werden sie sagen, wenn ich ihnen melde, daß jetzo hier jedermann laut gewarnt wird, ja nicht tolerant gegen die Katholiken zu seyn? — Dieß ist wohl sehr übertrieben. Man hat vor der List der Jesuiten gewarnet, man hat ermahnt vorsichtig zu seyn, nicht den Vorspiegelungen von Religionsvereinigungen Gehör zu geben, nicht den Katholiken ohne Reverse und Vorbehaltung des Rechts, protestantische Kirchen einzuräumen — mit einem Wort nicht unbehutsam zu seyn — und ist das nicht recht? ist das nicht die Pflicht eines jeden Protestanten, der etwas weiter siehet? Dergleichen witzig seynsollende aber sehr unüberlegte Einfälle hätten also unterdrückt werden sollen. P.

Ueber

Ueber den Patriotismus. Von J. Christ. Friedr. Bährens, der Philosophie Doktor, Direktor des Pädagogiums und Lehrer der Sprachen und Wissenschaften daselbst. (Wo?) Erstes Stück. Halle, bey Hendel. 1787. 4½ Bog. in 8.

Eigentlich eine Einladungsschrift zu der ersten öffentlichen Declamationsübung und Prüfung der Schüler des Meinertshagenschen Pädagogiums, daher sie auch noch einen andern Titel hat. In der mit etwas Pathos geschriebenen Vorrede klagt der Verf. über Bedrückungen, Verfolgungen und Hindernisse, die man seinem Vorhaben, ein Pädagogium zu errichten, in den Weg gelegt hat, und drohet mit einer Geschichte solcher Feindseeligkeiten, die gegen das Schulwesen in Deutschland ausgeübet werden. Wenn sie mit Wahrheit, Freymüthigkeit und einer edlen Mäßigung abgefaßt werden kann, so sind wir überzeugt, daß sie vielen Nutzen stiften wird, und ermuntern den Verf. dazu; denn außerdem würde sie nur Bitterkeit erregen.

Die Abhandlung selbst ist eine bloße Deklamation, welche weder in philosophischer noch rhetorischer Rücksicht einiges Verdienst hat, und nur die Beyspiele vermehrt, wie man ein sehr reichhaltiges und leicht begeisterndes Sujet matt und armseelig bearbeiten könne. In den Zeichnungen der Charaktere, die der Verf. als hohe Ideale von Patrioten aufstellt, fallen viele fehlerhafte Pinselstriche deutlich in die Augen. Um den Regenten ihre Patriotenpflichten vorzuhalten, wird ein mageres Gerippe von der bekannten Rede des Isokrates an den Nikokles eingerückt und füllt mehrere Seiten. Einige Stellen sind wegen des pomphaften, erhaben seynsollenden Stils ganz unlesbar. — Lieber als diese Deklamation hat Rec. im Anhange die Nachricht von der Stadt Meinertshagen und der gegenwärtigen Verfassung des Königl. Pädagogiums gelesen. Der Ort war bis 1766. ein Dorf, wurde aber in diesem Jahr auf Verlangen einiger damals sehr reichen Einwohner mit allen gewöhnlichen Privilegien zur Stadt erklärt, und erhielt als solche Magistrat und Accise, aber weder Mauern noch Pflaster. Sie hat nur 120 Häuser, und wenige über 600 Einwohner, die sich vom Ackerbau und Viehzucht, Handwerken, Krämerey, und

Klein-

Kleinhandel nähren. Daß die Meinertshagenschen Prediger und Schulmeister seit Jahrhunderten namentlich aufgeführt werden, kann man leicht denken. Hierauf wird von der Entstehung und Einrichtung des Pädagogiums, welches ganz ein Werk des V. ist, einige Nachricht ertheilt. Der gelehrte Zuschnitt, den es hat, scheint Recensent doch für Mädchen, welche Herr B. auch aufnimmt, nicht zu passen. Der Preis ist sehr billig, und kann ihm sehr zur Empfehlung gereichen. Hr. B. nimmt für einen Zögling, den er in allem (Tanzen, Fechten und das Italienische ausgenommen) völlig frey in seinem eigenen Hause unterhält, nicht mehr als 100 Thaler jährlich.

Re.

Friedrich Just Riedels, weiland K. K. Raths, sämmtliche Schriften. Vierter und fünfter Theil. Wien, bey Kurzbeck, 1787. 8.

Auch diese beiden Bände enthalten lauter schon gedruckte, und zu ihrer Zeit in unsrer Bibliothek bereits angezeigte Sachen. In dem vierten Theile sind zuerst die Briefe über das Publikum, an einige Glieder desselben, wieder abgedruckt, die zu Jena, 1768. gr. 8. zuerst erschienen. Ihnen folgt als Anhang der Briefwechsel mit dem Antikritikus, der gleichfalls einzeln mit jenen Briefen im nämlichen Jahre zuerst herauskam, und damals freilich mehr Interesse hatte, mehr Aufmerksamkeit erregten, als jetzt, da von keinem Antikritikus mehr die Rede ist, der Fall seyn kann. Zuletzt stehen hier noch die verschiednen Schriften über die Musik des Ritters von Gluck, die zu Wien 1775. 8. zuerst herauskamen. — Der fünfte Band liefert vermischte Aufsätze; und unter ihnen zuerst des sel. Riedels Vorrede zu der von ihm besorgten Wiener Ausgabe der Winkelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums, die man hier, sowohl in der Ueberschrift als im Register, Geschichte des Alterthums zu nennen nachläßig genug war; darauf das Denkmal des sel. Meinhard, zu Jena 1767, gr. 8. zuerst gedruckt; dann die zu Erfurt 1772 herausgekommenen Launen an meinen Satyr; die eben daselbst 1771 gedruckten beiden poetischen Episteln an die Herren Oeser und Baldinger, und noch vier andre Gelegenheitsgedichte.

Bk.

Nachrichten.

Da meine practisch-ökonomische Encyclopädie nunmehr mit dem dritten oder letzten Bande im Abdrucke ist, so belieben sich die alten und neuen Pränumeranten oder Subscribenten zwischen hier und Ostern in der Verlagshandlung zu Leipzig, die Johann Gottfried Müllersche Buchhandlung genannt, oder im Leipziger- und Dresdner-, so wie auch Breslauer-Intelligenzcomtoir, zu Breslau annoch beym Hrn. Cammersecretär Streit, und zu Berlin in der Buchhandlung der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, endlich, wem es gefällig ist, sich bey mir schriftlich zu melden, worauf solche ihre Exemplare auf Schreibpapier, im Preise der Druckpapiernen, das Alphabet zu 18 Groschen, erhalten: nach dieser Zeit sind die auf Schreibpapier entweder nur zu 1 Thaler das Alphabet, oder wohl gar nicht mehr zu haben, wenn die bestimmte Zahl abgeliefert ist; maaßen nicht viel mehrere auf Schreibpapier abgedruckt werden. Die Druckpapiernen bleiben alsdann in allen Buchhandlungen Deutschlands im festgesetzten Preise zu 18 Groschen das Alphabet. Dresden, den 6. Jänner 1789.

Der Commissionsrath

Riem,

beständiger Secretär der ökon. Societät.

* * *

Hr. Magister G. Huth in Halle will von Ostern 1789 an, ein allgemeines Magazin für die bürgerliche Baukunst, herausgeben, dessen Inhalt seyn wird: Ausführliche Abhandlungen über wichtige Gegenstände der bürgerlichen Baukunst; kernhafte Auszüge aus kostbaren Werken; Uebersetzungen mit Anmerkungen; Bemerkungen bey Lesung von Bauschriften; Beschreibung musterhafter Gebäude, und Nachrichten von Bauten, Erfindungen, Vorschläge u. s. w.

Hr. C. F.

* * *

Hr. C. F. von Lindenau, ehemals Major und Adjutant in Preußischen Diensten, (Verfasser des Buchs: über Winterpostirungen) giebt zur Michaelmesse 1789 in der Beygangischen Buchhandlung zu Leipzig, auf Pränumeration heraus: Ueber die höhere Tactik, die Bewegungskunst und das Manoeuvriren; über ihre Mängel und zeitherige Unzweckmäßigkeit, und die zweckmäßigere Methode.

* * *

Bey Joh. Georg Fleischer in Frankfurt a. M. erscheint eine deutsche Uebersetzung mit Churfächsischer Freiheit von folgendem wichtigen Werke: Description des Gites de Mineral, des Forges, et des Salines des Pyrénées, suivie d'observations sur le fer mage et sur les mines des Sards en Poitou par Mr. le Baron de Dietrich, welches 1786. zu Paris in zwey Theilen auf 560 Seiten in gr. 4. mit Planen herausgekommen ist. Im Jänner 1789.

* * *

Die Herren Kayd und Ernst Ferdinand von Klenk zu Fulda kündigen ein Ritterschaftliches Magazin auf Subscription an, so im Jahr 1789, Heftweise, mit Kupfern geziert, herauskommen soll. Eine nähere Anzeige besagt die Rubriken; zu denen die Herausgeber zur Mitarbeit auffordern.

* * *

Hr. J. W. A. Jäger, Capitain Lieutenant der Artillerie der freien Reichsstadt Frankfurt am Mayn, hat seit einiger Zeit einen großen Specialatlas von Deutschland in 81. Blättern zu Stande gebracht. Das ganze Werk ist nach einerley Maasstab gezeichnet, alle 81. Bläeter passen aneinander, und machen ein großes Quadrat von circa 18 Schuh Breite, und 12½ Schuh Höhe. Eine besondere Nachricht giebt die nähere Beschaffenheit an. Man wendet sich, um dieses fertige Werk sich anzuschaffen, an die Jägerische Buch- und Landchartenhandlung zu Frankfurt am Mayn.

* * *

Die von der Fleischerischen Buchhandlung zu Frankfurt angekündigte Ausgabe der Flora rossica des Herrn Collegienrath Pallas, wird blos in einem unveränderten Abdruck des Textes in groß Octav, mit Weglassung aller Abbildungen, bestehen, von welchem die Handlung den ersten Heft in der bevorstehenden Ostermesse zu liefern gesonnen ist. Ohnerachtet die Handlung entschlossen war, auch die Abbildungen unter einer möglichen Abkürzung zu liefern, so zeigte doch nachher die Einsicht des Originals, daß dies Unternehmen mit zu vielen Kosten verbunden seyn würde.

Beförderungen.

1788.

Zu Kiel ist der bisherige Diaconus an der Stadtkirche, Hr. Heinrich Müller, zum außerordentlichen Prof. der Theologie und ersten Lehrer des Schulseminarii ernannt worden.

Die königl. Akademie der schönen Künste und Wissenschaften zu Berlin hat am 27sten Sept. den Herrn Justizrath Hirschfeld zu Kiel zum Ehrenmitgliede aufgenommen.

Der Adjunkt der philosophischen Fakultät und Diakonus an der Schloß- und Universitätskirche in Wittenberg, Herr M. Gottlob Ernst Schulze, ist als ordentlicher Professor der Philosophie nach Helmstädt gekommen. Ebendaselbst ist Herr Prof. Günther ordentlicher Prof. der Rechte und Beysitzer der Juristenfakultät geworden. An die Stelle des Hrn. Abt Velthusen, der auf Ostern in sein Vaterland zurückgehen, und erster Prof. der Theol. und Oberkirchenrath in Rostock werden wird, ist Hr. Prof. Sextroh in Göttingen berufen, und wird die dritte Stelle in der theol. Fakultät erhalten; die fünfte bekömmt jetzt Hr. Pott, bisher ausserordentlicher Professor der Theologie. Ferner ist der fürstl. Sekretär, Hr. Bischoff in Braunschweig, zum außerordentlichen Prof. der Rechte und Philosophie, Herr D. Haselberg in Göttingen, und Herr D. Eisenhart in Helmstädt

städt zu außerordentl. Professuren der Rechte eben dahin berufen worden.

Der bisherige außerordentliche Professor der Rechtsgelehrsamkeit in Halle, Hr. Johann Heinrich Otto König, ist zum ordentlichen Professor und Beysitzer der Juristenfakultät daselbst ernannt worden. Ebendaselbst ist Herr D. Bathe außerordentlicher Professor der Rechte geworden.

An die Stelle des jetzigen herzogl. Gothaischen Generalsuperintendenten, Herrn Löfler, hat der Herr Archidiakonus, Nathanael Friedrich From, zu Frankfurt an der Oder eine außerordentliche theologische Professur erhalten.

Der durch seine geographisch-historische Beschreibung der Pfalz am Rheine brkannte Herr geheime Sekretär, Johann Goswin Widder, ist zugleich zum wirklichen kurbayerischen Ober-Landregierungsrath in München, ernannt worden.

Hr. D. Johann Adam Gottlieb Kind, Professor des sächsischen Rechts und Beysitzer des Oberhofgerichts zu Leipzig, ist vom Kurfürsten zu Sachsen zum Apellationsrath in Dresden ernannt worden.

Hr. Regierungsrath Reuß zu Stuttgard ist wirklicher Regierungsrath und Lehnsreferent geworden. Die Herren Professoren Abel und Drück ebendaselbst haben eine Gehaltserhöhung empfangen, und Letzterem wurde zugleich die Aufsicht über das theologische Fach in der herzoglichen Bibliothek übertragen.

In Erlangen ist der Herr geheime Kirchenrath Seiler anstatt des verstorbenen geheimen Kirchenraths Pfeiffer, erster Professor in der theologischen Fakultät und Superintendent der Neustädter Stadtkirche, und Hr. D. Hufnagel an dessen Statt Universitätsprediger geworden. Ebendaselbst ist der bisher in Göttingen als Repetent gestandene Herr M. Heinrich Karl Alexander Hänlein, ein gebohrner Anspacher, zum außerordentlichen Professor der Theologie und zum Adjunkt der theologischen Fakultät, mit einem Gehalt von 500 Gulden, ernannt worden. Hr. Prof. Bayer bekam

zu gleicher Zeit eine Besoldung, und Hr. Prof. Papst Zulage zu der seinigen. Hr. Meynier ist zu derselbigen Zeit Lector der französischen Sprache geworden. Die italiänisch-Lectorstelle hatte schon vorher Hr. Savini, ein gebohrner Römer, der auch im Spanischen Unterricht giebt, erhalten.

Todesfälle.

1788.

Am 16ten September A. St. starb zu Petersburg der Collegienassessor und Unterbibliothekar bey der Akademie der Wissenschaften, Hr. Johann Bacmeister, an einer Nervenkrankheit. Er hat etliche kleine Schriften, zuletzt noch Beyträge zum Leben des russischen Patriarchen Nikon, herausgegeben, auch an dem allgemeinen Glossarium, welches die russische Kaiserin herausgeben läßt, mitgearbeitet.

Am 27sten dito starb Hr. M. Johann Arnold Ballenstedt, Rektor des fürstl. Gymnasiums zu Schöningen, an der Entkräftung in einem Alter von 83 Jahren, nachdem er an den Schulen zu Wolfenbüttel und Schöningen 53 Jahre treulich gearbeitet, und sein Amt bis 6 Wochen vor seinem Ende mit unverminderter Thätigkeit versehen hat. Er war ein guter lateinischer Dichter, und hat sich durch verschiedene gründliche Schriften bekannt gemacht.

Am 23sten October starb in einem Alter von 81 Jahren Hr. D. Ferdinand Jakob Baier, Präsident der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, wie auch hochfürstl. Brandenburgischer Hofrath, zu Anspach.

Am 31sten dito starb Herr Karl Friedrich Meißner, Rector des Pädagogiums zu Ilfeld.

Am 8ten November starb in Wittenberg Hr. Johann Karl Jenne, ordentlicher Professor der griechischen Sprache auf der Universität zu Wittenberg, im 52sten Jahre seines Alters.

Im

Im December starb zu Osenbach am Mayn der ehemalige Kurtrierische geheime Rath und Kanzler, Hr. la Roche, Gemahl der berühmten Schriftstellerin, im 68sten Jahr seines Alters. Er hat den ersten Theil der Briefe über das Mönchswesen, die hernach Riesbeck fortsetzte, geschrieben.

Am 10ten December starb zu Kiel der erste Professor der Theologie und Consistorialrath, Hr. Wilhelm Christian Justus Chrysander, im 71sten Jahre.

Am 11ten dito starb einer unsrer gründlichsten Sprach- und Geschichtforscher, Hr. M. Friedrich Karl Fulda, Pfarrer zu Ensingen (vorher zu Mühlhausen an der Enz) im Herzogthum Würtemberg, in seinem 65sten Lebensjahr.

Druckfehler.

Im LXXIX. Bande I. und II. Stück.

S. 244. Z. 8. lies Kunst. Zeichnung ꝛc. st. Kunstzeichnung. S. 246. Z. 22. l. Niagara. Z. 23. l. Graße. S. 564. Z. 10. v. u. l. je st. wie. S. 565. Z. 1. l. den. Z. 16. l. Rasch st. Aasch. Z. 29. l. das.

Im LXXXII. Bande I. und II. Stück.

S. 22. Z. 11. lies soll statt solche. S. 27. Z. 7. l. anderer. Z. 9. lies Verstellung st. Vorstellung. S. 97. Lörens l. Lövens. S. 105. lehner l. Zehner. S. 217. Koppen l. Köppen. S. 267. l. Crescenzo. S. 271. Wöstein l. Wollstein. S. 284. v. Bissel l. v. Wissel. S. 404. Z. 27. statt Lehrers l. Lehrens. S. 405. Z. 40. st. also l. oft. S. 406. Z. 13. st. Was l. Wer. S. 421. Z. 12. l. neuen. Z. 23. l. Verirrungen. S. 422. Z. 6. l. diesen. Z. 25. l. sehr st. sehe. S. 423. Z. 19. und an vielen andern Orten lies edel nicht ädel. S. 430. Z. 24. statt den Satz lies der Satz. S. 431. Z. 11. ven unten statt unsere lies unsrer Wahrnehmung. S. 433. Z. 19. st. eines l. einer Beschaffenheit. Z. 20. vor die andre

dre ſetze ein Punctum. S. 436. Z. 17. ſt. die Vorſtellungen, l. die Vorſtellung. S. 438. Z. 16 von unten ſt. jene l. jener. S. 440. Z. 10. ſtreich etwas vor verſchieden weg. Z. 5. von unten ſt. erklären l. zukommen. S. 442. Z. 2. ſt. die l. d. i. S. 443. Z. 11. ſt. nur l. um. S. 445. Z. 15. ſt. anerwieſen l. unerwieſen. S. 451. Z. 9 von unten ſt. dem Nutzen l. dem Daſeyn. S. 452. Z. 11 von unten muß ſondern weggeſtrichen werden. S. 453. Z. 12. ſt. Skepſie l. Skepſis. Z. 16 ſt. dieſem Begriffe dem Object entſprechen kann, l. dieſem Begriffe gar kein Object entſprechen könne. Z. 19 ſt. eine l. einer möglich aufzufindenden Gottheit. S. 454. Z. 19 von unten ſt. aus Erfahrung l. auf Erfahrung. S. 455. Z. 10 ſt. merklich l. wirklich. S. 456. Z. 19. ſt. umfaſſen l. umfaſſe. S. 458. Z. 4 u. 5. von unten ſt. Moralität l. Modalität. S. 459. Z. 3 ſt. da iſt l. d. i. S. 460. Z. 21 ſt. die letzten l. der letzten. S. 463. Z. 32. ſt. Wahn l. Raum. S. 466. Z. 2 muß vor wenn noch hinzugeſetzt werden ob. S. 468. Z. 2. und muß weggeſtrichen werden. S. 469. Z. 8. ſt. von Tugendhaften l. den Tugendhaften. Z. 14. ſt. derſelbe l. dieſelbe. S. 495. Barder l. Baader.

Im LXXXIII. Bande II. Stück.

S. 612. Z. 3. Born l. Bonn. S. 620. Z. 1. Rübert lies Rückert.

Im LXXXIV. Bande I. und II. Stück.

S. 157. Z. 4. von unten Heuſchel l. Henſchel. S. 175. Z. 3 von unten l. Kergunſen. S. 180. Z. 8. lies Niebuhr. S. 260. Z. 12. ſt. Inſtruktion l. Inſpektion. Z. 35. ſt. allerley l. allerdings. S. 261. Z. 15. ſtatt marihiren lies marſihiren. S. 276. Z. 17. l. Chaſtellux. S. 546. Z. 6. l'Epen l. Epee. S. 597. Z. 1. von unten, bekennen l. verkennen. S. 621. Laywitz l. Layritz.

Im LXXXV. Bande I. Stück.

S. 167. Z. 6. von unten Wüſtenbach l. Wyttenbach.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des fünf und achtzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1789.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des fünf und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

IV. Joh. Müllers Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft, 1r und 2r Band Seite 311
V. Nouveaux Memoires de l'Ac. R. des Sc. et B. L. Année 1785. „ „ 334
VI. C. H. v. Römers Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen, 1r Th. „ 345

Kurze Nachrichten.

1. a) Protest. Gottesgelahrheit.

Was hat Luther für ein Recht gehabt zu reformiren? ꝛc. 356
Beyträge zur Berichtigung der Wahrheiten der christlichen Religion, 1s St. „ „ 359
Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirchen von D. G. F. Seiler, 1n Bds 2e Abth. 2r Th. „ „ „ 361
Neues katechetisches Magazin von G. H. Lang, 2r Bd. 365
System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker, von D. C. F. Bahrdt, 1r und 2r Bd. „ „ 366
Ausführliches Lehrgebäude der Religion, von dem Verfasser des Sittenbuchs fürs Gesinde „ ebd.
D. J. W. Schmidts Anleitung zum populären Kanzelvortrag, 1r und 2r Th. „ „ 375
Liturgisches Archiv, 3s und 4 Fach, von J. H. Pratje 377
Versuche zur Beförderung des Wachsthums an Christenweisheit und Christentugend, von C. Röntgen, 1r Bd. 380

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Reflexionen über den angeblichen Antrag der K. K. Religionskommission an Ihro K. K. K. Maj. Joseph II. den Cölibat der Geistlichen aufzuheben S. 382
Hrn. Bergiers Vertheidigung der christlichen Religion u. s. w. aus dem Franz. 1r Th , 383
Predigten nach den Bedürfnissen des gemeinen Mannes 1 — 4r Band , , , , 385
Das römische Gesetzbuch , , 390

2. Rechtsgelahrheit.

Elementa Iuris Publici Wirtembergici ac Ducum Privati, auctore *I. G. Breyero* , 394
Abhandlung über die Frage: Beleidiget die Peinigung die Gerechtigkeit? und führt sie zu dem Endzweck, auf dem die Gesetze zielen? , 399
Kurze Beleuchtung eines peinlichen Rechtsfalles, welcher authentischen Nachrichten zufolge im Jahre 1781. sich zugetragen hatte, von F. C. Hartwig 413
Q. D. B. V. Observationes casibus quibusdam practicis de jurejurando ceu remedio probandi in civilibus etc. à *P. C. Meyer* , , 414

3. Arzneygelahrheit.

Archiv für Magnetismus und Somnambulismus, 5s Stück von Hrn. Hofr. Böckmann herausgegeben 415
Praktische Fieberlehre von D. J. C. Tode, 1r Th. 423
Onomatologia medico-practica, 4r und letzter Band 425
C. P. Strieglers Episteln über die kritische Perturbation des heutigen Arztenthums , 426
Einhundert Paragraphen über medicinische Dissonanzen auf der großen Baßgeige , , ebd.
Almanacum perpetuum für Aerzte und Nichtaerzte im Jahr 1788. , , ebd.
D. C. G. Gruners Sendschreiben an Hrn. Bergrath Müller in Berlin , , 427
Th. Sydenham's medicinische Werke, übersetzt von Mastalir , , 428
H. F. Delii adversaria argumenti physico-medici, Fasc. V. , , , 430

4. Schö-

4. Schöne Wissenschaften.

Kleine poetische Schriften von M. A. von Thümmel S. 431
Zwey hundert und zehen Lieder frölicher Gesellschaft und einsamer Frölichkeit, von Wolke . 432
Fabeln von Gleim . . 434
Die belesnen Jungfern, Posse in einem Akte ebd.
Stolz und Rachsucht, eine wahre Geschichte . 435
Rosalie von Felsheim oder Lilliput, ein Lustspiel von J. F. v. Soden . . . 436
Kaiser Rudolph von Habsburg, ein Trauerspiel von A. Klein . . . 436

5. Romane.

Raserey aus Liebe, eine Geschichte aus dem südlichen Frankreich . . . 438
Erhard Rollings Leben und Meynungen, 2r Bd. ebd.
Hipparchias und Crates, eine philosophische Erzählung nach dem Griechischen . . 439
Stutzbart, ein satyrisches Sittengemälde . 440
Dya-Na-Sore, oder die Wanderer . 443

6. Weltweisheit.

E. Platners philosophische Aphorismen, 1r Th. 445
Ueber die Gründe der menschlichen Erkenntniß und der natürlichen Religion, von J. A. Reimarus 449

7. Mathematik.

Beschreibung gemeinnütziger Maschinen, von G. C. Schmidt . . . 459
M. L. A. Krebs Lehrbuch einer Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie für Schulen . 462
Kurze Anleitung zur ebenen Dreyeckmeßkunst nebst nöthigen Tabellen . . . 464
Anfangsgründe der Differenzial- und Integralrechnung, zum Gebrauch der Ingenieurs- und Artilleristen 467
Beschreibung der in dem Cabinet Ihro Churfl. Durchl. Louisen Dorotheen, Herzogin zu Sachsen befindlichen Maschine, das Systema Copernicanum vorstellend, von J. G. Baußen . . . 469

Entfernungen ohne Instrument durch bloße Rechnungen zu finden S. 469
J. G. Lorenz Rechenbuch für Kinder und für Eltern 470

8. Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Bergwerkskunde und Technologie.

Errettung der hermetischen Kunst durch solche chymische physikalische Beweise dargethan, die jeder, auch nur mittelmäßige Kenner und Künstler leicht einsehen, selbst nachmachen, und dadurch zugleich überzeugt werden kann und soll, 2r und 3r Th. 471
Catalogus Mscriptorum chemico-alchemico-magico-cabalistico-medico-physico-curiosorum 474
Anhang von unterschiedlichen chymischen, alchymischen und andern Handschriften ebd.
Beyträge zur Naturkunde, und den damit verwandten Wissenschaften, von F. Erhardt, 1r Bd. 475
Des Ritters C. v. Linne vollständiges Pflanzensystem nach der 14ten lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des holländ. Houttuynischen Werks übersetzt, 13n Thls 2r Band 476
Historia Salicum, iconibus illustrata a G. F. Hoffmann 478
Beschreibung einer sehr wirksamen Elektrisirmaschine und einiger neuen elektrischen Versuche, 2te Fortsetzung 480
F. L. Cancrinus erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde, 9r Th. 482
Blumenlese nützlicher und angenehmer Kenntnisse aus der Natur, 1s Vierteljahr 484
Magazin für die Bergbaukunde, von J. F. Lempe, 4r Th. 486
Etwas zur richtigen Beurtheilung der Theosophie, Cabale, Magie und anderer geheimer übernatürlicher Wissenschaften, von J. G. Stoll 494
W. J. G. Karstens physisch-chymische Abhandlungen, 2tes Heft 496
Beschreibung einer ungemein großen Elektrisirmaschine und der damit im Teylerischen Museum zu Haarlem angestellten Versuche, durch D. M. v. Marum 498
Neues Magazin für die Liebhaber der Entomologie, von J. C. Füeßly, fortgesetzt von D. J. J. Römer, 3ten Bds 2s St. 502

9. Ge-

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

W. Th. Raynals philosophische und politische Geschichte der Besitzungen und Handlung der Europäer in Indien, 1r Th. S. 508
Antistitum Osnabrugensis Ecclesiae — authore *Io. H. Sandhoff*, P. I. et II. 532
Versuch einer Geschichte der Ukermärkischen Hauptstadt Prenzlau, von J. S. Sect, 2r Th. 535
Sächsische Geschichte für Kinder, von J. E. Witschel, 2r, 3r und 4r Th. 546
Beyträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlandes, vom Hrn. K. Schinz, 5s Heft 547
Neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen, 1r Th. ebd.
Neue Quartalschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen, 3s und 4s Stück 549
Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, von P. F Weddingen, 11s Hf. 550
H. W. v. Günderrode sämmtliche Werke, herausgegeben von D. E. L. Posselt, 1r Bd. 551
Joh. Bernoulli's Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntniß, 7r Th. 552

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Elementarbuch für die lateinischen Schulen, 2r Th. von M. J. F. Klemm 555
Methroph. Critopuli Emendationes et Animadversiones in Io. Meursii Glossarium Graecobarbarum etc. 556
Hrn. Kirchenrath Strothe griechische Chrestomathie, in einer deutschen Uebersetzung 558
Anakreons Lieder, aus dem Griech., von J. F. Degen ebd.
Biographien des Kornelius Nepos, übersetzt von J. A. B. Bergsträßer 560
Plutarchs Pädagogik, aus dem Griechischen, mit Anmerkungen von D. J. C. F. Bährens 563

11. Deutsche Sprachlehre.

Handbuch zum Studium der deutschen Sprache und Litteratur, 1n Bds 1r Th. 565

Glosso-

Glossologie, oder Philosophie der Sprache, 1r Versuch, von M. J. L. Thomas S. 567
Anleitung zur deutschen Sprache und zu schriftlichen Aufsätzen für Ungelehrte . . . 570
Erster Versuch einer deutsch. Sprachlehre, v. J. F. Simon ebd.
Praktische Anweisung zur Orthographie, zunächst für Frauenzimmer, Unstudirte und Kinder, von C. Krause 571
Altfriesisches Wörterbuch, von T. D Tiarda 572
Symbola ad Literaturam Teutonicam antiquiorum ex codicibus manu exaratis . . . 573
Deutsche Sprachl. für d. Trivialschulen im Hochst. Münster 576

12. Haushaltungswissenschaft.

Des Oberbienen-Inspektors und Amtsrathes Joh. Riem's monatlich practisch-ökon. Encyklopädie für Deutschl. 577
Des Amtsrathes Riem monatlich praktisch-ökonomische Encyklopädie, 3e und 4e Lieferung, oder 2r Bd. ebd.
H. J. Twamleys Anweisung englische Käse zu machen, und den Obstgarten recht zu warten, aus dem Engl. 591
Gedanken über die drey Geschlechtsgattungen der Bienen, des Weisels, der Drohnen u. der Arbeitsbienen ebd.

13. Kriegswissenschaft.

Cl. Aelian von Schlachtordnungen
Onosanders Unterricht eines Feldherrn, beyde übersetzt und mit Anmerk. erläutert von A. H. Baumgärtner 592
Abhandlungen über alle Gegenstände der Kriegswissenschaft und allgemeine Grundsätze derselben, 4 Stücke 597
Militärsche Monatsschrift, 5r Bd. . 599
Magazin für Ingenieur und Artilleristen, von A. Böhme, 9r und 10r Bd. . . 601
Gedanken über die militärschen Vorurtheile, von Hrn. Marquis v. Breze' . . 603

14. Vermischte Nachrichten.

Francisci Principis *Rakoczy* Responsum ad supplicationem sex comitatuum, contra relegationem Patrum Societ. Iesu . . . 608
Warum wird Kayser Joseph von seinem Volk nicht geliebt? 615
Etwas Angenehmes und Nützliches auch für den gemeinsten Mann und insonderheit für die Gemeinen und Repetirschulen auf dem Lande . . 617

Nachrichten. 618

IV. Joh.

IV.

Johann Müllers, Churf. Maynz. Hofr. und Bibliothekars u. s. w. Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft. **Erster Band.** Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1786. 614 S. in gr. 8. **Zweyter Band.** 1786. 740 S.

Eben dieses Buch unter der Aufschrift: Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, u. s. w. nach dem Plan W. **Guthrie**, u. a. m. entworfen von **J. Müller.** **Des siebzehnten Bandes erste und zweyte Abtheilung.**

Seit mehr als zwanzig Jahren beobachtete der Recensent, eben so sehr zu seiner Belehrung, als um sich patriotisch zu ergötzen, den Gang, welchen der historische Geschmack der Deutschen nahm: und, wenn ihn seine Bemerkungen nicht trügen, so sind schwerlich in einem so kurzen Zeitraum gleich wichtige, mannichfaltige und auffallende Veränderungen dieser Art bey irgend einer Nation vorgefallen. Er sah in demselben die ersten wesentlichen Verbesserungen der historischen Methode im Großen; das volle würksame Wiederaufleben der Grundsätze, welche in den Geschichtbüchern der Alten ruhten; For-

schen und Sammeln nun erst mit der Kunst des Geschichtschreibers vereinigt; den philosophischen Geist auf seinem ergiebigsten Felde wandelnd; die hergestellte Verwandtschaft und gemeinschaftliche Thätigkeit aller Haupttheile der Geschichte; glückliche Versuche in den meisten Gattungen; Gegenden, die zum erstenmal urbar oder wohnfähig, andere, in welchen neue Entdeckungen gemacht wurden; endlich, um nicht tiefer ins Einzelne zu gehen, die wahre Veredlung des historischen Ausdrucks. Aber zu gleicher Zeit, und bis auf den heutigen Tag, sah er doch auch einen schwankenden unsichern Geschmack auf eben diesem Felde noch weit mehr bey der Nation verbreitet; die richtigsten Grundsätze verkannt oder bestritten; überall Herolde einer schon erworbenen Vollkommenheit, von der man noch nicht lange erst den wahren Begriff ausfindig gemacht hatte; vortreffliche Männer, welche Muster werden und bleiben konnten, sich zu Schöpfern neuer, aber vorübergehender Moden und Façons aufwerfen: entweder weil sie weit mehr gefallen als unterrichten, oder weil sie durch die Betretung eines ihnen eigenen Weges, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollten; in Geschichtbüchern, die den gerechtesten Anspruch auf Beyfall machten, eine Schreibart, die alles sonst als historisch ist; eigenmächtige Ausbildung des unbekannten Gangs der Begebenheiten, Hypothesen ohne Ende, mit der höchsten Zuversichtlichkeit vorgetragen; Vernünfteln, Spötteln, Schildern und Entscheiden mit der Miene von pragmatischen und philosophischen Blicken; sogar dramatisirte und romanisirte Geschichten, die ihre Verfasser und ein großer Theil des Publikum dennoch vor historische Bereicherungen gehalten wissen wollen. Rec. erklärte sich alle diese

Wider-

Widersprüche, diese wankende, gauckelnde Theorie der Geschichtbeschreibung nicht schwer; lernte viel auch von denen, die er nicht nachzuahmen wünschte, und tröstete sich übrigens stets mit dem Urtheil der Nachwelt.

Auch Hr. Müller wird von ihr seinen Rang als Geschichtschreiber zuverläßiger erhalten, als von den meisten seiner Zeitgenossen, die gar leicht an dem neuen Wege, den er sich gleichfalls bahnte, mehr Lust oder mehr Mißfallen haben, als ihn ruhig untersuchen dürften. Schon im J. 1780. gab Hr. M. den Ersten Theil seiner Geschichten der Schweizer heraus: ein schönes kraftvolles Bruchstück, das man immer aufbewahren wird; wenn es gleich auch hin und wieder durch französischen antithesenreichen Witz etwas entnervt wird: manches daraus ist hier wieder eingewebt. Seitdem hat er seiner Manier noch mehr eigenthümliche Stärke ertheilt, und tritt nun abermals, nach einem erweiterten Entwurfe, sich ganz seiner Würde bewußt, als Geschichtschreiber der Schweizerischen Eidgenossenschaft, auf. Die Zuschrift des ersten Bandes: Allen Eidgenossen, von 32 S. entwickelt gleichsam vor ihren Augen den Ursprung, das Vorzügliche, die Ausbreitung und Erhaltung des großen Nationalbundes; aber auch die Pflichten, welche den Verbündeten jetzt besonders obliegen, um ihr gemeines Wohl zu sichern, oder zu erhöhen. „In gegenwärtigem Buche, sagt er S. XVI, ist meine Hauptabsicht vorzustellen, wie wenig wir einzeln, u. wie viel wir alle vermögen; welche Kraft eine freye u. so fest wohnende Nation in ihrem Zusammentreten findet, und wie die Vorurtheile und Sophistereyen, durch die ihr in Bürgerkriege und Mißtrauen

verfallen, eure einigen wahrhaft furchtbaren Feinde sind.“ Charakteristischer noch erscheint die Sprache dieser Zueignung und die Darstellungsart des Verf. in folgender Stelle: (S. X. fg.) „Es sind bey uns Verfassungen, wo des ärmsten Alpenhirten freye Hand und Stimme so viel gilt, als des Landammanns durch Würde, Reichthum, Adel und Alter sonst geehrtes Ansehen; Verfassungen, wo hundert tausend hochgesinnte und streitbare Männer dem väterlichen Ansehen einer Versammlung von zwey hunderten frölich und in Ehrfurcht gehorchen; solche, wo bald ein Baron von uraltem Stamm, bald eines einfältigen Landwirthes verdienstvoller Sohn, aus klösterlicher Stille aufgerufen wird, vor Gott und neben den Fürsten an der Spitze seines Landes zu stehen; eine, wo (ohne Waffen sicher bey der angestammten Gewalt,) Friedrich der Große unter Gesetzen regiert, welche er nicht selbst gegeben. — Es sind bey uns Gemeinden, unbekannt mit jedem andern Geschäfft, als ihre Heerden zu leiten, und im Krieg für Könige, zu deren Bund sie ihre Hand aufgehoben, den Streit für die vaterländische Freyheit zu lernen; und Bürgerschaften, erfinderisch in Benutzung aller Fehler der auswärtigen Handelspolitik, über ein Edikt betroffener, als ihre Väter über Fehden, aber schon darum Patrioten, weil auch der Handelschaft wahres Leben aus der Freyheit entspringt; und Senatoren, von Jugend auf des Gedankens der Herrschaft voll, die Ehrgeizigen in allen Geschäfften sich suchend und Aemter, die Edelmüthigen, ganz des Allgemeinen, ganz der Sache, Glück und Würde von Gott und ihrem innern erwartend. — Es ist eine Völkerschaft ohne das mindeste Gefühl für Schönheit und Schicklichkeit, und, ich will nicht sagen, den Wissen-

schaf-

schaften und Künsten, sondern den Anfängen des gesitteten Lebens, fremd von jeher, unweit von einer andern, welche durch die scharfsinnigsten Speculationen alles Glück des Lebens und die seeligen Hoffnungen ihrer Väter sich hinwegdemonstriren lassen; die übrigen im glücklichen Mittel durch mannichfaltige Grade und Arten verehrungswürdiger Einfalt und wohl oder übel verstandener Verfeinerung, unter einander doch sehr verschieden. — Republiken sind, von deren verschiedenem Ursprung die Sprache noch zeuget, und, (welches die Menschen lang vornehmlich trennte,) von zweyerley Denkungsart über die Religion; von so ungleicher Größe, daß eine derselben die Macht von zehn übertrifft, welche in den Sachen der Nation jede dem Gesetz nach soviel als die größte vermögen. — Alle diese, einander zum Theil fast fremden Gemeinden und Herrschaften werden zusammengehalten durch ein vor Jahrhunderten gegebenes Wort." Noch müssen wir unter den Erinnerungen, welche Hr. M. seinen Mitbürgern giebt, die folgende S. XXVII. fg. hersetzen: „Ich will hier nicht erweisen, was besser sich fühlen läßt; aber merkwürdig ist, wie die Bibel fast auf kein Volk eigenthümlicher als für uns paßt. Aus einem Geschlecht freyer Hirten erhebt sich in so viel Stämmen als eure Cantons eine Eidgenossenschaft. Von Gott bekömmt sie drey Gesetze; wenn ihr sie haltet, so seyd ihr unüberwindlich: 1) Ewig in eurer Verbindung zu beharren, in Krieg und Frieden, durch vaterländische Sitten und Freuden gemeinschaftlicher Feste, Eine Nation wie Eine Familie, nicht merkantilisch wie Tyrus, ohne Eroberungslust, in ihren Landmarken unschuldig frey, auf angestammten Gütern und bey ihren Heerden zu leben; 2) die Nachahmung fremder Grundsätze und

Sitten als den Untergang der Verfassung zu betrachten. Diese Gebote mehrmals, aber nie ungewarnt, noch ungerochen, übertreten, rettet glorreich mehr als Ein von Gott begeisterter Tell, bis die Nation in eifersüchtige Partheyen politisch und religiös getrennt, ängstlich zwischen zwo Monarchien, deren sie die eine fürchtet, und auf die andere sich stützt, ohne Plan, ohne Sitten, ohne Selbstgefühl, sich bald für zu wichtig hält, als daß ein Weltbezwinger sie dem andern überlasse, bald für zu unbedeutend, als daß einer an sie denke, bald verzagt, bald von Wundern erwartet, was Gott nur thätiger Tugend giebt, unwürdig der Freyheit, und ungelehrig zum Joch, eine schlechte Nation, weil sie allezeit sucht eine andere zu seyn, endlich unaufhaltbar sinkt und gänzlich fällt — euch zur Lehre. So weiß ich auch nicht, ob ein Glaube uns besser geziemt als der des neuen Testaments, welcher (gleich so wie unsere ewigen Bünde) jedem die hergebrachten und natürlichen Rechte bestätigt, (Matth. 22, 21.) Gleichheit einführt, (Coloß. 4, 1. Luc. 22, 25. f. Joh. 13. Ueberall.) Heldentodt befiehlt, (1 Joh. 3, 16.) und Geistesgegenwart um so mehr erleichtert, als nach Versiegelung der schönsten Hoffnung menschlicher Natur niemand bedarf aus Todesfurcht im ganzen Leben Knecht zu seyn. (Hebr. 2, 15.)“

Nicht unbegeistert also von seinem großen Gegenstande, kam Hr. M. zur Abfassung dieser Geschichte; unterdessen hat er derselben ihren natürlichen Lauf gelassen. Das erste Buch, oder der erste Band, geht vom Anbau des Landes bis zum Ursprunge des Schweizerbundes, in folgender Ordnung. Cap. I. Die Einleitung, oder des Landes erste Gestalt,

stalt, wahr und zugleich poetisch abgebildet; sodann die Herkunft seiner ersten Einwohner, von den Galen. — Cap. II. Die Entdeckung der Schweiz. Die Gallier waren durch die griechische Colonie Massilia zu einiger Cultur gelangt. Der Rhodanus, welcher ohnweit dieser Stadt in die See gieng, mag in das Land zu seiner Quelle geleitet haben. Ein unbekannter Zufall bewog die Helvetier, einen Gallischen Stamm, aus Gallien über den Rhein und von den Ufern des Maynstroms das Land hinauf bis an den Lemanischen See zu ziehen. Weil nun der schwere Bau dieser Gegenden wenige Muße ließ zu kriegen, waren sie ein friedfertiges, und, als durch Luft und Lebensmanier abgehärtet, nichts desto weniger ein tapferes Volk, welches reich genennt wurde, weil die Alpenwasser einiges Gold führen. Sie lernten die griechische Buchstabenschrift. In vier Gauen, welche durch eine Eidgenossenschaft verbunden waren, genossen sie stiller Freyheit, bis ein fremdes Volk dadurch die Eidgenossen trennte, daß es bey einigen die Begierde nach größerm Reichthum erweckte. — Cap. III. Der erste Krieg der Helvetier wider die Römer. Die Cimbern und ihre Mitverbundenen, die der Verf. wie ehemals in seinem Bell. Cimbr. aus östlichen Gegenden wandern läßt, zogen den Helvet. Gau der Tiguriner mit sich gegen die Römer fort; diese wurden von den Tigurinern am Lemanischen See besiegt; so wie sie hingegen zugleich mit den Cimbern vom Marius geschlagen wurden. — C. IV. Von der großen Wanderung der Helvetier. Der Urheber dieses Anschlags wurde vielleicht durch die List eifersüchtiger Feinde gestürzt; die Unternehmung aber dennoch gewagt, und Cäsar, der die Helvetier zurückschlug, brachte sie dadurch unter Römische Herr-

schaft. — C. V. Von den Völkern in Gebirge. Die hohen Alpen überhaupt; Wallis und Rhätien, ihre Einwohner, und wie sie durch Cäsar und Drusus Römisch wurden. — C. VI. Die Zeiten der Kaiser; bis gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts. Die Verfassung von Helvetien während dieser Zeit; Einfluß der Röm. Staatsveränderungen auf die Helvetier; ihr lehrreiches Unglück unter dem Vitellius; bald darauf blühender Zustand ihres Landes und ihrer Hauptstadt Aventicum, bis in der zweyten Periode der Alemannischen Kriege, gegen das J. 304. hin, beydes die Hauptstadt verbrannt wurde, und die ganze Nation untergieng; ohne daß ein Geschichtschreiber ihren letzten Tag mit einem Worte angemerkt hätte. Seitdem gedenken die Erdbeschreiber der helvetischen Wüste; alles wird dort herum dunkel; nur Trümmern erinnern noch an den alten Flor. — C. VII. Die Einwanderung der Burgundionen, und anderer deutschen Nationen. Um das J. 500. war die romanischredende Schweiz unter den Burgundionen; die nördliche deutsche Schweitz war alemannisch oder fränkisch, wo sie nicht wüste lag; Rhätien war unter den Ostgothen. — C. VIII. Die Zeiten des Reichs der Burgundionen; J. 466 — 434. Gondebalds Regierung und seine Gesetze; überdies die Kirchenverfassung der Nation. — C. IX. Die Zeiten der fränkischen Könige aus dem Merovingischen Stamme. J. 534—751. Allgemeine Schilderung dieser Zeit, besonders in Burgundien. Im 6ten Jahrhundert kamen zuerst die Pocken dahin; in der ersten Bestürzung nahm alles die Flucht; man wußte kein anderes Mittel, als die Einschärfung der Feyer am Sonntage und in sechs Osterfeyertagen. Besondere Verfassung und Gesetze eben

dieses

dieses Landes, ingleichen des Alemannischen Helvetiens. In das letztere wurde unter Dagobert das Christenthum durch Columban, Gall, und andere, eingeführt. — C. X. Die Zeit Karls des Grossen. J. 751—843. Außer der allgemeinen Fränkischen Reichsverfassung, wird insonderheit die Regierung von Rhätien durch Vorsteher aus dem Geschlechte von Tusis, beschrieben; auch vier Bischöfe aus demselben, und darunter ein verehlichter, bekleideten diese Würde; als es ausgestorben war, stand alle Mannschaft im ganzen Lande Helvetien, zu Rhätien und in Wallis, ohne Herzoge, unter des Kaisers Grafen. Dadurch stieg das Ansehen der letztern ungemein; zumal da sie nach und nach erblich wurden. Das Volk liebte aber hauptsächlich die geistliche Herrschaft, weil die Religion mit gleicher Kraft Landjunker und Karln den Gr. im Zaume hielt. Auch hat man es besonders den geistlichen Herren zu danken, daß in diesen Wüsten große Städte und volkreiche Flecken entstanden. — C. XI. Die Zeiten der Trennung des Karlowingischen Reichs. J. 843—879. Jetzt blühten in dem helvetischen und rhätischen Lande viele Höfe der Freyherren und Könige, Früchte eines hundertjährigen Friedens der innern Provinzen. Die Allmende (das Gemeindegut) wurde an vielen Orten getheilt, und desto fleißiger gebauet. An den Hügeln der Wadt und selbst bey Zürich wurde Wein gepflanzt; wozu Karl der Gr. den Versuch gemacht hatte. Jeder Hof hatte sein Gericht unter dem Vogte oder Meyer, welcher den Herrn desselben vorstellte. Ueber größere Sachen wurde der Gau zusammen berufen; da stand unter freyem Himmel, wer aus allem Volk an Grund und Boden sieben Schuh hinter sich und vor sich besaß; voran

ſtanden die alten Männer. Nach dem Vortrage des Grafen ſprach jeder ſein Urtheil, ſo wie Alter, Verſtand, Witz und Anſehen es mitbrachte; hierauf traten die Richter in den Ring, und ihrem Spruche folgten die Hofjünger, die Vogtleute und eigenen Leute. Der größte Graf zu Thurgau bewohnte Kiburg. Um Zürich hatte das Frauenmünſter daſelbſt Nutzung und Gericht auf einigen Höfen. Die übrigen Züricher wohnten unter dem Schirm des Kaiſers auf ihren freyen Landſitzen; den Palaſt bey Zürich bewohnte der Graf, ſein Statthalter über alle Sachen des Volks, des Probſtes bey dem großen Münſter, und auch der Aebtißin. Oben am See auf der Mark gegen Rhätien herrſchte aus unbekannten Zeiten, der Graf zu Rapperſchwyl. Verdienſtvoll waren vorzüglich die Grafen von Lenzburg. St. Gallen Stift war ſchon reich durch viele Güter und wunderwürkende Reliquien der Heiligen; doch größer durch die Würde genauer Zucht und beſondere Liebe der Wiſſenſchaften. Ueber Wallis war der Biſchof zu Sitten Vogt. Das helvetiſche Land wurde nicht ſowohl um ſein ſelbſt Willen geſucht, als um der Päſſe Willen, welche zu ſtark ſind, als daß ein franzöſiſcher, deutſcher oder italiäniſcher König ohne große Gefahr der beyden andern Könige dieſes Landes Herr ſeyn möchte. Zuletzt von der Wahl des Grafen Boſo zum Könige von Burgund, deſſen das Land wegen der geringen Macht der Karolinger, und Schwäche des Reichs benöthigt zu ſeyn ſchien. „Alſo bedachten die Prälaten, welche Vorſorge bey den Heyden die Prieſter, und nach ihnen ihre eigenen Amtsvorfahren, auch beym Volk der Hebräer die Prieſter Gottes für das allgemeine Wohl getragen: und nach genommenen Rath vieler edlen Herren, in Betrachtung, daß

die

die großen Eigenschaften der alten Hausmeyer zum königlichen Thron ihr eigenes Recht waren, und Karl der Große dem alle gern gehorcht, nicht wie die Krone so den Verstand auf seine Enkel gebracht habe, verließen sie dieses Haus." Doch wird diese patriotische Fürsorge der Prälaten bald darauf (S. 220.) nach dem Regino besser dahin bestimmt, daß sie vom Boso theils gewonnen, theils gezwungen worden seyn sollen. — C. XII. Von dem Arelatensischen und von dem neuern Burgundischen Reiche. J. 879 — 1032. Verhältniß desselben gegen das deutsche Reich, das Herzogthum Schwaben, welches nun erst wieder hergestellt wurde, und die Päpste seine Könige. Der Zustand des Landes während dieser Zeit; unter andern vom Hause Habsburg, S. 250. „Zur selbigen Zeit verlor im Elsaß Guntramn, ein reicher Graf, seine Lehen durch eine unglückliche Partheyung wider Otto, König der Deutschen; so daß ihm nur ein angeerbtes Eigenthum bey Windisch in dem Aargau blieb. Er war aus dem hohen Adel der alten Elsaßischen Herzoge; und seit mehr als hundert Jahren war sein Geschlecht neuerdings groß bey den Königen; die älteste Macht beruhte auf Gütern in Breisgau und Aargau, und auf der Landgrafschaft im obern Elsaß. Rudolf der zweyte, K. von Burgund, gab ihnen Münster in Granfelden, und fast ganz Arguel. Otto aber nahm Guntramn all sein Gut, und wurde eins mit Conrad, K. von Burgund, und mit vielen Herzogen, Bischöfen und Grafen „daß königliche freye Münster nicht mögen einem weltlichen Mann gegeben werden;" worauf nach des Volks Urtheil Granfelden seinem Besitzer zu Handen des Burgundischen Königs abgenommen wurde. Der Stamm Guntramns fiel so

sehr,

sehr, daß eine Ungerechtigkeit an armen Bauern und Landjunkern ihm nicht zu klein war: und in den folgenden Zeiten stieg eben dieses Geschlecht so hoch, daß die Nation am Po und am Indus, an der Donau und am Tajo, und in den hohen Thälern der Cordilleras Befehle von ihm nahmen; weniger durch große Männer geschah dieses, als durch glückliche Zufälle; als würde die uns blendende Größe den Menschen wie im Spiel zugeworfen, da die weniger geachtete Weisheit nur ihren eifrigsten Freunden gegeben wird." Gunter. Enkel Radbod bauete um das J. 1020. auf seinem eigenen Gute zu Aargau ein Schloß, Namens Habsburg, auf dem Wülpelsberg, welcher aus den Gefilden, die die alte Römische Lagerstadt Vindonissa bedecken, zwar nicht gar hoch, doch steil, und mit Wald bewachsen, emporsteigt. Der Name mag leicht verwandt seyn dem Namen des Ländchen terra aviatica, worauf die Burg stand; eine Stammburg. Auf der andern Seite wurde Zürich der Hauptort von Thurgau; jetzt eine Stapel für den Handel der Italiäner, Deutschen und Rhätier; sie lockte besonders viele Bürger durch die Reichsfreyheit oder die Gelindigkeit geistlicher Herrschaft, frühen Ueberfluß der Lebensbequemlichkeiten und eine gewisse anziehende Anmuth. Vom Ursprunge der Bürgerschaften, vom Flor St. Gallens, von den Sitten der Großen, von der Stiftung des Klosters Einsiedlen, u. dgl. m. mannichfaltige und angenehme Nachrichten. Rudolf III. letzter König der Burgunder, stirbt. — C. XIII. Die Zeiten der Kaiser vom Fränkischen Stamme. J. 1032—1125. „Da machte sich auf Graf Odo zu Champagne, der nächste Erbe König Rudolfs, gieng über den Berg Jura, nahm das welsche Helvetien ein, zog hinab nach Vienne, und

und setzte sich auf den Stuhl der arelatensischen Könige.“ Aber bald bemächtigte sich der deutsche König Conrad des Reichs; die Burgunder wählten seinen Sohn Heinrich zum König; er übergab ihm dieses Land: und zum andernmal, nach der ersten Freyheit, und nach dem Römischen Kaiserthum, erkannte in Helvetien und Rhätien das ganze Volk die Obwaltung eines einigen Herrn. (Eine nicht ganz gelungene Vergleichung zwischen dem deutschen und dem französischen Heinrich IV. S. 301. Der Verf. meint sogar, der Sieg der Päpste über den erstern habe die Freyheit von Europa gewährt; aber wir sehen die damalige große Gefahr nirgends; auch hatten Sachsen und Thüringen nicht erst des Papstes bedurft, um für ihre Freyheit wider den Kaiser zu fechten.) Mit Berchtold von Zäringen fängt sich die Herrschaft seines Hauses an. Ihm gab Heinrich 1097. über den Gau, die Stadt und Münster von Zürich, die Kastvogtey und kaiserliche Macht, als Herzog; die Landgrafschaft von Burgund hatte er von seinem Schwiegervater geerbt. Häufige Klosterstiftungen; mächtige Grafen; der von Genf verlor durch Ungehorsam gegen den Kaiser die Obwaltung in der Stadt; Herrschaft und alle Gerichte derselben kamen nun an ihren Bischof. — C. XIV. Die Zeiten der Herzoge von Zäringen. J. 1127—1218. Sie waren nun Regenten von Burgund im Namen der deutschen Kaiser, und Schirmvögte der drey Hochstifter, Sitten, Genf und Lausanne, welche genauer beschrieben sind. Herzog Berchtold IV. ließ viele alte Flecken bemauern, und bauete freye Städte auf, daß die Landleute auf den Reichsgütern und andere freye Männer stark würden durch Vereinigung und Befestigung. So entstand 1178. Freyburg, und 1191.

Bern

Bern durch seines Sohns Berchtolds V. Veranstaltung. Lange schien das Glück dieser neuen Stadt ungewiß; die Luft ist rauh, die Gegend war meistens wild; aber die Liebe der Freyheit vereinigte den benachbarten Adel, weil diese Stadt nicht von einem Fürstenstamm beherrscht wurde, sondern als Reichsgut unter dem kaiserlichen Schirm war. Von des Kaisers Majestät war auf den reichsfreyen Mann und Bürger kein viel größerer Abstand als auf den großen Baron. Neben der Zäringischen Herrschaft ist der Zustand von Genf, Wallis, den hochburgundischen Gütern, Savoyen, Welschneuenburg, Habsburg, Kiburg, Rapperschwil, Tokenburg, Basel und Zürich abgeschildert. Letztere war eine Handelshauptstadt, aus welcher die kaiserlichen Vögte die Wasser und Wege der Kaufleute von Curwalchen bis in den Rhein, in gutem Frieden, Kauf und Bau erhielten; dem nächsten Gau vertheilte sie Salz, deutsche Weine und Heringe des Nordmeers; nordisches Eisen wurde in Zürich gegen die Früchte der südlichen Länder getauscht; von ihr bekamen viele Städte die ersten Muster des Fleißes italiänischer Weber, ihr edelster Gewinn war das Gefühl der Würde des Volks, welches vor andern Europäern die Städte des lombardischen Bundes behaupteten. Von Zürich und aus der Lombardey kamen die Gedanken von Freyheit und Eidgenossenschaft in alle Städte des Rheinstroms, den schönsten Theil des Reichs der Deutschen; sie wurden mit verschiedenem Erfolg ausgebildet, bis in die letzten Zeiten des Kaiserhauses Hohenstaufen. Unter andern Fremden, welche aus dem Getümmel der Guelfen und Gibellinen, aus Fehden und vor Tyrannen über das Gebirg flohen, war Arnold von Brescia, ein Mann von hohem Sinn, ein strenger

Mysti-

Mystiker und Ascet, ein Feind der Hierarchie, der großen Beyfall unter den Zürichern fand. Bey dieser Gelegenheit lesenswerthe Anmerkungen über die Mystiker überhaupt. S. 384. fg. — Cap. XV. Wie der Name der Schweizer anfangs bekannt geworden. In den Zeiten der Zäring. Herrschaft wurde neben so vielen mächtigen Grafen und wachsenden Bürgerschaften zum erstenmal der Name der freyen Männer von Schwyz genannt; vorher war derselbe so gering, daß die Mönche von Einsideln sie K. Heinrich II. der ihnen die benachbarte Wüste verlieh, verheelen konnten. Sie rühmen sich ursprünglicher Unabhängigkeit, und es ist von den Kaisern urkundlich bekräftigt worden, dieses Volk habe den Schirm des Reichs aus freyem Willen gesucht und erworben. Anfangs wohnten die Schweizer in sehr schwacher Anzahl weit aus einander in den Wüsten des Gebirges; durch den Fleiß mehrerer Menschenalter vermehrte die zunehmende Menge das baubare Land, und neben den alten Orten Schwyz, Altorf und Stanz entstanden mehrere Dörfer. Da wurden die Thäler Schwyz, Uri und Unterwalden durch Vermehrung sowohl der Kirchen, als der Gerichtstätte jedes nach und nach in seinen Sachen von dem andern unabhängig; doch gegen Ausländer hielten sie so zusammen, daß diese drey Völkerschaften wie nur Eine gehalten wurden. Diese Waldstette, nachmals die Hersteller der Unabhängigkeit und Eidgenossenschaft, lebten unbekannt und nicht weniger glücklich, bis ein Abt in den Einsidlen die Landleute von Schwyz bey dem K. Heinrich V. verklagte, als weideten sie ihr Vieh auf den Alpen des Klosters, J. 1114. Heinrich sprach um die Berge für den Prälaten; die Landleute gehorchten nicht, weil sie dieselben

ben als ihr väterliches Erbe ansahen. Da sie Conrad III. deswegen mit der Acht belegte, traten sie aus dem Schirm des Reichs; hierinne folgten ihnen Uri und Unterwalden. Unter Friedrich I. brachte der Graf von Lenzburg, Schirmvogt von den Waldstetten, dieselben wieder in den Dienst des Kaisers; sie blieben seinem Hause immer getreu, und hatten im J. 1218. den Großvater K. Rudolfs zum Reichsvogte. — C. XVI. Fortgang der Macht in dem Hause Habsburg und in dem Hause Savoyen. J. 1218—1264. Zuerst von der Theilung des Zäringischen Gutes, nach dem Absterben des letzten Herzogs; sodann der Zustand von Zürich, Basel, Solothurn, Schafhausen, Bern, (hier eine Beschreibung des Oberlandes, S. 423. fg. ganz nach der Natur gemacht,) Kiburg, Freyburg u. s. w. Jetzt wurde Peter, Graf von Savoyen, in diesen Landen sehr mächtig, bald als Schirmvogt, bald als Sieger von Wallis; die Wadt (païs de Vaud) kam unter seine Gewalt; Kiburgische Reichslehne ertheilte ihm K. Richard, u. dgl. m. Aber im deutschen Helvetien stiegen die Grafen von Habsburg durch Graf Rudolf ungemein empor. Zwar kam er in ein mittelmäßiges Glück mit einem Geiste, welchem dasselbe viel zu gering war: und in Ungeduld nach größern Dingen, verschmähte er die langsamern Wege der Klugheit; so daß er in seinem Lauf durch nichts mehr zurückgehalten wurde, als durch zu vielen Eifer. Vor dem vierzigsten Jahre seines Alters wurde er seinem Hause verhaßt, von seiner Mutter Bruder enterbt, von der Kirche zweymal gebannt. Sein Glück aber veränderte sich, sobald er, klug durch die Widerwärtigkeiten, seine Leidenschaften unterwarf; zum großen Zeugniß feuriger Jünglinge, die

die inwohnende Kraft ihrer Seele vom Verdruß der Fehler ihres ersten Alters nicht niederschlagen zu lassen; sondern mit unerschütterter Hoffnung auf bessere Zeiten anzustrengen. — C. XVII. Die Zeiten Rudolfs von Habsburg. J. 1264—1291. Von seiner Gestalt, seinem politischen System, seinen Würden und frühern Kriegsthaten; umständlich besonders, wie er als König Zürich, Bern und andern Städten, auch den Waldstetten, ihre Freyheiten bestätigt, sich eben so billig gegen den Adel und die Geistlichkeit daselbst betragen, das Burgund. Reich herzustellen gesucht, und die Herrschaft der Grafen von Savoyen in jenem Lande eingeschränkt habe; aber in seinem Alter etwas gewaltsam worden sey; wie ansehnlich er endlich durch Kiburg, Baden, Lenzburg, Zofingen, Grüningen, Freyburg und Lucern sein Erbland in Helvetien erweitert habe: „ein Mann „von großem Verstand, welcher ein guter Mann zu „seyn schien.“ — C. XVIII. Die Zeiten Albrechts von Oesterreich. Nach der Anzeige seiner nicht wenigen guten Eigenschaften wird bemerkt, daß er weder vor noch in seiner Verwaltung, weder von seiner Verwandschaft, noch von seines Vaters Freunden, weder bey seinem Volk, noch im deutschen Reiche, jemals einigermaßen geliebt worden sey: und das, weil er in seiner Vergrößerungssucht und Geldbegierde ohne alle Schonung seinen eigenen Weg gieng; durch keine Frölichkeit je aufgeheitert, auch ohnedieß nicht lieblich anzusehen: so verhaßt bey allen, daß auch Tugend an ihm Selbstsucht schien. Dieses veranlaßte die Schweizer bald nach seines Vaters Tode ihren uralten Bund zu erneuern. Die eigenen Worte dieser ältesten Urkunde der Schweiz. Bündnisse, welche erst 1760. durch Hrn. Gleser von Basel in

Diss. circa Helvetior. foedera, bekannt gemacht ist, stehen S. 571. fg. Es wurden auch noch andere Verbindungen in jenen Ländern wider den Herzog Albrecht getroffen. Sein Vortrag, nachdem er König geworden war, an die Waldstette, daß sie sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen möchten, wird verworfen. Sie baten um den Brief der Freyheiten, und um einen Vogt über Leben oder Todt. Jenen bekamen sie nicht, und Statt dieses wurden sie an die Oesterreich. Amtleute verwiesen. Da sie einen Vogt vom Reich verlangten, so gab er ihnen Geßlern und Landenbergen: Vögte die sie hassen mußten: besonders, wenn dieselben, bewogen durch Armuth oder Geiz, und kühn, weil die Ungnade des Königs (durch Verweigerung, die Freyheiten zu bestätigen,) offenbar war, die gewöhnliche drückende Sitte solcher Vögte hielten. Es ist kein Zweifel, daß, wenn, wie zu Wien und in Steyermark das Volk hierüber in Aufruhr gerathen wäre, König Albrecht (nach dem Beyspiel, welches er in jenen Ländern gab, und wie vom Hause Habsburg anderswo geschehen, oder hat geschehen wollen,) unter dem Vorwand billiger Strafe, die alten Freyheiten der Schweiz vernichtet haben würde. Als die Reichsvögte um jeden Fehler in finstern Thürmen und außer Landes theure lange Verhaft gaben, und alles auf das allerstrengste bestraften, und als die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erbland erhöht, und oftmals die Ausfuhr verboten wurde, sandten die Landleute an den König zu eben der Zeit, als auf der Steyermark ein solcher Vogt umgebracht worden; sie bekamen aber keinen Trost. Bey den Strafen war doch ein Anschein strengen Rechts; bey den Zöllen, daß Noth oder Geiz den König antriebe, und

selbst

selbst in der Ungnade, daß er die Schweizer doch schätze und gern haben möchte. Allein (wie bey verdienstlosen Leuten im Besitz ungewohnten Ansehens gegen die welche nicht weit unter ihnen sind, gern der Stolz am größten ist,) es war in den Worten und Geberden der Vögte ein täglicher Trutz auf ihre Gewalt, und eine hochmüthige Verachtung des ganzen Volks. Ausschweifungen kamen hinzu; darüber verbanden sich endlich Fürst, Melchthal und Stauffacher; jeder brachte zehn rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, in das Rutli, eine Wiese in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstettensees. Als diese alle zur gemeinschaftlichen Vertheidigung fest entschlossen waren, hoben die drey Anführer ihre Hände auf gen Himmel, und in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaftig die Freyheit mit einander zu behaupten. Als die dreyßig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf, und leistete bey Gott und bey den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals gieng jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh. Indessen trug sich zu, daß der Vogt Hermann Geßler todtgeschossen wurde durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, der Walther Fürsten Schwiegersohn, und einer der Verschwornen war. Der Vogt, aus tyrannischem Argwohn, oder auf erhaltene Warnung bevorstehender Unruhen, unternahm zu prüfen, wer seine Herrschaft am ungeduldigsten ertrug, und erneuerte eine That, welche durch die Ueberlieferung der langen Folge vieler Geschlechter noch aus dem grauen Alterthum, vor der Auswanderung

dieses Volks aus dem Nordischen Land, bis auf dieselbe Zeit im Angedenken seyn konnte. Graßer im Schweizer. Heldenbuch bemerkte schon die Aehnlichkeit verschiedener Umstände zwischen Tell und jenem Tocco, dessen Abentheuer Saxo beschreibt. Es zeigt eine geringe Erfahrung in der Geschichte, von zwo Begebenheiten eine zu leugnen, weil in einem andern Land und Jahrhundert ihr eine andere ähnlich war. Unter andern ists auch den damaligen Sitten gar nicht entgegen, daß Geßler den Herzoglichen Hut von Oesterreich zu einem Partheyzeichen aufgeworfen haben soll. Ein Jüngling, Tell, der Freyheit Freund, verschmähte, selbst ihr Sinnbild, einen Hut, auf willkührliches Gebot knechtisch zu ehren; durch voreilige Aeusserung seiner Denkungsart bewog er den Vogt sich seiner zu versichern. Geßler fiel endlich durch Tells Pfeil, durch den gerechten Zorn eines freyen Mannes. Diesen wird niemand mißbilligen, als wer nicht bedenkt, wie unerträglich dem feurigen Gemüthe eines tapfern Jünglings Trutz und Hohn und Unterdrückung der uralten Freyheit seines Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten war, wo die Mannskraft so viel rascher würkte, da kaum im gewöhnlichen Leben die Gesetze jeden genug schirmten. Seine That war nicht nach den eingeführten Gesetzen; sondern wie die, welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern an den Befreyern von Athen und Rom, und an vielen Helden der alten Hebräer darum gerühmt werden, um für Zeiten, da die uralte Freyheit eines friedsamen Volks der überlegenen Macht nicht widerstehen könnte, zum Lobe des Unterdrückers einen Stamm von Scävola aufzunähren. Es ist weder gut noch nöthig, daß ein solcher Mann gar nichts zu fürchten habe. Die That W. Tells gab

dem

dem gemeinen Mann höhern Muth; aber es war zu besorgen, die Gewalt Landenbergs und aller Burgvögte möchte durch Wachsamkeit befestigt werden. Die Verschwornen schwiegen still. Das dreyzehn hundert und siebente Jahr wurde vollendet."

So weit mit dem ersten Buche der erste Band dieser Geschichte: und so weit mag auch unser Auszug gehen. Ein vollständiger Abriß der in beyden Bänden beschriebenen Geschichte kann nicht die Absicht unsrer Recension seyn; aber die Manier des Verf. dessen eigene Worte und ganze Perioden wir meistentheils beybehalten haben, scheint nun kenntlich genug gemacht zu seyn. Freylich würden sich aus dem zweyten Bande noch eben so viele und vielleicht noch mehr Züge hernehmen lassen, um dieselbe abzubilden; wir müssen wenigstens den Inhalt desselben kurz angeben. Es ist das zweyte Buch, oder die Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft vom Aufblühen der ewigen Bünde an, welche darinne durch folgende Abschnitte fortgeführt wird: C. I. Der Neujahrstag des 1308ten Jahrs; der Tag bey Morgarten; der vier Waldstetten ewige Eidgenossenschaft, von 1308 — 1334. C. II. Die Veränderung der innern Verfassung der Stadt Zürich, 1335 — 1337. — C. III. Von der entscheidenden Gefahr des gemeinen Wesens der Berner, 1338 — 1349. — C. IV. Von dem Ursprunge des ewigen Bundes der acht alten Orte schweizerischer Eidgenossenschaft, 1350 — 1358. und dem großen Verdienste Rudolf Bruns. — C. V. Die Beschreibung der Geschichte und Sitten sowohl der Schweiz. Eidgenoss. als der umliegenden Herrschaften und Städte, in den Zeiten des Thorbergischen Friedens, 1358 — 1385. — C.

VI. Der Krieg der Herren, worin sie bey Sempach und bey Näfels gestritten, J. 1385 — 1389. — C. VII. Wie die schweiz. Freyheit und Eidgenossenschaft in dem ganzen Lande Helvetien und in dem Land Rhätien die Oberhand bekam, 1389 — 1415. Der funfzigjährige Frieden vom J. 1412. endiget dieses Buch.

Wahr und gründlich ist allerdings die Geschichte welche Hr. M. geschrieben hat. Ueberall merkt man es, wie genau bekannt er mit dem Schauplatze derselben, mit den Menschen und mit den Begebenheiten selbst sey. Nicht wie für den gemeinen Historiker, sind für ihn bloß Kriegsthaten und andere sehr auffallende oder erschütternde Unternehmungen, aufgezeichnet; er dringt tiefer in die stillen und halb versteckten Lebenszeichen der Nationen ein: in Sitten, Gesetze, und ganze innere Verfassung. Ohne Beweise aus Geschichtbüchern und Urkunden, die nebst vielen kleinen Erläuterungen in den Anmerkungen vorkommen, hat der Verf. keinen erheblichen Umstand gelassen. Darum leugnen wir nicht, daß hin und wieder die Anführung der Quellen noch etwas bestimmter seyn könnte; daß man in einigen Stellen mehr eigentliche schärfere Untersuchung erwarten dürfte; z. B. am Ende des ersten Buchs über Albrechts vorausgesetzte Absichten gegen die Schweizer, und ihr Betragen gegen ihn, in Rücksicht auf neuere Bezweiflungen. Malerisch und treffend sind weiter viele Beschreibungen dieser Geschichte; oft mit bündigen, freywillig hervorquillenden, aber doch ausgesuchten Betrachtungen und Maximen begleitet. Dem Patriotismus ist offenbar diese ganze Geschichte geweiht; sie predigt laut, auch wo sie nur erzählt, Liebe zum

Vater-

Vaterlande, zur Freyheit und Einigkeit, den Eifer für Tugend und gemeinen Wohlstand. Zu allen diesen Absichten ist auch der Ausdruck sorgfältig gewählt: stark, energisch, viel umfassend in der gedrängtesten Kürze, den Zeiten und Völkern und den Schritten einzelner merkwürdiger Männer, aber auch den entscheidend großen Handlungen mit vieler Kunst angemessen. Gleichwohl ist es eben hier, wo der Verf. am weitesten von der historischen Bahn abweicht, um seine eigene zu gehen. Ueber dem Bestreben, die Worte möglichst zu sparen, und sie gleichsam dem Leser zuzuwägen, wird er öfters dunkel, gezwungen und holpericht. Die fleißig angebrachten altdeutschen Wörter, Wortfügungen und Wendungen sollen mit einer Art von Täuschung in die Jahrhunderte und unter die Völkerschaften versetzen, von denen sie geborgt sind; thun aber nur die Wirkung einer Antike des achtzehnten Jahrhunderts. Zu gern spricht der Verf. in einem feyerlichen Tone; er läßt nicht selten Personen und Begebenheiten in einem Pomp auftreten, der sie gar nicht kleidet: und indem er alles interessant und wichtig darstellen wollte, hat gar manches einen unrechten Rang und Platz erhalten; das würklich Hervorstechende ist es bey ihm nicht immer. Selbst aus seinen Reflexionen werden zuweilen Gemeinplätze, die ihre Stelle nicht verdienen, wie Th. I. S. 62. 86. Ausfälle auf Antiquarier und Theologen, S. 130. über den Todt, u. dgl. m. Es hat sich gewiß kein Deutscher dem Tacitus so glücklich genähert, als Hr. M. Mag doch einer unserer Kunstrichter es eine Beleidigung für ihn nennen — denn so weit sind wir Deutsche im Jahr siebzehn hundert und sechs und achtzig nach Christi Geburt gekommen! — zu sagen, „daß Hr. M. bey der Beschreibung der Geschichte

„eines freyen, edlen großen Volks, jenen argwöhnisch „denkenden Römischen Historiker habe nachahmen „wollen, der selbst in seinem Stil ein Merkmal seiner „Zeiten gab.“ Hoffentlich wird Hr. M. so weit wir ihn kennen, es selbst nicht glauben, daß wir ihn durch jene Vergleichung beleidigen wollten. Und dann weiß er es ohne unser Erinnern, daß Tacitus nicht affektirt hat, in der Sprache des Ennius zu schreiben; daß seine fruchtbare nervichte Kürze ein Abdruck seines Geistes, nicht eine Künsteley seiner Feder ist; auch daß er die geziemende Stellung und den rechten Ton für seinen Gegenstand nie verfehlt hat. Hr. M. hat in vielen Stellen gezeigt, wie leicht es ihm sey, der wahren historischen Einfalt treu zu bleiben. Möchte er es doch in der Fortsetzung seines trefflichen Werks immer wollen!

Ez.

V.

Nouveaux Memoires de l'Ac. R. des Sc. et B. L. Année 1785. Berlin, bey Decker. 1787. 510 Quartseiten, 10 Kupfertafeln, 2 Bog. gedruckte Tafeln.

In der Geschichte finden sich viel astronomische Merkwürdigkeiten aus Hrn. Joh. Bernoullis Briefwechsel. Der Hr. Graf von Windischgrätz hatte einen Preis von 3000 Rthr. auf eine Sammlung von Formeln für Contrakte gesetzt, die durch das Bestimmte und Vollständige des Ausdrucks, allen

Strei-

Streitigkeiten vorkommen ſollten; dabey die Akademie zur Mitrichterin erſucht. Der Hr. G. R. d'Anieres zeigt, wie unausführbar des Hrn. Gr. Verlangen ſey. Eine überſandte Schrift des Hrn. Abbe Soulavie, veranlaßt Hrn. Weguelin zu Bemerkungen, welche die hiſtoriſche Kunſt betreffen.

Experimentalphyſik. I. Hr. Achard: Ob es noch andere Umſtände außer dem unterſchiednen Drucke der Atmosphäre giebt, welche den Grad der Wärme des ſiedenden Waſſers veränderlich machen? Das Thermometer, deſſen er ſich bediente, beſtand aus einem Haarröhrchen, ſo eng als ſich erhalten ließe, und einer Kugel, in dem Verhältniß, daß ſich Vierzigtheile eines reaumuriſchen Grades unterſcheiden ließen, die Röhre war 16 Zoll lang, an ihr ward der Siedpunkt bey mittlerm Drucke der Atmosphäre beſtimmt, etwa 6 Zoll vom Ende der Röhre. Er ſetzte dieſes Thermometer an die Seite eines andern ſchon abgetheilten, in Sand, der heißer war als ſiedendes Waſſer, als derſelbe ſich abkühlte, und das andere bey 70 Graden ſtand, bemerkte er die Stelle des Queckſilbers im erſten, und theilte derſelben Entfernung vom Siedpunkte in 10 Theile, deren jeder einen Grad betrug; ferner jeden Grad wiederum in 10 Theile. Der erſte Verſuch war folgender: Ein Cylinder von Meſſing, drey Zoll acht Linien hoch, 2 Zoll 6 Linien weit, mit deſtillirtem Waſſer gefüllt, das Thermometer frey in des Gefäſſes Mitte gehenkt, daß es vom Boden einen halben Zoll abſtand, unter den Cylinder eine Lampe mit Weingeiſte, ſtark genug das Waſſer zum Sieden zu bringen; der Grad, welchen das Thermometer anzeigte, änderte ſich immer, obgleich das Waſſer in gleichen ununterbrochenen

Sieden erhalten ward; bließ man durch eine gläserne Röhre gegen des Gefäßes äußere Wand, so sank das Queckſilber, obgleich das Waſſer nicht aufhörte zu ſieden, auch wenn man gegen des Waſſers Oberfläche, und die meſſingne Schaale des Thermometers bließ, veranlaßte Eröffnung einer Thüre oder eines Fenſters Luftung im Zimmer, ſo ſank das Queckſilber alſobald, obgleich das Waſſer immer in gleichem Sieden blieb, die geringſte Bewegung der Luft ſenkte das Queckſilber einen Grad, bis $\frac{1}{10}$. Zweyter Verſuch. Das Thermometer in einen Recipienten von weißem Glaſe gehenkt, und eben ſo behandelt, änderte ſeinen Stand nicht im geringſten, wofern nur das Sieden nicht unterbrochen ward, ſelbſt nicht, wenn man durch ein gekrümmtes Glasrohr auf des Waſſers Oberfläche bließ. Hr. A. glaubt dieſen Unterſchied daraus zu erklären: Metall verliert ſeine Wärme ſchneller, und läßt Wärme an weniger warme Körper ſchneller durch als Glas, ſo benimmt die äußere Luft dem Glaſe nicht ſo ſchnell Wärme als dem Metalle, und verurſacht alſo nicht ſo beträchtliche Aenderungen. (Das betrifft die Luft die außen an die Wände des Gefäßes traf, aber nicht die, welche im Gefäße auf die Oberfläche des Waſſers geblaſen wird. Doch für ſinnreiche und mühſame Verſuche iſt man Hrn. A. Dank ſchuldig, auch wenn bey Erklärung derſelben noch Schwierigkeiten blieben.) Dergleichen Verſuche werden VI. erzählt, und die Vorrichtungen dazu abgebildet. Die allgemeine Folgerung iſt: Bey einerley Drucke der Atmosphäre, iſt der Grad für ſiedendes Waſſer viel veränderlicher in metallnen Gefäßen als in gläſernen, und die Würkung der Luft auf die Wände des Gefäßes oder auf die Oberfläche des Waſſers ändert ihn beträchtlich.

II. Auch

II. Auch Hr. A. über unterſchiedne Umſtände bey der Abkühlung warmer Körper in Luft. Verhalten zwiſchen Dichte der Luft und der Zeit in welcher ſich in ihr Körper abkühlen; Verhalten der Zeit, in welcher ein Körper gleiche Grade von Wärme, in Luft von einerley Dichte, aber unterſchiedner Wärme verliert, was die Temperatur der Luft auf die Geſchwindigkeit mit welcher Körper ſich abkühlen für Einfluß hat. Dazu eine Vorrichtung, die ſich ohne Figur kaum deutlich genug beſchreiben läßt. Eine gläſerne Glocke auf den Teller der Luftpumpe, in derſelben ein Thermometer, in ihrem Gewölbe eine kleine Oeffnung, in welche ein ſchiefer Schenkel einer gebogenen gläſernen Röhre paßt, dieſer Röhre verticaler Schenkel ſteht in einem Gefäße mit Queckſilber, und hat längſthin an ſich einen getheilten Maaßſtab. So läßt ſich die Verdünnung der Luft in der Glocke meſſen. Die Glocke hat oben einen Hals, in der ſich gleichfalls ein Hals einer gläſernen Kugel ſchrauben läßt; an der Kugel ihrem befindet ſich ein Hahn, Verbindung zwiſchen Glocke und Kugel zu geſtatten, oder zu hindern, in der Kugel ein Thermometer. Iſt nun der Hals der Kugel in der Glocke ihren geſchraubt, und die Verbindung des Raumes bey der durch den Hahn abgeſchnitten, ſo wird die Luft in der Glocke verdünnt, dann das Thermometer der Kugel bis 100 Grad erwärmt, und der Hahn geöffnet, ſo dringt die Luft aus der Kugel in die Glocke zum Gleichgewichte, ehe das Thermometer der Kugel auf 80 Grad fällt, und von 80 Graden an bemerkt Hr. A. ſeine Abkühlung. Von 40 Verſuchen, mehr als 1300 Reſultate, werden in unterſchiednen Tafeln dargeſtellt, die 8 Quartſeiten und 2 Folioſeiten einnehmen. Hr. A. hat dabey alle Sorgfalt angewandt, und durch Wiederhohlung

lung sich versichert, daß von ihm kein merklicher Fehler ist begangen worden. Er hat aber doch keine Uebereinstimmung und keinen ordentlichen Gang gefunden, zu welcher Erwartung ihn so viel und so fleißige Versuche berechtigten. Also theilt er diese Tafeln nur mit, in Hoffnung, daß ihn künftige Bemühungen der Beantwortung der Fragen die er sich vorlegt, näher bringen werde. III. Hr. A. was Löschung ungelöschten Kalks, auf gemeine Luft und mehr Luftarten wirkt. Während der Löschung wird keine gemeine Luft absorbirt, es sondert sich auch keine Luft ab, die Luftbläschen welche aufsteigen wenn man ungelöschten Kalk in Wasser wirft, sind gemeine Luft, die sich in den Zwischenräumen des Kalks befand, und dem Wasser Platz macht; der Kalk wirkt während des Löschens nicht auf gemeine Luft, noch auf dephlogistisirte, entzündbare und Salpeterluft, sie wird ganz absorbirt. IV. Hr. Walter vom Aneurysma überhaupt, mit Beyfügung vier merkwürdiger Fälle; der vierte ist es besonders, Hr. W. hat das Aneurisma aus der Charité erhalten, Hr. W. der Sohn, hat davon drey Zeichnungen in natürlicher Größe gemacht, die hier mitgetheilt werden. Es hatte einige Rückgradwirbel und Ribben cariös gemacht, und erstreckte sich hinter am Rücken von der siebenten Ribbe bis zur zwölften, wo es außen stark hervortrat. Die Ursache des Zufalls hat Hr. W. nicht entdecken können, vermuthet aber, er habe von starken und häufigen Schlägen mit der Fläche des Degens auf den Rücken hergerührt. Der Mann, etwa von 40 Jahren, habe an der Auszehrung eines schleichenden Fiebers sterben müssen. Dieser sonderbare Fall, belehre zugleich Wundärzte, bey Geschwulsten des Rückens nicht sogleich zur Oeffnung zu eilen. V. Hr.

Wal-

Walter von Krankheiten des Herzens; Zufälle, die Bewegung deſſelben, indem daß der Lauf des Blutes und was damit verbunden iſt, gehindert oder gar gehemmt wird. Eine hiezu gehörige Platte, zeigt nebſt andern erläuternden Abbildungen auch ein Herz, wo der Herzbeutel außerordentlich dick, und die obere Fläche des Herzens von kleinen eiternden Schuppen über und über rauch war, die vordere Herzkammer hatte zwey Löcher von Eiter durchgefreſſen, aber auch von dickem Eiter dergeſtalt verſtopft, daß das Blut aus ihr nicht in den Herzbeutel kommen konnte. Der Mann war immer ängſtlich und unruhig, übrigens ein Projektmacher, ſtarb, eben da er eine Reiſe wegen eines Projekts thun wollte, nach einer unruhigen Nacht in heftigem Schmerze. Hr. W. bewundert, daß er bey dieſer Beſchaffenheit den Kopf beſtändig voll Projekte haben können. VI. Hr. Achard wie viel Wärme, Auflöſungen und verſchiedene Salze beym Kochen anzunehmen. Die häufigen Verſuche ſind in einer Tafel vorgeſtellt. VII. Hr. A. über das Verhalten zwiſchen dem Wachsthume des Raums des Waſſers, und der Menge darin aufgelöſter Salze. Eine Menge Verſuche belehrten ihn, daß dieſes Wachsthum gar nicht unbeträchtlich iſt; 120 Gran gemeines Salz vergrößerte den Raum des Waſſers darinn ſie aufgelöſt wurden, um $\frac{56}{100}$. VIII. Berliniſche Witterungsbeobachtungen 1785. von Herrn Beguelin.

Mathematik. I. Hr. Joh. Bernoulli aſtronomiſche und kritiſche Unterſuchungen, über die Länge mehrerer Städte in Indien. 1) Abhandlung. Die Ausgabe von Tiefenthalers Werke hat ihn dazu veranlaßt. Er fängt mit der Länge von Goa an, und

ſetzt

ſetzt ſolche, ein Mittel aus mehrern Vergleichungen genommen, 71 Grad 10 Min. als Paris, nach Rennels neuer Charte von Indien, wäre ſie 71 Grad 55 Min. II. Hr. de la Grange allgemeine Methode, Gleichungen mit Partialdifferenzen der erſten Ordnung zu integriren, wenn die Differenzen nur linear ſind. Er entwickelt hier eine Methode, die er 1779. nur im Vorbeygehen angezeigt hatte, und macht Anwendungen auf die Aufgabe von den Trajectorien, welche er dergeſtalt erweitert, daß Flächen geſucht werden, die unter gegebenen Winkeln, unzähliche andere, eben der Gattung ſcheiden. III. Hr. Lambre beſtimmt aus Hrn. Maskelyne Beobachtungen für die Sonnenbahn, Erdferne, mittlere Länge, und größte Gleichung.

Speculative Philoſophie. I. Hr. Formey über Ciceros II. Tuſculan. vom Schmerze. Er ſtellt erſt Ciceros Syſtem dar, dann ſein eignes, wie ſich der Weiſe beym Schmerze verhalten ſoll. II. Hr. Prevoſt über die Quelle des Vergnügens welches die ſchönen Künſte gewähren, beſonders die Poeſie, erſt in Abſicht auf den mechaniſchen Theil, wie Proſodie, Rhytmus u. dgl. dann auf den lieberalen, Erregung von Gedanken und Leidenſchaften. III. Hr. Schwab über die Reduktion der Facultäten der Seele. Ob die drey Facultäten Senſation, Imagination und Willen, aus einer und derſelben Quelle können hergeleitet werden. Eines der Hauptmerkmale der Senſation iſt, daß die Seele ſich dabey leidend verhält. Auch die innre Empfindung zeigt was ähnliches. Wir ſind nicht im Stande, ſchön, wahr, gut zu finden, was uns häßlich, falſch, ſchlimm vorkäme. Nur wirkt bey dieſer innern Empfindung die Seele durch

ihre

ihre Energie allein, ist der Quell ihrer Wirkung, und scheint nur deswegen sich leidend zu verhalten, weil den wesentlichen Gesetzen ihrer Natur gemäß, nothwendig so, und nicht anders, handeln muß. Bey den äußern Empfindungen ist doch auch was darin die Seele sich nicht ganz leidend verhält; sie figirt die Empfindung mit aller Lebhaftigkeit derselben, einige Zeit lang, obgleich die Ursache von welcher sie entstand, nicht mehr auf sie wirkt. Eine Kohle im Kreise bewegt, stellt einen feurigen Kreis dar. Hr. Sch. läßt unentschieden, ob die Ursache warum die Empfindung fortdauert, mit in dem Organe ist, oder nur in der Seele als einem unmateriellen Wesen betrachtet. Er nimmt Seele und innre Organe zusammen für ein metaphysisches Ganze an, und so ist die Kraft welche macht, daß die Empfindung fortdauert, allemal in unserm Innern. Man kann also die Empfindung, besonders die äußre, als eine Wirkung ansehen, die von zweyerley Ursachen herrührt, dem äußern Gegenstande welcher auf die Seele mittelbar oder unmittelbar wirkt, und der Kraft, welche die Seele hat sich diesem gemäß zu modifiziren. Hat nun eine Substanz die Kraft eine Empfindung zu figiren, wenn gleich die Ursache, welche solche erregt, nicht mehr wirkt: so hat sie auch die Kraft, die Spur dieser Empfindung zu erhalten, wenn solche gänzlich verschwunden scheint, und solche ihrem Bewußtseyn wiederum darzustellen, wobey dann die Seele allein wirkt. Hr. Schw. sieht also nicht wie man sonst gewohnt ist, die Wirkung des Gegenstandes als die einzige und vornehmste Ursache der Empfindung an. Die Erfahrung lehrt, die Seele sey eine Kraft die immer zu wirken bereit ist, und nur durch eine äußre oder innre Ursache sollicitirt und bestimmt zu werden erwar-

erwartet. Also, wiederholte Darstellung einer vormaligen Empfindung, Repräsentation der Ableitung des Wortes gemäß, Imagination ist Ausübung der genannten Kraft der Seele. Bestreben der Seele, Lebhaftigkeit oder Klarheit der Repräsentation zu verstärken, heißt Volition. Das Vergnügen welches die Repräsentation begleitet, heißt gewöhnlich Bewegungsgrund, der Grad der Lebhaftigkeit oder Klarheit zu welcher die Seele die Repräsentation zu erheben strebt, der Zweck was dazu führt, also, alle vorläufige Empfindungen und Repräsentationen, die Mittel. Ist das bisherige richtig, so ist der Wille im Grunde nichts anders als Imagination, denn indem die Seele sich bestrebt, ihrer Repräsentation mehr Lebhaftigkeit zu geben, so setzt sie nur mit mehr Intensität eben das fort, wodurch sie solche wiederum hervorgebracht hat. Der Unterschied zwischen beyden Facultäten, ist nicht essentiel, nur graduel. Diese Theorie sucht Hr. Schw. durch Erfahrung zu bestätigen. Ein Kind streckt die Hand nach einem Apfel aus. In seiner Seele findet sich eine Spur von der Empfindung die es sonst gehabt hat, als es einen Apfel aß, diese Spur erneuert sich beym Anblicke des Apfels; aber das ist nur eine schwache Repräsentation, bey welcher die Seele nur stärker fühlt, was ihr beym Genusse mangelt. Also bestrebt es sich, ihr die Lebhaftigkeit zu geben, die sie zur Empfindung macht. Die Bewegungen des Körpers sind nicht der Volition wesentlich, aber sie machen einen Theil der Mittel aus, deren sich die Seele bedient, die verlangte Empfindung zu erhalten, wozu ihre Kraft allein nicht zureicht. Auch so zeigt Hr. Schw. daß Verlangen selbst nach Vergnügen des Verstandes von eben der Kraft bewirkt wird. Eine Einwendung ist: Man

will

will oft was das man nicht empfunden hat; z. E. ein Blinder von seiner Geburt an, wünscht Farbe zu sehn. Ist es da nicht eine ganz neue Empfindung, welche die Seele zu schaffen strebt? Hr. Schw. antwortet: Man könne wohl annehmen, eine solche Seele arbeite an einer Repräsentation, oder an einer Erdichtung, der sie alle mögliche Lebhaftigkeit zu geben strebt. Das bestätigt der Blinde, welcher nach den Beschreibungen die man ihm von der rothen Farbe machte, urtheilte: Es müsse so was seyn wie Klang einer Trompete. Aversion, ist negative Volition, Repräsentation welche die Seele niederzudrücken sucht. Diese Theorie hat Einfluß in Erziehung und Moral. Ist Wollen, im Grunde, Bestreben einer angenehmen Repräsentation Lebhaftigkeit und Klarheit zu verschaffen, so wird man den Willen eines Kindes für eine Handlung bestimmen, wenn es sie oder eine ähnliche schon mit Vergnügen gethan hat. Man muß Vergnügen an der Tugend schon gefunden haben, um ferner nach ihr zu streben; und der Trieb dieses Vergnügen zu erneuen wirkt mächtiger als Belohnungen und Strafen.

Schöne Wissenschaften. I. Hr. Graf von Herzberg über das letzte Lebensjahr Friedrichs II. Mit dem Eingange zu der Geschichte die der König von ihm selbst geschrieben hat. II. Hr. Gr. v. H. Ueber das erste Regierungsjahr Friedrich Wilhelm II. III. Hrn. Merian Auszug aus Hrn. Schwab Preisschrift, über die Allgemeinheit der französischen Sprache. Diese drey Aufsätze sind schon bekannter, auch besonders die beyden ersten wichtigen, als daß Auszüge aus ihnen einen Theil gegenwärtiger Recension ausmachen dürften. IV. Hr. Weguelin schildert die

historischen Verdienste Jac. Augusts de Thou. V. Auch Hr. Weguelin über den periodischen Lauf der Begebenheiten. Der Gedanke einer Palingenesie von Begriffen, Maaßregeln und Absichten, ist wahrscheinlich aus der Ordnung der Bewegungen der Körperwelt entstanden. Aber freywillige Handlungen sind zu sehr von nothwendigen Begebenheiten unterschieden, als daß bey jenen auch eine solche Wiederkunft statt fände, welches Hr. W. durch Beyspiele aus alter und neuer Geschichte erläutert. VI. Derf. über die politische Nomenclatur. Wie wenig sich bestimmt angeben läßt, was öffentliche Glückseeligkeit des Staats ist? Nie ist das politische öffentliche Glück, ein Maximum, sondern nur das Minimum aller möglicher Unbequemlichkeiten. Selbst die unterschiednen Regierungsarten lassen sich nicht recht definiren, daher man sich so sehr über Aristokratie, Demokratie, Oligarchie, den Kopf zerbrochen hat. Monarche, französische, englische, spanische, schwedische, preußische sind unterschieden. Es giebt keinen vollkommen despotischen Staat, wenn das bedeutet: Es komme da alles auf Caprice und Leidenschaft an. VII. Hr. Abbe Denina Nachtrag zu seinen Abhandlungen über den Unterschied der Sprachen und den Ursprung der Deutschen; die Abhandlungen finden sich in 1783. Allerley grammatische Bemerkungen. Im Deutschen seyen oft Anfangslautbuchstaben unterdrückt worden; kein sey aus οὐχ ἐν gemacht. Die Gaulen und Franken haben die lateinische Endung tis, in z verwandelt, aus amatis, aimez gemacht. Die französischen Grammatiker die aimes schreiben, ersparen nichts im Schreiben, und verlieren ein Zeichen das einigen Nutzen hatte, das Französische dem Latein zu nähern, von dem es abstammt. VIII. Derf. über

den

den Charakter der Sprachen, besonders der neuern. Die Vergleichung der Sprachen ist meist partheyisch, und kömmt oft auf den Zufall an. Carl V. bekannter Gedanke: italiänisch mit Frauenzimmer, französisch mit seinem Freunde, spanisch mit Gott zu reden, kam daher, weil er den Petrarcha gelesen hatte, der damals in Spanien Mode war, mit seinem Favorit Chievres französisch sprach, und spanische Predigten hörte. Deutsch hörte er nur von Kutschern und Soldaten, daher war es für ihn Pferdesprache. Seine Würde verhinderte ihn das Flämische, das er in seiner Jugend mit Pagen und Bedienten gesprochen hatte, Jungenpossen zuzueignen. (Hrn. D. Erklärung ist sinnreich, und unsre Sprache hat ihm dafür zu danken. Aber Carl hörte auf den Reichstagen auch Deutsch von Fürsten, und es ist eine niederdeutsche Antwort aufgezeichnet, die er einem gegeben hat.) Allerley Bemerkungen über Ursprung und Mannichfaltigkeit der Mundarten im italiänischen, französischen und deutschen u. s. w.

Lw.

VI.

Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen und der dabey befindlichen (besser wohl: dazu gehörigen?) Lande, von Carl Heinrich von Romer, beyder Rechte Doktoren, churfürstlich-sächsischen designirten Oberhofgerichtsbeysitzern, und gräflich-

lich-schönburg-steinischen Rath. **Erster Theil.** Halle, bey Curts Wittwe. 1787. 1 Alphab. 1 Bogen in gr. 8. und 9 Bogen Tabellen.

Dies ist der Anfang eines Werkes, dergleichen uns bisher noch gefehlet hatte. Ob aber Hr. v. Römer, so wie Hr. Stöver mit seiner kursächsischen Statistik, nicht besser gethan hätte, wenn er die Vollendung des Canzlerischen Werkes über die Staatskunde Sachsens abgewartet, und sich dasselbe zu Nutzen gemacht hätte, ist eine andere Frage. Denn so sehr auch Hr. v. R. dieser Arbeit gewachsen scheint; so würde ihm Hr. Canzler doch gewiß manchen wichtigen Dienst geleistet, manchen weiter verfolgenswerthen Wink gegeben haben. Man sieht es schon an diesem ersten Theil, wo der Verf. den ersten Band des Canzlerischen Tableau — mehr ist davon noch nicht heraus — vortheilhaft benutzt, und sich oft darauf berufen hat. Desto befremdender und auffallender aber ist es auch, wenn man sieht, wie lau und krittelnd Hr. von Römer seinem gelehrten und fleißigen Vormanne begegnet. Gleich in der Vorrede heißt es: „Ob ich gleich das Werk des so sehr „verdienten Oberrechnungsraths Canzler allerdings „benutzen konnte; so muß ich doch gestehen, daß der „erschienene erste Theil meine Wünsche nicht ganz er„füllt hat.“ (Dieß konnte auch wohl nicht geschehen, da derselbe fast ganz geographisch ist) „und daß sich „manche Irrthümer über die politische Verfassung „der churfächsischen Lande eingeschlichen haben“ (die eigentliche Darstellung der politischen Verfassung hat man ja erst noch zu erwarten) „die ich zum Theil,

„bloß

„bloß um mich von dem Verdachte einer strafbaren „Tadelsucht zu befreyen, rügen werde.“ (Hier scheint uns ein Widerspruch zu liegen. Um sich von dem Verdacht der Tadelsucht zu befreyen, will Hr. v. R. die Canzlerischen Irrthümer rügen?) „Ueber„haupt gestehe ich auch, daß mir dieser berühmte „Schriftsteller näher mit der eigentlichen Statistik „und Geschichte, als mit dem Staatsrechte bekannt „zu seyn scheinet.“ (Dieses Scheinen würde der Verf. zur Gewißheit haben bringen können, wenn er die folgenden Bände des Canzlerischen Werks, worin erst das Staatsrecht vorkommen wird, hätte abwarten wollen.) Außerdem hat Hr. v. R. in seinem Buche hier und da eine auffallende Tadelsucht gegen Hrn. C. geäußert; z. B. S. 150. wo er es als einen großen Irrthum anrechnet, daß Hr. C. ein Dorf zu einem unrechten Amte gezogen habe.

Dieß abgerechnet, muß man bekennen, daß Hr. v. R. wohl vorbereitet an die Arbeit gegangen, daß er sie — bisher wenigstens — gut geordnet habe, und daß er fast durchaus die gehörige Einsicht und Belesenheit an den Tag lege; auch an Freymüthigkeit, so weit sie ein Landesunterthan äußern darf, fehlt es ihm nicht. Nicht ein ander Lob verdient die gute Auswahl der Sachen, die Anordnung, und das Bestreben, schon bekannte Sachen nicht blindlings zu wiederholen, sondern sie vor dem Niederschreiben durchzudenken und zu prüfen.

In diesem ersten Theil hat der Verf. die kursächsische Landeskunde dargestellt, so viel davon zur richtigen Beurtheilung des Staatsrecht erforderlich ist, zugleich aber auch das äußere Staatsrecht, oder die gesetzlichen Verhältnisse des Kurfürsten von Sachsen in Ansehung seiner Länder gegen Kaiser, Reich und

Mitstände, wie auch gegen auswärtige Mächte. Die Anordnung ist folgende. Nach einer Einleitung von dem öffentlichen Rechte des Churfürstenthums Sachsen und von den dazu gehörigen Hülfsmitteln, (wo S. 7. über den Mangel einer brauchbaren und zuverläßigen Geographie von Sachsen geklagt, Büsching sehr häufiger und Canzler mancher Irrthümer beschuldigt wird, welche ganz wider die Verfassung des Kurfürstenthums laufen sollen. Wird der inzwischen erschienene Leonhardi dem Verf. nicht Genüge leisten?) folget die erste Hauptabtheilung, welche die nöthige Kenntniß von dem Kurfürstenthum und von den jetzt (dermaln schreibt der Verf. immer) dazu gehörigen Landen. Der erste Abschnitt handelt von den Kursächs. Landen überhaupt, und deren Erwerbe (S. 44. u. f. wo von der Mark Landsberg die Rede ist, scheint dem Verf. die gründliche Nachricht des Hrn. Justizraths Gercken nicht bekannt gewesen zu seyn, worin er zeigt, wie die Markgrafschaft Landesberg an das Haus Brandenburg und wieder davon abgekommen ist. Sie steht in dessen vermischten Abhandlungen Th. 2. S. 174. u. ff. — An Ansehung der kursächsischen Stifter vermuthet Hr. v. Römer S. 69. man möchte ihn vielleicht tadeln, daß er sie zu den mittelbaren Landen eines Kurfürsten von Sachsen rechnet; „allein, setzt er hinzu, wenn man erwägt, „daß dieser in Absicht ihrer eine doppelte Person ver„tritt, und einmal als Landesherr, dann aber als „postulirter Administrator zu betrachten ist; dann „wird sich wohl die obige Behauptung um so mehr „rechtfertigen lassen, als ich hierbey blos auf die „untergeordneten Regierungen dieser Stifter Rück„sicht genommen habe.“ Und in sofern glauben auch wir, der Verf. habe Recht. — Bey Gelegenheit

der

der neuern Streitigkeiten wegen der Kursächs. Oberlehnsherrlichkeit über die Schönburgischen Herrschaften sagt der Verf. S. 90.: „Wenn man alles recht „genau erwägt, was die Grafen und Herren von „Schönburg zur Bestreitung ihrer Reichsafterlehns„barkeit vorbringen; so findet man höchstens so viel „erwiesen, daß die Krone Böhmen ihre erwähnte „drey Herrschaften unterweilen, dem Namen nach, „für Reichsafterlehne, und zwar immer nur dann, „wenn solches dem Hause Sachsen nachtheilig seyn „können, anerkannt hat: allein, daß sie auch der„gleichen würklich ursprünglich sind, hierüber fehlt „es ihnen ganz an vollgültigen diplomatischen Beweisen.“ Uebrigens glaubt er mit Recht, daß es für das Kurhaus Sachsen sehr gleichgültig seyn könne, wenn auch jene Herrschaften würkliche Reichsafterlehen seyn sollten. Zweyter Abschnitt, von den vereinigten Kur- und Erblanden des Kurf. v. Sachsen insbesondere. Dritter Abschn. von den übrigen kursächsischen Landen, die den Kur- und alten Erblanden nicht einverleibt sind, (als: die Markgrafthümer Ober- und Niederlausitz, Henneberg, Mannsfeld, Barby.) — Am Ende dieses Abschnittes kommt der Verf. auch auf die Volksmenge, und behauptet, daß sie seit 1775. unendlich zugenommen habe; man dürfe sie bis auf zwey Millionen schätzen. Die Zahl der Städte und Marktflecken setzt er muthmaßlich auf 280, und die Zahl der Dörfer auf 6000.) Vierter Abschn. von der Lehnseigenschaft in dem sämmtlichen unmittelbaren kursächs. Lande. (Der Kurfürst erkennt wegen seiner sämmtlichen Länder 3 Lehnherren: den deutschen Kaiser, den König von Böhmen und den Fürstbischof von Bamberg: doch können die beyden letztern weder Lehndienste noch eine andere Art

von Abhängigkeit von ihm fordern. Am merkwürdigsten und verwickeltesten ist die alte Lehnsverbindung des Hauses Sachsen mit der Krone Böhmen, die aber der Verf. deutlich auseinander setzet.) Die 2te Hauptabtheilung ist überschrieben: Von den persönlichen Eigenschaften, Rechten, und Würden eines jedesmaligen Kurf. v. Sachsen. 1ster Abschn. von den nothwendigen Erfordernissen des Kurfürsten und seiner Regierungsfähigkeit. (Die Materie von der Succession, wenn dereinst die Albertinische Linie und hernach auch die Ernestinische aussterben sollte, gehört wohl nicht eigentlich hieher.) 2ter Abschn. von der Vormundschaft über einen unmündigen Kurfürsten. 3ter Abschn. von den Titeln und Wapen. 4ter Abschn. von der sächsischen Herzogs- und Kurwürde. (Also von dem alten Herzogthum Sachsen, und wie die darauf haftende Würde nebst einigen Stücken desselben an den Grafen Bernhard von Askanien nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen — welche der Verf. für rechtmäßig hält, gekommen ist; alsdann von dem Erwerb der Kurwürde. Hr. v. R. behauptet auch die Rechtmäßigkeit der Achtserklärung des Kurfürsten Johann Friedrich. Wenn man sich darauf beruft, Kaiser Karl der V. habe sie ohne Zuziehung der Kurfürsten erkannt: so nennt er dies einen sehr schwachen Grund, weil diese Zuziehung erst durch die neuern Wahlkapitulationen nothwendig worden sey. Auch die Gültigkeit der Wittenberger Kapitulation, wodurch gedachter Kurfürst seiner Kurwürde entsagen mußte, sucht Hr. v. R. zu vertheidigen S. 257.) 5ter Abschn. von den übrigen Würden eines Kurfürsten von Sachsen und den damit verbundenen Gerechtsamen (z. B. von der markgräflichen, burggräflichen, fürstlichen u. a.

Wür-

Würden.) 6ter Abschnitt von den erblichen Hofämtern eines Kurf. v. Sachsen. Der Verf. zeigt, daß heut zu Tage nur sehr wenige übrig sind, und daß z. B. mit dem Geschlecht der Herren von Borna das Erbtruchsessenamt in Meissen ausgestorben ist. Desto mehr muß man sich wundern, daß Curtius noch im J. 1780. in seiner Geschichte und Statistik der weltl. Kurf. und altfürstl. Häuser in Deutschl. (S. 188.) die von Borna noch als Erbtruchsesse aufführt, und noch manche andere Erbhofämter anführt, von denen unser Verf. nichts weiß. — Dritte Hauptabtheilung, von den vorzüglich bemerkungswürdigen Verhältnissen des Kurf. v. Sachsen gegen Kaiser und Reich. 1ster Abschn. von den besondern Rechten und Obliegenheiten des jedesmaligen Kurf. v. S. gegen den deutschen Kaiser und das Reich, (vorzüglich von dem Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstag.) 2ter Abschn. von den Vikariatsgerechtsamen des Kurf. von S. bey vorfallenden Zwischenreichen (die bekannten Sachen deutlich und richtig vorgetragen.) 3ter Abschn. von des H. R. R. Erzmarschallamte und dem davon abhängenden Erbmarschallamte. (S. 357. ist die neueste, 1785. herausgekommene Schrift über das Reichserzbanneramt von D. Cotta nicht angeführt. Kurz vorher muß es heißen Konrad von Schlüsselberg, nicht Schlüsselburg. — S. 375. wo von dem Erbmarschallamte der Grafen von Pappenheim die Rede ist, wäre die beste Gelegenheit gewesen, der Anwartschaft zu erwähnen, welche die Grafen von Calenberg an jenes Amt haben, im Fall jenes gräfliche Haus eher aussterben sollte, als dieses; wozu freylich jetzt kein Anschein vorhanden ist.) 4ter Abschn. von des H. R. R. Oberjägermeisteramt der ehemaligen Markgrafen von Meissen,

und nunmehrigen Kurfürsten von Sachsen. 5ter Abschn. von dem pfalzgräflichen Amte des Kurhauses Sachsen. 6ter Abschn. von Direktion der Reichstage bey Erledigung des kurmainzischen Stuhls (dem Domkapitel zu Maynz wird sie rund abgesprochen, aus dem, freylich sehr triftigen Grunde, weil sie unmittelbar mit dem Reichserzkanzleramt verbunden ist, dieses Amt aber auf der Person des jedesmaligen Kurfürsten von Maynz haftet.) 7ter Abschnitt von der Direktion des evangelischen Religionskörpers. 8ter Abschnitt von der Direktion der obersächsischen Kreisversammlungen und dem Amte eines Kreisobristen (diese Würde hat heut zu Tage nichts auf sich, da seit 1683. keine Kreistage mehr gehalten werden, woran das Kurhaus Brandenburg vorzüglich Schuld seyn soll. 9ter Abschn. von denen an das deutsche Reich beyzutragenden Oblasten (besser wohl Reichsabgaben) des Kurf. von Sachsen. — Vierte Hauptabtheilung, worin die vorzüglichsten Verhältnisse des Kurf. v. S. gegen die herzoglich-sächsischen Häuser, ernestinischer Linie, und andere Reichsstände und Staaten, auseinander gesetzt werden. 1ster Abschnitt von den Gerechtsamen des Kurfürsten gegen die Herzoge von Sachsen (S. 519. u. f. legt der Verf. seine Unpartheylichkeit an den Tag bey Gelegenheit der Materie von der Landeshoheit über die Herrschaften Gleichen, Niederkranichfeld und Blankenhayn. S. 521. kann man sich des Unwillens nicht enthalten über die der Geschichte und dem Staatsrechte so nachtheilige Einrichtung der gemeinschaftlichen Archive zu Weimar und Wittenberg. Das letzte ist nun wahrscheinlich in hundert und mehr Jahren nicht eröffnet worden. Wie viel mag inzwischen dort verdorben seyn!) 2ter Abschn. von den besondern Verhält-

hältnissen und Gerechtsamen des Kurf. v. Sachsen gegen auswärtige Mächte. (Sehr richtig sieht Hr. v. R. S. 527. den Nichtbesitz der königl. Würde von Polen eher für eine Wohlthat, als für einen Verlust, für Sachsen an. — Lesenswerth ist, was S. 529. u. ff. von dem Verhältnisse Sachsens gegen Oesterreich und Preußen erwähnt wird. Ungeachtet der vor 10 Jahren geschlossenen merkwürdigen Verbindung zwischen Preußen und Sachsen wären doch jene Verbindungen noch ganz und gar nicht aufgehoben, die schon von ältesten Zeiten her zwischen dem Hause Sachsen und der Krone Böhmen bestanden, und die eine wechselseitige Hülfsleistung bey entstehenden Fehden und Kriegen zum Gegenstande haben. Doch setzt er eine Restriction hinzu. 3ter Abschn. von den besondern Verhältnissen und Gerechtsamen eines Kurf. von S. gegen die Mitstände des deutschen Reichs. 4ter Abschn. von den verschiedenen Ober- und Erbämtern, die dem Kurf. v. S. in Absicht seiner Mitstände zukommen (dahin gehört das Obermarschallamt des Stiftes Bamberg, das Obermundschenkenamt der gefürsteten Abtey Kempten, das Erbschenkenamt des ehemaligen Erzstiftes Magdeburg, und das Erbmarschallamt des Stiftes Würzburg. Lauter Folgen des finstern Aberglaubens, der ehedem das deutsche Reich beherrschte!) 5ter Abschn. von den Mitbelehnschaften und Anwartschaften des Kurhauses Sachsen. 6ter Abschn. von den Ansprüchen des Kurhauses Sachsen. (Bey Gelegenheit des Jülichischen Erbfolgestreits gesteht der Verf. offenherzig, daß man von Seiten Sachsens zum Theil auf Scheingründe gebauet, oder doch die besten Gründe in einem falschen Lichte dargestellt habe. Er sieht (S. 592.) diesen Erbfolgestreit als einen vorzüglichen Beweggrund

grund an, warum sich das Kurhaus Sachsen immer so sehr an das österreichische Haus gekettet habe. „Man hoffte, sagt er, auf diesem Wege am geschwindesten zu dem Besitz dieser Lande (nämlich Cleve u. s. w.) zu kommen; und wären die vereinten österreichischen und sächsischen Waffen nur glücklicher gegen das Haus Preußen gewesen: so würde die Abtretung dieser Lande alsbald eine Friedensbedingung worden seyn. Selbst in jenen zwischen dem Hause Oestreich und Sachsen geschlossenen geheimen Konventionen, welche dem Könige von Preußen im J. 1756. in die Hände geriethen, und den 7jährigen Krieg veranlaßten, waren in Absicht dieser Lande und ihrer Eroberung bestimmte Maaßregeln festgestellt.“ — Bey Gelegenheit der Mainzischen Besitznehmung von Erfurt und dem dazu gehörigen Gebiete, that Mainz, nach des Verf. Urtheil, solche Schritte, denen Kursachsen mit Gewalt hätte widerstehen können und sollen, wenn anders das sächsische Ministerium auf Erhaltung der Reichsverfassung und der sächsischen Gerechtsame ernstlicher bedacht — oder nicht bestochen — gewesen wäre. — In Ansehung des Streites über das Fürstenthum Sachsenlauenburg scheint der Verf. (S. 603. u. f.) nicht wohl unterrichtet zu seyn, indem er zwar die Ansprüche der Sachsen-Ernestinischen Linie für gegründeter hält, als die Ansprüche der Albertinischen, aber nichts von dem Vergleich weiß, den Sachsen-Gotha im J. 1732. mit dem König von Großbritannien schloß, vermöge dessen der damalige Herzog Friedrich der 2te für sich und im Namen des gesammten fürstl. Hauses Ernestinischer Linie auf alle an die Lauenburgischen Lande gemachte Erbansprüche gegen ein Aversionsquantum von 60000 Thalern ausdrücklich Verzicht

zicht leistete, jedoch mit der Klausel, daß Lauenburg nach Absterben des gesammten Hauses Braunschweig-Lüneburg an die Sächsisch-Ernestinische Linie zurückfallen, und diese deshalb auch die Mitbelehnschaft genießen sollte.)

Die meisten beygefügten Tabellen sind genealogisch. Zwey, aus dem Canzlerischen Werk entlehnte, enthalten Verzeichnisse aller Oerter des Kurfürstenthums und der darauf haftenden Reichsabgaben.

Der zweyte Theil dieser Römerischen Arbeit wird sich mit dem innern Staatsrechte der kursächsischen Länder beschäfftigen; und da wird denn der Verf. Gelegenheit haben, uns mehr Neues und Unbekanntes, als in dem ersten, zu erzählen. Der dritte und letzte wird der eigentlichen Statistik gewidmet werden. Auf alle Fälle bitten wir den Verf. sich nicht damit zu übereilen. Er ist wirklich ein geschickter Bahnbrecher: aber desto mehr Vorsicht ist bey einem solchen wichtigen Geschäffte nothwendig.

Nf.

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Was hat Luther für ein Recht gehabt zu reformiren? Was für ein Recht haben die jetzigen Theologen? Welches ist das Non plus ultra der protestantischen Kirche? Magdeburg, bey Creuz. 1785. 47 Seiten in 8.

Zu der Beantwortung dieser drey Fragen hat folgendes Dilemma der Katholiken den Verf. veranlasset. „Hat „Luther, sagen sie zu den Protestanten, Recht gehabt „zu reformiren, so haben es eure neuern Theologen auch. „Sie sind auch Doktoren der Theologie, wie Luther, und ha„ben nach eurem eigenen Geständniß mehr Kenntniß der mor„genländischen Sprachen, und mehr Hülfsmittel der Ausle„gungskunst, als Luther gehabt hat. Warum verdammt ihr „denn diese Männer? Ihr verdammt sie wirklich, und zwar „aus den wichtigsten Gründen. Ihr müßt also auch Luthern „und dessen hoch gepriesene Reformation als Unrecht nun ein„sehen und verdammen.“ Hr. Past. Purgold, welcher V. dieser kleinen Brochüre ist, untersucht also I. Hat Luther Recht gehabt zu reformiren? Ja! Pflicht und Gewissen forderten ihn auf, gegen den verderblichen Ablaßkram zu reden. Wir wissen aus der Geschichte, wie wenig Luther im Anfange mit einer totalen Reformation der Kirche umgieng. Im J. 1519. war er noch ein guter Katholik, welches hier mit Stellen aus einer in dem Jahr von ihm geschriebenen Schrift belegt wird, und würde es zeitlebens geblieben seyn, denn er hatte dem Erzbischof von Maynz und dem Pabste selbst, wenn er gleich nicht widerrufen könnte, dennoch ruhig

zu

zu seyn und kein Wort mehr von der Sache zu schreiben versprochen. Allein seine Gegner ließen ihm keine Ruhe, sondern erneuerten immer ihre Angriffe. Da antwortete denn der unerschrockene Luther freymüthig, untersuchte ihre Gründe nach der Schrift und entdeckte immer neue Irrthümer, daß der Streit also weitläuftiger ward. Und so bediente sich die göttliche Fürsehung dieses Mannes zum Werkzeuge, die päpstliche Gewalt zu stürzen, und eine Reformation zu Stande zu bringen, die alle Welt wünschte, die selbst Pabst Adrian VI. laut seiner Instruktion an den päbstlichen Legaten auf dem Reichstage zu Nürnberg, als nothwendig, besonders für die Geistlichkeit, erkannte, woran aber keiner Hand anzulegen sich unterstand, bis der Himmel Luthern erweckte. — „Bey diesem guten Mann, sagt Hr. P. kann gar nicht ge„fragt werden, ob er Recht gehabt, die Lehren seiner Kirche „nach Gottes Wort zu prüfen, und die irrigen nach Gottes „Wort zu verwerfen? Nicht nur ein Protestant, sondern ein „jeder vernünftiger Mensch wird bekennen, daß dies bey Lu„thern nicht nur Recht, sondern Pflicht gewesen sey.“ — Die Protestanten haben kein sichtbares Oberhaupt, keinen ohnfehlbaren Richter in Glaubenssachen auf Erden, verlangen auch keinen (S. 20.) Um sich von den abscheulichen Lästerungen, mit welchen ihre Feinde ihre Lehre angegriffen hatten, zu befreyen, übergaben sie ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser zu Augsburg. Sie behielten sich aber das Recht vor, nach bessern Einsichten ihre Lehre aus Gottes Wort zu berichtigen. Eben dieses Recht behielten sie sich auch vor in dem Religionsfrieden zu Augsburg. — Die Anhänglichkeit an der heiligen Schrift ist der eigentliche Protestantismus: so wie die Anhänglichkeit an den Aussprüchen des Pabstes der eigentliche Papismus ist. (S. 21.) Luther ist unser Vorgänger, aber wir nehmen seine Lehre nicht an, weil er es sagt, sondern in soweit sie mit dem Evangelio übereinkömmt, deswegen wir mit Recht Evangelische genennt werden. Der Name Lutheraner ist wider Luthers ausdrückliche Warnung, und uns eigentlich vom Pabst Leo X. zur Beschimpfung beygelegt worden. In seiner Excommunikationsbulle heißt es ausdrücklich: „also wollen wir, „daß solche des Namens theilhaftig werden, daß sie luthe„risch heißen.“ (S. 22.) — II. Haben die jetzigen Gottesgelehrten eben das Recht zu reformiren, welches Luther gehabt hat? — Sie können nichts thun, als daß

sie,

sie, wenn noch Menschensatzungen und falsche Begriffe aus dem Pabstthum bey uns übrig geblieben wären, — welches in Nebendingen und bloßen Spekulationen möglich wäre, weil Luther keine Lehren untersuchte, als zu welchen ihm von seinen Gegnern Gelegenheit gegeben wurde, er auch als ein einziger Mann nicht alles auf einmal reinigen konnte, was Jahrhunderte hindurch nach und nach durch Menschenzusätze verderbt worden, und 1530. seine Untersuchung schon endigte. — Menschensatzungen, welche der Lehre Jesu nachtheilig würden, und den Spöttern des Christenthums Waffen wider dasselbe in die Hände gäben, daß sie solche nach der heiligen Schrift prüfen und widerlegen. (S. 24. 25.) „Der „Religion des Evangeliums spotten, sagt der Verf. ist Unsinn und Menschenhaß. Aber einen Zweifel an diesem oder „jenem Satz unsers Systems zu bekommen, ist bey den redlichsten Seelen möglich.“ Diesen muß man zu Hülfe kommen, unrichtige, aus der heiligen Schrift unerweisliche Sätze nicht schützen wollen, sondern, da sie ohne Nachtheil des Christenthums fallen können, sie auch fallen lassen. Z. B. daß alle Menschen, welche die Dreyeinigkeit nicht gerade so glauben, wie der unbekannte Verfasser, des im zehnten Jahrhundert in der abendländischen Kirche aufgekommenen, aber in der orientalischen nie angenommenen athanasianischen Glaubensbekenntnisses, ewig, ewig verdammt seyn müßten; daß alle Heiden und ungetaufte Menschen zur Hölle verwiesen wären, weil außer der christlichen Kirche kein Heil wäre; daß des Priesters Sündenvergebung Gottesvergebung sey, (welchen Satz die Augsb. Confession zwar gerade zu verneint, der sich aber doch nachher in alte Kirchenagenden eingeschlichen hat) daß die Stammeltern des Menschengeschlechts vollendete Gerechte gewesen wären, an ihren Nachkommen aber sich kein Fünklein vom Guten fände; daß die Macht des Teufels Gottes Macht gleich käme, und diesem seine Absichten vereiteln könnte, u. dgl. — Die Lehren der Gewissenhaftigkeit und Vorsichtigkeit, die der erfahrne ehrwürdige Greis hier den Predigern giebt, welche verderbliche, schädliche Irrthümer öffentlich nach Pflicht und Gewissen zu bestreiten, oder im Privatumgange denkenden Köpfen gewisse Zweifel zu lösen haben, sind sehr empfehlungswürdig und lesenswerth. — Aber wird das Aendern und Ausmerzen systematischer Sätze nicht ins Unendliche gehen? Wird nicht bloßer Naturalismus aus dem Christenthum werden? — Also III. Wel-

Welches ist das *Non plus ultra* in der protestantischen Kirche? Antwort: die heilige Schrift, in der die christlichen Lehrsätze, wie Menschen von Gott begnadiget und Erben ewiger Glückseeligkeit werden sollen, wörtlich klar ausgedrückt und unbeweglich feststehen, was auch der Kritiker, wenn er den Kanon der Bibel untersucht, gegen einzelne historische Bücher des A. T. oder gegen die Offenbarung Johannis für Zweifel und Bedenklichkeiten vorbringen möchte.

Beyträge zur Berichtigung der Wahrheiten der christlichen Religion. Erstes Stück. Ueber Glauben und Ueberzeugung. Berlin, bey Vieweg. 1787. 141 S. 8.

Der Verf. dieser Beyträge besitzt an einer Seite alle nöthige Fähigkeit, so wichtige Gegenstände der menschlichen Erkenntniß, als die Wahrheiten der Religion und Sittenlehre sind, auf eine für denkende Leser nützliche Art in gründliche Untersuchung zu ziehen, nämlich philosophischen Geist, Scharfsinn und gelehrte Kenntnisse. Wir wünschen ihm dann von der andern Seite auch, Bescheidenheit, Unpartheylichkeit und kaltes Blut genug, um weder aus Vorliebe für, noch aus Eingenommenheit wider diese oder jene Glaubenssätze, sondern unbefangen aus klaren Ueberzeugungsgründen, etwas für wahr oder falsch, für erweislich oder unerweislich zu erklären. Bey diesen Eigenschaften wird er sich völlig zum Forscher und Berichtiger der christlichen Wahrheit schicken. Und wenn er Wort hält, wenn er fortfährt in dem bescheidenen ernsthaften Ton über so interessante Dinge zu schreiben, als er angefangen hat: so wird ihn jedermann gern hören, und seine angestellten Prüfungen der Wahrheit werden ihrem Wachsthum gewiß zuträglich seyn.

Dies erste Stück seiner periodischen Schrift eröffnet der Verf. mit einer kurzen Beantwortung der Frage: **Warum haben aller Bemühungen der größten Theologen ungeachtet, die vernünftigsten Männer lieber den Theismus gewählt, als die christliche Religion?** und mit einer Abhandlung **über den theoretischen und praktischen Theil der Religion, oder von Glauben und Ueberzeugung — Religion der Ueberzeugung,**

d. h. die dem menschlichen Verstande aus klaren Gründen einleuchtet, hat und vertheidigt der Verf. Aber Religion des Glaubens, die sich auf bloße Autoritäten gründet, in deren Sätzen der menschliche Verstand keinen Zusammenhang, keine objektive Wahrheit findet, deren Dogmen eben daher auch keinen Einfluß auf die Moralität haben, will er nicht, weil sie dem Menschen nicht zur wirklichen Glückseeligkeit verhilft. Die christliche Religion in ihrem praktischen Theil, wie sie der Stifter derselben selbst lehrte, ist dem Verf. Religion der Ueberzeugung, und die nimmt er von Herzen an, wie die wohl denkenden Theisten sie ebenfalls jederzeit geschätzt haben. Hingegen die mit dem Judaismus und Platonismus vereinigte Religion, welche man für christliche ausgiebt, und mit soviel unbegreiflichen, undenkbaren Sätzen, die doch zum guten Verhalten keine Motive geben, entstellt hat, begreift er unter der Religion des Glaubens, woran sich vernünftige Männer zu allen Zeiten immer so sehr stießen, daß sie sich lieber ganz in den Theismus warfen, als ihren Verstand unter das Joch eines durch Autorität erzwungenen Glaubens beugten, der ihm so wenig Genüge that.

Ueber die hieher gehörigen Sachen, mit ihren Beweisgründen dafür und dawider, läßt sich nun der Verf. auf eine Untersuchung ein, in der ich mich fast überall mit ihm zusammen gefunden habe. Ich bin völlig überzeugt, und habe es oft laut gesagt, daß die christliche Religion, wegen so vieler ihr beygemischten apokryphischen Lehrsätze, schon lange nicht mehr ist, was sie ursprünglich war; daß alle Spitzfindigkeiten unserer gelehrten Dialektik, die man aus den Reden Christi, und der Apostel herausspinnet, ohngeachtet diese nie daran dachten, nichts als elende Sophistereyen sind, die zu nichts nutzen, weil sie weder Tugend noch Beruhigung bey dem Menschen wirken; daß man indessen den Glauben an solche Sätze jedem lassen müsse, der sie nach seinen Einsichten wahr findet, ohne ihn deshalb zu verspotten; daß die steife Anhänglichkeit an selbige, wenn man sie zur Bedingung der Seeligkeit macht, gleichwohl dem ächten Christenthum nicht Vortheil, sondern Schaden bringen, weil sie der Lehre Jesu unter dem denkenden Theil der Menschen manchen sonst aufrichtigen, thätigen Anhänger, der dadurch von ihr weggescheucht wird, entziehen; das erweisliche auf innere Wahrheit

heit ſich gründende Glaubensſätze von Gott, Fürſehung, Unſterblichkeit, künftiger Vergeltung, die Chriſtus lehrte, und als Motiven zur Gottſeeligkeit, zur Beruhigung, zur Tugend für Menſchen brauchte, ganz etwas anderes ſind, als die Sätze unſerer ſchulgerechten Dogmatik, durch deren für wahr halten kein Menſch ſeelig wird. Der Verf. geht dieſen Behauptungen bis auf den Grund nach, und ſetzt alles ſo klar auseinander, daß ein unbefangener, ſachkundiger Leſer ihm ſchwerlich ſeinen Beyfall verſagen, und das Buch eher aus der Hand legen wird, bis er es ganz durchgeleſen hat. Zwar iſt es nicht zum flüchtigen Durchleſen geſchrieben. Es will überdacht und geprüft ſeyn. Aber dies überdenken und prüfen des geſagten, wird niemanden gereuen. Das Ganze iſt der Aufmerkſamkeit werth. Beſonders aber haben wir mit Wohlgefallen ſein Raiſonnement über den Theismus, und deſſen Mängel, die den Mängeln des verfälſchten Chriſtenthums und deſſen Glaubensſätzen nichts nachgeben, über die Freyheit, Motiven und Neceſſität des menſchlichen Willens, den Determinismus und die partikuläre Fürſehung (S. 43 — 63.) geleſen, imgleichen was er am Ende aus den Kirchenvätern und der Geſchichte der erſten Jahrhunderte für ſich anzuführen hat. — Ich will mich auf die nähere Anzeige des Inhalts dieſer Schrift nicht einlaſſen, weil es mich in Weitläuftigkeiten hineinführen würde, indem ich viel ausziehen müßte, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, daß er den V. nicht nach einzelnen auffallenden Sätzen, ſondern nach ſeinem ganzen Vortrage richtig beurtheile. Um die Wahrheit ſeiner Unterſuchung zu prüfen, muß man auch das Ganze durchdenken. — Wer übrigens der Verf. dieſer Beyträge ſey, läßt ſich allenfalls errathen. Es ſcheint, als hab' er ſich an einigen Stellen ſelbſt kenntlich machen wollen. Sey er aber auch, wer er ſey, ſo verdient er Achtung und Gehör von jedem, der geſunde Vernunft höher als Glauben an Menſchenlehren ſchätzt. Auch da, wo man nicht ſeiner Meynung iſt, wird er Anlaß zum weiteren Nachdenken geben.

Allgemeine Sammlung liturgiſcher Formulare der evangeliſchen Kirchen von D. G. F. Seiler. Erlangen, bey Palm. 1787. 128 S. in 4.

— — Ersten Bandes zwoter Abtheilung. 136 Seiten.

— — Zweyter Theil. 166 S.

Dieß ist nun das große, von dem Herausgeber angelegte allgemeine Hauptmagazin, worin die vorzüglichsten liturgischen Formulare in der evangelischen Kirche, sowohl die bereits vorhandenen und schon irgendwo eingeführten, als die, welche noch künftig zum Vorschein kommen, und eingeführt werden möchten, gesammelt werden sollen; jedoch in der Art, daß Hr. S. sich die Freyheit vorbehält, darin zu ändern, Stellen abzukürzen oder zu erweitern, wie er es zur allgemeinen Brauchbarkeit nöthig und gut finden wird. Selbst die alten Formulare, wenn sie gut oder einer Verbesserung fähig sind, sollen von der Aufnahme in diese Sammlung nicht ausgeschlossen seyn, wie denn auch einige bereits darin aufgenommen worden sind. Das Werk wird freylich zu einer beträchtlichen Stärke anwachsen, und, wie der Herausgeber selbst sagt, die Zeit wird lehren, was in den folgenden Bänden zu thun seyn wird. Jetzt wollen wir nur mit ein Paar Worten anzeigen, was die vorliegenden Sammlungen enthalten.

In der ersten Abtheilung des ersten Bandes stehen die Formulare zur Taufhandlung, zur Feyer des heiligen Abendmals, zur Einsegnung angehender Eheleute, Konfirmation der Kinder, Ablesung in den Beichtvespern, oder auch zur allgemeinen Beichte, und bey der Ordination eines neuen Predigers. — Die zwote Abtheilung des ersten Bandes enthält solche Kirchengebete, dergleichen an allen Orten pflegen gelesen zu werden; Gebete beym Anfang des Gottesdienstes, nach der Predigt am Sonntag Vormittag, in der Kinderlehre, nach der Predigt Sonntags Nachmittags, und die Fest- und Feyertagsgebete 1) zur Adventzeit. 2) Am Feste der Geburt Christi, beym Jahresschluß. 3) Am neuen Jahrstage. 4. 5) Am Feste der Erscheinung und Darstellung Christi im Tempel u. s. w. das Jahr durch — auch 14) an Apostelta-gen. 15) Bußtagen. 16) Am Gedächtnißfest der Reformation. 17) Am Erndtefest und 18) Gebete in Betstunden. — Der zweyte ganze Band enthält erbauliche Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu, welche Hr.

Hr. S. selbst ausgearbeitet hat; ich finde aber keine Nachricht von dem eigentlichen Zweck, wozu sie bestimmt sind, ob sie in ihren verschiedenen Abschnitten, während der Passionszeit, den Gemeinen sollen vorgelesen werden, oder ob die Prediger daraus Stoff zu Passionspredigten nehmen, oder die Besitzer der Sammlung sie zu ihrer Erbauung lesen sollen. Die letztere Absicht fällt wohl von selbst weg, also muß eine der beyden ersteren dabey statt finden.

Die Schriften, aus welchen alle diese Formulare zusammengetragen worden, sind Hrn. D. Seilers eigene Schriften, der Versuch seiner Liturgie, und das liturgische Magazin, die kurpfälzische Kirchenagende, die neue Liturgie der Reichsstadt Lindau, Zollikofers Anreden, Döderleins Vater Unser, die Heidelberger Ordnung, das Anspachische und neue Schleizer Gesangbuch. Einige Gebete sind von dem Herausgeber ganz neu aufgesetzt. Ich bewundere in der That den unermüdeten Fleiß, den der thätige Mann auf diese mechanischen Arbeiten wendet. Er hat für Mannichfaltigkeit und Abwechselung der liturgischen Formulare, bey deren Einförmigkeit die Andacht der Leute ermüdet, sorgen wollen, und das ist recht gut. Nur gesteh ich denn doch offenherzig, daß unter der nahmhaften Zahl trefflicher Gebete, auch so manche sich finden, die noch nicht in dem herzerhebenden Geist, in der eigentlichen Sprache der Empfindung abgefaßt sind, in der jedes öffentliche Kirchengebet, meinem ohnmaßgeblichen Bedünken nach, abgefaßt seyn sollte. Der dogmatischen und ascetischen Formeln, der hebräisch artigen Redensarten, der Ausdrücke und Sätze, wobey das Volk nichts richtiges und klares denkt, die folglich auch keine innerliche religiöse Empfindungen erwecken können, sind noch immer zu viele darin, und es möchte wohl die Frage seyn, ob der eigentliche Verfasser eines Formulars mit der von Hrn. S. darin gemachten Veränderung immer so ganz zufrieden wäre? woran ich fast zweifele. Indessen hat der Herausgeber bey dieser Sammlung unterschiedene Projekte. Sie soll zur Vorbereitung der Gemüther an solchen Orten dienen, wo man neue Liturgien einführen will. (Das könnte sie freylich bewirken, wenn sie in vieler Leute Hände kämen, aber dazu ist das Werk zu groß angelegt.) — Man soll den Predigern nur vorläufig die Erlaubniß ertheilen, von diesen neuen Formularen gelegentlich Gebrauch zu machen,

alsdenn würde das Volk begierig darauf werden — die Verfasser neuer Liturgien sollen diese verbessern. — Einzelne Herrschaften, Städte, Flecken, Dörfer, die nur eine oder etliche Kirchen haben, und keine eigene Liturgien für sich drucken lassen, sollen sich dieser bedienen. — Auch in jedem Lande, das seine eigene Liturgie hat, sollen Vorsteher der Kirche und Konsistorien den Pfarrern erlauben, zur Abwechselung aus der Seilerschen den Gemeinen etwas vorzulesen. — Es könnte auch Einigkeit und schöne Uebereinstimmung der Kirchen, die im Grunde eine Kirche ausmachen, dadurch erhalten werden. (Von dieser Einigkeit stellt man sich gemeiniglich mehr Schönes und Vortheilhaftes für die Kirche vor, als wirklich davon zu erwarten stehet.) — Und da es keine geringe Kosten erfordert, wenn ein kleines oder mittelmäßiges Land eine eigene starke Liturgie für sich allein drucken lassen soll; ferner die Ausfertigung viel die Einführung erschweren, das Reden und Aufsehen macht: so schlägt, der Herausgeber vor, die Konsistorien, welche jene Erlaubniß gäben, ließen etwa auf einen Bogen eine Kirchenordnung, Anweisung oder Vorschrift drucken, wie die Prediger diese Formulare nach Beschaffenheit ihrer Gemeine mit Klugheit brauchen sollten. Auf diesem Bogen würde dann durch den neuen vorzudruckenden Titel des Konsistoriums diese allgemeine Sammlung in eine specielle für ein gewisses Land verwandelt. Ja wenn noch einige Gebete abgiengen, welche die ehrwürdigen Konsistorien in der Agende zu haben wünschten, so dürften sie nur ihre Aufsätze an Hrn. S. einsenden, der sie in die folgenden Sammlungen aufzunehmen und einzurücken verspricht. Der Verleger ist deshalb auf des Herausgebers Verlangen erböthig, bey 12 Exemplaren, die man für baare Bezahlung mit einander nimmt, zwey, bey 25, fünf, und bey 50, zehn Exemplare frey zu geben, damit diese Freyexemplare von den Vorstehern des geistlichen Standes an die dürftigen Kirchen umsonst ausgetheilt werden könnten. — Kurz es soll alles geschehen, was zur Beförderung der guten Sache von weisen und eifrigen Vorstehern der Kirche für nöthig geachtet und verlangt wird. — Wir glauben auch diese Nachricht, aus der man sieht, wie dabey ins Große und Gemeinnützige kalkulirt ist, dem Publikum schuldig zu seyn, damit, wer unsre Bibliothek liest, solches wisse, und, wenn er will, nutzen könne. Br.

Neues

Neues katechetisches Magazin von Georg Heinrich Lang. Zweyter Band. 1ste und 2te Abtheilung. 1 Alphabet in 8. Erlangen, bey Palm. 1787.

Wir beziehen uns hier auf die Anzeige des ersten Bandes. — Erste Abtheilung. 1) Vorschlag zu einem katechetischen Handbuche. — So nennt der katholische Verf. dieser Abhandlung einen durchkatechisirten Katechismus für Seelsorger und Schullehrer auf dem Lande. Er schlägt dazu Bayers Handbuch als ein Muster vor. Aber die Dogmen der Kirche sollen beybehalten werden, und doch den Kindern Milch gereicht seyn — und zwar in der österreichischen Normalmethode. 2) Katechisation und Predigtwesen im Verhältniß gegen einander. Statt mancher Predigten wünscht er bey deren Ueberfluß und beym Mangel der Kinderlehre, von dieser mehr eingeführt, doch nicht durchaus. Alles sehr unbestimmt vorgetragen! 3) Tagebuch des christlichen Unterrichts eines halbtauben 17jährigen Mädchens von Spamer, Pfarrer in Buzbach im Hessen-Darmstädschen — ist kein Muster. Man sollte zu einem so wenig belehrten Kinde nicht von Gott, sondern vom Menschen anfangen; und ein zumal so krankes Schmerzen leidendes Mädchen nicht mit so vielen Formeln des Systems überhäufen. 4) Das Neueste für und wider die Beybehaltung des kl. Katechismus Lutheri. Aus dem Leipz. Intelligenzblatt Nr. 55. mit Anmerk. Der Verf. ist dawider. Man soll wenigstens einen bessern Katechismus nebenbey einführen. 5) Form einer von mir 1785. gehaltenen Katechumenenconfirmation. Der Verf. läßt seine Katechumenen mit fast lauter Liederstrophen, so wie in einer andern Form von 1787. mit Sprüchen der h. Schrift antworten. Seine Nichte muß ein Glaubensbekenntniß, in einer langen Rede trotz einem Prediger herbeten. — Sonst excerpirt und beurtheilt er noch manche katechetische Schriften eines Trenman, Beseke, Miller in Linz, Rohrigt, Basthalm, Cludius, Piets, u. s. w. worunter das meiste von geringem Werth ist.

Nr. 1. System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker, allen Christen und Nichtchristen lesbar, von D. Carl Friedrich Bahrdt. Berlin, bey Vieweg. 1787. in 8. Erster Band. 400 S. Zweyter und letzter Band. 524 S.

Nr. 2. Ausführliches Lehrgebäude der Religion, erbaut auf der reinen und unvermischten Lehre Jesu von dem Verfasser des Sittenbuchs fürs Gesinde. Berlin, bey Vieweg. 1787.

Unter diesem doppelten Titul wird einerley Buch verkauft. Auf dem ersten Titelbogen von Nr. 1. ist eine Zueignung an den König von Preußen. Der Verf. will dem Könige das System seines verschrienen Glaubens vor Augen legen, und auf den Erfolg der Prüfung, die er sich erbittet, soll Sr. Majestät Gnade oder Ungnade beruhen; er ahndet indessen den besten Erfolg, und äußert in der Vorrede den Wunsch, daß ein Fürst oder begüterter Menschenfreund ihn zu einer vollständigern Ausgabe des Werks, oder zu einem Auszuge daraus fürs Volk aufmuntern möge; dann glaubt der Verf. werde eines der gemeinnützigsten und befriedigendsten Werke sein Daseyn erhalten. Er beklagt sich, daß man jetzt nicht so voluminöse Werke, als Luthers Schriften in 24 Bänden gerne mehr kaufe, darum liefert er nur 2 Bände; glaubt indessen, daß dieß Werk das Wesentliche aus Luthers und Calvins Lehren enthalte, und ganz das sey, was Christus gelehrt. Dieß versteht er nun wohl dem Geiste nach; denn außer wenigen Paraphrasen über Jesu Reden hält er sich hier an das Eine Moralprincip Jesu von der Menschenliebe hauptsächlich, und trägt seine Ueberzeugungen als seine eignen vor, ohne sie jedesmal insbesondere mit der Autorität Jesu zu unterstützen, oder sie Jesu unterzuschieben. Uebrigens hält er dies Werk für die gereifteste Frucht seines Geistes, für die Frucht seiner reinsten langegeprüften, geliebtesten Ueberzeugungen, worüber er schon so viel gelitten, und bittet in einem Schlußgebete Gott, daß dies reinste Lehrgebäude vielen Eingang finden möge. Er glaubt endlich, Denker und Schwache

hiemit

hiemit zu befriedigen, und was den Ausdruck betrifft, ausgenommen, auch die niedrigsten der Volksklassen. Ein Werk, das sein Verf. als so wichtig anpreist, muß wohl etwas genau und ausführlich, nach seinem Plan und nach dem was es Eigenthümliches und Auszeichnendes hat, angezeigt werden; wiewohl die Leser der Bahrdtischen Schriften schon einen ziemlich vollständigen Begriff von diesem Werke erhalten, wenn man ihnen sagt (was der Verf. aber selbst nicht sagt) daß er das in seinem Versuch über die Beredtsamkeit Halle 1780. über die Materien für den Volksredner schon vorgetragen, hier alles, nur in einer andern bessern Ordnung noch einmal sage, besser und weiter ausführe und anwende.

Der Verf. theilt dies Werk in die reine und angewandte Moralreligion. Sein Plan ist, wie er ihn selbst angiebt, dieser: Die Empfänglichkeit des Menschen zur Glückseeligkeit ist mens sana in corpore sano; dazu gehört A. Aufklärung des Geistes, a) der Weg zur gründlichen und beruhigenden Erkenntniß (die Form) 1) Grundlage, 2) von der Entstehungsart der menschlichen Erkenntniß, 3) vom Besitz der menschlichen Erkenntniß (oder vom Bewußtseyn, vom Ich, von Freyheit) 4) von der Erkenntnisse Vollkommenheit, 5) Wahrheit, Gewißheit, Verstärkung der Gewißheit durch Autorität, vom Glauben, Aberglauben u. s. w. 6) die Wahrheiten selbst deren Erkenntniß zur wahren Aufklärung oder Bildung des Geistes nöthig ist. (Die Materie) 1) von der Entstehungsart und Natur der menschlichen Glückseeligkeit, 2) die dazu nöthigen Kenntnisse selbst. α) Kenntnisse von Gott, seinem Daseyn — seinem erkennbaren Wesen, welches sich nach dem Verf. in der alles umfassenden unveränderlichen Vaterliebe concentrirt, seiner Vorsehung diesseits und jenseits des Grabes. β) Kenntnisse der Natur, des Menschen, unsrer selbst, dessen was Recht, Gut und Gotteswille ist, der sinnlichen und vollkommensten Menschenfreuden, und den Regeln ihres Genusses — von den Mitteln zu allen diesen Kenntnissen. B. Ausbildung des menschlichen Herzens. Dazu gehört 1) Sinn für die Freuden der Tugend, deren Wesen Menschenliebe ist; (als populäre Philosophie mag es hingehen, das Wesen der Tugend in die Menschenliebe zu setzen; genau genommen kann das Wesen der Tugend in nichts anders als in die Stärke der Seele, vermöge der die Vernunft die Sinnlichkeit beherrscht, nach den

Begriffen der ältern Philosophen gesetzt werden.) Hiebey von der menschlichen Verdorbenheit. Sieg über die Leidenschaften. 2) Stärke des Geistes im Leiden; 3) im Tode. — Es wird auch in dieser zwoten Hauptabtheilung von Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen, Dank gegen Gott, als einem innern Triebwerk des gebildeten Herzens, vom Gebet als einem diätetischen Heilmittel der Seele, von der öffentlichen Gottesverehrung, und von der moralischen Heilkunde für böse Gewohnheiten, Leidenschaften, Handlungsweisen gehandelt. — So weit der erste Band.

Auf analogischen Folgerungen beruhen, nach dem Verf. alle menschliche Kenntnisse, daher beweiset er auch das Daseyn Gottes, und die Unsterblichkeit der Seele unter andern so: weil alles sonst erkennbare seinen zureichenden Grund hat, so muß auch zuletzt die ganze Welt in einem von ihr unterschiednen Wesen ihren Grund haben — weil sonst kein Urstoff vernichtet wird, nur die Formen sich ändern, sonst alles durch den Tod zu einem neuen Leben bereitet wird; so wird auch davon der eigentliche menschliche Urstoff, den wir Geist nennen, keine Ausnahme machen; um so mehr, da er erst vor dem Tode auf der ersten Stufe der vollkommensten Existenz stand. Aus der Analogie mit der Natur und aus der Verbindung unsers Geistes mit der Organisation vermuthet der Verf. auch, daß das Ding, das in uns denkt, und empfindet, selbst eine unsichtbare Organisation sey. Auf die Fragen, wie dies mit den bemerkten Verschiedenheiten unter Seelenkräften und andern materiellen Kräften bestehen könne? Läßt er sich eben so wenig ein, als auf die wichtigere Frage: ob die Denkkraft eine ursprüngliche oder abgeleitete Kraft etwa nur eine Modification eine ganz verschiedne Kraft sey, die ihre wesentliche Aeusserung behalten könne, wenn sie gleich die blos zufällige des Denkens und Bewußtseyns bey Zerstörung der körperlichen Organisation verlieren sollte? Und man sieht schon aus diesen wichtigen Mangel der genauen Untersuchung und Erörterung, wie seicht das ganze analogische Raisonnement des Verf. ausfallen müsse. Er weiset vielmehr die denkenden Zweifler zur Ruhe, indem er will, daß sie sich an einem vernünftigen beruhigenden Glauben halten sollen. Hiezu rechnet er 1) deutliche, verständliche mit sinnlichen Dingen vergleichbare Begriffe, 2) hinlängliche, d. i. auf analogischen Folgerungen beruhende, überwiegende, wiederholte,

holte, untersuchte, selbstgedachte Beweisgründe, 3) überwiegende Zusammenstimmung der Aufgeklärten aller Zeiten, und aller Völker. Hiemit, meynt er, müsse man sich begnügen und beruhigen. Bey dieser Gelegenheit läßt sich der Verf. auch mit Hrn. Kant ein, und sucht gegen ihn die objektive Wahrheit unserer sinnlichen Anschauungen unter gewissen Bedingungen zu erweisen; er scheint aber dem tiefsinnigen Weltweisen in diesem Streite nicht gewachsen zu seyn, und ihm oft willkührlich angenommene Behauptungen entgegen zu setzen. Doch sollte der Verf. auch hier den Zweifler nicht ganz Genüge thun, so wird er sich dabey leicht zufrieden geben, da er selbst lehret: „es werden immer, nicht auflösliche Zweifel vorkommen, die müssen uns nicht beunruhigen, „wenn das größere Gewicht der Gründe auf unserer Seite ist.“ Man soll auch nach des Verf. Anweisung nicht zu lange zweifeln, um sich nicht alles Wahrheitgenusses zu berauben; aber im Gegentheil soll man auch nicht seine Vernunft verleugnen, auch selbst nicht einmal in einigen wenigen Fällen, worin man es nöthig halten möchte, sondern vielmehr selbst denken lernen, nach eignen Untersuchungen und Nachforschungen, aus Erfahrungen in Wahrheiten, welche die menschliche Glückseeligkeit begründen, theils diese Glückseeligkeit ganz entscheiden, z. B. die Wahrheiten der Religion und der Moral, theils sie zu vermehren oder zu vermindern helfen. Bey dem eignen Gebrauche der Vernunft, d. i. des Vermögens durch analogische Folgerungen unsre Kenntnisse zu erweitern, und zu berichtigen, sind, wie der Verf. behauptet, die moralischen Erkenntnisse untrüglich. Ein Lord Herbert wünschte daher unnöthig und zweckwidrig bey aller Stärke der Wahrheitsgründe Gott noch zu sprechen, eine Stimme vom Himmel zu hören, um dadurch die Bestätigung seines Systems einzuhohlen. Man könne Religion nicht auf eine Bathkol bauen, auch nicht auf alte Geschichte. Dabey wird aber doch behauptet, daß unser Gewißseyn durch das Ansehen der Kenner und weisen Menschenfreunde verstärkt werde, und hier finde sich die Autorität bey Jesu im höchsten Grade, wegen seines ohne gleichen scharf- und vielsehenden Verstandes, wegen seines lebenslangen Wahrheitforschens, wegen der Unmöglichkeit, daß Er, der immer auf den in der Natur sichtbaren Gott hinwieß, auf eine unreine Quelle gerathen seyn sollte, wegen seiner Bescheidenheit, und seiner eignen Ueberzeugung verrathenden rastlosen Eifers für Wahrheit, wegen seines mit

dem

dem besten Kopf verbundnen unvergleichbar guten Charakters, die hauptsächlich aus der Anlegung seines Plans, und aus der Geschichte seiner Leiden sichtbar ist. —

Die Glückseeligkeit als fortdauernder Zustand entsteht, wie der Verf. lehret, wie jeder Zustand aus einzelnen Thätigkeiten nach und nach, und besteht in der harmonischen Wirksamkeit unsrer Kräfte, als: 1) der gröbern körperlichen Bewegungskräfte, 2) der Nervenkräfte, 3) der Verstandskräfte, 4) der freywilligen Thätigkeit, 5) Kraft der Selbstbeschämung. Die Stimmung aus dem Freyheitsgefühl und der Selbstbeschämung mit Billigung heißt Zufriedenheit, was diese befördert heißt gut. Auf die Frage: was ist gut? giebt der Verf. auch diese Antworten: was meine persönliche Glückseeligkeit befördert, wahres Vergnügen macht, Mittel, Empfänglichkeit dazu verschafft, und meine Zufriedenheit entscheidet, doch giebt er zu, daß wir auf dem kürzesten Wege aus Gotteserkenntniß, aus dem was Gott seiner Natur nach, billigen muß, unsre Begriffe vom Guten und Bösen herleiten können, was gut ist, ohne Unrecht zu seyn, nennt er dem Willen Gottes gemäß. Recht ist, was die gemeine Glückseeligkeit fördert, und kein einzelner haben kann, wenn es nicht allen gestattet ist. Dazu gehört 1) eine von allen heiliggehaltene gesetzgebende Macht. 2) Heiligkeit der Verträge, worunter auch der Ehevertrag. 3) Heiligkeit der allgemeinen menschlichen Bedürfnisse — z. B. freye Existenz und freyer Gebrauch der Kräfte, auch der Kraft zu denken, und sich mitzutheilen — Eigenthum, Vergnügen, Achtung und Liebe zu haben und zu genießen — das Recht zu urtheilen, und seine Urtheile laut zu sagen — selbst in Absicht der Religion, ja selbst über den Regenten vertheidigt der Verf. als ein allgemeines Menschenrecht für jeden sehr ausführlich, und sollen hier keine Monopolisten seyn, die auf der andern Seite Denksclaven machen. Wer durch öffentliche Handlungen seinen Namen Preis gegeben, auch der Regent, soll von jedem beurtheilt werden dürfen, der schreibende Beurtheiler soll indessen dem Buchdrucker entdeckbar bleiben, und der Beurtheilte sich eben so laut vertheidigen dürfen; doch versteht sich alles mit Bescheidenheit. Mit dieser vorgetragen sollen auch Schriften gegen die Religion erlaubt seyn, und nicht gewaltthätig gehemmt werden. Daß gedungene Lehrer das von der Gesellschaft verlangte auf Lehrstühlen vortragen

tragen müssen, erkennt der Verf. für Recht; aber dadurch sollte, seiner Meynung nach, ein anderweitiger verschiedner Vortrag auf andern Plätzen nicht gehemmt werden. (Aber in welchen Widerspruch käme dann der öffentliche Religionslehrer mit sich selbst und den gewünschten Wirkungen seines Amts!) Bey einer andern Gelegenheit sagt der Verf.: der Volkslehrer solle nie des Irrthums erwähnen, sondern ihn von selbst aussterben lassen, er solle das Volk mit direkter Leugnung aller herkömmlichen Irrthümer verschonen, nur indirekte den Aberglauben stürzen, durch Prämissien, wovon die Conclusionen von selbst folgen würden; gleichwie Christus. — Man muß gestehen, daß der Verf. diese sehr gute Regel selbst in seinem fürs Volk geschriebenen Werke nicht befolgt hat. Doch vermuthlich nimmt er sich davon aus, weil er kein bestellter Religions- oder Volkslehrer ist. — Den Volkslehrern schreibt der Verf. eine so große Macht zu, daß er sie anredet: „ihr habt das Wohl der Menschheit in euren „Händen, mehr als der Monarch, der nur auf äußerliche „Handlungen wirken kann.“ (Der Monarch? der doch Bildung veranstalten, mit Nachdruck unterstützen kann, der durch Gesetzgebungsgeist und durch sein Muster so viel zur Gesinnung des Volks wirken kann?) „Ihr seyd die Stifter „aller unter den Menschen gangbaren Wahrheit und Irr„thums,“ (wie übertrieben dies sey, fällt einem jeden auf, wie? kommt denn der Mensch allein durch eigentlichen Unterricht zu seinen wahren oder falschen Meynungen, und ist denn der Unterricht des Religionslehrers, der einzige, durch den der Mensch gebildet wird?) „die Schöpfer und Leiter „aller Vorstellungen und Neigungen, die das Volk hat. „Weisheit und Thorheit, Wahrheit und Lüge, Religion und „Irreligion kommt ursprünglich von euch.“ — Und doch sagt der Verf. an einem andern Orte, daß Irreligion lehren, die Wahrheit und Religion mehr befördere, als verdränge. Die Wirkungskreise und Gegenstände sind, nach seiner Angabe, 1) die öffentlichen Vorträge, 2) die Erziehung der Jugend. Sie sollten wenigstens zur Verbesserung der Schulen wirken. — 3) Die Armen und Nothleidenden, denen allen die Volkslehrer durch Vorgang, Anzeige und Fürbitte soll Hülfe verschaffen können. 4) Kranke und Sterbende, wo der Volkslehrer ungerufen kommen, den Quacksalber abhalten, den Patienten Diät und häusliche Verfassung ordnen, ihre alten Feindschaften beylegen soll. 5) Das gesell-

schaft-

schaftliche Leben. 6) Die Studierstube. Neben der Erziehungskunde, Oekonomie, Geschichte, Naturgeschichte soll der Religionslehrer so viel Arzneykunde und Rechtsgelehrsamkeit sich erwerben, als zur vorläufigen Berathung des gemeinen Mannes, zur Verhüthung schädlicher Verfahrungsart nöthig sey. Der Verf. hofft, daß Fürsten doch einmal die künftigen Volkslehrer, nicht durch Theologie (nicht durch gründliche Kenntniß der Religion?) vorbereiten lassen werden, daß sie nicht mehr Speculation und Mysterien statt der einfältigen Lehre Jesu vortragen! (also liegt es doch auch an den Fürsten, wenn die Volkslehrer nicht mehr fürs Volk thun?) Wegen des mysterischen Vortrags der Religion, gesteht der Verf. anderswo im ersten Theil, daß er in öffentlichen christlichen Versammlungen keine Nahrung, sondern nur Verdruß finden würde, und daß er daher in keine Kirche gehet. Was werden nun alle diejenigen thun, bey denen sein Lehrgebäude, wie er wünscht, Eingang findet, und die also immer noch in Kirchen etwas Anstößiges finden werden? Nichts desto weniger ermahnt er alle Leser, Gelehrte und Ungelehrte, an öffentlichen Versammlungen Theil zu nehmen; er setzt freylich hinzu, wenn sie über Gott und Moralität einerley Grundsätze haben; aber wo wird diese Bedingung ganz statt finden?

Um von den besondern Lehren des Verf. oder von seiner angewandten Sittenlehre, woraus eigentlich der zweyte Theil dieses Werks bestehet, so wie der erste eigentlich die vorläufigen Theorien, oder wenn man will, die reine Sittenlehre enthalten soll, noch ein Beyspiel anzuführen, wählen wir das was der Verf. von dem Geschlechtstriebe und der Ehe sagt. Den Geschlechtstrieb soll man befriedigen, 1) nie zur Zerstörung, sondern zur Beförderung der Gesundheit des Körpers, nur bey völliger Reife des erwachsenen Körpers, bey natürlicher Geschlechtsverbindung, mit natürlich aufgeregtem Triebe, mit gesundem Körper, nicht während der Verdauung, oder einer andern Thätigkeit, ohne heftige Leidenschaften, im Stand der Ruhe, 2) in der Ehe — auch ein temporärer Vertrag ist dem Verf. eine vor Gott gültige Ehe — auch eine Ehe eines Mannes mit mehrern Frauen — Statt Hurenhäuser, und Personen, die ihren Leib gemein machen, zu dulden, soll der temporäre und perennirende Concubinat gestattet werden, und der Staat soll die Kinder aus

solchen

solchen nicht bürgerlichen Ehen, öffentlich ernähren und erziehen. Nur keine vage Geschlechtsvermischung, — 3) mässig. Die Kraft giebt das Maaß, davon das Zeichen dies ist, daß keine Ermattung darnach erfolgt; 4) schamhaft, reinlich, 5) still mit dem Gatten, ohne sonst Jemand davon hören zu lassen, oder in Gesellschaft darauf anzuspielen — wider schamlose Gespräche sollte man römische Censoren anstellen. — Nachdem der Verf. sehr nachdrücklich wider die regellose und unmäßige Geschlechtstriebbefriedigung gewarnt, und dagegen auch mäßiges, geschäfftiges Leben, Bändigung der Phantasie, Vermeidung gefährlicher Oerter und Anblicke empfiehlt; so hat er dennoch für den im Sturm übermannten den Rath: Er wähle im äußersten Nothfalle den temporären Vertrag mit dem reizlosesten Gegenstande, um die Phantasie in Ruhe zu erhalten. — (Wie aber, wenn die Phantasie im Sturm von einer Diana hingerissen wird? oder wie, wenn sie die Rana zu einer Diana sich umschafft, wird sie dadurch ruhiger werden?) —

Hier ist endlich noch kürzlich der Inhalt des zweyten Bandes. Es wird darin gehandelt I. von allen einzelnen Menschenfreuden insbesondere. — Nothwendigkeit des weisen Genusses aller. Entscheidungsgründe dafür — Freuden der Sättigung. Genuß der Lust — der Bewegung — der Ruhe und des Schlafs — des Spiels — des Geschlechtstriebs — Komödien. Die schöne Natur — Freuden des Gehörs — am Schönen der Kunst, an persönlicher Schönheit — an Rang und äußerer Ehre — an Geld und Gut — an Gesellschaftsunterhaltungen — deren trauten Freundschaft — der Arbeit — des Glücks — am Wachsthum der Einsichten — der Liebe und der Wohlthätigkeit, des Mitleids, der Almosen — ihre Wirkungskreise. Ehegattenliebe — Hausfriede — Kindestreue — Elternfreuden — Beruf des weiblichen Geschlechts — Menschenliebe angewandt — für Dienstboten, Herrschaften, Regenten — Obrigkeit — Volkslehrer, Sachwalder, Handelsleute, Handwerker, Bettler — Freuden des guten Namens, des Gewissens, des Vertrauens auf Gott, der Einsamkeit. II. Von den Störungen im Genuß der Glückseeligkeit. 1) Miswachs, Armuth, Krankheit, Unbestand der Dinge. 2) Störungen von andern Menschen, Duldung, Schonung im Gespräch, im Betragen, Entwaffnung des Fehlerhaften. Meiden und Aufheben

der

der Gemeinschaft, Besserung des Fehlerhaften; Verhalten gegen Verläumder, Neidische, Argwöhnische, Irrende, ungetreue Gatten, Gewissenhaftigkeit im Handeln; Verschwiegenheit, Lob des Guten an andern; Friedehalten, Friedestiften, Gefälligkeit, Bescheidenheit, Achtung gegen alle Menschen. Ordnung und Pünktlichkeit, Festigkeit des Charakters, Edelmuth und Großmuth; Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, Reinlichkeit. 3) Von den Störungen, die wir uns selbst zunächst verursachen. Specielle Therapie (die wie der Verf. behauptet, in andern moralischen Lehrbüchern ganz fehlte) Faulheit, Eigensinn, Eitelkeit, Argwohn, Zudringlichkeit, Neid, Geitz, Verschwendungssucht. (Die Heilung andrer Seelenkrankheiten ist nebenher an andern Stellen zerstreut im ganzen Werke gewiesen.) Allen diesen Ueberschriften sind eben so viel einzelne Abhandlungen gewidmet. Mehr als in seinen andern Schriften, und mehr als sonst ein moralischer Schriftsteller vor ihm, gehet der Verf. besonders im zweyten Theil in die einzelnen besondern Verhältnisse des Lebens mit der angewandten Moral hinein, und dies Werk übertrifft in der That die bisherigen Schriften des Verf. auch an Darstellung, Ordnung und Zusammenhang, und auch darin, daß er hier mehr aufbaut, als niederreißt, wodurch es mehrern mehr gefallen wird. Freylich Ausfälle auf die bisherigen Lehrer, Tadel gegen die Theologen und den geistlichen Stand, (der ihm unter andern unter Protestanten, so viel er auch von ganz neuen Geschäfften den öffentlichen Religionslehrern noch aufbürden will, noch viel zu zahlreich scheint) Einseitigkeit des Urtheils, da man alles Elend aus der Hierarchie allein herleiten will, was eben so gut aus der Aristocratie, dem Despotismus, und von Ureltern geerbten heidnischen Volkswahn herfloß — Bemühung durch wenigstens scheinbare Paradoxien hervorzustechen, eigne Lobpreisungen eigner Lehrsätze, und dagegen Herabsetzung andrer — das alles und noch mehr findet sich auch hier wieder; doch seltner als in seinen andern Schriften.

Kr.

D. Joh. Wilh. Schmidts — — zu Jena, — — Anleitung zum populären Kanzelvortrag, zum Gebrauch seiner Vorlesungen. Erster (oder) theoreti-

retiſcher Theil. Jena, in der Cunoiſchen Buchhandlung. 1787. 269 Seiten in groß 8v. — — Zweyter (oder) praktiſcher Theil. 160 S.

Viele ſind ohne homiletiſchen Unterricht vortreffliche Kanzelredner geworden: der offene Kopf, zumal wenn er in der Rhetorik als der eigentlichen Vorgängerin der Homiletik, nicht ganz fremd iſt, zeichnet ſich ſelbſt eine Bahn vor, und findet genug gute Muſter zum Leitfaden. Hingegen beweiſt eine lange Erfahrung, daß der ſtumpfe Kopf, wenn er auch zehnmal über die Homiletik ein Collegium hört, doch niemals ein guter Redner wird; er lernt die Regeln, verſteht aber nicht ſie anzuwenden.

Doch hieraus darf man noch nicht die Homiletik für ganz entbehrlich erklären: wenigſtens ſcheint ſie in den theologiſchen Hörſälen, bey dem großen Haufen, zu den gelehrten Bedürfniſſen zu gehören. Und da der Verf. unter mehrern vorhandenen Anleitungen keine fand, die ſeinem Wunſch völlig entſprach, ſo war es am beſten, daß er ſelbſt eine herausgab, um ſich und ſeine Zuhörer nicht durch langes Dictiren ermüden zu dürfen. Er hat ſeine Vorgänger genutzt, doch auch manche anderweitige Bemerkungen hinzugefügt. Im erſten Theil liefert er die homiletiſchen Vorſchriften; im zweyten aber erläuternde Beyſpiele, welche ſich freylich dem Zuhörer lebhafter einprägen, wenn ſie nicht bloß ihm vorgeſagt, ſondern auch ſeinem Auge zur nähern Betrachtung vorgelegt werden. Ein noch zu erwartender dritter Theil ſoll die Geſchichte der Homiletik enthalten, welche vielen Leſern nicht allein angenehm, ſondern ſogar nützlich ſeyn wird, zumal wenn lehrreiche Winke eingeſtreut ſind. Solche mag wohl mancher Leſer ſchon in der Einleitung S. 20. u. f. ungern vermiſſen, wo der Verf. allerley Schriften und Predigtſammlungen namhaft macht, ohne dabey anzuzeigen, welche von ihnen in dieſem oder jenem Fach einen Vorzug verdienen. Doch dies, ſo wie die Kürze mancher Regel, wird der mündliche Vortrag ergänzen.

Einige Vorſchriften ſcheinen etwas ſchwankend zu ſeyn, z. B. S. 148. daß die Predigt nur 2 bis 3 Theile haben, und niemals die Zahl 4 überſchreiten müſſe; hier hat wohl bloß die Gewohnheit entſchieden, auf welche ſich aber keine homiletiſche Regel gründen ſoll, (Einleit. §. 34.) da es nach

des Verf. eignem Geständniß gute Reden giebt, die gar keine Theile haben, so möchten doch deren 5 oder 6 nicht gleich im Stand seyn, eine gute Rede, bloß durch ihre Zahl, herabzuwürdigen. — Eben so wird von den Texten S. 130. gefodert, daß die vorzutragende Materie wirklich darin enthalten seyn, und nicht erst durch Folgen und Accommodation daraus hergeleitet werden müsse. Aber dies möchte wohl bey vielen Texten, sonderlich bey den gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, selten angehen; man denke nur an solche wo blos die Verrichtung eines Wunderwerks erzählt wird. Wie verlegen müßte eine strenge Beobachtung der Regel einen Prediger machen, der seine Gemeine bey seinen jährlichen Vorträgen in der Aufmerksamkeit erhalten und erbauen will. Eben daher giebt ja der Verf. S. 66. selbst den Rath, wo keine schickliche Materie mehr im Text liegt, solche mittelbar durch Folgen daraus herzuleiten. — Vielleicht würde der Verf. dergleichen schwankende Regeln geändert oder ausgelassen, und dadurch die anscheinenden Widersprüche vermieden haben, wenn nicht die Homiletik dieselben schon längst in ihr System aufgenommen hätte.

Nun etwas über den Titel. Der Verf. nennt sein Buch eine Anweisung zum populären Kanzelvortrag. Das Beywort populär, welches hier nichts anders als faßlich oder deutlich heißen kann, scheint überflüßig zu seyn: denn eine Anleitung zu undeutlichen Kanzelvorträgen, wäre eine seltsame Erscheinung. Anweisung zum Kanzelvortrag, steht anstatt Homiletik. Der letzte Ausdruck kann, obgleich er in der Gottesgelahrheit ein Bürgerrecht erlangt hat, füglich gegen einen deutschen vertauscht werden; aber gegen welchen? Einige sagen dafür „Anleitung zur Amtsberedtsamkeit, oder „zur christlichen Beredtsamkeit, oder zu predigen.“ Die beyden ersten scheinen passender zu seyn, als der dritte, welcher so wie das Wort Kanzelvortrag, der Wissenschaft zu enge Schranken setzt; weil auch Vorschriften zu Tauf- Trauungs- u. dgl. Reden, die weder auf der Kanzel noch immer in der Kirche gehalten werden, darin vorkommen. Predigervorträge wäre vielleicht der schicklichste Ausdruck, da bey geistlicher Beredtsamkeit das Beywort geistlich, für manches Ohr unleidlich ist. — Noch engere Schranken setzt der Verf. in der Einleit. §. 2. der Homiletik, wenn er behauptet, dieselbe habe blos die Kenntniß und Ausübung der

christ-

christlichen Religion zum Gegenstande. Dieß kann nur von dem größten Theil der Predigervorträge gesagt werden. Schon wenn der Prediger über Lehren der natürlichen Religion, oder über Naturbegebenheiten, oder wider herrschenden Aberglauben z. B. wider die Furcht vor Hexerey und vor Gespenstern u. dgl. redet, so kann man nicht sagen, daß er blos die christliche Religion zu seinem Gegenstand mache, oder man müßte den Worten eine so unerhört weitläuftige Bedeutung zueignen, durch welche endlich auch Essen, Schlafen u. s. w. mit dahin gezogen würden. Und wenn er nun gar wie Sebaldus Nothanker, seine Gemeine ermuntert für ihren König zu fechten, und den Tod fürs Vaterland zu sterben; oder wenn seine Rede bey Einweihung einer Fahne, nach des Verf. Vorschlag S. 255 vom Dienst fürs Vaterland, von Muth in Gefahren u. dgl. handelt: so sind das doch keine Vorträge, welche eigentlich, noch weniger blos, die Kenntniß und Ausübung der christlichen Religion zum Gegenstand haben; wenigstens würden sie, wenn Türken die Zuhörer wären, sich eben so nahe auf ihre Religion beziehen. — Vermuthlich hielt es der Verf. für überflüßig, der angezeigten engen Beschränkung der Predigervorträge auszuweichen, da ihm die Regel zur Seite steht: a potiori fit denominatio.

Jk.

Liturgisches Archiv. Drittes Fach, eröffnet von Johann Heinrich Pratje, Generalsuperintendent. Stade, bey Friedrich. 1786. 17 Bog. in 8.

— — — — Viertes Fach, von eben dem Jahr und Bogenzahl.

Ueber die Einrichtung des Werks und den Werth desselben ist bereits bey Anzeige der ersten beyden Stücke geurtheilt worden. Daher wir jetzt nur von dem Inhalt dieser Fortsetzung etwas sagen dürfen. Wir wollen aber auch hievon nur das erheblichste anführen. Voran im dritten Fach steht eine Abhandlung unter dem Titel: Etwas von der Kirchenliturgie und deren Verbesserung überhaupt. Sie soll von einem angesehenen Juristen aufgesetzt seyn, und der Inhalt selbst lehrt es auch schon, daß sie nicht von einem frey

denkenden Theologen und Philosophen herrühre. Denn die Sache wird ganz nach juristischen Principien untersucht und beurtheilt. Da wir mit diesen nicht in aller Absicht zufrieden seyn können, so hätten wir auch hier manches, z. E. bey der großen Gewalt, die den Landesherrn eingeräumt wird, zu erinnern. Es ist aber darüber schon an andern Stellen unserer Bibliothek mehreres gesagt worden; daher wir es übergehen. — Zweytens folgt eine Abhandlung über die Einsegnung christlicher Ehefrauen. Hier wird zuförderst der Ursprung dieses kirchlichen Gebrauchs historisch untersucht und manches dawider erinnert; sodann werden auch einige neue auf verschiedene Fälle ausgearbeitete Formulare beygefügt, die uns jedoch nicht alle gleich gut gefallen haben. Sie sind auch von verschiedenen Verfassern aufgesetzt, deren einer S. 64. den Wunsch äußert, daß die öffentliche Einsegnung der Kirchgängerinnen überhaupt abgeschafft, und dagegen allein eine öffentliche Danksagung von der Kanzel eingeführt werden möchte. Unsers Wissens geschieht letzteres auch bereits in einigen Ländern und in den mehresten größeren Städten. In diesen finden sich auch bey der öffentlichen Einsegnung die mehresten Schwierigkeiten. In kleinen Städten und Flecken und in Landgemeinen kann dagegen nach des Rec. Meynung, die kirchliche Einsegnung immer beybehalten werden, da sie wirklich weit eher einen guten Eindruck bewirket, als die bloße Danksagung auf der Kanzel. Es ist rührend und feyerlich, wenn eine Mutter mit ihrem Kinde öffentlich vor Gott und der Gemeine erscheinet, und ihre große Verpflichtung in Absicht ihrer selbst und ihres Kindes anerkennet. Nur finden sich auch hiebey manche alte Gewohnheiten und wirkliche Misbräuche, die noch abgeändert werden müßten. — Die sub No. 3. mitgetheilte Churbraunschweigische Verordnung, wie es in den Herzogthümern Bremen und Verden mit der Confirmation der Katechumenen gehalten werden soll, verdient Beyfall und Nachahmung. Rec. hält von der an mehrern Orten üblichen Privatconfirmation eben nicht viel, und zieht die öffentliche in vieler Absicht vor. Nur wünschte er, daß das sogenannte Examen der Kinder nicht unmittelbar vor diesem Actus hergehen, sondern entweder ganz wegfallen oder zuvor an einem andern Tage geschehen möchte. Es ist zu viel verlangt, wenn junge Kinder einige Stunden nach einander Aufmerksamkeit und Andacht behalten sollen. Dagegen wird die Feyerlichkeit und Nutzbarkeit

keit der Handlung gar sehr dadurch befördert, wenn die Kommunion selbst unmittelbar auf die Confirmation folgt, und wenn sich kein Confirmandus von derselben ausschließen darf. — Die unter den folgenden drey Nummern mitgetheilten Trauungs- Tauf- und Gebetsformulare enthalten noch zu viel Bibelsprache und mehrere andere Mängel, daher sie noch nicht zu Mustern dienen können. Doch sind sie freylich den alten, die wir haben, sehr vorzuziehen. — Von den übrigen Stücken dieses Fachs ist No. 8. noch das erheblichste. Es rührt vom Prediger Polchow zu Genin im Hochstift Lübeck her, und enthält Winke für theologische Biedermänner, welche ein neues Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst sammlen sollen. Ist gleich darin nichts Neues gesagt, so sind es doch wahre und nützliche Bemerkungen, die noch immer wiederholt werden müssen.

Im vierten Fach trägt zuerst Hr. Past. Herren zu Bremen seine Gedanken vor über den Werth öffentlicher Fürbitten und Danksagungen in Absicht auf bestimmte Güter und Gaben. Diese hatte Hr. Salzmann in seinen Gottesverehrungen und liturgischen Beyträgen als unschicklich verworfen. Seine Gründe enthalten auch allerdings viel scheinbares. Indeß stimmt doch Rec. dem Hrn. Herren, der sie in Schutz nimmt, in der Hauptsache bey. Nach dem Beyspiel und Lehre Jesu und seiner Apostel können sie allerdings unter gewissen hier zum Theil gegebenen Vorsichtigkeitsregeln in der christlichen Kirche bleiben. Sie dienen wenigstens dazu, daß die Aufmerksamkeit der Menschen auf Gottes Regierung und das Gefühl ihrer Abhängigkeit erhalten und befördert werden. Doch wir haben hier nicht Raum unsere Gedanken ausführlicher zu sagen. — Sub. No. 3. streitet Hr. Past. Meeden wider die neuen Liturgen, die in ihren Taufformularen auf eine stärkere Verpflichtung der Gevattern dringen. Wie uns dünkt, so hat er hierin völlig Recht. Eigentliche Verbindlichkeit zur Erziehung der Pathen muß und kann aus der Gevatterschaft nicht entstehen. Doch finden wir auch nichts Zweckwidriges darin, wenn die Taufzeugen bey dieser Gelegenheit ermahnt und gebeten werden, auch an ihrem Theil und so weit es ihnen möglich ist, für das Wohl der Kinder Sorge zu tragen. Hat gleich der Stifter der h. Taufe dies nicht ausdrücklich befohlen, da er überhaupt über die Gevatterschaft nichts verfügt hat, so ist es doch

dem Geist der uns so ernstlich anbefohlnen evangelischen Liebe gemäß. — Bey den sub. No. 6. und 8. mitgetheilten neuen liturgischen Formularen haben wir eben das, was schon beym dritten Fach gesagt ist, zu erinnern. Dagegen verdienen die Bemerkungen des Hrn. Past. Polchow No. VII. über den öffentlichen Gottesdienst und über die Volksschulen im Herzogth. Oldenburg, und das Ideal eines kleinen Gesangbuchs zum Gebrauch der Schuljugend sub. No. IX. Aufmerksamkeit und Prüfung. Auch unter den Briefen liturgischen Inhalts, welche in beyden Fächern mitgetheilt sind, finden sich einige, die gute Anmerkungen, Winke und Vorschläge enthalten; so wie andere dagegen des Abdrucks kaum würdig waren.

Jw.

Versuche zur Beförderung des Wachsthums an Christenweisheit und Christentugend, in Predigten von Ludwig Röntgen, Evangel. luther. Prediger zu Petkum bey Emden. Erster Band. Aurich, gedruckt bey Borgeest. 1 Alph. 4 Bog. in 8.

Wenn der Prediger Weisheit und Tugend unter seinen Brüdern, und durch Weisheit und Tugend menschliche Glückseeligkeit befördern soll: so müssen wir gestehen, daß Hr. Röntgen durch vorliegende Predigten seinen Beytrag dazu gegeben hat. Die abgehandelten Materien sind gut gewählt, und auch meistentheils sehr gut ausgeführt, und der sachkundige Mann blickt überall hervor. Die Sprache ist herzlich und edel, hie und da blühend. Nur haben wir an derselben auszusetzen, daß sie nicht durchaus rein ist, und daß der V. sich hin und wieder zum Gebrauch sogenannter Kraftwörter hat verleiten lassen. Z. B. das Gebet ist wie Hunger und Durst das unausbleibbarste Bedürfniß; zum höhern Kraftmaaße seine Zuflucht nehmen; S. 5. fühlendes Bedürfniß und schmerzendes Gefühl S. 6. wenn die Christen das Vater Unser mit heißerm Verlangen beten thäten S. 22. u. dgl. Die Predigten sind sämmtlich, bis auf die siebende, über selbstgewählte Texte gehalten. I. Der Werth des Gebets überhaupt und des Vater Unsers insbesondere. Matth. 6, 9—13. Am besten hat uns hier gefallen, was der Verf. über

über den Misbrauch des Vater Unsers (S. 16. 17.) sagt. „Man hat diesem Gebet, vielleicht in guter Absicht, um es „den Christen desto ehrwürdiger zu machen, aber ganz ohne „Grund, einen höhern Grad des Nutzens, ja gar eine über„natürliche Kraft und Würde angedichtet, und dadurch zu „dem schändlichsten und gräulichsten Misbrauch selbst Anlaß „gegeben. Es wird das Vater Unser sogar zu den sogenann„ten Zaubereyen, Hexereyen und Teufelsbannereyen, und „nach der Aussage derer, die mit solchen Betrügereyen das „Volk verführen, mit großem Nutzen gebraucht. Diejenigen „die etwa auch unter uns ein solches ehrloses und sündliches „Handwerk treiben, werde ich wohl schwerlich eines bessern „belehren können, denn ihr Eigennutz erfordert die Erhaltung „ihres Wahns; aber solchen, die sich von solchen Bösewich„tern betriegen lassen, kann doch eine Warnung nicht unnütz „seyn. So wisset dann, daß das Vater Unser keine grö„ßere Kraft und Würkung hat als jedes andere Gebet „u. s. w.“ Der dritte Theil über die Anrede an Gott ist ungemein herzlich.

II. Predigt. Die Verbindlichkeit der Christen, die Verehrung Gottes unter den Menschen zu befördern. Matth. 6, 9. 10. III. Predigt. Wenn wir Gottes Willen thun, befördern wir unsre eigene und die allgemeine Glückseeligkeit. Matth. 6, 10. IV. Predigt. Gott zeigt sich höchst weise und gütig in der Ernährung und Versorgung der Menschen. Matth. 6, 11. V. Predigt. Daß Gott Sünden vergiebt, ist für uns Sünder unaussprechlich wichtig. Matth. 6, 12. VI. Predigt. Die Versuchungen oder Reitzungen zum Bösen sind nothwendig für den Menschen der zu höherer Weisheit, Tugend und Vollkommenheit erzogen und gebildet werden soll. Matth. 6, 13. VII. Predigt, von der Vorsorge und Aufsicht Gottes über die Schicksale der Kindheit Jesu, und über die Schicksale unserer Kindheit. Am Sonntage nach dem Neuenjahr über das Evangel. Matth. 2, 13—23. VIII. Predigt. Die Vortrefflichkeit und Schicklichkeit der Lehre Jesu zu den Bedürfnissen des menschlichen Geistes. Joh. 17, 3. IX. Predigt. Die weise, gütige und gerechte Regierung Gottes in der Hervorbringung und Leitung der Gewitter. Hiob 37, 12. 13. X. Predigt. Von unserm vernünftigen und christlichen Verhalten

bey Gewittern. Hiob 37, 12. 13. — Wem es um Belehrung und Erbauung zu thun ist, dem können wir mit gutem Gewissen diese Predigten empfehlen. Noch vollkommener wird der zweyte Band seyn, wenn der Verf. mehr für die Richtigkeit des Ausdrucks sorgen wird. Es haben 1108 auf diese Predigten subscribirt, unter welchen 21 kaiserliche, königliche und fürstliche Personen sind!!

Df.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Reflexionen über den angeblichen Antrag der K. K. Religionskommission an Ihro röm. K. K. Majestät Joseph II. den Cälibat der Geistlichen aufzuheben. Wien und Ollmütz. 1786. 496 Seiten in gr. 8v.

Oeffentlichen Nachrichten zu Folge soll die K. Religionskommission bey dem Kaiser Joseph II. dahin angetragen haben, daß er zum Besten seiner Staaten den höchst schädlichen Cälibat der Geistlichen aufheben möge. Uns dünkt das um so viel wahrscheinlicher, da die Kommission wirklich ihr vorzüglich empfohlnes Augenmerk, die vortheilhaftere Beziehung der Religion auf den Staat, versäumt haben würde, wenn sie den Antrag nicht gethan hätte. Indessen ist die Sache geblieben, wie sie war. Der einzige Nutzen, oder Schaden des Gerüchts wäre nun wohl, daß so manche Feder über die Materie des Cälibats wieder in Bewegung gesetzt worden. Auch hier tritt so ein unberufener Sudler auf, der in Voraussetzung daß obiger Antrag an den Monarchen geschehen sey, der Abschaffung des Cälibats in einer langweiligen und eckelhaften Schreibart widerspricht. Aus dem Anfang der Vorrede kann man schon auf das saubere Werk schließen: „Der Cälibat der heiligen Diener ist zu vortrefflich, als daß „gewisse natürliche und ganz fleischliche Menschen ihn nicht „hätten bekriegen sollen.“ — Mehr braucht es nicht um zu zeigen, was der Verf. für ein elender Mensch ist. Indessen wollen wir zu mehrerer Bestätigung noch das Ende anführen. Er wirft zuletzt die Frage auf, ob der Pabst die Erlaubniß

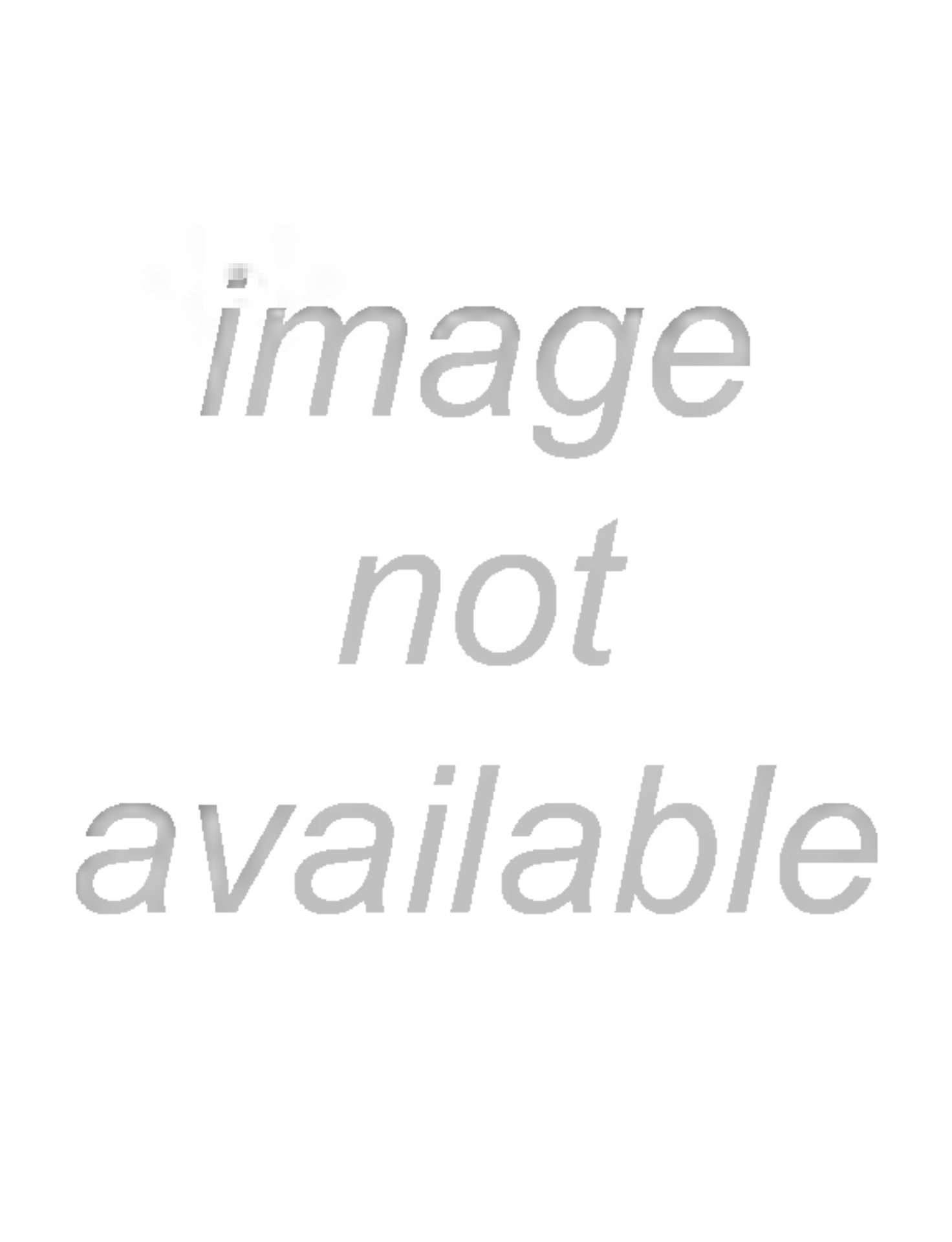


image
not
available

Grenzen setze, und mit einer gesunden Moral und gründlichen Politik nie gereimt werden könne, daher man der Welt den besten Dienst thue, wenn man das Christenthum von Grund aus ausrotte, zumal politische Gesetze, und zwar diese ganz allein des Menschen gesammte Wohlfarth zu bestimmen vermögend wären. — Auch der Deismus ist also diesem Verf. sehr entbehrlich. Er will nichts von den Verbindlichkeiten wissen, die Vernunft oder positive Religion für die Menschen jemals bestimmt, und so sind dergleichen Behauptungen freylich das non plus ultra des Unglaubens, und die Grenzlinie, über welche Niemand mehr kommen kann. Ueberdem hat der Sudler ohne alle Mäßigung und Schaam sich der gröbsten Anachronismen und schändlichsten Verfälschungen schuldig gemacht, und noch dazu mit unerhörter Dreistigkeit aus Hobbes, Bayle, und Bolingbroke das Allermeiste geraubt.

Des Hrn. Bergier Hauptaugenmerk gehet also auf die Widerlegung dieses christianisme devoilé, zugleich hat er die Grundsätze folgender ähnlichen Schriften wider das Christenthum geprüft und gründlich widerlegt, als: Dictionnaire philosophique, Philosophie de l'histoire, Traité sur la Tolerance, (dies treffliche Buch von Voltaire gehört nicht in die Classe der zu Widerlegenden) Lettres sur les miracles, Question de Zapata, Militaire philosophe, Lettres à Eugenie, Examen important, Lettres philosophiques de Toland etc. Die Abhandlung ist in folgende Kapitel getheilt: 1) Nothwendigkeit und Schwierigkeit der Religionsprüfung. 2) Kurze Geschichte des jüdischen Volks. 3) Kurze Geschichte des Christenthums. 4) Von der christlichen Theologie. 5) Von der Offenbarung. 6) Von den Beweisen der Offenbarung. 7) Von den Geheimnissen der christlichen Religion. 8) Andere Geheimnisse und Glaubenslehren. 9) Von den christlichen Gebräuchen und Ceremonien. 10) Von den heiligen Büchern der Christen. In allen diesen Materien folgt Hr. Bergier seinen Gegnern. Er bleibt dem System seiner Kirche treu, aber mit vieler Erudition, und Beleſenheit, desgleichen mit vieler Feinheit, und anscheinender Mäßigung und Bescheidenheit gegen uns Ketzer, ob er uns gleich nichts schenkt; denn daß wir ewig verdammt werden, erfahren wir auch hier schon in aller Höflichkeit. Ob seine jesuitische Schuldialektik den Freygeistern

ſtern eben behagen werde, zweifeln wir. Das ſauberſte Kleid, was der orthodoxen katholiſchen Religion umgehängt werden kann, hat ihr Hr. Bergier gewiß umgehängt. Uebrigens wollen wir uns bey dieſer bloßen Ueberſetzung eines ausländiſchen Buchs weiter nicht aufhalten. Die Ueberſetzung iſt ſehr ungelenk, und beweiſet, daß der Ueberſetzer unſere Sprache gar nicht in ſeiner Gewalt hat.

Predigten nach den Bedürfniſſen des gemeinen Mannes. Predigern zum gemeinnützigen Kanzelvortrag, und chriſtlichen Familien zur Selbſtbelehrung und Erbauung dienlich. Erſter Band. 495 S. und 3 Bogen angehängte Dispoſitionen. Zweyter Band. 568 S. und drittehalb Bogen Dispoſitionen. Dritter Band. 532 S. drittehalb Bogen angehängte Dispoſitionen. Vierter Band. 442 S. in gr. 8. München, bey Strobl. 1785—1787.

Obgleich die katholiſche Kanzelberedtſamkeit ſeit einigen Jahren unleugbar einige Fortſchritte gemacht hat, ſo werden unbefangene Leſer doch gleich ſehen, daß es mit der Verbeſſerung noch nicht auf den Punkt gekommen, ſolche Predigten, wie dieſe hier, von katholiſchen Kanzeln erwarten zu können. Der Herausgeber geſtehet auch in der Vorrede, daß ſie kompilirt ſind. Aber — es war vermuthlich nicht in ſeinen Plan, auch zu geſtehen, daß ſie aus Proteſtantiſchen Kanzelrednern geſammlet ſind. Im erſten Theil werden die Vorbuchſtaben der Namen der Verfaſſer angegeben. Sie ſind C. G. Z. und S. M. Im zweyten Theil C. G. Z. — C. F. — S. M. und S. Im dritten Theil C. G. Z. — J. M. M. und F. F. Im vierten Theil ſind die Verfaſſer gar nicht genannt. Wären es Katholiken: ſo würde ihr Name gewiß nicht verſchwiegen ſeyn. Keiner iſt mehr geplündert als Jerrenner, deſſen Ackerpredigten ſich in des Herausgebers Plan genau paßten. Jeruſalem, Spalding und Zollikofer ſind nicht wörtlich ausgeſchrieben, weil die erhabenere Art ihres Vortrages ſich mit dem Zweck dieſer

Pre-

Predigten fürs Landvolk nicht reimte. Wir wollen mit einer genauern Nachforschung aus welchen protestantischen Predigtbüchern, diese katholischgemachte Sammlung genommen worden, die Zeit nicht verderben. Genug, der Herausgeber erklärt sie für zusammengetragene Arbeit, und wir setzen hinzu, daß sie von Protestanten verfasset ist. Des Kompilirens scheint überhaupt jetzt kein Ende zu seyn. Die armen Leser, die sonst eine Predigtsammlung kaum einmal kaufen wollten, sollen sie nun zehnmal bezahlen, immer einerley Waare unter verschiedenen aufgehängten Schildern. Hier heißt es Volkspredigten. Eine andere Sammlung bezieht sich auf die ganze christliche Moral. Wieder auf andere Manier hat der Prediger Roth die vermeintlich besten Predigten der Protestanten zusammengesucht, und so wird einerley Waare auf verschiedene Weise zusammengemischt. Die Katholiken haben sich überhaupt, das Ausschreiben aus Protestantischen Schriften seit einiger Zeit, auf eine nicht zu entschuldigende Weise erlaubt. In katholischen Ländern sind die protestantischen Bücher oft wenig bekannt, und so erlangt mancher katholische Schriftsteller einen Ruhm eines brauchbaren und guten Schriftstellers, da er nichts als ein Plagiarius ist. Allenfalls glauben diese Herren, wenn sie protestantische Bücher katholisch machen, d. h. wenn anstatt protestantische Wahrheit katholische Vorurtheile setzen, so hätten sie durch diese Verstümmelung sich die Bücher eigen gemacht. So hat z. B. der schlesische Exjesuit P. Zeplichal, seine Schulbücher, (wodurch er einige Zeitlang Ruhm erhielt, bis das unverschämte Plagium entdeckt ward) aus Pfennig und andern protestantischen Schriftstellern ausgeschrieben. So hat der salzburgische Benediktiner P. Schelle die Universalhistorie aus Schröckh abgeschrieben, und verstümmelt, und auf der Wirzburgischen Universität ist das Schröckhsche Lehrbuch der Weltgeschichte eben so mißhandelt worden; so daß das Wahre in der Geschichte, den in der katholischen Kirche angenommenen Vorurtheilen hat weichen müssen. Lavaters Tagebuch nebst verschiednen andern protestantischen Schriften sind in Wien unter andern Titeln nachgedruckt, und verstümmelt worden. Ein gewisser geistlicher Roth und Exjesuit Mutschelle in Baiern, ist in allen Zeitungen, wegen seiner ascetischen Schriften als ein vortrefflicher Schriftsteller gerühmt worden, bis endlich entdeckt wurde, daß er aus Jerusalem, und Spalding alles ausgeschrie-

schrieben hat. Ein neuer Beweis dieses Ausschreibens ist die gegenwärtige Sammlung die im Verlag des durch Nachdruck übelberüchtigten Schrobls zu München erschien.

Nun zum Buche selbst. Die sehr vernünftig abgefaßte Vorrede enthält allgemeine Betrachtungen über die Bedürfnisse des gemeinen Volks in Absicht der Religion. Es ist uns so viel bekanntes darin, daß die Hauptgedanken vermuthlich aus einem Protestanten ausgeschrieben sind. Der Volkslehrer bringe würdige und gereinigte Begriffe von Gottes Eigenschaften bey. (Nur ja nicht aus der Metaphysik, sondern wie der Anblick der Geschöpfe in der Natur es an die Hand giebt.) In Glaubenslehren, und Religionsgeheimnissen soll alles deutlich, präcis und vollständig erklärt werden. (Was heißen Religionsgeheimnisse? Doch nicht die von der Kirche geschmiedete Lehren, von Transsubstantiation, Ablaß u. dgl. in welchen contradictio in adiecto ist? Ueberhaupt Geheimnisse deutlich und vollständig zu erklären, ist zu viel gefodert.) Mit Recht schärft der V. ein, daß dabey auf die moralische Brauchbarkeit gesehen werden muß.

Die Abhandlung von den Hindernissen der Besserung des gemeinen Volks, die in Vorurtheilen, bösen Gewohnheiten, gräulichen Unordnungen bestehen, ist sehr gut. Auch landesherrliche Verordnungen zum allgemeinen Besten können füglich auf der Seite des Nutzens öffentlich angepriesen werden, wobey aber dem Lehrer viel Vorsicht und Weisheit zu empfehlen ist, damit er nicht anrüchig und verdächtig werde. (Wie so? vermuthlich wenn der Landesherr seine Rechte wider die Clerisey geltend machen will, soll der Pfarrer nicht der Clerisey sich verdächtig machen.) Der sogenannte evangelische Eifer, oder Schmähsucht wider die Freygeister wird nach Verdienst, als die elendeste Sache verworfen. Die ganze Vorrede kann von katholischen Pfarrern nicht genug beherzigt werden. Protestanten haben hingegen das Alles schon lange gewußt und größtentheils geübt. —

In den Predigten selbst, deren Wahl wir nicht tadeln können, herrscht reine Moral, deutliche Hinweisung auf den Schöpfer und Erhalter, dessen weise Regierungen, und wohlthätige Einflüsse. Das ganze Leben des gemeinen Mannes ist meisterhaft benützt, um alle Geschäffte der Wirthschaft und häuslichen Verbindung auf Gottseeligkeit anzuwenden. Viele Dinge, die zum Aberglauben Anlaß geben, sind

gründ-

gründlich und verständlich erklärt, so daß wir dem Sammler, der von sich in der Vorrede sagt, daß er Vieles in diesen Reden geändert, abgeschnitten, hinzugethan, so unberufen er auch überhaupt zu einer solchen Arbeit die Predigten der Protestanten in katholische Form zu gießen, seyn möchte, doch in der Ausführung selbst nichts Beträchtliches vorwerfen können. Von Katholischen Unterscheidungslehren hat er sehr wenig eingemischt, gerade nur soviel, um für diese Kirche brauchbar zu seyn. Um die Beurtheilung des Lesers zu erleichtern, wollen wir den Inhalt einiger Vorträge auszeichnen.

Im ersten Bande: 1) Pred. Salom. 7, 16. Ueber den Werth des Feldbaues. 2) Pred. Sal. 11, 21. Der Feldbau eine Anleitung zur Gottseeligkeit. 3) Ps. 23, 1. Pflügen, Säen, und Bestellen als Anleitung zur Frömmigkeit. 4) Matth. 13, 24. Eben des Inhalts. 5) Jacobi 5, 7. Das wachsende Korn, eine Anleitung zur Frömmigkeit. 6) Ps. 18, 6. 7. Ueber die wohlthätige Sonne. 7) Hiob 37, 9. Ueber wohlthätige Winterkälte. 8) Hiob 36, 29. Nutzen des Donnerwetters. (Sehr vermuthlich aus Zerrenner.) „Gott hat uns, was „den Blitz anbetrifft, ein Mittel gegeben, ihn unschädlicher „zu machen, welches durch Ableiter geschieht. Ihr werdet „diese eiserne Spitzen über Pulverthürme und Häuser gesehen „haben. Sehet, die haben weise und liebe Obrigkeiten dahin „gesetzt, weil das Einschlagen des Blitzes ein großes Unglück „ist. Das geschieht aber alsdenn nicht. Dankt dem lieben „Gott, und bewundert, daß er dem Menschen einen so schö„nen Verstand gegeben hat. Denkt ja nicht, der liebe Gott „werde so etwas übel nehmen. Ihr löscht ja auch das Feuer, „das der Blitz angezündet hat. Nicht wahr, der liebe Gott „ist den Menschen recht gut.“ —

Der erste Band enthält 23 Reden, unter welchen einige gelegentlich bey Hinrichtung einer Kindesmörderin, und nach einem Brande gehalten worden.

Der zweyte Band enthält 24 Predigten, in welchen sich einige: Ueber die unerkannten Wunder Gottes; von den Pflichten der Dienstboten; für die wahren Armen in der Stadt F.; und Betrachtungen am Schlusse eines Jahres, vortheilhaft auszeichnen.

Der dritte Band enthält 24 Reden, die bis auf die, am 5ten Sonntage nach dem Dreykönigsfeste so deutlich bloß aus Protestanten abgeschrieben sind, daß sie keine Spur

von

von Katholicismus an sich haben. Hier aber warnet der V. Niemanden einen Ketzer zu schelten, über den Lutheraner kein Verdammungsurtheil zu fällen, oder ihn nur für einen halben Menschen zu achten. Denn, Christus habe zwar guten Saamen ausgestreuet, die christliche reine Lehre (versteht sich vom Katholicismus) in der Welt gegründet, und der Teufel habe den Afterweitzen, die Irrlehrer (versteht sich von Protestanten) dazwischen gesäet; aber, doch wolle Christus das Unkraut, die Ketzer, nicht ausrotten lassen, damit kein Rechtgläubiger darunter leiden möge. Wollte man den Ketzer zum Lande hinausjagen: so würde das Land selbst leiden. Man könnte auch gar leicht Afterweizen mit wahrem Weizen verwechseln. (Auch könnte das Urtheil Gottes vom Urtheil der Menschen gar leicht verschieden seyn.) Die Verdammungssucht könnte einen Menschen drücken, der blos in Worten und Formeln von uns abgeht; da auch der Katholik vom Lutheraner, und dieser von Jenem nicht vortheilhaft urtheilt, beyde aber nicht zugleich Recht haben können: so muß es nie zu Thätlichkeiten kommen, (und der Punkt vom Ausjäten des Unkrauts, in suspenso bleiben. So sanft und billig hier der Verf denkt, so erblickt man doch den Geist des ächten Katholicismus, dem der Verf. nicht widersprechen durfte. Der Teufel hat die Protestanten, die Irrlehrer, als Unkraut zwischen den katholischen Waizen gesäet. Wie klingt dieser Satz in einer Predigtsammlung, die ganz aus Protestanten abgeschrieben ist! weil die Unfehlbaren nichts bessers hatten!)

Die Predigt am Charfreytage, und die Abschiedsrede sind von vorzüglichem Werth.

Der vierte Band enthält 21 Vorträge. Sie sind an Brauchbarkeit den vorigen gleich. Die vortreffliche Beleuchtung der Bekehrung auf dem Todtenbette, in der zweyten Predigt, die alles Wichtige, was der Volkslehrer über diesen Punkt nicht oft genug einschärfen kann, enthält; hat Rec. erst kürzlich in einer protestantischen Sammlung gelesen, kann sich aber nicht sogleich besinnen, in welcher. Ueber die Geschichte von der Versuchung Christi. (Eben nicht im Sinn des Katholicismus.) „Viele möchten „da denken: Ja das war eine andere Sache mit Christo, der „war ein heiliger Mann, und Gottes Sohn. Nicht doch, „meine Lieben, er war so ein Mensch wie wir, und lebte in „eben der Welt. Es ist ein elender Behelf, zu sagen: der

Teu-

„Teufel hat mich verführt. In unserm eigenen Herzen liegt „der Grund zu garstigen schändlichen Thaten. Die ganze „Versuchung kann so viel heißen: Einmal habe Jesus in der „Wüste; ein andermal auf der Tempelzinne, und noch einmal „auf einem Berge Gelegenheit zu bösen Gedanken gehabt. „Die Engel traten zu ihm, und dienten ihm. Seine Jün„ger und andere gute Leute gaben ihre Freude zu erkennen.“ Die Predigt über das letzte Gericht hingegen, nimmt die sinnbildlichen Vorstellungen Jesu im wörtlichen Verstande, und macht aus der, alle Menschenseelen in Ewigkeit begleitenden allergenauesten Gerechtigkeit Gottes fast nicht mehr als ein eitles Gaukelspiel.

Bm.

Das römische Gesetzbuch. Mit Anmerkungen. Frankfurt und Leipzig. (Wien) 1787. 494 Seit. in gr. 8v.

Schwerlich dürfte jemand unter diesem Titel das vermuthen, was er hier findet. Wir glaubten eine deutsche Uebersetzung des Corpus Iuris zu finden, und fanden einen Auszug aus dem bekannten großen päpstlichen Bullarium. Die beste und vollständigste Ausgabe desselben, die der Verf. bey seiner Arbeit zu Grunde gelegt hat, besteht aus 30 Bänden in Folio, und enthält mehr als 9000 päbstliche Bullen, Briefe, Verordnungen, Privilegien und Excommunicationen von Pabst Leo I. bis Benedikt XIV. also aus einem Zeitraum von dreyzehn Jahrhunderten. Die Idee, den wesentlichen Inhalt dieser ungeheuern Sammlung in ein paar mäßige Bände zusammenzupressen, war sehr glücklich, und die Ausführung derselben ist, wenn gleich nicht ganz vollkommen, dennoch wenn man die Größe des Unternehmens und die Beschwerlichkeit der Arbeit ermißt, vorzüglich gut gerathen. Man kann sich hier auf die bequemste Art eine sichere und hinlängliche Einsicht in den Geist und die Grundsätze des römischen Hofes, die in allen Zeiten und fast unter allen Umständen dieselben geblieben sind, verschaffen, und die immer zunehmende Kühnheit, mit der die römischen Bischöfe ihre Herrschaft über die ganze Welt ausbreiteten, und Eingriffe in die Rechte der Fürsten, der Staaten, und der Mensch-

heit

heit im Allgemeinen wagten, kennen lernen. Der Verf. hat sehr wohl daran gethan, daß er nicht den Inhalt aller, sondern nur der merkwürdigern Bullen, die den Charakter der Päbste und die Feinheiten und Ränke der römischen Curie ins Licht zu setzen dienen, angiebt. Die Erwähnung einiger, dem Schein nach, geringfügigen und unbedeutenden Stücke, entschuldigt er damit, daß man, bey genauerer Erwägung, den römischen Hofgeist (dessen Schilderung, wie man leicht sieht, die Hauptabsicht des Verf. war) nirgend vermissen werde. Gegenwärtiger erster Band (dem ein zweyter folgen soll) geht über die 16 ersten Bände des Bullarii. Wir glauben unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihnen einige der merkwürdigsten Züge auszeichnen. — Bey Gelegenheit einer Bulle von Leo I. das kalzedonische Concilium betreffend, wird eine Verfälschung des P. Merz gerügt. Er behauptet nämlich in seiner Schrift: was ist der Pabst? das erwähnte Concilium habe genannten Pabst einen allgemeinen Bischof genannt. Allein das ist falsch. Diesen Titel gab ihm nur der Diaconus Theodor. Das Concilium selbst nannte ihn bloß den heiligsten Erzbischof der Römer. — Vom Pabst Hilarius ist besonders die Bulle merkwürdig, worin er sagt, die Kirchensatzungen befohlen durchaus, daß ein Priester keine abgenützte Witbe, sondern eine ungeschwächte Jungfrau zum Weibe nehme. — Gelasius I. war der erste Pabst, der (im Jahr 494.) behauptete, man könne von dem römischen Pabste nicht weiter appelliren, er habe keinen Richter auf Erden. So groß aber auch schon der Dünkel der damaligen Päbste war, so konnten sie doch die Sprache der Demuth recht gut annehmen, wenn sie etwas, wonach sie strebten, nicht durch eigene Kräfte zu erlangen vermochten. So braucht z. B. Anastasius II. (496.) in einem Bittschreiben an den griechischen Kayser Anastasius folgende Ausdrücke: Humilis pietatis tuae precator accedo, gloriosissime ac clementissime semper Auguste! — Vigilius war der letzte Pabst (545.) der in seinen Schreiben an den Kaiser seinen Namen dem kaiserlichen nachsetzte: Gloriosi. et clement. filio Iustiniano A. Vigilius Papa. Dieser Pabst hieß die drey berühmten Kapitel, die die Ketzerey des Eutyches enthielten, bald gut, bald verwarf er sie, und gab dadurch einen klaren Beweis seiner Untrüglichkeit. — Johann III. war der erste, der in seinen Briefen seinen Namen allen übrigen vorsetzte, und sich des Titels

Servus servorum Dei bediente. — Gregor II. wünschte dem Kaiser Leo den Teufel an den Hals, und zwar, wie er sagt, zu seinem Seelenheil. So wagte schon im Jahr 730. ein römischer Bischof seinem Landesfürsten zu schreiben! — Zacharias war der erste, der es wagte, einen souveränen Fürsten (den König Chilperich) des Reichs zu entsetzen, und es einem andern zu übertragen. — Im achten Jahrhunderte bestand die Feinheit des römischen Hofes vorzüglich darin, Mönchskolonien in der ganzen Welt anzulegen. Der Ausgang hat bewiesen, wie glücklich dieses Mittel zur Vergrösserung der Macht des römischen Hofes gewählt war. — Nikolaus I. legte den Grundstein zur päbstlichen Monarchie. Er unterjochte die Bischöfe Frankreichs, und machte sich dadurch zum unumschränkten Herrn der ganzen Geistlichkeit. — Leo IX. (1050.) nannte die Mönche und Aebte selbst Diebe, Räuber, Verführer des Volks. — Nikolaus II. verordnete, daß die Pabstwahl allezeit von den Kardinälen vorgenommen werden sollte, und eignete sich das Recht zu, das Kaiserthum zu geben, wem er wolle. So wurde die Minderjährigkeit Heinrichs IV. gemißbraucht! — Urban II. excommunicirte den französischen König Philipp, weil er seine erste Gemahlin verstoßen, und sich eine andere zugelegt hatte. Karl der Große aber, der fünf Kebsweiber hatte, ward von Paskal III. in die Zahl der Heiligen versetzt. So verschieden waren die Päbste in ihrer Infallibilität! — Paskal II. war der erste, der sich *ecclesiae catholicae* Episcopus unterschrieb. — Innocenz III. wollte seinen Stuhl um einige Stufen erhöhen, und was that er? Er ersann Bettelmönche, und schickte diese Schmetterlinge in der ganzen Welt herum, die päbstliche Macht zu verkündigen. — Innocenz IV. machte (1252.) die Verordnung wider die Ketzer und Ketzerinnen, 1) daß sie durch die weltliche Obrigkeit in Verhaft genommen, 2) nach Verlauf von 14 Tagen den Glaubensinquisitoren eingeliefert, 3) von diesen als Todschläger und Mörder der Seelen angehalten werden sollen, sowohl ihre Fehler als auch ihre Mitschuldigen, und wenn es Vater und Mutter selbst wären, anzuzeigen. 4) Sollen die Häuser, in denen sie wohnten, und auch die angrenzenden, sofern sie ihnen zugehören, niedergerissen, 5) ihre Namen öffentlich kund gemacht, 6) ihre Güter confiszirt, 7) ihre Kinder zu allen Aemtern untüchtig erklärt, und sie endlich 8) bey einem kleinen Feuer Gott zu Lieb verbrannt werden.

werden. — Urban IV. stiftete auf die vorgebliche Offenbarung einer blödsinnigen Schwärmerin die Frohnleichnamspossen. — Nikolaus III. gab eine schreckliche Bulle gegen die Ketzer, (1280.) in welcher er unter andern befiehlt, daß man diejenigen Ketzer, die als Büßer in die Kirche zurückkehren wollen, in ein ewiges Gefängniß versperren soll. — Bonifaz VIII. befahl der Welt zu glauben, daß jedes menschliche Geschöpf dem römischen Pabst unterthänig seyn müsse; daß beyde Schwerdter, das geistliche und das weltliche in der Macht der Kirche wären; und zwar dieses um für die Kirche, jenes von der Kirche gebraucht zu werden; dieses durch die Hand des Priesters, jenes durch die Hand der Könige und Soldaten, doch nur nach dem Winke und nach der Erlaubniß des Priesters. Weil es aber nöthig sey, daß ein Schwerdt unter dem andern stehe, so müsse das weltliche Ansehen dem geistlichen unterworfen seyn. — Eugen IV. war gegen das Basler Concilium äußerst aufgebracht. Er absolvirte und autorisirte also durch eine Bulle vom 9ten April 1437. die Straßenräuber, die jedermann, der Lebensmittel nach Basel bringen wollte, berauben würden. — Leo X. gab zu derselben Zeit, als er Luthern verdammte, eine Bulle zu Gunsten des Orlando furioso heraus, worin er bey Strafe der Excommunication verbietet, das Gedicht zu tadeln, oder den Verleger in seinem Gewinn zu stören. — Von Paul III. hat man eine Excommunicationsbulle gegen Heinrich VIII. von England, in welcher er sich den König der Könige nennt, den Heinrich sammt seiner ganzen Familie ehrlos erklärt, so, daß er kein Zeugniß ablegen, und kein Testament, ja nicht einmal ein Codicill machen könne. — Pius V. verbot allen Leibärzten der ganzen katholischen Christenheit, diejenigen Kranken zu besuchen, die innerhalb drey Tagen nicht beichten würden. — Gregor XIII. verordnete, daß alle Bösewichter (Straßenräuber, Ketzer und Majestätsbeleidiger allein ausgenommen) in allen Kirchen und Klöstern Freystätte haben sollten. — Unter Urban VIII. erhob sich ein heftiger Streit zwischen den Franziskanern und Kapuzinern über die spitzige Kapuze. Der Pabst deputirte zum Schiedsrichter den Kardinal Bentivoglio, der durch folgenden Ausspruch an den Tag legte, wie sehr er sich dieses Geschäfft angelegen seyn ließ. „Definitivsentenz Sr. Em. des Hrn. K. Bentiv. Tit. S. Prudentianae in Sachen des seraphischen Kapuzenspitzes. Nach angerufenem Namen Christi saßen wir zu

Gerichte, hatten Gott allein vor Augen, verhörten beyde Partheyen, sowohl mündlich, als schriftlich, und nach reifer Ueberlegung, nachdem wir uns mit berühmten Rechtsgelehrten, mit dem päbstlichen Nuntius in Frankreich, mit dem Kardinal de la Rochefoucault, ja mit dem Sanctissimo selbst berathschlagt haben, erklären, sprechen und sentenziren wir, daß die Franziskaner die spitzige Kapuze ablegen, und eine runde tragen müssen, und zu größerer Vorsorge haben wir drey Kopien der vorgeschriebenen Kapuze auf Pergament abzeichnen lassen, und eine davon mit eignet Unterschrift unterzeichnet, und mit unserm Sigill verpetschirt, den Franziskanern, die andere den Kapuzinern in Gegenwart eines Notarius und anderer Zeugen übergeben, wobey wir nicht verbieten, daß die Franziskaner nach Beschaffenheit der Leibesgröße eine weitere Kapuze, als das Maal anzeiget, tragen dürfen, nur daß sie nicht spitzig ist." — — So viel mag zur Probe genug seyn, daß man in diesem Buche sowohl eine unterrichtende, als unterhaltende Lektüre finden wird. Die Anmerkungen des Verf. sind größtentheils gründlich, und treffend, bisweilen launig. Zu wünschen wäre, daß der V. bey dem folgenden Theile lieber den Inhalt mancher Bulle von geringerer Bedeutung ganz übergehen, und dafür von den wichtigern die wesentlichsten Stellen in extenso einrücken möchte. Die Art und Weise, wie in den päbstlichen Bullen die Sachen gesagt werden, ist fast eben so merkwürdig und interessant, und oft noch interessanter, als die Sachen selbst sind.

Za.

2. Rechtsgelahrheit.

Elementa Iuris Publici Wirtembergici ac Ducum Privati. Auctore *Ioann. Gottl. Breyero*, Seren. Wirtemb. Duci a Conf. Regiminis, literisque Secretis et Taxatore supremo. Ed. II. priore auctior et emendatior. Bonum Civem decet, si omnia posteriora habere, patria

patriae commoda prima et maxima ducere. Cic. in Consol. Tubingae, sumt. Cottae. 1787. 720 S. ohne 36 S. Tit. Zueign. Vorrede, Inhalt, Register und zwo Geschlechtstafeln, in gr. 8v.

Die erste Ausgabe haben wir im 64. B. auf der 426. u. f. S. der A. d. B. angezeigt. Daß gegenwärtige Ausgabe beträchtlich vermehrt sey, beweiset schon die Seitenzahl. Worinnen die Vermehrungen bestehen? wollen wir nicht herzählen, dagegen einiges auf die Erinnerungen, welche Hr. Br. in der Vorrede über zwo Bemerkungen der ersten Recension in einem Tone, der einem würdigen Gelehrten anstehet, gemacht hat, äußern.

Als Würtemberg zu einem Herzogthum erhoben wurde, hieß es im Diplom: die Würtembergische Herrschaft, mit allen Herrschaften, Städten, Schlössern, Leuten und Gütern, so von dem heil. R. Reich zu Lehen herrühren, es seyen Herzogthum, Grav- oder Herrschaften ganz nichts ausgenommen — zu Lehen versammlet u. s. w.

In der ersten Ausgabe äußerte nun hierüber Hr. Br. es sey ungewiß, ob auch die von den Grafen erkaufte Allodien zu dem männlichen Reichslehen des Herzogthums geschlagen worden seyen? Wir wunderten uns über diese zweifelhafte Aeußerung eines W. Schriftstellers, da doch in der Erhebungsurkunde deutlich stehe: so vom heil. R. Reich zu Lehen herrühren.

In gegenwärtiger Ausgabe und zwar in der Vorr. S. 13. u. ff. und in der Abhandlung selbst §. 102. entscheidet Hr. Br. nunmehr, aber gerade so, wie wir es am wenigsten erwartet hätten. Er muß, was der Augenschein lehret, zugeben, daß die Worte: so vom H. R. R. u. s. w. anzeigen, es seyen nur die vorherige Particularlehen zu Einem Mannslehen vereiniget worden. Das nachfolgende: ganz nichts ausgenommen, macht ihn aber irre, daß er auch Allodien darunter verstehet, zumalen Kayser Max. in der Erhebungsurkunde der Allodien gar nicht gedacht habe. Allein eben dieß ist der Hauptumstand. Deutlich wird alles, was vom Reich zu Lehen rühret, nichts (d. i. kein Lehen) ausgenommen, es sey Herzogthum, Grav- oder Herrschaft, in Ein Lehen

verſammlet. Wenn aber auch Allodien darunter verſtanden ſeyn ſollten: ſollte es ſchlechterdings heißen: alles, was die Graven bisher beſeſſen haben u. ſ. w. — Wir geben es eines jedem Gefühl anheim, welche Auslegung natürlicher ſey?

Die weitern Gründe, womit Hr. Br. ſeine Meynung unterſtützt, ſind zwar ſehr ſcheinbar, aber auch nicht ganz überzeugend. 1) Der Mynſinger Vertrag, alſo die Untheilbarkeit der Lande iſt ausdrücklich vom Kayſer beſtätigt worden. Gut! dieſer Vertrag konnte vom Kayſer in Rückſicht auf die gegenwärtige Familie beſtätiget werden, ohne deshalb gerade auch alle Allodien zu Reichslehnen zu machen. 2) Auf den Abgang des männlichen Stamms verſprach der Kayſer für ſich und ſeine Nachkommen a) die Schulden, ſo zur ſelben Zeit auf dem Lande haften würden, zu zahlen, und b) die Töchter, wenn deren unberathen vorhanden wären, auszuſteuern, und zu berathen. Beydes glaubt der V. wäre nicht geſchehen, wenn man noch Allodien vorausgeſetzt hätte. Allein angenommen, der Kayſer habe keine Allodien vorausgeſetzt, machte dieſe einſeitige irrige Vorausſetzung, Allodien zu Lehen? und wenn a) Schulden auf dem Herzogthum hafteten, waren für dieſe auch Allodien verbindlich? oder b) ſind Töchter, wenn ſie Allodien erben, deswegen von aller Berathung aus dem Lehen ausgeſchloſſen? 3) Die Verträge mit Oeſterreich gehören genau betrachtet nicht zur Auslegung der Erhebungsurkunde, und Würtembergiſcher Seits war man zur Zeit, als man ſie eingieng, allen Umſtänden nach froh, Lehen und Eigenthum ohne Unterſchied wieder vor den Mannsſtamm zu retten, und von der Afterlehenſchaft frey zu werden. 4) Auch das Teſtament des Herzogs Carl Alexanders, beweiſet, wenn von dem wahren Sinne des Diploms die Rede iſt, nichts. Allein es beweiſet freylich ſoviel, daß nach dieſem einheimiſchen, angenommenen Grundgeſetze die Töchter nur in dem, was nach Erhebung des Herzogthums erworben worden, erben ſollen; mithin die Frage über den eigentlichen Sinn der Erhebungsurkunde blos noch antiquariſch zu ſeyn ſcheint. Und eigentlich bleibt den Töchtern nicht einmal Hoffnung zu dieſen Erwerbungen übrig, ſobald ſie, wie Hr. Br. verſichert, dem Lande einverleibt werden.

Dieß iſt nun gerade der Punkt, der uns in der Würtembergiſchen Landesverfaſſung am meiſten auffiel. — Rec. hat

hat aus Archivalpapieren zweymal den Fall kennen gelernt, da der Mannsstamm ausgestorben ist. Was man da gern alles zu Allodien gemacht, was die Dienerschaft so gern dazu geholfen, was es selbst der Unterthan sich gewünscht hätte! — Die neuen Erwerbungen der Herzoge von W. sind sehr ansehnlich. Es ist sehr löblich, daß das Erstgeburtsrecht eingeführt, daß keine Theilung mehr gestattet, jede neue Erwerbung zum Ganzen gezogen wird. Allein, wenn so fast alles eine ewige Masse wird, was hat Würtemberg auf den zwar gegenwärtig sehr unwahrscheinlichen, doch immer nicht unmöglichen Fall des Abgangs der männlichen Nachkommen, für eine Aussicht, als die, Provinz eines mächtigen Reichs zu werden! Wie würde das gute Land wieder den Unterschied zwischen einer Statthalterschaft und einer eignen Landesregierung (auf eine kurze Zeit hat dasselbe schon hierüber eine Erfahrung gemacht) empfinden, auf immer? — Wäre hingegen, wenn man ansehnliche Allodien anbieten könnte, nicht eher Hoffnung, daß das Land wieder eine eigene regierende Familie erhielte? Eine Hinsicht, die selbst den Landständen nicht gleichgültig seyn kann! Rec. verspricht sich auch von Hrn. Br. zuerst, daß er das Patriotische dieser Gedanken, die schon bey der ersten Erinnerung in dieser Bibliothek zum Grunde lagen, nicht mißkennen werde.

Insbesondere sey es erlaubt, noch folgendes über diesen Gegenstand zu bemerken. Hr. Br. zählt dreyerley Fideicommisse im Würtembergischen; 1) das Generale, worunter er nach §. 339. überhaupt alle Besitzungen der Grafen zur Zeit ihrer Erhebung zu Herzogen, und dann auch die neuen Erwerbungen, welche der Landschaft Matricul einverleibt worden, verstehet. Von dieser Art des Fideicommisses bemerkt er, daß alles und alles zum allgemeinen Reichs Mannlehen gehöre. §. 344. u. ff. zählt er dann diese neuen dem Land einverleibte, sehr ansehnliche Erwerbungen, und darunter auch §. 346. die Stadt Gochsheim her. Gut! In gedachtem §. 339. nennt er ferner die 2te und 3te Abth. des Fideicommisses speciale et specialius, und darunter begreift er alles, was nach der Erhebung zum Herzogthum zwar erworben, und dem Erstgeburtsrecht und der Unveräußerlichkeit unterworfen, aber doch dem Herzogthum nicht einverleibt worden, sondern von dem übrigen allgemeinen Fideicommiß unterschieden, und daher auf den Abgang des männlichen

Stamms Erbschaft für Prinzessinnen, oder andere Allodialerben sey. Unter diesem Fideicommisso, und zwar sogar specialiori rechnet er wieder ein Gochsheim. — Ist dieses ein anderes Gochsheim, als das, welches nach §. 346. der Landschaft einverleibt wurde, also zum Reichs-Mannlehen nach §. 339. gehören sollte? oder wenn es das männliche ist, wie kann es wahr seyn, was Hr. Br. von dem Erbfolgerecht der Töchter, oder ihrem Ausschlusse in beyderley Arten des Fideicommisses lehrt? Sollte es wohl gar ein Irrthum oder eine Undeutlichkeit im Vortrage seyn, daß, was einmal dem Land einverleibt wird, auf ewig zum Reichsmannlehen werde? Das Testament des Herzogs, Carl Alexanders, welches der Verf. § 342. mittheilt, enthält doch §. 4. ganz deutlich, daß den Prinzessinnen oder andern Allodialerben des Herzogl. Hauses auf die neue Erwerbungen ihr Recht auf den Fall, da der männliche Stamm abgehen würde, vorbehalten seyn solle. Dieß Testament ist nach §. 911. ein Grundgesetz. Und gleichwohlen sollen auf so ansehnliche neue Erwerbungen als §. 344. u. ff. hererzählt werden, die Töchter alles Recht auf immer verliehren, und sie nur für das Reich, oder eigentlich nach §. 80. not. c. für das Haus Oesterreich eine Erwerbung seyn.

Doch wir gehen zur zwoten Bemerkung. Ueber den §. 228. der ersten Ausgabe erinnerten wir, daß Hr. Br. unrichtig das Recht des Fiscus auch in den sogenannten Kammerschreibereyorten (in fideicommisso specialiori) der Herzogl. Kammer zuschreibe. Hr. Br. antwortet hierauf in der Vorrede: er wüßte nicht, wer außer dem Herzog, als allgemeinen Nutzherrn, wie des Herzogthums, als insbesondere des Familienfideicommisses, das Recht des Fiscus ausüben sollte, da solches ein jeder Freyherr in seinem Ort sich zueigne. Das letztere ist aber eben das, was uns zu unserer Erinnerung bewog. Der Herzog hat in allweg das Recht des Fiscus, aber in Welzheim z. E. nicht als Herzog, sondern als Herr von Welzheim. So wie aber Hr. Br. die Sache in §. 269. vorträgt, könnte auf den doch immer nicht unmöglichen Abgang des männlichen Stamms gezweifelt werden, ob den Allodialerben, wenn sie auch gleich nicht mehr Herzoge von W. sind, doch das Recht des Fiskus in den Kammerschreibereyorten zukomme? Wenigstens kann man über solche Gegenstände, unsers Erachtens, sich nicht bestimmt und

ver-

vorsichtig genug ausdrücken, besonders wo man es mit der Zeit mit einem weit mächtigern Hause zu thun bekommen kann.

Em.

Abhandlung über die Frage: Beleidiget die Peinigung die Gerechtigkeit? und führt sie zu dem Endzweck, auf den die Gesetze zielen? Siquidem non ut prisci legumlatores, sed homines hominibus ista sancimus. *Plato* de Legg. IX. Bern. 1785. ohne die Vorr. 222 S. in gr. 8.

Die Zeiten, wo von jedem aufgeklärten Rechtsgelehrten, und jedem Menschenfreunde überhaupt, in der Stille, und öffentlich über die traurige Verfassung, und die Vernachläßigung unsrer Legislation, mit so vielem Rechte, Klage geführt wurde, scheinen sich allgemach ihrem Ende zu nahen. Mit der stäts, nicht unmerklich, sondern sichtbar wachsenden Aufklärung, wird die Stimme der Wahrheit, und der gesunden Vernunft immer lauter und durchdringender, und durch sie werden die Rechte der Menschheit immer geltender. Die günstige Epoche, die für andere Wissenschaften freylich schon früher anbrach, scheint jetzt auch für die Gesetzgebung, besonders den für die Menschheit so wichtigen Theil derselben, die peinliche, anzubrechen, wo gereinigte Philosophie immer tiefer in sie eindringt, und festen Fuß gewinnt, wo man anfängt, sie von ihren Schlacken zu reinigen, und den aufgehäuften Schutt verjährter Vorurtheile und barbarischer Mißbräuche abzutragen. Ueberall bricht das Licht, dem es nur an Nahrung zu fehlen schien, an, und die Reform der Gesetzgebung ist fast die allgemeine Stimme, nicht mehr der Privatpersonen allein, sondern auch der Staaten, geworden. Rußland, Schweden, Preußen, Oesterreich, Florenz (vielleicht wird man auch bald sagen können, Frankreich) haben hierin ein nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben. Wir haben in unsern Zeiten verschiedene öffentliche Preisaufgaben über die wichtigsten Gegenstände der peinlichen Legislation ausschreiben gesehen, die so viele vortreffliche Arbeiten hervorgebracht haben. Es sind endlich in unsern Zeiten eine

Menge aufgeklärter Männer aufgetreten, ein Beccaria, Filangieri, Darville, Servin, Palaze, Sonnenfels, Quistorp, Claproth, Globig, Huster, u. a. die in ihren Schriften mit männlichem Muthe die verjährten Vorurtheile in ihrer Wurzel angegriffen, und die lange gekränkten Rechte der Menschheit vertheidigt haben. — Alles dieß giebt uns die glücklichsten Aussichten für die Zukunft, und diese Morgenröthe der Verbesserung der peinlichen Jurisprudenz, die uns so schön aufgegangen, verkündigt unsern Nachkommen gewiß einen noch schönern Tag.

Gegenwärtige Schrift ist ein schätzbarer Beytrag dazu, die nicht nur wegen ihres innern Werths, sondern auch ihrer Veranlassung wegen merkwürdig ist. Diese gab der patriotische Wunsch eines Mitgliedes der Regierung in Bern, die Gründe für und wider den Gebrauch der Folter, in einer eigenen Abhandlung, nach ihrem politischen und moralischen Werthe, wohl untersuchen zu lassen. Durch einen darauf erfolgten höchsten Befehl, der den Regenten dieses Freystaats so viele Ehre macht, ward die Untersuchung dieser für die Menschheit so wichtigen Frage einer eigenen dazu ernannten Commission aufgetragen, die dann in dieser Hinsicht gegenwärtige Schrift verfasset hat.

Die Erörterung dieser Frage konnte, nach Rec. Urtheil, nicht leicht in bessere Hände fallen. Denn die ganze Abhandlung verräth überall Verfasser von vielen und gründlichen Kenntnissen, helle und durch gesunde Philosophie aufgeklärte Köpfe, und genaue Kenner des menschlichen Herzens. Man findet hier nicht flüchtige Bemerkungen und leere Declamationen, noch unreifes und langweiliges Gewäsch über diese Frage, in einer gedankenleeren und wäßrigen Geniesprache aufgetischt; sondern Resultate eines reifen und geprüften Nachdenkens, in einer kraftvollen, männlichen Sprache, und in gedrungener Kürze, vorgetragen, und der Forscher, für den sie eigentlich geschrieben sind, wird diese Blätter gewiß nicht ohne Befriedigung bey Seite legen, wenn er auch gleich nicht in allen Stücken mit den Verfassern übereinstimmen sollte. Ueberdem hat diese Schrift noch das besondere Verdienst, daß sie nur eine geringe Bogenzahl, und dennoch mehr Reichhaltigkeit enthält, als manches in die Pfunde laufendes Buch; und Rec. könnte, statt aller Beurtheilung, füglich das Motto darüber setzen: non multa, sed multum. Deutlich

lich sieht man es diesem Buche an, daß es nicht auf kaufmännische Speculation geschrieben ist, und die Verfasser nicht von einem Verleger nach der Bogenzahl gelohnt sind, welches man jetzt leider so manchem sonst guten Buche anmerken kann.

Diese Abhandlung war, wie die Verf. in der Einleitung sagen, ihrer Natur nach ganz und gar nicht zum Druck bestimmt, und ist nur allein abgedruckt worden, damit die, so selbige zu lesen, und den Entscheid der Frage festzusetzen haben möchten, sie desto bequemer haben könnten. Da sie auf diese Weise durch den Buchhandel gar nicht bekannt geworden ist, und folglich nur in sehr wenige Hände gekommen seyn dürfte: so halten wir uns um so mehr verpflichtet, in unserer Bibliothek eine weitläuftige Anzeige davon zu geben, welche dieß Buch schon an sich verdiente, und sind überzeugt, daß ein kurzer Auszug der wichtigsten Sachen, die freylich nicht alle neu sind, unsern Lesern nicht unwillkommen seyn werde.

Zuerst müssen wir einige Worte über die innere Einrichtung dieser Arbeit im Ganzen, und die Absicht der Verfasser dabey, voranschicken, und so den eigentlichen Gesichtspunkt angeben, aus dem sie, wie billig, muß beurtheilt werden.

Es kam zwar hauptsächlich auf die eigentliche Frage an: ob der Gebrauch der Folter im peinlichen Verfahren zu billigen sey, oder nicht? und diese macht daher den Hauptinhalt des Buchs aus, welches auch der Titel (zwar etwas undeutlich, und unverständlich für jeden, der das Buch nicht selbst liest) anzeigt; allein es ist vielmehr darin enthalten, als man dem Titel nach erwarten sollte, wie wir aus der nähern Anzeige sehen werden. (Wahrlich eine Merkwürdigkeit in unsern Tagen, wo man die Kunst so sehr versteht, durch viel sagende Titel zu täuschen, und wo der Leser oft mit aller Mühe in dem Buche selbst von alle dem nichts finden kann, was der Titel verspricht.) Die Verf. haben nämlich, nach ihrer eigenen Aeußerung, um der Frage zureichend zu entsprechen, bey Behandlung derselben, diejenigen Grundsätze des peinlichen Rechts voranzuschicken sich angelegen seyn lassen, die sich auf Wahrheiten gründen, die alle Gesetzgeber in allen Ländern anerkennen müssen, und sind deswegen so weit zurückgegangen, damit sie nicht das Ansehn hätten, Lieblingsideen von der ihnen beliebigen Seite vorzutragen, sondern Wahrheiten aus ihren allerersten Quellen abgeleitet zu haben.

Die-

Diese vorangeschickten allgemeinen Grundsätze nehmen nun freylich bey weitem den größten Theil dieser Abhandlung ein, und man muß das, was die Erörterung der eigentlichen Frage unmittelbar betrifft, wirklich erst dazwischen heraussuchen, auch wären wohl, nach Rec. Meynung, zur eigentlichen Festsetzung derselben, nicht so gar weite Ausholungen von nöthen gewesen; indeß wollen wir die Verf. deswegen gerade nicht tadeln, da sie uns über diese allgemeinen Grundsätze auch so viel Gutes und Richtiges gesagt haben; und wenn sie dieselben gleich nach ihrer Absicht nicht umständlich ausführen konnten, so liegen doch viele herrliche Winke für den, der dieß einmal unternimmt, darin.

Wir wollen nun den Leser mit dem Buche selbst näher bekannt machen, und ihn in den Stand zu setzen suchen, selbst darüber zu urtheilen. Es zerfällt nach den zwo abzuhandelnden Fragen in zwey Theile oder Abhandlungen. Jede wollen wir besonders durchgehen.

Die erste über die Frage: beleidiget die Peinigung die Gerechtigkeit? I. Hauptstück. Vom Staat überhaupt. 1. Abschnitt. Entstehungsart der Gesellschaft. 2. Abschn. Entstehungsart der Oberherrschaft. Beydes wird nur sehr im allgemeinen und kurz abgehandelt, und enthält eben nichts neues.

II. Hauptst. Von dem Recht zu strafen. 1ster Abschn. Ursprung des Strafrechts. Die Quellen desselben sind: 1) das Recht der Selbsthülfe im Stande der Natur, in welchem jeden Menschen die Befugniß zustehet, sich gegen die Gefahr, die er von seinen Nebenmenschen zu besorgen hat, zu vertheidigen, und sie auch für die Zukunft von sich abzulehnen. 2) Der Grundvertrag, nach welchem jeder auf die Ausübung dieses Rechts Verzicht gethan, und es dem der die Oberherrschaft erhalten, übertragen hat; dieser aber dafür an seiner Seite Sicherheit, und Abwendung aller Gewaltthätigkeit dagegen versprochen hat, und diese wird durch bedrohete oder auferlegte Strafe erreicht.

2ter Abschn. Nothwendigkeit der Strafe. Wenn man das menschliche Geschlecht mit seinen Leidenschaften nimmt, wie es wirklich ist, und sich durch Strafen überhaupt einen Damm denkt, der diesen entgegengesetzt wird, um es bestmöglichst im Zaum zu halten: so muß man sie als ein Uebel betrachten, das die Natur des Menschen nothwendig erfodert,

fodert, und so folgt auch, daß sie gerecht seyn müsse, und der, auf den dieß Uebel fällt, sich nicht zu beklagen habe.

3ter Abschn. Schranken der Strafe. Die Strafe bleibt gerecht, wenn der Regent in so weit von dem Strafrechte Gebrauch macht, als erforderlich ist, um den Beleidigten wo möglich schadlos zu halten, den Verbrecher zu bestrafen, und die Gesellschaft auf die Zukunft sicher zu stellen. Die Mittel müssen nothwendig jedesmal mit dem Zwecke in Ebenmaaß stehen. Das Hauptaugenmerk bey jeder Strafe muß nothwendig zwiefach seyn, 1) auf den gegenwärtigen Fall, und zwar der Beleidiger, dessen Bestrafung im eigentlichen Sinne des Worts, und dann der Beleidigten, dessen Schadloshaltung; 2) auf die Zukunft, und zwar auf die ganze Gesellschaft, und das ihr zu gebende Exempel zur Verhütung des Verbrechens, wozu der Regent nur moralische Bewegungsgründe anwenden darf. Dieß ist die große und Hauptabsicht der Strafe. Rache dabey findet in einer Philosophie des Criminalrechts gar keine Statt, und diese unedle Leidenschaft sollte nie bey einem Richter ein Motiv abgeben. (Ganz aus Rec. Seele geschrieben.)

3ter Abschn. Anwendung und Gebrauch des Strafrechts. §. 1. Natur der Strafe und des Verbrechens. Hier wird die Natur und Beschaffenheit des Verbrechens und der Strafe, die Gegenstände derselben, nämlich das Leben, der Körper, die Freyheit, die Ehre und das Vermögen, und ihre wesentlichsten Erfordernisse, nämlich Verhältnißmäßigkeit, Gewißheit, und Geschwindigkeit der Strafe, so vortrefflich und mit so viel ächter Philosophie aus einander gesetzt, daß Rec. keinen Auszug davon zu geben sich getrauet, ohne in Gefahr zu kommen, alle diese Blätter abzuschreiben. Er kann indeß nicht umhin, für die Leser nur eine Stelle abzuschreiben, wo die Verf. von der Gewißheit der Strafe reden, die zugleich, statt aller, eine Probe von ihrer kraftvollen und hinreißenden Schreibart seyn mag. „Damit die Strafe unausbleiblich sey, so muß sie auch gelind (e) seyn. Hier, Gesetzgeber! die Ihr das Menschengeschlecht liebet! die Ihr Schwachheiten gern verzeihet! die Ihr den moralischen und politischen Werth eines Gliedes der bürgerlichen Gesellschaft zu schätzen wisset! die Ihr Euch erinnert, daß Ihr Gnade und Barmherzigkeit von dem Allerhöchsten nur in dem Maaße erflehet, in welchen (m) Ihr sie selbst ausübet! Hier ist der Ort, wo Ihr alle diese

edle

„edle Tugenden, dieſe trefflichen Eigenſchaften Eurer guten „Herzen zu Rathe ziehen dörfet (dürfet); wenn ihr Geſetze „gebet, ſo prüfet ſelbige wohl, ob ſie möglich ſeyen, und „prüfet Euch ſelbſt, ob ſie mit der menſchlichen Natur, ſo „wie ſie iſt, nicht ſo wie ſie ſeyn ſollte, beſtehen mögen. Aber „wenn die Vorſchrift einmal gegeben iſt, ſo ſeye (ſey) ſie un„veränderlich, für jedermann gleich hart, und gleich unaus„bleiblich. — Sie ſeye (ſey) gleich dem Donnerſchlag, vor „dem keine Höhe rettet, und keine Tiefe ſichert. Hic mu„rus aheneus eſto!“

§. 2. **Geſchichte der Strafen überhaupt.** Die Sitten, dieſer untrügliche Maaßſtab, auf den ſich die Schritte der Verfeinerung der Menſchheit ſichtbar äußerten, waren zu allen Zeiten ein unmittelbares Augenmerk des Geſetzgebers, und folglich müßten auch die Geſetze in dieſem Wirkungskreis begriffen ſeyn. Eine philoſophiſche Geſchichte der Strafen, wenn ſelbige möglich wäre, enthielte alſo eine wirkliche Leiter der Verfeinerung des moraliſchen Menſchen, und wäre in dieſem Betracht das wahre, vielleicht das einzige, was man aus der Geſchichte lernen ſollte. (Sehr richtig.) Die Verf. geben nur hier einen kurzen, aber meiſterhaften Entwurf einer ſolchen Geſchichte, nehmen jedoch dabey nur, um keine Hypotheſen zu wagen, die drey cultivirteſten Nationen des Alterthums, die Aegyptier, Griechen und Römer, von denen ſich etwas zuverläßiges hierin ſagen läßt, zum Augenmerk, von welchen ſich dann analogiſch auf das ganze damalige Menſchengeſchlecht ſoll ſchließen laſſen. (Dieſe Behauptung geht wohl ein wenig zu weit, denn dieſe Analogie von drey cultivirten Nationen auf alle übrigen möchte doch wohl ſehr trüglich ſeyn.) Sie gehen die Strafen bey dieſen Völkern, vorzüglich mit Rückſicht auf den Satz, daß die Strafen mit der Verfeinerung dieſer Völker ſichtbar milder geworden, durch, und zeigen hiebey eine nicht gemeine Beleſenheit der Alten. Im 3ten §. gehen ſie in eben dieſer Hinſicht, jedoch nach derſelben faſt ein wenig zu kurz, die Geſchichte der Strafen im mittleren Zeitalter von Carl den Großen bis auf die P. H. G. O. Carls V. durch, und ziehen aus allem dieſem endlich folgende praktiſche Folgerungen. „Je roher die Menſchen, je weniger die feinern Empfindun„gen bey ihnen ausgebildet ſind, deſto härtere Strafen fin„den wir in der Geſchichte, und deſto nothwendiger iſt die

Härte,

„Härte, wenn anders die Strafe ihre Hauptabsicht, die Ab„schreckung, bewürken soll; dieser Satz ist also nicht nur po„litisch, sondern wirklich historisch richtig. Eben so deutlich „leuchtet aus den angebrachten Beyspielen ein, daß ehemals „keine Nation diesen Theil der Gesetzgebung unter seinem „wahren Gesichtspunkt angesehen: Alle Strafen hatten im„mer den zu bestrafenden Fall vor Augen, und nicht die Ge„sellschaft, nicht die Verhütung der Verbrechen, die das wah„re Augenmerk des peinlichen Gesetzgebers seyn soll.“ (Dieß letzte ist doch wohl ein zu hartes Urtheil, und ist zwar größtentheils, oder bey weitem nicht im Ganzen, und so apodiktisch wahr.)

Nach diesen Vorausschickungen kommen die Verf. im 4ten und 5ten §. auf ihren eigentlich abzuhandelnden Gegenstand, die Tortur, und untersuchen sie in dieser ersten Abhandlung bloß von der philosophischen Seite, und zwar zuerst nach ihrer moralischen, physischen und gerichtlichen Beschaffenheit, und dann in Rücksicht auf die Hauptfrage: ob sie die Gerechtigkeit beleidige? Alle Strafen, sagen sie, setzen die Wahrheit des begangenen Verbrechens, und die Gewißheit des Verbrechers voraus. Zwey Gegenstände, zu denen zu gelangen äußerst schwer, zuweilen unmöglich ist. Der unmenschliche Schluß: du bist beklagt, folglich bist du schuldig, brachte wohl zuerst die Menschen auf den Gedanken, einen anscheinenden Missethäter die Wahrheit abzudringen, und so mag aller Wahrscheinlichkeit nach die Idee, durch Zwangsmittel aus des Delinquenten eigenem Munde seine Verdammung zu hören, entstanden seyn. Ueber den historischen Ursprung der Folter gehen die Verf. mit Verweisung auf Sonnenfels (Eberhards vortreffliche Abhandlung über die Veranlassungen zur Einführung der Folter, die in der Berl. Monatsschr. Aug. 1783. steht, scheinen sie nicht gekannt zu haben, sonst hätte sie doch hier billig mit angeführt zu werden verdient) weg, mit dem Ausdruck, daß daran gar nichts gelegen sey. (Gar nichts? Sollte dem philosophischen Rechtsgelehrten nichts daran gelegen seyn, zu wissen, wie dieß barbarische Mittel eigentlich entstanden sey, ob es aus lautern oder unlautern Quellen geflossen? Ja sollte dieß bey Erörterung der Frage: ob dieß Mittel zu billigen, und jetzt noch anzuwenden sey, nicht einen Hauptentscheidungsgrund abgeben?) Indeß finden sie es doch ziemlich wahrscheinlich, daß die Tor-

tur

tur noch vor den Gottesurtheilen in Deutschland durch die damals nur noch stückweise angenommene römische Rechtslehre, eingeführt worden.

Was nun die Frage: ob die Folter die Gerechtigkeit beleidige? selbst betrifft, welche die Verf. bejahend beantworten; so wollen wir ihre Hauptgründe dafür kürzlich anzugeben suchen, ohne uns in weitläuftige Prüfung derselben, welche die Gränzen unsrer Recension überschreiten würde, einzulassen. Die Folter, als Mittel, kann eigentlich kein Befugniß des Regenten seyn, sondern sie ist ein wirklicher Mißbrauch seiner Gewalt, da das Peinigungsrecht ihm weder im Grundvertrage besonders übertragen, noch in dem Strafrechte enthalten ist. Die Folter selbst ist ein Uebel, und zwar von einer ganz andern Beschaffenheit, als die Strafe, die ein conventionelles, jene aber ein wesentliches wahres Uebel ist. Sie ist gegen das Uebel, das aus dem Nichtgebrauch der Folter für die Gesellschaft entstehen möchte, ein verhältnißmäßiges allzugroßes Uebel. Denn es sind nur 6 Fälle, wo von der Folter die Rede seyn kann, möglich, die hier von dem Verf. mit ihren Folgen weitläuftig auseinander gesetzt werden; entweder 1) **Wird ein Unschuldiger torquirt, und bekennet nicht.** 2) **Wird ein Unschuldiger torquirt und bekennet, was er nicht begangen hat.** 3) **Wird ein Schuldiger torquirt, und bekennet nicht.** 4) **Wird ein Schuldiger torquirt, und bekennet, der sonst nicht würde bekannt haben.** 5) **Entgeht ein Schuldiger der Strafe, wegen nicht gebrauchter Folter.** 6) **Wird einer torquirt, der bald gesteht, bald sein Geständniß widerruft.** Hier bleibt immer das Verhältniß von 4 zu 2 wider die Folter; und noch sind die zwey begünstigende Fälle beynahe willkührlich ausgedacht, und sollten aus dem Grunde kaum für einen gelten, da von den übrigen vier, die alle positiv sind, die Folter bey einem fruchtlos, bey dem andern aber im höchsten Grade schädlich (barbarisch, setzt Rec. hinzu) ist. Das Schädlichste bey der Tortur ist übrigens noch, daß sie nicht für Strafe gilt, da sie doch die Natur und Erfordernisse einer dreyfachen Strafe hat, denn der Gefolterte wird 1) an seiner Freyheit durch die Gefangenschaft, 2) an seiner Ehre, da er unter des Scharfrichters Händen gewesen, 3) an seinem Körper, durch die Schmerzen, gestraft. Wie soll nun, so folgern endlich die V. hieraus,

ein

ein Mittel zu der Strafe zu führen mit der Gerechtigkeit, die immer nur nach Verdienst bestraft, bestehen können, welches, obschon nur als Mittel, dennoch gewaltsam und schmerzhaft, gar leicht auf einen fallen kann, der nach der strengsten Prüfung nichts verschuldet hat, und immer auf einen fällt, der zu derselben Zeit noch nicht für straffällig bekannt ist? Wie soll ferner die Gerechtigkeit nicht beleidiget seyn, die niemand über verdienen strafen will, wenn die Peinigung gegen jemand gebraucht wird, für den sie beynahe so empfindlich, als die Lebensstrafe selbst ist? Wie soll die Gerechtigkeit nicht beleidiget seyn, wenn die Folter bey Vergehungen gebraucht wird, deren gesetzmäßige Strafe nicht Lebensstrafe ist?

Die zwote Abhandlung, über die Frage: führt die Peinigung zu dem Entzwecke, auf den die Gesetze zielen? Um diese gehörig zu entwickeln, schicken die Verf. wieder verschiedene allgemeine Sätze, von der Natur des Beweises, und besonders des durch Geständniß, voraus, den sie, wie sie sagen, eben deswegen nicht nach den alltäglichen, in den Compendien des peinlichen Rechts befindlichen Bestimmungen beschrieben, sondern etwas weiterhin aus den Erkenntnißvermögen des Menschen, und aus der Natur des Menschen abgeleitet haben. Und in sofern verdienen ihre Sätze, zur Prüfung des Lesers, eine nähere Anzeige, die wir freylich nur ganz kurz geben können, und in Ansehung der weitern Ausführung auf das Buch selbst verweisen müssen.

I. Hauptstück. Von der Wahrheit und ihren Graden. 1ster Abschnitt. Von der Möglichkeit. Kaum sollte man es denken, daß der Richter vorerst die Möglichkeit einer zu bestrafenden Handlung zu untersuchen hätte, allein die öftern traurigen Erfahrungen von bestraften Verbrechen, die an sich unmöglich waren, machen es doch nothwendig. Sie ist physisch oder moralisch, je nachdem sie die Kräfte des Handelnden übersteigt, oder seiner gewöhnlichen Denk- und Handlungsart zuwider ist. Die erste erzeugt gegen die Wirklichkeit der That eine Gewißheit, die zwote eine große Unwahrscheinlichkeit, die der Unglaublichkeit sehr nahe kommt, ein Unding aber, wie Globig in seiner Preisschrift behauptet, ist sie nicht.

2ter Abschn. Von der Wahrscheinlichkeit. Allgemeine Regeln derselben lassen sich so wenig abziehen, als bestimmte Gesetze darüber geben. Dennoch haben es unsre

Verf. versucht, eine kleine Anweisung zu entwerfen, wie der Richter davon Gebrauch machen könne. Der untrüglichste Weg dazu ist 1) die Entgegenhaltung der meisten Möglichkeiten, besonders aber der Gegensätze, soviel ihrer sind. 2) Daß man, wo immer möglich, die Gründe der Wahrscheinlichkeit zu entdecken, und selbige auf einfache Sätze zurück zu bringen suche. 3) Daß man sich angelegen seyn lasse, die meist möglichen Kennzeichen derselben zusammenzubringen, und irgend eins davon von allen Zweifeln zu befreyen, und in Gewißheit zu verwandeln. (Diese Sätze sind sehr philosophisch ausgeführt.) Die Wahrscheinlichkeit bewog Carl V. zum Gebrauch der Folter. Allein sie muß dem Richter zu keinem andern Entschluß bringen, als die Untersuchung fortzusetzen, und sein Urtheil zurückzuhalten. Der schändliche Grundsatz, den viele Lehrer des peinlichen Rechts zu behaupten sich nicht scheuen: je grausamer das Verbrechen, desto schwächer darf der Beweis seyn; sollte billig, als der Menschheit zuwider, von jedem Richter verabscheuet, und vielmehr das Gegentheil angenommen werden.

3ter Abschn. Von der Gewißheit. Die Art und Weise, sie zu erlangen, muß der Natur der Wahrheit angemessen seyn, von der man eine Gewißheit verlangt; folglich müssen metaphysische, moralische, mathematische und historische Gewißheiten immer so weit von einander verschieden seyn, als die Wahrheiten in diesen Fächern verschieden sind. Dieser Unterschied ist sehr wesentlich, und der Gesetzgeber kann nicht genug darauf sehen. Die mathematische ist die einzige, die das Gegentheil des Satzes ausschließt, die übrigen scheinen eher der allerhöchste Grad von Wahrscheinlichkeit, als eine Gewißheit zu seyn. Der Richter aber begnügt sich, um seine Pflicht zu erfüllen, damit: den Grad und die Art der Gewißheit zu erlangen, den 1) die Natur der Untersuchung zuläßt, und 2) das Gesetz erfordert. Einer der größten Fehler der peinlichen Gesetzgebung ist es, daß man immer glaubt, ein Endurtheil geben zu müssen, da es doch so oft nicht möglich ist. (Sehr wahr!)

II. Hauptst. Von der Art und Weise, die Wahrheit zu entdecken. 1ster Abschn. Von dem *Corpus delicti*. Der Begriff davon wird festgesetzt, und dann untersucht, was es beweise. 2ter Abschn. Von den Anzeigen. Nirgends kann man weniger allgemeine positive Regeln vorschrei-

schreiben, als hier, wonach der Grad der Glaubwürdigkeit zu beurtheilen, oder auf selbige zurück zu bringen ist, und die als allgemein vorgeschriebenen Regeln sind nichts weniger als allgemein, sondern nur begleitende Umstände, die man zu Regeln gemacht hat. Es beruhet alles auf die dazu erforderlichen Eigenschaften des Richters, jeder Anzeige ihren wahren, und nicht rücksichtlichen Werth zu geben. Die Regeln, die oben bey dem Abschnitte von der Wahrscheinlichkeit gegeben sind, sind auch hier anzuwenden.

3ter Abschn. Von den Zeugen. Zuerst eifern die Verf. gegen die Gesetze, die den Weibspersonen die Zeugungsfähigkeit absprechen, und wollen ihnen diese unbedingt zugestanden wissen. (Dagegen ließe sich nun wohl viel sagen, und ihr Eifer für die gute Sache des andern Geschlechts scheint sie ein wenig zu weit verleitet zu haben. Denn daß kein vernünftiger Grund da sey, der dieß Vorurtheil rechtfertige, und daß sich gewöhnlich viel mehr Schwachheit bey unserm Geschlecht, als bey dem weiblichen finde, sind doch Sätze, die sich mit der übrigen gesunden Philosophie der Verf. nicht wohl reimen lassen.) Dann folgen über die Erfordernisse der Zeugen, über ihre Glaubwürdigkeit, und über die wichtige Frage: wie viel Zeugen zur Bewürkung des Zeugnisses erforderlich sind? manche gute und treffende Bemerkungen.

4ter Abschn. Geständniß des Delinquenten. Hierbey sind die Verf. am weitläuftigsten, und bahnen sich dadurch den Uebergang zu der eigentlich abzuhandelnden Frage, die in dieser zwoten Abhandlung nun praktisch erörtert wird. Im 1sten §. wird die Frage aufgeworfen: ob das Geständniß unumgänglich nothwendig sey? und aus der Natur des Geständnisses selbst, aus den Folgen desselben und aus der Natur der andern Beweismittel gezeigt, daß es nicht gefodert werden sollte, und als kein gültiges Beweismittel anzusehen sey. Es streitet nämlich mit den allergemeinsten und stärksten Trieben, welche die Natur dem Menschen eingepflanzt hat, der Eigenliebe und der Selbsterhaltung, und setzt eine nicht zu erwartende Selbstverleugnung voraus. Die Hülfsmittel, es zu erhalten, liegen in innern oder äußerlichen Gründen. Innere Gründe zu bekennen, Gewissensbisse, Liebe zur Wahrheit, Selbsterkenntniß, Religion u. s. w. können in der Seele eines Missethäters nicht seyn; (das ist wohl zu viel gesagt; nicht jeder Missethäter ist ein so ohne alle Besserung verdorbener Mensch, in Gerichtsakten liegen

häufige Beweise vom Gegentheil.) Aeußere Gründe sind entweder Anlockungsmittel, und diese sind beym peinlichen Verfahren unstatthaft oder unzulänglich, es bleiben also nur Zwangsmittel übrig, um das Geständniß haben zu wollen. Die Foderung des Geständnisses hat ferner den auffallendsten Widerspruch in sich, und verdient deswegen keinen gerichtlichen Glauben. Dem, dem der Richter kein Wort, wenn er ihm von einem Dritten etwas bezeugen wollte, glauben würde, glaubt er, wenn er von sich selbst, oder wider sich selbst redet. Es ist also bloß der Gefälligkeit des Delinquenten überlassen, ob er sich bestrafen lassen will, oder nicht. Darauf aber will es der Richter auch nicht ankommen lassen; er will das Geständniß, d. h. er will die Folter. Denn das Geständniß wollen, ist in der That nichts anders, als die Folter, (worunter die Verf. jedes gewaltsame Mittel zur Erpressung eines Geständnisses, es mag bestehen, worin es wolle, begreifen) annehmen und billigen. Bedenkt man endlich die vielen Nebenbeweise, die eintreten müssen, wenn das Geständniß Kraft haben soll, so heißt das, jene durch dieses entkräften, und etwas überflüßiges fodern. Hier haben wir den unseeligen Trugschluß, der die Folter in die Welt gebracht hat, nämlich den Wahn, daß das Geständniß nothwendig sey, diesen höchst falschen Satz, von dem ihre Nothwendigkeit, Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit allein abhängt!

Im zweyten §. bestimmen nun die Verf. ihre Meynung über den Gebrauch der Folter näher, und untersuchen die Frage: in welchen Fällen der Richter ein Geständniß verlangen, d. i. die Folter anbefehlen solle. Sie halten es, wie man vielleicht aus ihrer ersten Abhandlung hätte schließen sollen, nicht mit denen, welche die Tortur durch einen philosophischen Machtspruch gänzlich abgeschafft wissen wollen, und die dadurch nach unserm Urtheil zwar eine recht gute Absicht, aber wenig Kenntniß mit dem praktischen Verfahren in peinlichen Sachen verrathen; sondern sie behalten sie, freylich cum grano salis, und nur in zween Fällen, bey, und zeigen dadurch eine ächte philosophische Unpartheylichkeit. Zugleich geben sie die Gründe an, wodurch sich der Gebrauch der Folter in diesen beyden Fällen rechtfertigen lasse, um den anscheinenden Widerspruch mit den in ihrer ersten Abhandlung, wo die Frage bloß philosophisch untersucht wurde, wi-

der

der den Gebrauch der Folter angebrachten Gründe, zu heben, indem die zween verschiedenen Standpunkte, aus denen sie die Frage übersahen, nothwendig verschiedene Resultate hervorbringen mußten. Rec. der in Ansehung der Tortur nichts weniger als orthodox, und von ihrer Grausamkeit und Unzweckmäßigkeit so sehr überzeugt ist, als alle die, welche in neuern Zeiten dagegen geschrieben und geschrieen haben, stimmt hier dem Verf. völlig bey; und das wird gewiß jeder, der Kenntniß von der Sache hat, thun. Denn wenn man der Folter das Unmenschliche und Schreckliche nimmt, und darunter bloß zweckmäßige und vernünftige Zwangsmittel versteht, die der Richter gegen offenbar Ruchlose und Störrische, in einigen Fällen, wo es das allgemeine Wohl erfodert, gebrauchen muß: so heißt, ihm diese nehmen, d. i. die Folter ganz abschaffen, in der That nichts anders, als den peinlichen Richter zum Spiel eines jeden verschlagenen Böswichts machen, und alle bürgerliche Sicherheit untergraben. — Doch wieder zu unserm Verf. Die Frage: in welchen Fällen die Folter zu gebrauchen sey? könnte man ganz kurz so beantworten: *in allen Fällen, wo sie nicht Mittel, sondern Strafe ist*, und überhaupt da, wo die Gründe wegfallen, die wider den Gebrauch der Folter in der ersten Abhandlung angebracht sind. Dies sind nun folgende zween. Der erste Fall, die Folter zu gebrauchen, ist die Entdeckung der Mitschuldigen durch das Bekenntniß desjenigen, der auf hinreichende Beweise des begangenen Verbrechens nunmehr verurtheilt ist. Es wird jedoch vorausgesetzt, daß eine positive und physische Gewißheit da sey, daß mehrere an dem Verbrechen Theil gehabt, und daß gütliche Mittel vergebens versucht sind. Der zweyte Fall ist, wenn ein Eingezogener über ein Verbrechen, dessen er beschuldiget ist, nicht reden will, und sich durch verstellte Raserey, Stummheit und dgl. Kunstgriffe loszumachen glaubt. (Bey beyden Fällen gehen die V. weitläuftig die Gründe sowohl, die hier den Gebrauch der Folter rechtfertigen, als die Beantwortung der Einwürfe dagegen, durch, wovon wir nur im Ganzen sagen, daß sie uns treffend und einleuchtend gewesen sind.) Außer diesen zween Fällen giebt es keine, wo der Gebrauch der Folter zu rechtfertigen stünde.

Im 3ten §. beantworten endlich die Verf. noch die Frage: **ob durch die Folter ein glaubwürdiges Zeugniß**

erhalten werde? und zeigen, daß man einem Geständnisse unmöglich vielen Glauben beymessen könne, das die gewaltsamsten Mittel, der bitterste Schmerz und die Furcht vor noch mehreren und heftigern Schmerzen erpreßt hat, und das gewöhnlich in einer Art von Verzweiflung geschiehet. (Bey dieser ganzen Untersuchung haben die Verf. überall scharfe Blicke in das Feld der Psychologie gethan.)

5ter Abschn. Reinigungseyd. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den Misbrauch der Eyde, über den Eyd bey den Heyden und Christen, zeigen die Verf. daß der Reinigungseyd im peinlichen Rechte ein Mittel sey, dessen Wirkung sehr zweifelhaft, ja im höchsten Grade unwahrscheinlich sey, und das selbst oft den auffallendsten Schaden stifte, da dieß sogenannte Beweismittel häufig Anlaß zu einem neuen Verbrechen gebe. Sie suchen dabey hauptsächlich darzuthun, daß die zwiefache Vermuthung, auf welche dieß Mittel eigentlich gebauet sey, nämlich der Schwörende werde nicht die Allwissenheit Gottes, vor dem er ein öffentliches Geständniß ablegt, zu hintergehen glauben, und sich noch dazu die gerechte Strafe in jener Welt zuziehen wollen: auf die Natur des Menschen sehr seicht gegründet sey. Aus eben diesen Gründen wird auch der Urfehde von den Verf. der Abschied ertheilt.

6ter Abschn. Von Urkunden. (Der kürzeste von allen.) Die eine Art derselben, nämlich die eigene Handschrift des Delinquenten, ist ein unzuverläßiges und schlüpfriges Mittel, und kann nie einen Beweis abgeben, kaum zu einer Anzeige dienen.

III. Hauptst. Beschluß. Hier wird zuerst die Frage untersucht: warum die Folter bey ihren vielen Fehlern noch so lange beybehalten worden? Die Verf. finden die Gründe davon, in der außerordentlichen Stärke der Gewohnheit, in der Erleichterung, die sie den Richtern in ihrem Amte verschaffte, (wohl wahr!) in dem angenommenen Satze, daß nur der Mißbrauch derselben verwerflich sey, und wenn diesem vorgebeugt werde, der Folter selbst nichts vorzuwerfen sey, in dem alten Herkommen, und endlich in den beygebrachten Beyspielen, daß selbige nicht in allen den Ländern, wo man über den Nutzen und Schaden derselben Untersuchungen angestellt, abgeschafft worden. Alsdann wird der gemeine und Haupteinwurf gegen die Abschaffung der Folter geprüft, und widerlegt, nämlich der, daß durch

ihre

ihre Abschaffung die Zahl der Beweismittel vermindert, und kein anderes an ihre Stelle gesetzt werde, folglich die Gesellschaft in dem Fall gesetzt werde, Verbrechen nicht entdecken zu können, und also die gemeine Sicherheit bloß zu geben, indem die Böswichter, die sich vor der Folter gefürchtet, nach ihrer Abschaffung mehr Verbrechen begehen würden. Zuletzt werden noch die von Claproth und Wangermann an die Stelle der Folter, um das Geständniß zu erhalten, angerathene Mittel geprüft, von unsern Verf. aber auch gemißbilliget, die der Meynung sind, daß nie irgend ein besseres Mittel an die Stelle der Folter kommen könne, da nach ihren oben gegebenen Begriffen das Geständniß überhaupt immer unschicklich gefodert wird.

Diese kurze Entwickelung der vornehmsten Sätze dieses Buchs mag genug seyn, um unser obiges Urtheil darüber zu rechtfertigen, und den Leser sowohl von der Reichhaltigkeit der Materien zu überzeugen, als ihm eine Begierde zu machen, die Schrift selbst zu lesen, wenn er sie bekommen kann, die freylich durch den Weg des Buchhandels eine größere Verbreitung zu erhalten verdiente.

Das Aeußere dieser Schrift zeugt übrigens von vieler typographischen Schönheit, und entspricht dem Innern völlig.

Prm.

Kurze Beleuchtung eines peinlichen Rechtsfalls, welcher authentischen Nachrichten zufolge im Jahre 1781. sich zugetragen hatte. (Einzelne Fälle, wo Richter mit unreinen Herzen und ungewaschenen Händen, sich in den Vorhof der Themis drängten, und Mißurtheile ausheckten, sind Ausnahmen, die keine Regel machen. Wekhrlin.) Von Friedrich Christian Hartwig, Gerichtsprocuratorn und der Rechte Licentiaten. Frankfurt. 1787. 24 S. in 4to.

Es mag seyn, daß dem Kasus in diesem Falle unrecht geschehen ist; aber auch das Gegentheil ist möglich, denn der Fall ist so undeutlich und unvollständig erzählt, daß kein ver-

nünftiger Leſer darüber urtheilen kann, ehe ihm mehreres Licht aufgeſteckt wird, worin z. B. die von Cajus begangnen Injurien beſtanden u. dgl. auch ſind manche Sätze, z. B. von Begünſtigung der Defenſion ſehr übertrieben, und der Verf. ſcheint auf den Unterſchied, ob von einer Todes- oder geringern Strafe die Rede ſeye, nicht geachtet zu haben. Wichtig iſt der Fall ohnehin nicht.

Q. D. B. V. Obſervationes caſibus quibusdam practicis de jurejurando ceu remedio probandi in civilibus, et tortura ceu remedio veritatem eruendi in criminalibus caute nec ſine ſumma neceſſitate decernendis, illuſtratae a *Philippo Carolo Meyer*, Advoc. aul. et actuar. regim. Oehring. 1787. 80 S. 4.

Mit der lateiniſchen Sprache mag der Verf. dieſer Abhandlung nicht ſehr vertraut ſeyn, wie dieſer Anfang beweiſen mag: Cum ob legales quasdam cauſas mihi propoſui, thema quoddam juridicum elaborandi, ipſa Praxis me duxit de duobus illis probandi modis, qui decerni ſolent per juramentum in civilibus et per torturam in criminalibus veritatem eruendi, paucula quaedam differendi. Der Inhalt ſelbſt iſt, wenn man ſich durch die Sprache durcharbeiten kann, etwas erträglicher, nur keine neue Aufklärungen muß der Leſer ſuchen. Sowohl der Eyd als die peinliche Frage ſoll nach des Verf. Meynung nur ſparſam gebraucht, aber nicht abgeſchafft werden; das eine ſowohl als das andere zu erläutern, ſind einige praktiſche Fälle angeführt, deren Auflöſung wenige Schwierigkeiten hat. In der Abhandlung über die peinliche Frage hat der Verf. ſichtbarlich Gmelins Grundſätze der Geſetzgebung über Verbrechen und Strafen ſehr benutzt, aber niemals angeführt; die Schriftſteller für und wider die peinliche Frage, und die über Mittel wider den Kindermord ſind Mann für Mann aus demſelben abgeſchrieben. Bey den letztern erklärt ſich der Verf. für die beſchimpfende Strafen als das beſte Mittel wider den Kindermord. Der Verf. ſoll bald, nachdem er dieſe Geburt ans Tageslicht gebracht, geſtorben ſeyn. Im.

3. Arz-

3. Arzneygelahrheit.

Archiv für Magnetismus und Somnambulismus. Fünftes Stück. Herausgegeben von Hrn. Hofrath Böckmann, Professor zu Carlsruhe. Strasburg, in der akademischen Buchhandlung. 1787. 104 S. in 8.

Dieses Stück begreift einige wichtige Aufsätze, welche eine etwas umständlichere Beurtheilung erfodern. 1) Versuche des Hrn. D. Malzac, ersten Arzts des Herzogs von Orleans. Der Verf. berichtet seinem Freunde sieben Beobachtungen, die er zu dem Ende angestellt hat, um den Ausspruch der Pariser Kommissarien in Rücksicht der Realität des Magnetismus, worauf die Gegner ihre Gründe größtentheils bauen, zu widerlegen. Diese Männer urtheilten nämlich in ihrem Rapport, daß die magnetistischen Erscheinungen der Einbildungskraft, dem Drucke irgend eines Nerven, oder der Nachahmung zugeschrieben werden müssen, daß Magnetismus nichts als Charlatanerie sey u. s. w. Hr. M. operirte an einem Orte, dessen Einwohner ganz für diesen Rapport eingenommen waren, den Magnetismus verwarfen, ihn aber nur dem Namen nach kannten. Wie er glaubt, so widerlegen seine Versuche jenes Urtheil unmittelbar, und daher verdienen sie hier eine nähere Beleuchtung. Die 1ste Beobachtung betrifft ein Frauenzimmer, das seit mehrern Jahren konvulsivischen Bewegungen unterworfen war. Sie bat Hrn. M. sie zu magnetisiren. Er magnetisirte sie einige Augenblicke ohne Berührung, faßte ihre Hände zwischen den seinigen, und etliche Minuten nachher erfolgte ein konvulsivischer Anfall. „Ich hatte, sagt er, die Genugthuung, die „konvulsivischen Bewegungen zu mäßigen, und durch eine „Art von Schlaf zu endigen, den ich einige Minuten vorher „ankündigte.“ Warum hier die Einbildungskraft nicht selle gewirkt haben, wenn anders Hr. M. Procedur an dem ganzen Vorgang Schuld hat, das sieht man nicht klar. Die Bitte der Kranken scheint schon ein gutes Vorurtheil, ein Zutrauen und hoffnungsvolle Erwartung einer glücklichen

Heilung an. Auf diese gute Grundlage konnte die Phantasie sehr leicht ihr Spiel treiben, und bey der Berührung der Kranken, sie leicht in Konvulsionen stürzen, worauf gar nicht ungewöhnlich ein Schlaf folgte. Es erhellet aber aus der Geschichte gar kein Unterschied dieser Konvulsionen von den gewöhnlichen, womit die Kranke schon lange behaftet gewesen, noch weniger ob diese sich nicht allezeit mit dem Schlaf endigten. 2te Beobachtung. Ein Kind von 4 Jahren bekam bey dem Blatternausbruch konvulsivische Bewegungen, welche Hr. M. durch Magnetisirung ohne den Körper zu berühren in 8 Stunden 9 — 10mal beruhigt und dadurch einen ruhigen Schlaf zuwege gebracht haben will. Er hielt seine Hand ½ Zoll von dem Körper beym Manipuliren entfernt. Wer aber weiß, daß dergleichen Konvulsionen oft nur in kurzen Anfällen sich einschränken, und gewöhnlich ein Schlaf darauf folgt, der kann diesen Erfolg nicht für Beweis anerkennen. 3te Beobachtung. Ein hysterisches Frauenzimmer magnetisirte Hr. M. in der Entfernung von 1 Zoll, als sie eben ein lustiges Delirium hatte, sie fiel bald in Schlummer, und wurde durch Gegenstriche aufgeweckt und in ihren vorigen Zustand versetzt, welches mehrmalen hinter einander geschah. Es ist zu bewundern, daß nicht auffallendere Erscheinungen folgten, da hysterische Frauenzimmer einer leicht erhitzten Einbildungskraft fähig sind, welcher denn große Wirkungen folgen. So unnatürlich das Wachen bey dieser Person war, eben so unnatürlich bezeigte sich ihr Schlummer. 4te Beobachtung. Eine wahrscheinlich hysterische Frau lag ohne Sinnen in konvulsivischen Bewegungen und Ohnmacht, wobey der Magen geschwollen, war schon seit 3 Stunden, als Hr. M. zu ihr kam. Er richtete, wie der Ausdruck besagt, seine Action auf den Unterleib, 4 oder 5 Minuten nachher hörten die Konvulsionen auf und sie kam wieder zu sich. Sie klagte noch über den Magen. Hr. M. richtete gleich seine Hand gegen den obern Magenmund, 2 Minuten nachher fuhren Blähungen heraus, und die Kranke erholte sich völlig. — Könnte man sicher seyn, daß hier der Erfolg wirklich von Hrn. M. Action abgeleitet werden dürfte, so wäre freylich seiner warmen Hand eher die Ursach beyzumessen, als die Einbildungskraft, oder der magnetischen Materie, da bekanntlich die gelinde Wärme ein kräftiges krampfstillendes Mittel ist. Die 5te Beobachtung läßt sich eben so erklären. Doch scheint dabey die Phantasie mit

gewirkt

gewirkt zu haben. 6te Beobachtung. Um der Einbildungskraft an dem Erfolg des Magnetismus alle Theilnehmung abzuschneiden, versuchte Hr. M. denselben an seinem lustigen Hund, und fand, daß, als er ihm den Conductor ganz leicht auf einen Theil seines Oberleibes setzte, große Veränderung. In wenigen Minuten nämlich verlor er sein freundliches Wesen, und seine natürliche Lebhaftigkeit, er gähnte einigemal und streckte verschiedentlich die Zunge heraus, seine Augen wurden feucht, seine Augenlieder schlossen und öffneten sich wechselsweise, endlich floß Wasser tropfenweise aus den Augen. Nun nahm er den Conduktor weg, setzte den Magnetisirten auf den Boden, welcher sich in eine Cammer retirirte, daselbst zwar außerordentlich lustig war, sich aber gegen seine Gewohnheit von Niemand wollte angreifen lassen. — Das übrige überläßt Rec. dem Leser, und führt nur an, daß wer diese Bewegungen des Hundes für Folge des Magnetismus hält, sehr wenige Kenntniß von dem Benehmen dieser Thiere hat, wenn sie in Angst und banger Erwartung und nachher der erwarteten Gefahr entgangen sind. Die Verwechselung des Conduktors mit dem züchtigenden Stock enthielt ohne Zweifel den Grund des ganzen Spiels, das ohne magnetische Materie sich sehr gut begreifen läßt. — Legt man ein Huhn auf die Seite, und führt die Finger um dasselbe in Kreis herum, so bleibt es wie angeheftet liegen. Kömmt dies Experiment auch der magnetischen Materie zu statten? — Wer wird den Thieren alle Vorstellungskraft absprechen. — 7te Beobachtung. Ueber geheilte Lähmniß der rechten Seite und der Zunge, wobey man nicht Ursache hat, etwas anders, als die Kraft der Imagination anzunehmen, obgleich Hr. M. das nicht an sich kommen lassen will. 2) Brief des Hrn. D. Varnier an den Hrn. Pourfour du Petit, Dechant der medicinischen Fakultät zu Paris. Diese Fakultät durch den Rapport ihrer Kommissaire bewogen verwarf den Magnetismus als eine Chimäre und Charlatanerie, verbot ihren Mitgliedern und allen Aerzten sich damit abzugeben bey Strafe der Entsetzung von ihrer Würde. D. Varnier und d'Eslon beyde Mitglieder der Fakultät und beyde Magnetisten wurden vor die Fakultät geladen, daß sie dieser Heilart entsagen sollten. D. Varnier weigerte sich, bekam eine zweyte Citation, auf welche er nun im gegenwärtigen Briefe antwortet, und seine Gründe vorlegt, warum er Magnetist bleiben müsse, da er sonst ohne

den

den geringsten Schaden an Ehre und Gütern, um so eher davon abstehen könnte, weil ihm die Heilart nur Mühe und Beschwerde verursache, ohne Einkünfte zu gewähren. Sein erster Grund ist, weil er durch die Versuche und Schlüsse der Kommissarien nicht überzeugt worden, da er vielmehr durch 6 monatliches fleißiges Beobachten solche Thatsachen gesammlet habe, welche dem Rapport der Kommission gerade widersprechen, und beweisen, daß weder Berührung, noch Druck, weder Einbildungskraft, noch Nachäffung die Ursach der magnetischen Erscheinung enthielten. Die Berührung habe er so sanft gemacht, daß offenbar keine mechanische Erschütterung jene Wirkungen veranlassen oder durch ihren Eindruck das Nervensystem ins Spiel setzen konnten. — Bey der erhöheten Reizbarkeit der Nervenschwachen ist aber gerade die leiseste Berührung empfindlicher, als eine harte, um die Nervenrührungen hervorzubringen. — „Was ferner die „Einbildungskraft anbetrifft, sagt er, so würkte ich auf Per„sonen von solcher Stärke, bey welchen durch diese Ursach „auch keine Erschütterung möglich war, die aber dessen ohn„geachtet sehr bestimmte Wirkungen erfuhren.“ Sollte nicht auch der Stärkste durch die lebhafte Einbildungskraft sich täuschen lassen, sobald er eine gewisse Idee sich ganz zu eigen gemacht hat, und derselben nachhängt? „Ich wirkte ferner „auf Personen, ohne daß sie es wußten, und wirkte selbst „durch undurchsichtige, lebendige und leblose Körper, und „erhielt gleichfals deutliche Wirkungen.“ Das ist sehr viel. Wenn es aber das nachfolgende nicht übertrifft, so ist es sehr wenig. Er sagt: „Ja ich bekam selbst, indem ich Kranke „magnetisirte, Sensationen; wenn nämlich mein Finger an „einem in Wallung sich befindenden (also wärmern) Thei„le des Körpers Empfindungen der Kälte verursachte, „(weil der Finger kälter war) so bemerkte ich dagegen deutlich „an meinem (kältern) Finger ein Gefühl der Wärme, „und umgekehrt.“ Hiezu fügt Hr. B. in der Note: „die „nämliche Empfindung muß jeder Magnetist oft genug gehabt „haben.“ Soll dies ein Beweis für Magnetismus seyn, so erwartet man ihn wenigstens nicht von einem Naturkundigen. In der Physik pflegt man diese Erscheinung von der gleichförmigen Austheilung der Wärme herzuleiten, welchem Gesetze nicht des Magnetisten Finger und seine Kranken allein, sondern jeder Körper unterworfen ist. — Er führt nachher an, daß er eine sinnlos liegende Frau durch Magnetisiren zum

Leben

Leben gebracht habe, mußte aber eine ganze Stunde darauf zubringen, da denn noch zweifelhaft bleibt, woher die Erweckung der Frau erfolgt seyn mag. Was von magnetisirten kleinen Kindern gesagt wird, läßt sich wegen der unzulänglichen Beschreibung der Beyspiele nicht beurtheilen. Es ist sehr viel behauptet, wenn er versichert, Kinder von etlichen Monaten in wahre Krisen gebracht zu haben, wovon man in den Schriften der andern Magnetisten keinen überzeugenden Fall aufgezeichnet findet. Hr. D. V. muß also diese Heilart entweder sehr vervollkommt haben, oder giebt etwas an, das gegen den Rapport der Kommission recht handgreiflich absteichen soll. — Der zweyte Grund, weil er nicht glaubt, daß die Fakultät ihm als Arzt die Freyheit einschränken können, ein Mittel bey seinen Kranken anzuwenden, welches er denselben wohlthätig gefunden hat, da er solches überdem nicht als ein Arcanum behandelt. In seiner Ueberzeugung von der Güte des Magnetismus sagt er der Fakultät frey heraus, daß sie weder ihr eigenes, noch das Interesse der Gesundheit des Publikums bey oberwähntem Verbot erwogen habe, und die Ausübung des Magnetismus in Händen solcher Personen ließe, welche von der Arzneykunde wenig oder nichts wüßten und leicht nachtheilig würken könnten. In gleicher Ueberzeugung giebt er, als votirendes Mitglied, den Rath, daß die Fakultät den Aerzten die Ausübung des Magnetismus nicht untersage, daß man sie vielmehr dazu ermuntere, und sich von ihren Beobachtungen, den gefundenen Vortheil oder Nachtheil dieser Heilmethode Rechenschaft geben lasse. Schließlich erklärt er feyerlich, daß er auf keine Weise die Ausübung dieser Heilart unterlassen werde, weil er den Commissairen nicht beypflichten kann, weil er darin für seine Kranken Vortheile gefunden zu haben glaubt, weil er dafür hält, daß das Verfahren dabey durch mehrere festgesetzte Versuche vervollkommt werden könne, und ihn fortgesetzte eigne Versuche die Vollkommenheit nur lehren können. — Dieser Brief, den man nicht ohne Theilnehmung lesen kann, hatte aber die Fakultät zu keinem andern Entschluß gebracht; denn bald nachher wurden Varnier und d'Eslon förmlich rejicirt. Dies Verfahren, welches unpartheyische Richter unbillig finden werden, bewog erstern eine Vertheidigungsschrift herauszugeben, wovon wir hier einen Auszug finden: 3) Hrn. D. Varniers, Doctors Regens der medicin. Fakultät zu Paris, und Mitglieds der königl. Akademie der Arzneykunst,

Appel-

Appellation ans Publikum gegen das unrechtmäßige Verfahren der medicinischen Fakultät. In dieser mit vieler Klugheit und Gründlichkeit abgefaßten Schrift erklärt Hr. V. 1) wie er ein Freund der magnetischen Kur geworden, 2) wie die Kommissaire solche untersucht haben, 3) das Verbannungsdekret mit Entkräftung der darin angeführten Gründe, und giebt 4) einige Bemerkungen über den Rapport der Kommissaire. — Diese Schrift legte Hr. V. 17 Rechtsgelehrten zur förmlichen Beurtheilung vor, deren Consultation gedruckt wurde, und hier übersetzt beygefügt wird, nach welcher die Ausstreichung des Hrn. V. in jedem Betracht ungerecht und das Dekret dazu für Null erklärt wird. In den Entscheidungsgründen wird die Fakultät nach Verdienst behandelt, und ihr Verfahren in das rechte Licht gestellt. 4) **Ein Dutzend merkwürdiger Kuren zu Nantes von Hrn. D. Valleton de Boissiere verrichtet.** Kalte Fieber mit Verstopfung der Leber, Konvulsionen, Lähmniß, Augenentzündung, Magenkrampf, Wahnsinn, Migraine, Pocken, Podagra mit Schleichfieber waren die Krankheiten, womit die Kranken behaftet gewesen, welche bis auf ein 8 Monat- ein 10 Monat- altes und ein 10jähriges Kind Erwachsene waren. Bey ihnen soll wenig Arzeney gebraucht seyn, wovon man die Heilung ableiten könnte. Es wird hier aus 2 Fällen behauptet, daß die Pocken durch Magnetisiren nicht allein überhaupt leicht werden, sondern ihre Perioden sich 24 Stunden schneller als gewöhnlich beendigen sollen. 5) **Hrn. D. Olbers Erklärung über die in Bremen durch Magnetismus vorgenommenen Kuren.** Die Kuren selbst hat Hr. Prof. Meiners so beurtheilt, daß davon hier nichts gesagt werden darf. Wenn Hr. O. und seine Kollegen über die Angriffe ihrer Publikationen von Seiten der Gegner entrüstet sind, so müssen sie nur bemerken, daß die Publikationen solche selbst veranlassen müßten, in welchen die wahre Absicht, welche man nachher erfährt, nicht bekannt gemacht war. Jetzt sagt Hr. O. die Absicht des ersten Bickerschen Briefes an Hrn. Baldinger sey gewesen, Winke, Zweifel, Zurechtweisungen von ihm zu erhalten. — Allein nicht eine Zeile des Briefes selbst bestätiget dies. Woher sollte nun Hr. B. solches errathen? — Hr. O. nimmt es übel, daß man jenen Brief für eine vollständige Nachricht angesehen, also beurtheilt, und in dieser Voraussetzung die Mängel gerügt habe. Wo aber steht denn in demselben,

wie

wie Hr. O. sagt, daß er nur eine vorläufige Nachricht geben solle, und daß eine ausführliche nachfolgen werde, da in der ersten Periode nur steht, Hr. B. könne einige gründliche Nachrichten geben? Später machte Hr. Wienhold erst Hoffnung dazu. — Wenn zuletzt Hr. O. sagt, daß er und seine Kollegen keine Wunder, Prophetengaben, Eingebungen gesehen, noch weniger behauptet oder geglaubt haben, so läßt sich dieß mit Hrn. B. Brief nicht reimen, worin den Schläferinnen Divinationsvermögen zugeschrieben wird. — Er sagt, daß die Beschuldigungen und Nachrichten ihrer Gegner ihnen keine andere Antwort zu verdienen geschienen, als die Erklärung, daß sie falsch seyen. Damit konnten aber, wie er leicht einsehen konnte, diejenigen nicht zufrieden seyn, welche den Nachrichten Glauben beymaßen, und diese verlangten mit Recht, daß dergleichen Erklärung bewiesen werde. 6) Nachtrag zu obiger Erklärung von Hrn. D. Olbers. Schon Newton hatte den Gedanken von einem allgemeinen belebenden, alles in der Natur in Thätigkeit setzenden Wesen, worauf sich Mesmer schon berief. Aber kann Auktorität eine Hypothese annehmlich machen, die auf gar keinen sichern Beweisgründen ruhet? Warlich wird nichts weniger als Theorie die Realität des Magnetismus darthun. Wie im Gegentheil bloße Theorie ihn nicht vernichten wird. Hr. O. will auch nun zeigen, daß es doch noch möglich sey, die Phänomene dieser neuen Heilart aus natürlichen Ursachen zu erklären, wozu eine Hypothese, die der tiefdenkende Newton schon als möglich sich vorstellte, benutzt werden konnte. Doch auch diese Lehre hebt nicht alle Schwierigkeiten bey Erklärung der Erscheinungen, oder es muß noch durch fortgesetzte Versuche Wahrheit und Irrthum, die bey den bisherigen Wahrnehmungen noch verbunden zu seyn scheinen, gehörig abgesondert werden. 7) Kann die praktische Arzneykunst durch Versuche mit der animalisirten Elektrizität (Magnetismus) veredelt und vervollkommt werden? von Hrn. D. Gmelin. Die Vermuthungen gründen sich auf Theorien, welche Hr. G. aus seinen Versuchen herleitet. — — Das wahre wird die Zeit lehren. 8) Hrn. D. Flachslands Nachrichten von einigen Versuchen mit dem animalischen Magnetismus. — Die Wirkung des Magnetismus leuchtet hier nicht recht ein. Das Merkwürdigste nämlich die Belebung eines neugebohrnen Kindes ist, wie die übrigen Bemerkungen sehr unvollständig beschrie-

beschrieben, und jene kann noch immer auf die Rechnung des Weins und anderer belebenden Mittel geschrieben werden, welche vorher angewandt waren, ehe man magnetisirte, wenn schon die Wirkung erst beym magnetisiren sich äußerte. 9) Hrn. D. Gmelins Urtheil über Hrn. Hofmanns Probe mit magnetisirtem Wasser, nämlich daß er seine Dukaten gewiß verlieren werde. 10) Nachahmungswürdiger Entschluß der Aerzte in Carlsruhe. Diese Männer wollen sich durch eigenes anhaltendes Forschen von der Natur des Magnetismus belehren, und sind darum gesellschaftlich zusammengetreten, um von dem Werthe oder Unwerthe dieses angeblichen Heilmittels ein gründliches Urtheil zu fällen. Sie haben diese Absicht ihrem Fürsten bekannt gemacht, und erwarten die Erlaubniß von demselben dazu. — Dieß bleibt allerdings der geradeste Weg zur Wahrheit in dieser Natur- oder Kunstbegebenheit. Möchte er doch unter den nothwendigen Voraussetzungen an mehrern Orten betreten werden! — Wenn Hr. Hofr. B. in dieser Anzeige versichert, daß die Carlsruher Aerzte bereits durch Thatsachen für Magnetismus eingenommen sind, ehe sie sich davon überzeugt hatten, so schadete er dadurch der guten Sache, und gab den Gegnern die Vermuthung ein, daß ihr Urtheil partheyisch seyn werde. Allein er ist in seinem Eifer hier auch über die Wahrheit weggehüpft, wie die gedachten Aerzte in dem Journal von und für Deutschland (fünften Jahrgangs 2tes Stück S. 119.) behaupten, und sich darüber bey ihrem Fürsten beklagen. Sie sagen daselbst, „daß sie mit Staunen die Böckmannische Nachricht gelesen, und darüber, wie betroffen, sich gefragt: ob es denn möglich sey, einen solchen Sinn (aus ihrem Antrag an den Fürsten) heraus zu bringen? — In der beygedruckten Bittschrift bemerken sie, „daß sie ihr redliches Verlangen in ihrer ersten Bittschrift zu erkennen gegeben, den Versuchen der in der Residenzstadt praktisirenden Magnetiseurs unter höchster Autorität beywohnen zu können, um sich von den vorgegebenen Thatsachen eine Ueberzeugung zu verschaffen, die sie noch nie gehabt haben — daß, da der Markgraf ihre Vorstellung dem Hrn. Hofr. B. zufertigen lassen, um sich darüber zu erklären, es ihren Wünschen ganz entsprochen, einen Mann darüber zu hören, der an der Spitze des Magnetismus steht — daß sie statt der erwarteten Erklärung die (gegenwärtige) litterarische Nachricht gefunden, welche ihre

Absicht

Absicht ganz misdeutet, sie als durch Thatsachen überzeugte Anhänger des Magnetismus von den dasigen Publikum, dem ganzen Lande und dem ganzen gelehrten Deutschland darstellt. — „Diese öffentliche Darstellung „ist im gelindesten Ausdruck ein Mißverstand, wir „sind durch keine Thatsachen von der Wahrheit dieser „Lehre überzeugt, wollten erst Ueberzeugung suchen. Un„sere Reputation ist auf solche Art bey dem hiesigen Publi„kum, dem wir zu dienen das Glück haben, gekränkt, unse„re Ehre vor den gelehrtesten Männern Deutschlands in un„serm Fach — gebrandmarkt.“ Dieß sind ihre eigenen Worte. Man hat keinen Grund, in dieselben einen Verdacht zu setzen, aber sehr großen Grund, Hrn. B. der Leichtgläubigkeit wenigstens sehr fähig zu halten, und seiner Wahrheitsliebe und Untersuchungskraft weniger zu trauen, als ihm wünschenswerth seyn möchte. — Hiedurch wird die Sehnsucht nach dem Urtheile dieser Aerzte merklich erhöhet. 10) Hrn. D. Gmelins und D. Wienholds erstere magnetisirte Kranken befinden sich jetzt völlig gesund, wozu man ihnen lange Dauer wünschen muß.

Mh.

Praktische Fieberlehre von D. Johann Clemens Tode. — Erster Theil. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber und Nitschke. 1786. 198 Seiten in 8v.

Um diese Schrift ächt und vollkommen zu würdigen, müßte man sie vollständig vor sich haben; dieser erste Theil giebt nur Fingerzeige und Winke von ihrer Trefflichkeit und Wichtigkeit und nur Bruchstücke von ihrer Nutzbarkeit für den Kliniker. Der Verf. hat durch seine med. - chirurg. Bibliothek vielen Schriftstellern weh gethan, u. sich durch die Causticität seiner Recensionen manche Feinde gemacht, daher kömmt es, daß seine Schriften nicht so allgemein gelobpriesen werden, als viele andere, die es minder werth sind; freyen, geraden Blick, hellen aufgeklärten Kopf und praktischen Sinn kann ihm wohl niemand absprechen, wer ihn nicht verunglimpfen will; leuchteten diese Vorzüge nicht schon aus seinen vorigen Schriften hervor, so würde diese praktische Fieberlehre deutlicher und hinreichen-

der Beweis davon seyn, die außerdem noch sprechendes Zeugniß seines philosophischen Beobachtungsgeistes u. seiner Gründlichkeit ist. Diese Fieberlehre zeichnet sich vor allen Pyretologien aus, sie ist das für die Fieber was die Fragmenta methodi naturalis für die Kräuterlehre sind. Rec. wollte die Anzeige derselben aufsparen, bis er das Ganze vor sich haben würde. Allein er hat schon zu lange Zeit vergeblich darauf gehofft, und fast ist ihm bange, daß der Verf. bey diesem trefflichen Umfang stehen bleiben, und seinen Tadlern Gelegenheit zu dem Vorwurf geben möchte, er sey zu schwach den steilen Weg zu vollenden, den er angefangen hat. Einen Auszug aus dieser Schrift zu geben, ist fast unmöglich, so methodisch und so körnigt ist alles gesagt. Also nur Anzeige des Inhalts. Zu praktischen Fieberlehren gehört alles was der Arzt in der Ausübung seiner Kunst bey Fieberkranken zur Erkenntniß, Beurtheilung, Heilung und Verhütung der Krankheit unmittelbar und mit ungezweifeltem Vortheil anwenden kann; diejenigen Kenntnisse die ihn dazu vorbereiten, und alles lediglich Speculative, Ergründende und Erklärende was keinen unmittelbaren sichern und nützlichen Einfluß auf die Behandlung der Fieber hat, wird von unserm Verf. zu der theoretischen gerechnet. (Haben wir schon eine solche praktische Fieberlehre, und welche ists?) Das erste Hauptstück der ersten praktischen Hauptbetrachtung erklärt den Karakter eines eigentlichen Fiebers; das zweyte die Unterscheidung des Fiebers von andern Krankheiten und Umständen, womit es verwegt werden könnte, diese Umstände und Krankheiten sind: das wahre Fiebern überhaupt, welches von dem Fieber selbst als ein Ganzes von seinem Theil zu unterscheiden ist, das Fiebern (febricitatio) ist die Gattung, das Fieber (febris) ist die Art, symptomatisches Fiebern, Fieberbewegungen, symptomatische Fieberentzündungen, Exanthemen, Wallungen, Lokalfieber, Afterfieber — viele neue aus der Natur geschöpfte Unterscheidungen bestimmt und deutlich vorgetragen. Das dritte Hauptstück enthält eine nähere Betrachtung der karakteristischen Zeichen dieser Klasse von Krankheiten, des vorgängigen Schauders, der Fieberhitze, des Fieberschweißes, des geschwinden und auf andere Art abweichenden Pulses, der Mattigkeit, der Empfindung von Krankseyn, der Verletzungen von Funktionen des Abzweckens der Natur, der Verbindung der gesammten karakteristischen Zufälle, der Fieberdauer, des Verlaufs und

Gangs

Gangs der Fieber, der Theilnehmung des ganzen Körpers an Fiebern, und der Unabhängigkeit der Fieber. Die zweyte Hauptbetrachtung bemerkt im ersten Hauptstück die andern Zufälle, die außer den karakteristischen in Fiebern vorkommen; im zweyten die verschiedentlichen Verbindungen der Zufälle in Fiebern überhaupt, und breitet sich insbesondere über die Verbindungen aus, wodurch ein Fieberkrampf, und wodurch eine einfache Fieberschwäche angezeigt wird; dies zweyte Hauptstück war dem Rec. äußerst willkommen, es verbreitet helles und oft auch neues Licht in der Fieberpraxis. Kenner werden schon aus dieser trockenen Anzeige die Neuheit der Methode in dieser Fieberlehre sehen, diese und des Verfassers Name wird sie zum Lesen des Buchs selbst reizen, wenn auch Recensent verschweigt wie hoch er es schätzt. Zm.

Onomatologia medico-practica. Encyklopädisches Handbuch für ausübende Aerzte in alphabetischer Ordnung ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Aerzten. Vierter und letzter Band. Nürnberg, in der Raspischen Buchhandlung. 1786. 1576 Seiten in gespaltenen Columnen, ohne das Reg. über alle vier Bände.

Dies wäre also das Ende einer sehr mühsamen, aber sehr nützlichen Arbeit, wobey es leichter wird zu tadeln, als besser zu machen. Einige muthwillige Ausfälle auf verdiente Männer, witzige Tiraden und sonstige kleine litterärische Ausschweifungen abgerechnet, ist dies Wörterbuch sehr vollständig, manchmal sogar übervollständig, und enthält mehr, als man hier suchen dürfte. Allein eben die Menge der Auszüge, der Recepte u. s. w. gehörte in den Plan der Verf. und damit sind wir zufrieden. Bey einer etwanigen Auflage wünschen wir eine strenge Revision und sorgfältige Beyfügung der etwanigen ausgelassenen Wörter. Dergleichen sind die in den Schriften der Aerzte und Historiker des Mittelalters vorkommen, aber in dem Meursius und Du Cange gänzlich fehlen. Denn auch diese gehören in ein vollständiges Wörterbuch.

Hr.

I. Onuphrius Polykarpus Strieglers Episteln über die kritische Perturbation des heutigen Arztenthums. Nürnberg, bey Grattenauer, 1786. 11 Bogen 8.

II. Einhundert Paragraphen über medicinische Dissonanzen auf der großen politischen Baßgeige. Frankfurt. (Nürnberg, bey Grattenauer,) 1786. 13 Bogen 8.

III. Almanacum perpetuum für Aerzte und Nichtärzte im Jahr 1788. ad aeternam rei memoriam dem Herrn D. *Christian Gottfried Gruner* in Jena zugeeignet. 1787. 7½ Bogen 8.

No. I. Der Hauptinhalt dieser pseudonimischen Brochüre ist eine schreyende, mit Schimpfworten und Marktschreyerspaßen verbrämte Klage, gegen eine unsichtbare und auch nur in der Einbildung gewisser Leute bestehende Verbindung, die unser Verf. das Arztenthum nennt, und auf folgende Art beschreibt: „ein von und unter allen habsüchtigen, hochmüthigen, einseitigen Aerzten, (in dieser und der folgenden Schrift werden diese erträumte Verbündete immer Aerztler genannt,) schon vor einigen Jahrhunderten zu gleicher Zeit eingegangenes, festgesetztes und geschlossenes, bis auf unsere Zeiten treu beobachtetes Einverständniß, sich sammt und sonders wider ächte Chirurgie und Chirurgen zu verschwören, ächte Chirurgie den Hunden (unwissenden Leuten) vorzuwerfen, damit sie zerstückt werde, und ächte Chirurgen zu bethören, daß sie Aerzte heißen wollen.“ Er giebt die Grundgesetze dieser Verbindung an, die freylich sehr jesuitisch lauten, beurtheilt und erklärt darnach die in Tissots Plan zur Vervollkommung des Studiums der Heilkunde, Herros Einrichtung der medicinischen Fakultät zu Wien, und Gruners Almanach 1786 vorkommenden, die Chirurgen betreffenden Sätze, mißhandelt diese verdienten Männer, und nebenher auch Fried. Hofmann und Störk, schwatzt und schreyt viel und mancherley von der Despotenhudeley, welche

welche die Chirurgie und ihre ächten Söhne von den Aerzten zeither erdultet haben sollen, und von der jetzigen glücklichen Empörung der ächten Chirurgen, unter Brambillas Fahne, gegen ihre Unterdirektor die Aerzte.

II. Diese Schrift floß höchstwahrscheinlich mit der obigen aus einerley Feder, nur daß der Verf. in dieser mehr Bocksprünge macht, und öfter hintenausschlägt. Insbesondere verbreitet sich der Verf. über das Doktoreramen, und randglossirt, freylich sehr platt, über den Granerischen Aufsatz: Der Arzt und der Wundarzt. (im Almanach 1786.) Hauptsächlich schlägt der Mann noch hier Gruner und Störk, und nebenher auch noch Quarin, welchem er unter andern auch Undank gegen Brambilla vorwirft, der in seiner Schrift (animadverf. in div. morb.) der Schmuckerschen und Thedenschen Kurart der Goldadern Erwähnung thut, und dabey der Behandlungsweise des Brambilla, der ihn zweymal von dieser Krankheit geheilet, nicht mit einer Sylbe gedenke. — Glück für Q., daß Theden und Schmucker auch Chirurgen sind, sonst hätte ihn unser Verf. gewiß mit noch gröberm Schmuz besudelt.

Eine umständliche Anzeige und Beurtheilung dieser beyden Pasquille gegen die Aerzte, und namentlich gegen Gruner, Störk, Tissot und s. w., erwartet wohl hier Niemand.

III. Der Verfasser dieser pöbelhaften Parodie des Grunerschen Almanachs 1787 ist ein elender Schmierer, der nicht einmal der Larve, die er angelegt hat, ein Schüler der Wiener Militärakademie zu seyn, werth ist, und dem es noch zur Ehre gereichen würde, wenn man ihn zu den Strieglern und Plattfußen ordnen wollte. Hr. von Brambilla muß sich eines solchen Zöglings seiner Militärakademie schämen, und gewiß, er wird es fühlen, welche Beulen es giebt, wenn ihm ein solcher schlechter Mensch das Weyhrauchfaß an den Kopf schmeißt.

La.

Dr. Christian Gottfried Gruners Sendschreiben an den Herrn Bergrath Müller in Berlin. Voran eine aktenmäßige Erzählung für unpartheyische Le-

ser. Leipzig, 1788, in der Müllerischen Buchhandlung. 104 S. in 8.

Dieses Sendschreiben betrifft vorzüglich eine gegen Herrn Gruner herausgegebene Schmähschrift: Wie muß es ein Professor der Arzneygelahrheit anfangen, um bey weniger Sprachkenntniß ꝛc. Eine Preißschrift, dem Hrn. Hofrath Ch. G. Gruner unterthänigst gewidmet, von Clemens Blasius, 1786, und legt dem Publikum offen und gerade die Gründe des Verdachts vor, daß Herr Bergrath Müller, wo nicht Verfasser, doch Herausgeber dieser hämischen Schrift sey. In der aktenmäßigen Erzählung giebt der Verf. einen ungeschminkten Abriß von seinem gelehrten und von seinem Privatleben, von seinen Thaten und von seinen Meynungen, die Bezug auf beydes haben. Diese gerade, offenherzige Schilderung seiner selbst ist dem Recens. Bürge, daß der Verf. im Gefühl seiner Unschuld und seines Rechts seine heimlichen und seine offenbaren Feinde nicht scheut, ihnen mit offenem Visier entgegengeht, und Muth genug hat, eine Lanze auf Schimpf und Ehre mit ihnen zu brechen. Es ist traurig, daß in der Gelehrtenrepublik ein Mann, wie Gruner, sich genöthiget sieht, sogar sein bürgerliches Leben gegen die Schmähschriften seiner gelehrten Gegner zu rechtfertigen, da doch politische oder bürgerliche Zwistigkeiten sonst nie die wissenschaftliche Seite eines Mannes in Anspruch nehmen! Wer der Verf. der obengenannten Schmähschrift auch seyn mag, er ist ein Mann von verdorbenen, unedlen, entnervten Herzen. Wahrscheinlich wird der Verf. durch dieses Sendschreiben und die aktenmäßige Erzählung seine Feinde noch mehr erbittern und vervielfältigen, denn beyde sind mit aufgeregter Galle und mit gekränktem Stolz abgefaßt, und es thut dem Rec. leid, daß er, statt dieses Sendschreiben anzuzeigen, dieß und die heimtückischen Schriften, wodurch es veranlaßt wurde, nicht vernichten kann.

Th. Sydenham's medicinische Werke. Uebersetzt und mit Anmerkungen über einige Medikamente versehen, von Joseph Johann Mastalir, Doktor d. Aw. Erster Band. Wien, bey Hörling. 1786.

1786. 29 Bogen in gr. 8. ohne drey Bogen Vorrede des Ueberſetzers und Vorbericht des Verfaſſers.

Der Zweck dieſer Ueberſetzung ſoll Gemeinnützigkeit der Schriften eines ſo großen Arztes und Aufklärung der unlateiniſchen Wundärzte ſeyn, wenn ers noch wirklich wäre, ſo wird er, ſo wie der V. die Sache angefangen hat, nicht erreicht werden. Wer Sydenhams Werke erſt durch dieſe Ueberſetzung kennen lernt, für den hätten viele ſeiner theoretiſchen Lehren entweder übergangen, umgeändert oder in Anmerkungen berichtiget werden ſollen, ſo wie dieſe Ueberſetzung jetzt iſt, wird der unlateiniſche Leſer oft nicht wiſſen, was Sydenham ſagen will, ob hier Sydenham oder Plenk Recht hat, ob eine neuere pathologiſche Erklärung einer Krankheit richtiger und zuverläſſiger ſey, als die Sydenhamiſche Klinik, und ſelbſt ob S. Heilmethoden, da, wo ſie von den jetzigen abgehen, nicht noch jetzt befolgt werden ſollten? Dieſer erſte Band der Ueberſetzung enthält die ſechs Abſchnitte der Urſchrift, worin die hitzigen Krankheiten überhaupt, dann die epidemiſchen Beſchaffenheiten der Jahre 1661 bis 1675 in London, und endlich die unterleiſtenden Zeiten beſchrieben werden. Der Ueberſ. hat in einigen Anmerkungen Erinnerungen über jetzt ungewöhnliche oder anders benannte Heilmittel beygebracht. Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſteif, undeutſch und unangenehm zu leſen, und, wie es ſcheint, mit Vorbedacht des Ueberſetzers, der in der Vorrede ſagt: „er „habe es ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, nicht nur den Sinn „des Autors auszudrücken, ſondern auch die Schreibart zu „behalten, weswegen er ſich bisweilen (faſt überall) die Frey„heit erlaubte, dem Genie und der Schönheit der deutſchen „Sprache Gewalt anzuthun.“ Wahrhaftig, ein ſonderbarer Einfall bey einer Verdeutſchung, wo alles bloß auf den Sinn ankömmt! Der Ueberſetzer hätte ſo gut deutſch ſchreiben ſollen, als Sydenham lateiniſch ſchrieb, dann behielt er S. Schreibart bey. Eine ſo wörtliche Ueberſetzung entehrt die Urſchrift, und ſtellt den Ueberſetzerverſtand des Hrn. M. in ein ſonderbares Licht.

Zg.

H. Fr. Delii aduerſaria argumenti phyſico-medici. Erlang. 4. *Faſcic. Vtus.* 1787.

Dieſes Heft enthält die 6 Probeſchriften der Herren von Groote, Wagner, Eydt, Singeiſen, Hanns und Schmidt, die in den Jahren 1784—1786 vertheidigt wurden, mit einem alphabetiſchen Regiſter über den ſämmtlichen Inhalt, welches um ſo nöthiger war, da ſie ein mannichfaltiges Gemenge nützlicher Wahrheiten enthalten, welche ſelbſt auszuleſen, dem großen Haufen von Leſern zu beſchwerlich fallen dürfte. Die erſte dieſes Hefts oder die neunzehnte der ganzen Sammlung, 5 Bogen ſtark, trägt mehrere Beobachtungen über Entbindungskunſt, Bevölkerung und die ganze Heilkunſt vor. Wider öffentliche Häuſer eifert der V. ſehr, auch wider Säugammen, wenn die Mutter geſund iſt; auch wider die Aufhebung der Strafen, welche die Geſetze auf den unehelichen Beyſchlaf legen. Brennbare Luft und brennbares Weſen ſeyen nicht einerley, weil das brennbare Weſen erſt zur Luft komme, und dieſe ſein Vehikel ſey. (Das hätte der Verf. beweiſen müſſen.) Der Froſt im Winter 17$\frac{8}{4}$ zu Erlangen nach Graden beſtimmt. Unzers weißes Pulver beſtehe aus thieriſcher Kalkerde, vitrioliſchem Weinſtein und Salpeter.

Die zwote, 4$\frac{1}{2}$ Bogen ſtark, erzählt Verſuche, die mit Metallauflöſungen, vornehmlich mit Goldauflöſung und Galläpfeln angeſtellt ſind, mit angehängten Sätzen aus der Arzneykunſt. Die Galläpfel ſchlagen nicht bloß Eiſen ſchwarz nieder, auch Gold werde ſo gefällt; Platina grünſchwärzlicht, Silber bräunlicht, Kupfer grünlicht, Zinn gelbweiß Bley grau, Zink weiß, Wißmuth weißgelblicht, Queckſilber gelb, Spießglanz bräunlich. Wider das eigene Leben einzelner Theile des thieriſchen Körpers.

Die dritte, 3 Bogen ſtark, enthält vermiſchte Sätze aus Naturkunde, Scheidekunſt, Arzneykunſt. Den Beobachtungen von Erdbeben, das den 27. Horn. und 10. März 1786 ſich ereignet habe, traut der Verf. nicht. Die Feuchtigkeit, welche nach dem Verbrennen des Hornphosphors zurückbleibe, enthalte ſowohl Kochſalz-, als Vitriolſäure. (Noch jetzt ſollte ſich der Verf. dieſes vorſtellen?) Wider den zu häufigen Gebrauch der Viſceralklyſtire, und die Deſorganiſation.

Die

Die vierte 4 Bogen stark handelt von der Augenentzündung aus Fehlern des Magens, und hat auch Sätze aus der Wund- und innerlichen Arzneykunst angehängt. Ein Mensch von 24 Jahren bekam, so oft er sein gewöhnliches Maaß im Essen überschritt, und etwas besser lebte, Entzündung in den Augen. Schon der Speichel habe heilende Kräfte; der Magensaft könne sie nicht in allen Verletzungen äußern. Insekten, wenn man sie auch in langwierigen Hautausschlägen finde, seyen nicht ihre Ursache.

Die fünfte Schrift 4 Bogen stark handelt von der Bösartigkeit bey dreytägigen Fiebern; der Verf. zählt dahin vornehmlich diejenigen, die mit Schlummer begleitet sind.

Die sechste drey Bogen stark handelt vom äußerlichen Arzneygebrauche des Flanells und hat wieder vermischte Sätze angehängt. Von dem Arzneygebrauche der Luftarten hält der Verf. nichts.

Zb.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Kleine poetische Schriften von Moritz August von Thümmel. Frankfurt und Leipzig. 1782. 7½ Bog. in kl. 8. mit einer Vignette.

Die wenigen und kleinen, aber desto vortrefflichern Gedichte des Hrn. v. Thümmel sind von dem deutschen Publiko mit dem lautesten Beyfall aufgenommen worden. Dieser Beyfall reizte einen gewinnsüchtigen litterarischen Freybeuter, die in den Musenalmanachen zerstreuten Stücke dieses Dichters zusammenzulesen, und — ohne Vorwissen ihres Verfassers — in diese Sammlung zu bringen. So unerlaubt Unternehmungen dieser Art sind, mit so weniger Ueberlegung werden sie gewöhnlich ausgeführt. Und so ist es auch hier der Fall. Viele von den hier zusammengerafften Gedichten rühren sicher nicht von dem liebenswürdigen Sänger der Wilhelmine, sondern von ganz andern, zum Theil sehr mittelmäßigen Dichtern her. Andere haben ihn zwar wirklich zum Verf. allein in einer von ihm selbst besorgten Sammlung

würden sie gewiß nicht ohne beträchtliche Veränderungen und Verbesserungen aufgenommen worden seyn. Noch andere haben bekannte Dichter zu Verf. in deren Werken sie auch bereits zum Theil befindlich sind, was aber dem sorglosen und unwissenden Compilator unbekannt geblieben war. Die Grabschrift des Mimy eines kleinen Windspiels gehört Götzen (Vermischte Gedichte Th. I. p. 60) das Sinngedicht S. 109. Kästnern, das S. 80. Leßingen, einige andere Stücke Gottern u. s. w. — Wie sehr würde sich Hr. v. Th. die Freunde der deutschen Muse verbinden, wenn er selbst eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltete. Wir wissen, daß manches Stück in seinem Pulte liegt, das noch ungedruckt, und der öffentlichen Bekanntmachung doch unendlich werther ist, als die zahllosen Sammlungen, mit denen die Freygebigkeit und Zuversichtlichkeit unsrer jüngern Dichter uns so reichlich beschenkt.

Rh.

Zweyhundert und zehn Lieder frölicher Gesellschaft und einsamer Frölichkeit gesammlet von Wolke. Dessau, in der philanthropischen Buchhandlung, und Leipzig in Commission bey Crusius. 1782. 256 S. in 8v.

Nicht immer mögen unsre fröhlichen Nachbarn jenseits des Rheins unrecht haben, wenn sie behaupten, wir Deutschen verstünden uns wenig auf den angenehmen Genuß des Lebens. Eins der schönsten Mittel, Freude und Heiterkeit und frohen Muth zu erwecken, der gemeinschaftliche Gesang ist fast ganz aus unsern steifen Gesellschaften verbannt. Eine Ehrensäule würde der Mann verdienen, der den guten Deutschen dieß Vorurtheil ausredete, und ihnen dadurch eine neue und unschuldige Quelle des Vergnügens öffnete. So wenig es vor der Hand das Ansehn hat, so verzweifeln wir doch nicht ganz daran. Wenigstens kann es nicht schaden, wenn man im Voraus einige dazu dienliche Anstalten trifft. Gegenwärtige Sammlung ist ein nicht misrathener Versuch, so weit er in jeder Rücksicht auch unter den ähnlichen Ramlerischen Arbeiten steht. Der Sammler hat aus mehr als 70 Dichtern zusammengetragen. Freylich sind nicht alle Stücke von gleichem

poe-

poetischen Werthe, das konnte aber auch nicht seyn, da der Verf. auf Leser Liebhaber des Gesangs von verschiedenen Ständen, Alter, Fähigkeit und Geschmack Rücksicht nehmen wollte: Junge und Alte, Jünglinge und Mädchen, Mann und Weib, der Fröhliche und der Betrübte, sollten hier etwas finden, das ihnen gefiele. Hier und da hat Hr. W. sich erlaubt, Veränderungen vorzunehmen, bald einen Ausdruck geändert, bald eine Strophe weggelassen. Wenn ein Lied blos zum Vergnügen aufmunterte, so suchte er auch Gedanken an Arbeit und Pflicht hineinzubringen; wenn der traurige in so vielen geistlichen Liedern und im gemeinen Leben vorkommende altjüdische Gedanke: Mensch du bist Erde und sollst wieder zur Erde werden — vorkam, so setzte er den christlichen, tröstlichern und poetischern, der an eine seelige Unsterblichkeit erinnert. So ward in dem schönen Liede von Hölty: Wer wollte sich mit Grillen plagen, aus:

Drum will ich bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun —

„bis ich Engel werde." Der größte Theil dieser Sammlung war bereits im Jahr 1779. unter dem Titel Philanthropistenlieder für das Dessauer Philanthropin gedruckt worden. Um unsre Leser in den Stand zu setzen, die Art und den Werth der getroffenen Veränderungen selbst zu beurtheilen, theilen wir eine Probe mit. Gleims bekanntes Lied Ihr Faunen, Ihr Nymphen: lautet hier also:

Ein Frühlingslied.

Ihr Freunde des Lenzen,
Erfreuet euch hier!
Umwindet mit Kränzen
Die Schläfe, wie wir.

Uns grünet die Weide
Uns blühet der Hain;
Uns ladet zur Freude
Die Nachtigall ein.

Dem Hasser der Tugend
Nag' Unmuth die Brust:
Unschuldiger Jugend
Gebühret nur Lust.

Ja Tugend und Freude
Sind ewig verwandt,
Es knüpfet sie beyde
Ein himmlisches Band.

Drum, Freunde der Tugend,
Erfreuet euch hier!
Genießet der Jugend,
In Unschuld, wie wir.

Nt.

Fabeln von Gleim. Originalausgabe. Berlin, bey Maurer. 1786.

Das Publikum ist dem Hrn. Verf. vielen Dank schuldig für diese schöne Sammlung seiner Fabeln. Denn ob gleich Kenner und Verehrer seiner Muse, die meisten dieser Fabeln schon kennen, so werden sie doch nicht ohne Vergnügen manche neue und manche hier und da verbessert bemerken. Da diese Sammlung schon hin und wieder ausführlicher angezeigt ist, so dürfen wir nur noch hinzusetzen, daß das Aeußere der Ausgabe dem Innern vollkommen entspreche. Kenner werden in diesen Fabeln die höchste Simplicität in Erfindung und Ausführung erwarten und finden, und dem Hrn. Verf. den Ruhm zugestehn, welcher ihn nicht nur den deutschen Anakreon und Tyrtäus, sondern auch den deutschen Aesop mit Recht nennt.

Dz.

Die belesnen Jungfern. Posse in einem Acte. Nach Moliere. Leipzig. 1787. 68 S. 8.

Moliere's bekanntes Stück moderniſirt. Das Modenjournal, Siegwart, Sophiens Reise, Werthers Leiden, Volkslieder, Bardiete u. s. w. mit Anspielungen auf unsere Moden geben dem Stücke einen neuen Anspuz.

Jw.

Stolz

Stolz und Rachsucht, eine wahre Geschichte. Dramatisch bearbeitet in fünf Zeiträumen. Halle, bey Franke. 1787. 8 Bog. in 8.

Der Verf. versichert, daß die Begebenheit, die er hier dramatisch dargestellt hat, sich wirklich zugetragen habe. Wenn es auch leicht möglich ist, daß solche Niederträchtigkeiten, als hier geschildert werden, vorgehen mögen, so ist doch das Verfahren der Landesregierung bey dem von dem Amtmann instruirten Criminalproceß sehr unwahrscheinlich, zumal da sie so bereitwillig ist, der beschuldigten Parthey Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Doch dem sey wie ihm wolle, die Handlungen sind zu platt und erregen mehr Widerwillen und Eckel als Theilnehmung. Das möchte ein viel größerer Fehler des Stücks seyn, als diejenigen sind, welche der Verf. in dem Vorberichte, um den Kunstrichtern zuvorzukommen, seiner Arbeit selbst Schuld giebt. Er gesteht ein, daß der Knoten sehr leicht (und auch auf eine ziemlich unwahrscheinliche Art) geschürzt, und daß die Entwickelung nicht unerwartet sey. Auch bekennt er sich der Verletzung der Einheit der Zeit (eigentlich der merklichen Ungleichheit zwischen der Dauer der Handlung und der Vorstellung) und des Orts schuldig. Diese beyden Verletzungen der Regel wären bey einem Stücke, wie das gegenwärtige, am ersten zu vergeben, da sie nur die Illusion bey der Vorstellung stören.

Jw.

Rosalie von Felsheim oder Lilliput! Lustspiel in fünf Akten von J. Fr. v. Soden. Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1786. 8 Bogen in 8vo.

Das comische Bild von einem kleinen fürstlichen Hofe, welches hier aufgestellt wird, ist mit Witz und Laune entworfen, und wer es übertrieben finden wollte, der müßte nie Gelegenheit gehabt haben, dergleichen Sultanschaften in der Nähe zu sehn. Aller Orten wird nun wohl dies Stück nicht dürfen aufgeführt werden, aber es unterscheidet sich deswegen nicht weniger vortheilhaft von andern comischen Originalstücken,

an denen wir überhaupt Mangel haben, nämlich an solchen, die mit Feinheit, Menschen- und Weltkenntniß deutsche Thorheiten schildern. Statt der platonischen Grillen der Baronesse Felsheim und deren Folgen, welche eigentlich die Entwickelung aufhalten, hätten wir nun wohl eine andere Art von Intrigue hineingewünscht, allein freylich sind schon manche Einfälle so unzählichemal genützt worden, daß man auf allerley Erfindungen kömmt, wenn man gern dem Dinge einen neuen Schwung geben will. Der Dialog ist lebhaft und geschmeidig.

Yr.

Kaiser Rudolph von Habsburg, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Anton Klein (mit seinem ganzen bürgerlichen Titel.) 1787. ohne Benennung des Druckorts, aber ganz gewiß zu Wien bey von Trattner gedruckt.

Eben der unselbstständige, nüchterne und kraftlose Geist, der über den Wasserfluthen der theatralischen Kritik schwebt, mit denen Hr. Klein in der Beurtheilung der Lessinge, Wielande, der Agnes Bernauern und ähnlicher Werke, das Publikum von Zeit zu Zeit heimzusuchen pflegt, waltet auch über dem Rudolph von Habsburg, mit dem seine Muse sich und die tragische Kunst zu prostituiren, das Belieben getragen hat. Von allem, was zu einem guten Trauerspiel gehört, von lebendiger Darstellung, ächter Karakteristik und unverfälschtem Ausdruck der Natur findet man in diesem ganzen Rudolph kaum eine Spur; hingegen kann es als ein fast unübertreffliches Muster von allen den Fehlern gelten, die ein Trauerspiel schlecht, und im eigentlichen Verstande undramatisch machen. Von dem großen Habsburger an, bis auf den gemeinsten Waffenträger herunter, spricht auch nicht eine Person ihrem Karakter, ihrem Zeitalter und ihrer Situation gemäß; alle prunken und deklamiren einen poetisch-prosaischen Bombast; alle reden eine Sprache, in der sich nie, unter irgend einem Himmelsstrich, Natur und Leidenschaft ausgedrückt haben, und ein Deutsch, das zu keinem Zeitalter so dissolut, Kraft- und Saftlos ist gesprochen worden. In welcher erbärmlichen Gestalt erscheint hier nicht der erhabne Rudolph!

Rudolph! Ein windiger Prahler, und ein Saalbader ohne Gleichen, der unter Gottes freyem Himmel, im Lager und im Getümmel der Schlacht, ganze Seiten herunter die fadesten politisch-theologisch-moralischen Kollegia liest, mit denen nur jemals ein schlechter Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften eine Akademie oder ein Auditorium gemartert hat; er strotzt von Sentenzen, die eben so pomphaft, als schief sind, und einer Kleinischen Kritik über Lessing und Emilie Galotti an Leerheit und Lahmheit nichts nachgeben. Ottokar und seine Gemahlin Kunigunde sind wahrhafte französische Theatertyrannen von der schlechtesten Gattung. Sie brüsten sich mit ihren niederträchtigen Gesinnungen und stolziren auf ihre Laster und ihre elende Politik auf eine so sinnlose und vernunftwidrige Art, daß ein Mann, der nur einen Gran von gemeinem Menschensinn besitzt, sie nicht ohne Eckel und Empörung lesen kann. Von dem nämlichen Schlage sind auch die übrigen Helden dieses Trauerspiels, Männer und Weiber, Gute und Böse; einer, wie der andre, scheint es recht eigentlich darauf angelegt zu haben, in jeder Zeile Vernunft und Wahrheit, Natur und Menschensinn zu beleidigen. Dabey ist dies dramatische Ungeheuer mit allen möglichen Arten eines leeren Theaterspektakels und Opernprunks überladen; so, daß man sich über die stolze Selbstgenügsamkeit, mit der Hr. Klein in einer Beylage gegen den K. K. Theatralausschuß zu Wien, die er eine Appellation an die gesunde Vernunft nennt, über diesen seinen Rudolph spricht, nicht genug verwundern, nicht genug darüber erstaunen kann, wie ein Mensch, mit einem solchen Geschmack- und vernunftlosen Werk, an die gesunde Vernunft zu appelliren, die Dreistigkeit haben konnte. Wenn jemals der K. K. Theatralausschuß einem Stück mit Recht den Preis abgesprochen hat, so ist es dieses; denn nur, wenn die K. K. Hofdirektion auf Unsinn Preise aussetzte, würde unter allen möglichen Produkten des Unsinns, Hrn. Kleins Rudolph von Habsburg das erste Recht auf diesen Preis haben; eine Behauptung, von der sich jeder überzeugen kann, der Selbstverleugnung genug hat, die edle Zeit durch eine Lektüre desselben, in eigentlichem Verstande, zu morden.

---

5. Romane.

5. Romane.

Raserey aus Liebe: Eine Geschichte aus dem südlichen Frankreich. Straßburg, in der akademischen Buchhandlung. 1787. 6 Bog. in 8.

Die Grenze von Frankreich als den Platz anzusehn, wo mit dem wenigsten Aufwande eine Fabrik von Mährchen anzulegen ist, die man aus der ersten Hand nehmen, ein wenig umformen, und dann damit unser kaufluſtiges armes deutsches Vaterland, das auch diesen Theil des Luxus begierig vom Ausländer annimmt, überschwemmen kann; das ist keine üble Finanzoperation; aber dem Patrioten wird doch nicht wohl bey der ungeheuren Vermehrung dieser leichtfertigen Waare. Uebrigens ist dieß Geschichtchen (sey es nun übersetzt, nachgeahmt, oder nur ad modum parisiensem) recht artig zu lesen, nur etwas unwahrscheinlich und nachläßig im Styl. — Allein dagegen ist es auch nur eine Dutzend-Waare! Wer sich ein eigenes Histörchen bestellen wollte, der würde vermuthlich besser bedient werden.

Gs.

Erhard Rollings Leben und Meynungen. Zweyter Band. Leipzig, bey Böhmen. 1787. 15 Bogen in 8.

Ein wenig besser als der erste Theil ist nun wohl dieser 2te und letzte (der, wenn, was in der Vorrede steht, kein Autorscherz ist, von einem andern Verfasser seyn soll) gerathen. Indessen heißt das freylich wenig gesagt, denn die Begebenheiten, Schilderungen, und Episoden sind immer ziemlich gemein, die Raisonnements langweilig, und die eingemischten Verse äußerst schlecht. Mit dem Reisejournal des Hrn. Magisters, welches der erste Theil erwarten ließ, hat uns der Verf. verschont. Uebrigens zeigt sich Hr. Rolling als

ein

ein sehr sorgloser und ungeschickter Hofmeister, und wird am Ende des Buchs viel glücklicher als er es verdient.

Yr.

Hipparchias und Crates, eine philosophische Erzählung nach dem Griechischen. Berlin, bey Maurer. 1787. 72 S.

Der Verf. hat nach Horazens Regel: ex noto fictum carmen sequar, eine Art von Roman gebildet, dessen Thema ist: Sieg der Liebe über die Philosophie. Hipparchias, oder wie sie sonst heist, Hipparchia, die Tochter Timantes, eines reichen Thebaners, hatte alle Vorzüge ihres Geschlechts, Reichthum, Schönheit, Verstand. Natürlich wars, daß sie eine Menge Anbeter bekam, unter welchen sich Polemo auszeichnete, ein reicher, junger, schöner Stutzer, zugleich dreiste, zudringlich, faselnd und witzig, wie ein Stutzer nach der Mode. Indessen wollte ihm doch der Sieg über Hipparchia nicht gelingen. Vermöge eines leidenschaftlichen Hanges zur Philosophie hatte sie sich in Crates verliebt, welchen sie sogar Trotz seiner diogenischen Lebensart und seines Buckels immer mehr lieb gewann. Verkleidet und unter dem Namen Cleanth giebt sie ihm öftere Besuche, unter dem Vorwande seinen Unterricht zu genießen, in der That aber um sein gegen die Liebe gestähltes Herz zu besiegen. Indessen waren doch alle ihre Ueberredungen, Einwendungen und auch sogar manche feinere Eindrücke, welche sie auf seine Sinne zu machen suchte, verloren. Was Liebe und Schönheit nicht konnte, das konnte bald darauf das Mitleid. Alexander hatte indeß Theben eingenommen und verheert, zugleich aber auch eine Gesandschaft an den Thebaner Weisen abgeschickt, mit dem Auftrage ihn zu sich einzuladen, und vor der Hand ihm hundert Talente zum Geschenke zu überreichen. Crates schlug beydes aus. Hier wurde er nun von der schönen Hipparchia überrascht, welche in weiblicher Kleidung, als eine unglückliche Schöne in seine Arme sich wirft, und um Schutz und Hülfe fleht. Ihr folgt ihr Vater, welcher noch immer die Verbindung mit dem unbegüterten Weisen für entehrend hält. Crates befriedigt ihn dadurch, daß er die hundert Talente vom Alexander annimmt, und ihm schenkt, und

darauf Hipparchia heyrathet. Unsere Leser werden mit uns wünschen, daß die Handlung mehr Verwickelung und eine bessere Entwickelung habe, daß sie mit mehr Intrigue durchwebt, unvermerkt immer fortschreite, kurz, daß der Verstand des Weisen aus allen Kräften sich wehre, ohne zu wissen, daß sein Herz schon auf dem Punkte sey, einen Separatfrieden zu schließen. Desto besser aber ist die Sprache des Verf. elegant, edel, prächs, kraftvoll und nicht selten witzig. Bisweilen fehlt es auch dem Dialog an kürzern und mehr eingreifenden Wendungen. Die Stärke des Verf. besteht, nach unserer Meynung im Raisonnement. Einige kleine Sophistereyen ausgenommen, läßt sich sehr angenehm lesen, was Crates über die Ehen philosophiert. Denn nachdem er alle Arten von Weibern durchgegangen hat, so beweist er, daß es immer mehr Unglück sey, jede derselben zu haben, als nicht zu haben. Wir wünschen, daß alle Männer, welche diese Stelle lesen, am Ende mit freudigen Herzen sagen mögen: — nein, Crates hat doch Unrecht!

Stutzbart, ein satyrisches Sittengemälde. Neuschottland in Amerika, bey German. 1787.

Da der Verf. dieses Werkchen den Recensenten der Berliner Bibliothek und der Jenaischen Lit. Zeitung, als ein Exercitium extemporaneum weihet, nicht, wie er sagt, um ihren Beyfall zu erschmeicheln, sondern sie recht vorzüglich aufmerksam zu machen, und dann ihr wohlgemeintes, aber auch gegründetes Urtheil gedruckt zu vernehmen, ob er in künftigen Messen seine Bude weiter aufschlagen, oder die Feder niederlegen, schweigen und lieber Wolle zupfen soll: so war es billig, etwas mehr Aufmerksamkeit auf dies Extemporale, oder wie er es am Ende der Vorrede nennt, auf diese blos gute, gangbare Mittelwaare für lesende Bürger zu wenden. Aber so sauer es Rec. auch immer wurde es durchzulesen, und so viel guten Willen er dabey hatte, es nur mittelmäßig zu finden, so wenig war es ihm möglich. Es ist wiederum eine elende Composition vom Sebaldus, Spitzbart u. s. w. ohne Interesse, ohne Handlung, ohne gute Charakterzeichnung, ohne feines Raisonnement, ohne gute hinreißende Sprache, kurz, ohne alles, wovon auch der schlechteste Roman ein oder

das

das andere zu haben pflegt! Die Handlung ist folgende: Stutzbart, der Vater dieses Helden, ist Diaconus in der Wetterau zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Nachdem er sich mit seinem Freunde dem Prediger Scriba verirrt hatte, kehrt er bey einem gewissen Inspector Deuthorn ein, mit dessen Tochter er den Abend liebäugelt, und den Morgen darauf sich verlobt. Aus dieser Ehe entstand nun Wilhelm Stutzbart, welchen der Vater erst in seinem Hause erzog und unterrichtete, darauf auf das Gymnasium nach Burgwitz, und endlich auf die Universität nach Gießen brachte. Als er im Begriff war seine akademischen Studien zu beschließen, verlor er seinen Vater. In dieser Verlegenheit wendet er sich an einen mit ihm verwandten Churmaynz. Obristwachtmeister, welcher ihn überredet, die Feder mit dem Degen zu verwechseln, ihm die Holländischen Dienste vorschlägt, und ein Empfehlungsschreiben mitgiebt. Stutzbart verirrt sich unterweges in ein Kaiserl. Werbehaus, wo er unter vielen Versprechungen angeworben, nach Ungarn befördert und — Dragoner wird. Hier wird er mit dem evangel. Prediger Goldman, und nachher mit noch zween andern Menschenfreunden bekannt, welche ihm erst häuslichen Unterricht, drauf den Abschied und endlich eine Schulmeisterstelle verschaffen. Hier verläßt nun der Verf. dießmal seinen Held, welcher dem Beherrscher des Himmels innbrünstig für die Entwickelung seines Schicksaals dankt, und eben so inbrünstig auch vor sein ganzes Leben reine Herzenstugend und Beharrlichkeit im Glauben gelobt. So mager diese ganze Handlung ist, eben so elend ist ihre Einkleidung, eine langweilige, matte und oft buntschäckigte Sprache, lange fade Digressionen, z. B. von Ziethens Tode, vom Burgwitzer Gymnasium, wo seine freyen Bemerkungen über das Schulwesen sehr elend abstechen, gegen das, was man in unsern Zeiten über diesen Gegenstand gedacht, gesagt und geschrieben hat, und von der Universität zu Gießen, wo er ihre vorzüglichsten Lehrer namentlich, und nicht immer wahr und treffend schildert, und Sic veris falsa remiscet. Hin und wieder sagt er mit eingeschalteten Versen, was er mit mittelmäßiger Prosa eben so gut hätte sagen können, z. B. bey einer schlechten Parentation:

O Redner, lege doch dein Maul erst in die Falten,
Dein Maul, das so erbärmlich spricht,

Eh' du mir einst die Parentation sollst halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht.

Wie wenig der Verf. sich auf Handlung und Charakter verstehe, mag folgendes beweisen. Scriba und Stutzbart der ältere werden angekündiget, als Männer von dem hellsten Kopf und besten Herzen, als die einzigen in der ganzen Gegend. Und eben dieser Scriba reitet durch die französischen Vorposten, findet eine französische Schreibtafel voll von Dispositionen und Planen, und faßt den Entschluß sie zu sich zu nehmen, und dem Herzoge von Braunschweig zuzustellen, um seinem Vaterlande vielleicht damit zu dienen. Sogleich kömmt der französische Offizier zurückgesprengt, und fragt nach seiner Schreibetafel, aber Scriba leugnet sie gefunden zu haben. Gut, so sollen Sie mir dieselbe suchen helfen, Scriba reitet mit zurück. Nun werd ich sie mitnehmen zu unserm commandirenden Prinzen. Scriba folgt, ohne etwas zu gestehn, oder auch sich von seinem unglücklichen Dokumente zu entledigen. Hier wird er wieder gefragt, und leugnet, endlich wird er visitirt und ertappt. Wie verträgt sich dies alles mit einem, ich will nicht sagen, hellem, sondern nur gewöhnlich vernünftigen Manne. Und eben so läppisch und unnatürlich ist auch die Bedingung, unter welcher er von dem Prinzen begnadiget wird. Als darauf dieser Scriba und sein Freund Stutzbart ihr Nachtquartier bey dem alten ihnen vorher unbekanntem Inspektor Deuthorn nehmen, und seine beyden Töchter erblicken, entsteht mit dem Augenblicke eine doppelte Liebesintrigue. Nachdem die beyden Gäste zu Bette gebracht sind, sagt der Vater zu seiner Tochter Lotte: der Ton deiner Stimme, mit dem du die letzten Worte sprichst, verräth, daß du immer singen könntest:

Ja, liebster Stutzbart, ich bin überwunden!
Ich fühl, ich fühl es was dein Herz empfunden!
Mich zwingt die Dauer deiner starken Liebe
Zur Gegenliebe.

Wie klingt dies in dem Munde eines alten ehrwürdigen Inspektors? oder wie das folgende? Denn am Morgen darauf hält der Vater an seine Pilger diese Anrede: — Sagt es als redliche Männer dahero frey, meine Töchter reizen euch, und ihr habt Gegenliebe in ihnen zu erwecken gesucht.

Ihr

Ihr könnt dieses nicht umsonst gethan haben, ihr könnt, als Priester der Religion Christi die schändliche Absicht nicht haben, sie durch Beyschlaf zu entweihn: prüfet sie daher. — — Und nun Lotte! dieser mein erster Kuß, sey der Kuß der Verlobung, rief Stutzbart der kommenden Lotte, und Fiekchen! dieser Kuß verbindet uns auf immer, schrie Scriba lispelnd der hereintretenden Fieckchen entgegen. Wo sind nun hier wieder die Männer von hellem Kopfe? Wenn endlich der Verf. diesen Aufsatz satyrisch nennt und glaubt, so irrt er ungemein. Denn wenn menschliche Fehler, Thorheiten und Laster gerade zu erzählen, Satyre heißt, so ist jeder Mensch ein Satyriker, wenn es aber heißt, lächerliche Thorheiten durch spottenden Witz, Laune und Ironie züchtigen, so ist es kein Mensch weniger als der Verf. Er hätte also nicht nöthig gehabt, sich in der Vorrede so ängstlich gegen die Folgen seiner Satyre zu verwahren. Kurz, unser Urtheil geht dahin aus: es ist zwar schlimm, wenn dieser Stutzbart in der Hälfte seiner Jahre schon sterben soll, aber es ist doch immer besser, als wenn er länger lebt, wie bisher.

Dz.

Dya — Na — Sore, oder die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sam-skritt übersetzt. Wien und Leipzig, bey Stahel. 1787. 1 Alph. 3 Bog. in 8v.

Wir wollen und können über dieses Buch kein Urtheil fällen, theils weil noch ein Band zurück ist, der vielleicht über die Dunkelheit dieser Geschichte einiges Licht verbreiten kann; theils weil die Ausharrung, das Buch bis zu Ende durchzulesen, eine Geduld, die vielleicht wenige Recensenten gehabt haben würden, doch vielleicht bey ermattender Aufmerksamkeit, ein und das andere übersehen haben könnte, was die Verworrenheit der Vorstellung, mit der wir das Buch aus der Hand legten, in etwas gemindert haben würde. Das orientalische Colorit der poetischen, bilderreichen, sententlosen, oft schwülstigen Schreibart ist bis zur Täuschung getroffen. Was aber der Titel des Buchs bedeuten solle, können wir unsern Lesern nicht sagen — der Name Dya-Na-Sore kommt im gan-

zen Buche nicht wieder vor. Die Wanderer aber sind Söhne eines alten Mannes, die einer alten Sitte nach auf eine Zeitlang das väterliche Haus verlassen, und in der Fremde wohnen müssen. Der Abschied von ihrem Vater ist der interessanteste Theil des Buchs, und die mit eben so viel Wahrheit als Scharfsinn ihnen ertheilte Lehren, der lehrreichste. Gleich nach den ersten Tagereisen gerathen sie in eine ganz neue, ihnen unbekannte Welt, bewohnt von den Abkömmlingen eines ursprünglichen alten bessern Volkes, und voll von Trümmern ehrwürdiger Monumente; sie stoßen auf Eremiten und Greise, die ihre Neugierde immer höher spannen, und sie weiter führen. Da wandeln sie denn durch fürchterliche Gegenden und unter schreckhaften Naturscenen, unter Ruinen und Todtengebeinen, man weiß nicht, ob unter oder über der Erde, in einer wirklichen oder Feenwelt, immer vorwärts, verirren sich, besehen Abentheuer, werden immer zu größern Erwartungen gespornt, glauben glückliche und zufriedene Menschen zu finden, und finden sie nicht; und so wird auch mit ihnen die Erwartung der Leser immer höher gespannt und — getäuscht. Und so besteht denn das ganze Buch zur einen Hälfte aus poetischen Landschaftsgemälden größtentheils rauher Gegenden, beschwerlicher Wege, zerstöhrter Alterthümer, nächtlicher Donnerwetter, und häufiger Morgen- und Abendscenen; zur andern Hälfte aber aus schwülstigen Declamationen der Alten, oder Unterredungen über Vorwelt, alte Geschichte, Werth des Lebens, Heldenmuth, Vaterlandsliebe, Aussichten jenseits des Grabes u. s. w. Die poetische Prosa, in der dieß alles gesagt wird, ist überaus harmonisch, und, wie absichtlich, scandabel, so daß man oft halbe Seiten in einem weg als Hendekasyllaben lesen kann, welches wir unter die Vorzüge des Buchs rechnen. Nur Schade, daß diese Schreibart, so wie der saubere Druck so oft durch Druckfehler wieder verstellt worden ist! Wir schließen unsere Recension durch eine schöne Stelle, die wir zur Probe abschreiben. S. 187. „Zu wie viel unseligen „Irrthümern hat nicht dieser einzige Dünkel (des Menschen, „sich für den Mittelpunkt der Schöpfung zu halten) Anlaß „gegeben! wo findet die Unzufriedenheit, der Tadel des „Menschen, gegen das All, seinen Ursprung, als hier! Er, „der alles für sich erschaffen glaubte, und so vieles gegen sich „fand, machte den Widerspruch seiner Hoffnungen zum Verbrecher (vielleicht n) der Gottheit. Er erfand die Majestät

„eines

„eines grausamen Wesens, das in der Nacht des Schreckens „nur wach zu seiner Verfolgung ist, das ewig mit ihm sich „beschäfftigt, und in Leiden, wie in Freuden, ihn zum Spiel „seiner Laune macht. Er sah seine Natur, die alle Quellen „über ihn ausgießt, und selbst den Schein des Guten nur „aus Argliſt um sich nimmt. Er erfand die Lehre des Zufalls, „die Lehre der beyden streitenden Wesen, den Ursprung des „Uebels, den Fall seines Geschlechts, das doch besser oder „schlimmer vielleicht nie war, als es seinen angebohrnen Kräf„ten nach seyn kann. Er nahm sogar die Erdichtungen eines „verflossenen goldenen Alters, die Erwartungen jenseit des „Grabes zu Hülfe, um sein irdisches Daseyn mit desto größe„rem Rechte durch den Fluch ewiger Unzufriedenheit zu ent„ehren, und zwischen den Trümmern der Vergangenheit und „der Zukunft alles Danks gegen dasselbe sich zu verzeihen. „Denn Undankbarkeit und beleidigter Stolz der Erwartung „sind doch eigentlich die Quellen unserer Klagen.“ Wir wählten eben diese Stelle, weil sie uns, ihrem Gehalte nach, gefiel; nicht aber als Beyspiel dessen, was wir von orientalischem Schwulst und von der Harmonie des Styls gesagt haben. Uebrigens ist das Buch noch mit einigen schönen Kupfern von Malvieux geziert.

Pk.

---

6. Weltweisheit.

Ernst Platners philosophische Aphorismen, nebst einigen Anleitungen zur philosophischen Geschichte. Erster Theil. Neue, durchaus umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1784. 500 S. in 8.

Was Herr D. Platner in dieser neuen um 82 Seiten vermehrten Ausgabe seiner mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Aphorismen für die Vervollkommung derselben gethan hat, das können wir nicht besser, als mit seinen eigenen Worten in der Vorrede bestimmen. „Der Plan, sagt er, ist, eine durchgängige Versetzung der Lehrstücke ausgenom-

men, in der Hauptsache unverändert geblieben; aber der Inhalt hat nicht allein eine starke Vermehrung in der Materie, sondern auch eine gänzliche Umbildung in der Form empfangen. Die historischen Anmerkungen sind als ganz neu anzusehen, so, wie überhaupt alles nach einer neuen Handschrift abgedruckt ist." Unstreitig hat auch diese Ausgabe, so, wie man es erwarten konnte, an Vollständigkeit, Ordnung und Reichhaltigkeit sehr vieles gewonnen, und, besonders in Absicht der eingemischten philosophischen Geschichte, wichtige Vorzüge vor der ältern erhalten, und der Verf. verdient gewiß dafür den Dank des Publikums. Wir wollen unsere Leser nur auf einige vorzügliche Vermehrungen und Veränderungen aufmerksam machen. Der ganze erste Theil ist jetzt in zwey Bücher eingetheilt, davon das erste die Logik, das zweyte die Metaphysik, enthält. In dem Abschnitt über die Verrichtung der äußerlichen Sinnwerkzeuge sucht der V. besonders die Idee auszuführen, daß diese Verrichtung wahrscheinlich in einer nachahmenden verkleinerten Vorstellung des materiellen Gegenstandes besteht, so weit er unmittelbar oder mittelbar die Werkzeuge rührt, und theilt hierüber einige treffliche Bemerkungen mit. Die Lehre von der Verknüpfung der Ideen ist gleichfalls mit vielen fruchtbaren Zusätzen bereichert. Aus den Bemerkungen über die Schwärmerey können wir uns nicht enthalten, folgende schöne Stelle hieher zu setzen: „Die philosophische Schwärmerey," heißt es, „ist die „mannichfaltigste unter allen. Hier baut sie fürchterliche „Systeme von dem Plane der Gottheit in der Welt, und „von der Bestimmung des Menschen, und lehrt eine selbst„büßende ascetische Tugend; dort klagt sie über den Druck der „Religion und Moral, und predigt den Stand der Natur „bis zum bürgerlichen Aufruhr, und die Freyheit im Den„ken und Handeln bis zum Atheismus und Selbstmord. „Hier schmähet sie bald die Vernunft, bald die Sittlichkeit „des Menschengeschlechts, und findet überall nichts, als Irr„thum und Thorheit und glänzende Laster; dort schildert sie „den Menschen als einen Abglanz der himmlischen Weisheit „und Tugend. Hier ängstet sie sich in dem Schauspiel der „irrdischen Leiden; dort sieht sie in dem Zustande der Lebendi„gen nichts, als Glückseligkeit und Wonne." — Welche treffende Schilderung! Wichtige Vermehrungen hat auch der Abschnitt von der Sprache erhalten, und der Verf. zeigt darin besonders, daß, um zu begreifen, wie die Sprache entstehen

stehen könnte oder entstanden sey, man in Betrachtung ziehen müsse, 1) die Wirksamkeit des Gehörsinns, 2) das Empfindungsvermögen, 3) den analogischen Witz, 4) die Verhältnisse des geselligen Lebens, 5) den Vervollkommungsgeist des Menschen — und dieß alles regiert von einem gewissen Einfluß des Absonderungsvermögens und der Vernunft überhaupt.

In der Metaphysik, welche beynahe noch mehr, wie die Logik, verändert und mit Zusätzen vermehrt ist, geht Hr. D. Platner das materialistische, dualistische, spinozische, idealistische und Leibnitzische System durch, und redet besonders dem Letztern mit vieler Gründlichkeit und Scharfsinn das Wort gegen Kants kritische Zweifel; ob er gleich mit großer Bescheidenheit sagt: „Ich fühle es ganz, wie unbedeutend „die Rücksichten sind, die ich hie und da auf die Kritik der „reinen Vernunft genommen habe," und ob wir gleich gewünscht hätten, daß er sich weitläuftiger auf die Prüfung desselben möchte eingelassen haben. Wir halten aber doch seine Erinnerungen gegen Hrn. Kant für zu wichtig und bemerkungswerth, als daß wir hier nicht Einiges davon anführen sollten. Der Verf. bemerkt unter andern, daß die Erklärung, welche Herr Kant von der Idee des Raums giebt, daß sie eine Form unserer sinnlichen Vorstellung sey, mit Leibnitzens und Wolfs Erklärung mehr übereinkomme, als dieser Schriftsteller zu glauben scheine. „Der Raum ist eine Form unse„rer sinnlichen Vorstellung, könne doch nichts anders heißen, „als so viel: es ist unserer Vorstellkraft wesentlich, alle Dinge „in einen Raum zu denken. Aber ebendasselbe ist es, wenn „Leibnitz und Wolf sagen: der Raum ist die Reihe neben ein„ander seyender Dinge; es versteht sich, daß diese Reihe in „unserer Vorstellung, und nicht in der Wirklichkeit ist. (Sollten aber Leibnitz und Wolf sich bey dieser Reihe nicht wirklich etwas Objektives gedacht haben?) „Will man nun diese Ei„genschaft unserer Seele, sich alle gleichzeitige Dinge in ei„ner Reihe zu denken, eine Form der sinnlichen Vorstellung „nennen, so kann man allerdings sagen, daß er, wie Herr „Kant sich ausdrückt, die subjektivische Form der Sinnlich„keit sey. Jedoch gilt das nur in Beziehung auf den Sinn „des Gesichts, daher sehe ich nicht ein, wie Herr Kant sei„nen Lehrsatz von der Ideenform des Raums, in dem gros„sen Umfange, welchen er ihm nachher giebt, auf die Denk-

„art der Blindgebohrnen anwenden, und gegen den so leich„ten, als wahren Einwurf, daß diese ohne dergleichen Ur„form der Sinnlichkeit, dennoch sinnliche Vorstellungen ha„ben, behaupten wolle. Auch die Unmöglichkeit, sich den „Raum nicht zu denken, paßt nur allein auf gesichtsfähige „Menschen, nicht zu gedenken, daß diese Unmöglichkeit nur „in der Phantasie besteht, und nichts anders ist, als die Un„möglichkeit, sich das Nichts bildlich vorzustellen; daher denn „freylich unter den Händen der Phantasie das Nichts alle„zeit zu einem E.was, folglich das Nichts, welches nach „Hinwegnehmung der Körper übrig bleibt, zu dem Bilde ei„nes leeren Raums werden muß.“ In einer Note zum 964 §. werden Kants Einwürfe gegen die Substantialität der Seele beantwortet, und da sagt der Verf., daß ihm die Möglichkeit, welche Kant annimmt, nicht klar sey, daß das Selbstbewußtseyn einer stäts fortdauernden Identität aus einer Vorstellkraft in die andere übergehe, wenn man sich nämlich bey einem geistigen Wesen nicht bloß ein leeres substantielles Substratum denke, sondern einen Inbegriff gewisser Eigenschaften, in welchem Arten und Grade des Denkens und Empfindens möglich sind; ein Ding, worinnen auch von vorherigen Zuständen gewisse Richtungen, Fertigkeiten, und, mit einem Worte, Folgen zurückbleiben. „Es ist einleuch„tend, daß in zwo Vorstellkräften dasselbige Bewußtseyn nicht „dasselbe seyn kann, so wenig, als in zwey Dingen dieselbi„gen Eigenschaften und Beschaffenheiten noch dieselbigen seyn „würden. Ueberdem sind die Folgen dieses Kantischen Ein„wurfs, so viel unsre Seele betrifft, von keiner Bedeutung. „Denn gesetzt auch, mein Denken und Wollen gienge im„mer von einem Substratum in ein anderes über, und wech„sele von Zeit zu Zeit sein Verhältniß, so bleibe ich doch im„mer dasselbe Denken und Wollen, dasselbe Leben und Da„seyn. Die Unsterblichkeit der Seele beruhet auf der göttli„chen Weisheit, und da ist es gleichgültig, ob das fortdauern„de Bewußtseyn stäts in demselbigen Substratum verbleibet, „oder aus einem in das andere übergehet. In beyden Fäl„len ist die Möglichkeit (der Fortdauer der Seele) da; und „mehr, als die Möglichkeit, kann hier nicht bewiesen wer„den, weil die Wirklichkeit allezeit, und in allen metaphysi„schen Hypothesen über die Natur der Seele von dem Willen „des höchsten Wesens abhängig bleibt. Was die Zurechnung „betrifft, so bezieht sich Verdienst und Schuld auf eine gewis-

„se

„se Art zu denken und zu wollen. Gehet nun diese Art zu „denken aus A in B über, so wird B in A verwandelt, und „der Gegenstand der Zurechnung bleibt immer derselbe.“ — Das Raisonnement, wodurch Herr D. Platner zu beweisen sucht, daß der Satz des Nichtzuunterscheidenden nicht in dem unbeschränkten Sinne des Baumgartenschen Systems wahr sey, scheint uns etwas spitzfindig zu seyn. Ueber das theistische und atheistische System und über die Unsterblichkeit der Seele sind in dieser Ausgabe noch schätzbare neue Bemerkungen hinzugekommen; die wir aber übergehen müssen. Unbemerkt aber können wir nicht lassen, daß wir nicht wissen, warum der Verf. fast durchgängig in jeder Periode das Verbum gleich voransetzt. So heißt es z. B. in der alten Ausgabe: in allen wirklichen Dingen, in welchen eine Größe gedenkbar ist, muß eine Vielheit wirkender Ursachen vorhanden seyn; in der neuen: in allen wirklichen Dingen, in welchen gedenkbar ist eine Größe, muß vorhanden seyn eine Vielheit wirkender Ursachen. Diese Abweichung von der gewöhnlichen Schreibart ist doch, wenigstens nach des Rec. Gefühl, nicht wohlklingend, und veranlaßt häufig Dunkelheiten.

Ueber die Gründe der menschlichen Erkenntniß und der natürlichen Religion, von Johann Albrecht Reimarus, der Arzneygelahrheit Doktor. Hamburg, verlegt von Bohn. 1787. 172 S. kl. 8.

Unter den Schriften, welche durch einige neuere Eräugnisse in der philosophischen Welt, durch die bekannte Streitigkeit über den Spinosismus und Lessings vorgeblichen Spinosismus, insonderheit zwischen Herrn geh. Rath Jakobi und dem seel. Mendelsohn — durch die Erscheinung der Kantischen Philosophie u. s. w. veranlaßt worden, verdient die eben angezeigte Abhandlung des Herrn D. Reimarus eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Sie ist, nach der Einsicht des Recensenten, mit wahrer philosophischer Unpartheylichkeit und ruhiger Besonnenheit, und zugleich mit der Kenntniß der Sache, der Scharfsinnigkeit und der tiefeindringenden Gründlichkeit geschrieben, wodurch sich des Verf. vorhergehende philosophische Untersuchungen auszeichnen, und zugleich in einer deutlichen und der Materie angemessenen Schreibart verfaßt.

Zwar

Zwar wird diese merkwürdige Schrift dem Recens., der fast durchgehends mit dem Verf. übereinstimmt, zu eignen Bemerkungen wenig Gelegenheit geben; aber desto mehr hält er sich verpflichtet, den Inhalt derselben in einem, wo möglich getreuen und faßlichen Auszuge, vorzulegen.

In der Vorrede giebt der Verf. die Veranlassung seiner Schrift an. Der seel. Mendelsohn hatte von dem Verf. begehrt, ihm seine Meynung über den ersten Theil seiner Morgenstunden, die er ihm im Manuscript zugeschickt hatte, mitzutheilen. Hr. R. mußte es flüchtig durchlesen, und zeichnete, ohne sich über das Lehrgebäude selbst einzulassen, nur eines und das andere an, welches auch in den Zusätzen angeführt worden. Zu dem andern, dem Verf. gleichfalls zugeschickten Theil, hatte er gleichfalls einige Anmerkungen entworfen, und darin noch einiges berührt, was auch hernach von dem Recens. erinnert worden; sie liefen aber zu spät ein, als die Schrift schon im Druck war, und sind nicht eingerückt worden. Hierauf erregten einige durch die Mendelsohnschen Morgenstunden veranlaßte Schriften, nämlich des Hrn. Geh. R. Jakobi Briefe über die Lehre des Spinoza, desselben Aufsatz: wider Mendelsohns Beschuldigungen und seines Freundes, des seel. Hrn. Wizenmanns, Resultate der Jakobischen und Mendelsohnschen Philosophie, des Verf. Aufmerksamkeit besonders, indem sie die Quelle der menschlichen Erkenntniß in Betrachtung ziehen. Von einer andern Seite schienen ihm des berühmten Hrn. Prof. Kant neue philosophische Untersuchungen die Grenze unsers Forschens einzuschränken, und manche Zweifel in unserer Erkenntniß zu erregen, welche auch in des Hrn. Jakobis Prüfung der Mendelsohnschen Morgenstunden in einem wohlgefaßten Vortrage dargestellt sind. Hiedurch ward nun der Verf., wie er sich erklärt, bewogen, einen kleinen Beytrag zur wahren Untersuchung der menschlichen Erkenntniß zu entwerfen. Er schließt seine Vorrede mit diesen merkwürdigen Worten: „Scharf„sinnige Wahrheitsforscher! ich stimme mit Ihnen ein, daß „Einwürfe und Zweifel der Wahrheit immer mehr Vortheil „schaffen, als blinder Beyfall. Ich weiß auch, daß, was „ich hier vortrage, Ihnen nicht unbekannt ist: manches ha„ben Sie sogar fast ausdrücklich selbst geäußert. Streiten „will ich nicht; noch weniger mir herausnehmen, Sie zu leh„ren. Ich wollte nur Anlaß geben, eine so wichtige Frage

„von

„von allen Seiten zu erörtern. Es wird mir also nicht übel „gedeutet werden, bey aller Hochachtung, welche ich für die „Verfasser hege, auch mein Bedenken, nach meinem Ver„stande und Herzen, uneingenommen und freymüthig zu äus„sern. Sagen Sie nun — ich hätte Sie oft nur nicht recht „verstanden — so sehen Sie doch daraus, daß, und wie man „Sie misverstehen könne. Demnach möchten bey dem jetzi„gen zweifelhaften Zustande unserer Erkenntniß also wohl ei„nige Erklärungen darüber auch andern Forschern willkom„men seyn. Wollen Sie mich aber nur mit dem Vorwurfe „der Unkunde abweisen, oder (wie in Resultaten S. 200. „214.) auch meiner Menschenliebe spotten, oder wird man „sonst meine Gedanken übel aufnehmen, so tröste ich mich „mit Bewußtseyn meiner Absicht, und Mendelsohn — ist ja „unserer Rechtfertigung und unsers Trostes überhoben.“

Der Verf. fängt seine Untersuchungen mit Beleuchtung und Prüfung des nähern und leichtern Weges zur Ueberzeugung an, den Herr Jakobi und sein Ausleger, Herr Witzenmann, vorgeschlagen haben. Diese Philosophen nämlich behaupten eine unmittelbare Gewißheit, welche nicht allein keiner Gründe bedarf, sondern schlechthin alle Gründe ausschließt, und einzig und allein die mit den vorgestellten Dingen übereinstimmende Vorstellung selbst ist. Das Element aller menschlichen Erkenntniß soll, diesen Philosophen zufolge, Offenbarung und Glaube an dieselbe seyn, und unter dieser Offenbarung soll die sinnliche Evidenz oder anschauende Erkenntniß verstanden werden. Diesem zufolge wird nun behauptet, daß durch den Glauben an diese Offenbarung wir unter andern wissen, daß wir einen Körper haben u. s. w. „Wissen wir? frägt der Verf., ich denke — durch den Glau„ben glauben wir nur, oder meynen zu wissen; durch eben „einen solchen Glauben meynte aber auch Jener, daß er stroher„ne Beine habe, worauf er sich nicht getrauen konnte zu stehen. „— In sich selbst giebt das Gefühl kein Unterscheidungszei„chen von Wahrheit oder Falschheit. — Eben so gut ist es „mit den Dingen, welche wir uns als außer uns befindlich „vorstellen. Wir können glauben, Flammen zu sehen u. s. w.“ Was entscheidet denn in allen diesen Fällen die Täuschung? doch nicht eine unmittelbare Ueberzeugung! nein — nichts, als die Vergleichung des Zusammenhangs der Wahrheit, d. i. der Gebrauch der Vernunft! (Der Verf. bestätigt dieß mit einem

einem Geständniß des großen Hallers, der im Anfange einer hitzigen Krankheit sich selbst durch Raisonnement überzeugte, daß die hellen Feuerflammen, die er bey verschlossenen Augen sah, nicht wirklich ausser ihm vorhanden wären.) „Feiner, „als diese, sind die Rührungen der innern Sinneswerkzeuge, „dabey die Einbildungskraft mitwirkt, wie es im Traume „geschieht, da wir nicht allein deutliche Gegenstände zu se„hen, sondern auch manches zu hören, zu fühlen, zu reden, „zu handeln glauben. Auch hier versuchen wir manchmal „selbst im Schlafe aus dem Zusammenhange der Erscheinung „zu entscheiden, ob dieselben wirklich von aussen herrühren, „oder ob es nur ein Traum sey, und zuweilen gelingt es uns „auch dadurch, die Täuschung zu entdecken. Wer aber we„gen Beschaffenheit seines Körpers, oder wegen zu lebhafter „Einbildungskraft, in Krankheit oder im Traume nicht mehr „fähig ist, diese Untersuchung anzustellen, der ist träumend „oder wachend jedem Betruge seiner Hirngespinste unter„worfen.“

Hierauf untersucht der Verf., was es eigentlich auf sich habe, wenn man behauptet, daß wir alle unsere Kenntnisse durch die Sinne erhalten, und wenn man der Organisation einen so wichtigen Einfluß, wie neuere Psychologen gethan haben, zuschreibt. Er zeigt, daß die Sinnen nichts mehr, als den Stoff zum Urtheile hergeben, und daß die Organisation oder die Einrichtung der Werkzeuge zwar erfordert werde, um die Kräfte zu entwickeln, sie so oder so anzuwenden; aber daß das Wahrnehmungsvermögen selbst doch nicht in den Werkzeugen liege, ob wir gleich Sinne haben, oder mit andern Wesen in eine gewisse Verbindung gesetzt werden. So wenig in den äussern Werkzeugen die Kunst des Künstlers steckt, so wenig liegt auch im Körper die ursprüngliche Kraft, welche durch denselben empfindet und wirkt. Der Verf. bemerkt, wie wenig dasjenige ist, was nur die Sinne eigentlich darbieten, oder was wir wirklich erfahren. Es ist eigentlich nur eine feine Veränderung in den Nerven, die mit dem Gegenstande, welcher vorgestellt wird, keine Aehnlichkeit hat, was den Sinn ausmacht, und wenn dergleichen Veränderung auch von ganz andern Ursachen, z. B. von einem Druck herrührt, so sehen wir Flammen: wenn die Nerven von innen nur vermittelst der Einbildungskraft erregt werden, so sehen wir allerley Bilder. Eben so mit dem Gehöre u. s. f. Aber

auch

auch von der Veränderung, die, aus welcher Ursache es auch seyn mag, in unsern Nerven vorgeht, wissen und erkennen wir nichts. — Hieraus zieht der Verf. den Schluß: was wir uns vorstellen, ist nicht das, was die körperlichen Werkzeuge der Sinne darbieten, oder was in ihnen vorgehet, ist nicht Gefühl, nicht Erfahrung, sondern was wir eigentlich erfahren oder wahrnehmen, ist nur die Veränderung, die in unserm denkenden Wesen selbst vorgehet. Obgleich der Verf. der Resultate dieß alles selbst behauptet, so will er doch mit Hrn. G. R. J. einen geheimnißvollen Weg der Erkenntniß oder Ueberzeugung haben, den sie Offenbarung nennen, und zu dessen Versicherung Vernunftgründe schlechterdings nichts beytragen können. Der Verf. untersucht nun näher, ob es eine so unmittelbare Ueberzeugung oder Offenbarung bey der anschauenden Erkenntniß gebe, oder ob sie durch den bekannten Weg unserer Denkkraft erhalten werde. Der Blindgebohrne, dem Cheselden zum Gesicht verhalf, hatte, wie der Verf. bemerkt, keine Offenbarung erhalten, daß die Vorstellungen des Sehens von Körpern herrührten, die um ihn wären. — Er mußte den ordentlichen Weg der Vergleichung gehen, um mittelst des Gefühls zu lernen, erst wo die Grenze zwischen seinem eigenen Körper und den andern Gegenständen sey, sodann, welche Umrisse diese oder jene ihm nach Gefühl bekannte Gestalt anzeigten. Alles, was der Verf. von diesem sehendgewordenen Blinden anführt, widerlegt deutlich jene vorgegebene innere Offenbarung. Eben so geht es unsern Kindern mit allen andern Sinnen; sie erlangen nämlich alle ihre Kenntnisse durch dieselbe nur allmählig, und nur durch den Weg der Vergleichung. Dieß wird insonderheit durch Anwendung auf die Begriffe von Raum und Zeit gezeigt, die so wenig etwas absolutes für sich bestehende sind, als Schall oder Ton, mit Weglassung der Zitterungen, daraus er besteht. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. gegen die Kantische Vorstellung von Raum und Zeit, insofern sie Vorstellungen a priori seyn sollen, sehr gegründete Bemerkungen, indem er zeigt, daß beyde Vorstellungen immer vorhergehende Empfindungen und Erfahrungen, darauf sie sich beziehen, voraussetzen. Auch entstehen sie nicht, wie Kant vorgiebt, durch Abtheilung oder Einschnitte, die in einen unendlichen Raum und in eine unendliche Zeit gemacht werden, sondern sind vielmehr, insofern sie als unendlich betrachtet werden, ein Produkt der zusammensetzenden Einbildungskraft. — Wir

finden

finden nirgends die eigne Evidenz, oder Gewißheit der anschauenden Offenbarung, die mit Vernunftgründen nicht vermengt sey, und der Vernunftgründe nicht bedürfte. Alles ist ein Urtheil, welches aus undeutlichem Vernunftgebrauch entspringt, und durch deutlichere Vernunftgründe, mittelst Vergleichung des Zusammenhangs der Wahrheiten geprüft und berichtigt werden muß. Hierauf wird gezeigt, wie schwankend die genauere Bestimmung dieser vorgeblichen sinnlichen Offenbarung beym Hrn. J. und seinem Commentator dem Verf. der Resultate ausfällt, bald soll es gesunder Menschenverstand seyn, bald soll man auch diesem nicht trauen, wenn ihn nicht die Vernunft durch Prüfung und Vergleichung leiteten. — Soll es aber ein gewisses inneres Licht seyn, oder eine solche Vorstellung, die nicht aus den Sinnen unsers Körpers entspringen; so zeigt der Verf. daß einer solchen Ueberzeugung eines innern Gefühls mit Verwerfung prüfender Vernunft trauen zu wollen, überaus mißlich ist, und uns, wie die Geschichte lehret, allem Unsinn überlassen kann. — Nachdem nun auch noch gegen die vom Verf. der Resultate zuletzt angegebene Quelle der Ueberzeugungen die über Demonstration und Menschenverstand gehen sollen, nämlich Geschichtserzählung, Tradition und Vätersagen, das nöthige erinnert worden, wird der Grundsatz festgesetzt, daß so unvollkommen auch immer unsre Denkkraft oder Vernunft seyn mag, Gott doch kein anderes Mittel gefunden, unsern Trieb zu befriedigen, oder uns in unserm gegenwärtigen Zustande zu unterrichten. „Was Er also irgend uns offenbaren oder „zu erkennen geben wollte, das müssen wir durch diese uns „mitgetheilte Kraft erkennen, und was wir irgend wahrgenommen, oder empfunden zu haben meinen, oder von andern als wahrgenommen vernehmen, das müssen wir nach „ihren Gesetzen, als unserm einzigen Probestein der Wahrheit prüfen.“

Dieß gilt nun auch vornehmlich von der Erkenntniß des Daseyns Gottes. Dieser Gedanke muß erst aus der Vernunft entspringen, ehe wir von Gott etwas erwarten können, und alles was diesem Wesen zugeschrieben wird, kann nicht anders als nach dem zum Grunde gelegten Vernunftbegriffe geprüft werden. — Diese Vernunft ist von dem gesunden Menschenverstande nicht verschieden, sondern eine und eben dieselbe Kraft, nur berichtigt und verbessert, vermittelst der genauern

genauern Entwickelung der Glieder des Zusammenhangs — vortrefflich wird hierauf gezeigt, wie man bald künstliche Demonstration nach dem gesunden Menschenverstande orientiren, bald aber desselben Urtheile durch genauere Zergliederungen berichtigen müsse. —

Nun begegnet der Verf. einem andern Einwurf, diesem Kantischen Satze nämlich: wir sollen unser Forschen, oder können den Gebrauch unserer Vernunft doch nicht weiter treiben, als nur so viel mögliche Erfahrung uns der Gegenstand an die Hand geben kann. Hier frägt der Verf. was ist dann Erfahrung, oder: was bliebe uns noch übrig? Eigentliche unmittelbare Erfahrung ist doch nur die innere Veränderung, welche in unserm denkenden Wesen vorgeht. Alles übrige was wir Wahrnehmung oder Erfahrung nennen, ist immer nur Folgerung, die auf Voraussetzung, und auf dem nur eingeprägteren Gesetze beruhet — daß was wir empfinden, einen Grund haben müsse. Ohne diese Voraussetzung von Ursachen und Gegenständen würde sich also die gerühmte Erfahrung nicht einmal so weit, als unser eigner Körper reichet, erstrecken. „Nach eben diesem Gesetze, fährt der Verf. fort, schreiten wir aber auch von Ursache zu Ursache, bis zur Urquelle hinauf. — Aber wirft man ein, die Vernunft hat ihre Schranken, wie Hr. Kant gezeigt hat, und von übersinnlichen Dingen, dergleichen die Gottheit ist, können wir gar nichts folgern. — Hier bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß Hr. K. dies eigentlich nicht habe sagen wollen, auch nicht können, wofern er nicht seinen anderweitigen Aeußerungen widersprechen wollen; auch wäre dies schon ein Widerspruch, zu behaupten, daß die Vernunft Schranken oder Unvermögen habe, die verböten, und doch ein Bedürfniß, einen Trieb, d. i. ein Naturgesetz, welches geböte, weiter zu forschen, und dieses Widerspruchs würde sich doch der Königsb. Weltweise allerdings schuldig gemacht haben. Man soll sich also nun nicht durch den Ausspruch schrecken lassen: das Daseyn der Gottheit wie aller übersinnlichen Gegenstände könne doch nicht apodiktisch, a priori aus reiner Vernunft bewiesen werden. Hier werde unter der reinen oder mit andern Worten leeren Vernunft, nur die Form und Bedingung des Denkens an sich selbst, ohne Gegenstand verstanden, und daraus ließe sich freylich nichts weiter, als der gleichgültige Satz herleiten: wenn ein Ding A ist, so ist es

A und nicht Non A. Eben dieses sey auch die Beschaffenheit aller reinen mathematischen Sätze, und der vorausgesetzten allgemeinen Bedingung wegen, die sich auf bloße Einstimmung oder Widerspruch berufet, seye sie apodiktisch gewiß und allgemein gültig. Es wird also mehr als die bloße leere Form des Denkens erfordert, wenn wir wirklichen Gegenständen nachforschen wollen — auch die Anwendung der Vernunft wird erfodert. Und kann diese, frägt der Verf. uns von weiter nichts belehren, als was die durch Erfahrung gegebenen Gegenstände an sich selbst darbieten? Besteht die Vernunft blos in dem Bewußtseyn der Erfahrung? oder ist sie doch nur auf das Vergleichen und Zusammensetzen von dem, was wir schon erfahren haben, eingeschränkt? Haben wir nicht noch einen Weg, der uns weiter führet, nämlich durch Voraussetzung von Gegensätzen? ein solcher auch indirekter Beweis, wo von zweyen vorausgesetzten Gegensätzen einer angenommen werden muß, weil der andre unstatthaft befunden wird, ist doch sehr von einer bloßen Muthmaßung oder Hypothese unterschieden, da diese nur eine Möglichkeit zu enthalten, nicht aber andere Möglichkeiten auszuschließen braucht. — (Es ist dies eine Art, zu schließen, deren sich Hr. K. selbst bedient, wenn er z. B. beweisen will, daß der Verstand der Natur die Gesetze gebe, nicht aber von ihr erst abstrahire.) — Auch der Mathematiker bedient sich immer einer Voraussetzung, wenn er Fortschritte in seiner Wissenschaft macht. So sagt er z. B. gesetzt wir zögen eine Linie um zwey Punkte, so daß die Summe des Abstandes von beyden sich allenthalben gleich bliebe: wie würde dieselbe beschaffen seyn, was würde aus dieser Bedingung folgen?“ und dann entwickelt er, entweder direkte nach dem Grundsatze der Einstimmung, oder indirekte, vermöge des Widerspruchs vom Gegentheil, die Eigenschaften des gesuchten. — Mit Vorbeylassung mancher wichtigen und scharfsinnigen Bemerkungen des Verf. führe ich nur an, daß er die Untersuchung auf diese Fragen zurückbringt; ob wir Ursachen von Wirkungen voraussetzen müssen oder nicht? weiter: ob die Nothwendigkeit einer Ursache oder eines zureichenden Grundes sich auch weiter als auf die bloße Folge der Erscheinungen in unsern Gedanken erstrecke — ob nicht der vermeinte Zusammenhang von Ursache und Wirkung bloß in der Regelmäßigkeit der Erscheinungen bestehe? — Dies letztere behauptet Kant, und gründet es auf seine Erscheinungslehre, die hierauf vom Verf. geprüft wird,

und da zeigt er deutlich, wie man bey der Kantischen Ausdehnung und Misdeutung dieser Lehre nach und nach allen festen Fuß verliert; an allem und zuletzt gar an seinem eignen Daseyn zu zweifeln versucht werde. — Dieß letztere gilt insonderheit von gewissen Aeußerungen des Hrn. Jacobs in seiner Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden, wo es unter andern heißt, daß wir uns selbst, sowohl als die Sinnenwelt nur für bloße Erscheinung halten, und außer aller Erscheinung auf nichts weiter schließen sollen. — „Also, setzt „der Verf. hinzu, das was wahrnimmt, ist kein Ding von „sich selbst, quo ruimus?“ — Wir müssen also, fährt der Verf. weiter fort, wohl von vorne anfangen, und erst wieder unser eignes Daseyn aufsuchen, und dies müßte sich doch in der Nähe finden lassen. Bloße Ausdrücke als Vorstellung des innern Sinnes — thätiges Vermögen — Verbindung des Mannichfaltigen der Wahrnehmung — Einheit des Bewußtseyns oder der Gedanken u. s. f. können die Stelle eines wirklichen Wesens nicht ersetzen; oder es muß ein Subjekt zum Grunde liegen, dem diese Prädicate zukommen, Anschauung, Vorstellung oder Sinn ist doch nichts anders als Denken, und wer denkt außer dem denkenden Wesen? Wir können doch die Gedanken nicht zu Dingen, und das denkende handelnde Wesen nicht zu Undingen machen. Dieses denkende Wesen findet sich also selbst unmittelbar, und ich wüßte nicht, welche mögliche Erfahrung man noch davon verlangen kann. — Ist denn das Bewußtseyn keine Erfahrung? Ist es nicht vielmehr die einzige ursprüngliche Erfahrung? — So hätten wir denn doch an uns Selbst schon das Daseyn eines von Erscheinung unterschiednen wirklichen Wesens, (intelligibeln Subjekts) entdeckt.“ Wir übergehen das was der Verf. in Ansehung der Erkenntniß unsers Ichs oder unsers denkenden Wesens seinem Gegner theils zugestehet, theils gegen ihn behauptet, zu dem letztern gehöret, daß wir uns von Körpern oder Materien unterscheiden, daß es nicht zwey, drey, vier, sondern Eins ist, weil das innere Bewußtseyn nur in Einem, nicht in mehrern Wesen geschieht. — Was hiernächst das Daseyn äußerer Dinge anbetrifft, so zeigt der Verf. daß schon deswegen nicht behauptet werden könne, daß unsre Vorstellungskraft selbst die Quelle der Naturerscheinungen und Naturgesetze sey, weil man doch zugebe, daß auch das Nichtseyn wirklicher übersinnlicher Dinge nicht erwiesen werden könne; es wäre also doch immer möglich, daß

diese Wesen einen Einfluß auf uns hätten, und daß eine solche Beziehung die Erscheinungen veranlassen möchte. — Hier wäre nun zu untersuchen, welche von beyden Voraussetzungen mit unsrer Wahrnehmung übereinstimme. — Diesen Weg geht der Verf. und zeigt, theils daß die äußern Erscheinungen nicht so zusammen hangen, als die im Wachen und Träumen bemerkten innern Gedankenreihen, theils auch daß das Beharrliche in den Vorstellungen, aus welchen wir auf die ihnen zum Grunde liegenden Substanzen schließen, sich nicht bloß in unserer Vorstellungsart oder in der Erscheinung an und für sich selbst finden lasse u. s. w. Er zeigt ferner, wie wenig es Genüge thue, den Zusammenhang von Ursache und Wirkung bloß in den Zeitverhältnissen unserer innern Vorstellungen oder darin zu suchen, daß eine Wahrnehmung auf eine andere in unserm Verstande nach einer bestimmten Regel folgen müsse. — Der Ausdruck Regel wird uns nämlich hier nur statt Grund oder Ursache gegeben, und wir fragen immer: wo steckt dann die Regel, was bestimmt hier die Ordnung? woher kann ich in diesem Falle die Vorstellungsreihe nicht anders einrichten, als in dieser Folge? — Das Gesetz unsrer innern Vorstellungsreihen stimmt nicht damit überein, sondern läßt uns von einem zum andern fortgehen, wenn gleich die Gegenstände unter sich keine Verbindung haben. Und was thut die Folge unserer Gedanken zu dem Zusammenhange der äußern Gegenstände? Im tiefen Schlafe, oder in einer Entzückung stockt sie, und wird unterbrochen, aber die Uhr hat unterdessen doch ihren Gang fortgesetzt u. s. w.

Hierauf bemüht sich nun der Verf. mit gleicher Gründlichkeit und Evidenz zu erweisen, daß die Vernunftwahrheiten sich dadurch von den Erscheinungen unterscheiden, daß sie nämlich nicht bloß beziehungsweise gelten, sondern vielmehr wirklich, (objektive) in sich selbst gegründet sind. Von dem ist oder ist nicht — könne nur in der That eines wahr seyn, — Zur Erforschung der Wahrheit sollen auch nur diejenigen Urtheile für gültig und gegründet erkannt werden, welche den allgemeinen auf diese Wahrheiten hinzielenden Vernunftgesetzen gemäß sind — voraussetzen, daß diese Gesetze nicht mit dem Zusammenhange des Ganzen übereinstimmten, nicht in der allgemeinen Natur gegründet wären, würde uns als unabhängige Wesen darstellen, welches sich nicht behaupten

läßt —

läßt — wir müssen also in der That den wahren Grund der Entscheidung, oder das Ziel, nach welchem wir uns richten, außer unserm Verstande suchen. Wir beschließen unsern Auszug aus diesem vortrefflichen Werkchen mit diesem sehr auffallenden Gegensatz gegen die Vernunftkritik, und bemerken nur noch, daß keiner der bisherigen Gegner derselben so deutlich und so oft, das Schwankende in dem Kantschen System die wirklichen Widersprüche oder wenn man lieber will, Inconsequenzien desselben gezeigt, keiner so den excentrischen Weltweisen durch Anführung eigner richtigerer Behauptungen in die gemeine Gleise wieder zurückführt, als unser Verf. der nun, nachdem er sich sowohl durch Kants Scepticismus, als durch Jacobis und seines Vertheidigers Sophistereyen freye Bahn gebrochen, ein lichtvolles und befriedigendes System der Vernunftreligion im Grundriß darstellt.

Sg.

---

7. Mathematik.

Beschreibung gemeinnütziger Maschinen, 1) eines Holzspaarofens in Gestalt einer Vase, 2) einer Wasch- und Färberhandrolle, 3) verschiedener Handluftpumpen, kleiner ärostatischer Kugeln, elektrischer Werkzeuge oder Lampen, 4) Blitzableiter in Beziehung auf Erdbeben, elektrischer Löschbade und Schießgewehre, 5) eines Isolir-Geburts- oder Großvatersstuhl, von Georg Christoph Schmidt, Herzoglich Sachsen-Weimarischen Hofmechanikus zu Jena. Jena, bey Crökers Wittib. 1784. 76 Seiten in 4. mit 5 Kupfertafeln.

Die vorstehende Beschreibung des Inhalts auf dem Titel des Buchs zeigt die Gegenstände desselben hinlänglich an. Bey dem ersten erläutert der Verf. durch die Erklärung der Figuren der Isten Kupfertafel die Einrichtung seines Ofens

deutlich, die allgemeine Regeln zur Anlage eines guten Ofens hat er bloß aus der Sukowischen und Kefersteinischen bürgerlichen Baukunst abgeschrieben, um seine getroffene Einrichtung hiernach beurtheilen zu können, aber die wären wohl Ueberfluß; die ganz zierliche und schickliche Einrichtung des Ofens selbst erwarb sich des Rec. Beyfall. Auf dem Ofen ist zugleich eine Theemaschine angebracht. Von der Behandlung und den verschiedenen Arten ihn von Thon und Blech zu fertigen sind die nöthigsten Vorschriften mitgetheilt.

Die in seiner Gegend befindlichen Wasch- und Färberhandrollen sucht der Verf. dadurch bequemer zu machen, daß er zur Bewegung des daran befindlichen Rollkastens die Welle an welcher sich die Gurtbänder befinden theils mit einer Kurbel, theils mit Rad und Getriebe versiehet.

Von Handluftpumpen beschreibt der Verf. dreyerley Arten, die bequemste und nach seinem eigenen Urtheil die beste bestehet in einem waagrecht zwischen 2 Docken eingespannten Cilinder, an ihrer Kolbenstange ragt vor dem Kolben eine kantige Spitze hervor, welche dazu dient, daß durch eine geringe Umdrehung des daran befestigten Handgriffs der Cilinder und der hieran befestigte Hahn zum Ein- und Auslassen der Luft auf- und zugeschlossen wird. Die Einrichtung, welche sich aber ohne die dazu gehörige Kupfer nicht verstehen läßt, ist sinnreich und einfach ausgedacht, und diese kleine nicht kostspielige Handluftpumpe, wenn sie gut bearbeitet ist mag einen guten Effekt leisten. Die Beschreibung ist deutlich, und jeder Mechanicus wird darnach zu arbeiten im Stande seyn. Die beyden andern Arten kommen nach Rec. Meynung der erstern nicht bey. Den ganzen zugehörigen Apparat hat der Verf. auch wohlfeil zu verfertigen angegeben, und mancher Liebhaber, welcher eben nicht viel anwenden kann, erhält in der kurzen Beschreibung Ideen sich vieles selbst zu verfertigen.

Rinderblasen können zu aerostatischen Maschinen dergestalt zubereitet werden, daß man sie vermittelst der Luftpumpe aufbläset und sie in diesem Zustand einige Zeit läßt, um die schwerern Faßern bequemer absondern zu können. Solche Blasen, so wie auch Seifenblasen elektrisirt stiegen nach den Versuchen des Verf. weit höher als unelektrisirt.

Von der beschriebenen Handluftpumpe wird eine Anwendung zu Klistirsprützen gemacht. Einige elektrische Lampen wie sie der Verf. beschreibt, sind wohlfeil zu machen, sie

setzen

ſetzen aber voraus, daß man die Anſteckung durch den Conduktor einer Elektriſirmaſchine bewirke, und haben daher die Bequemlichkeit derjenigen nicht, welche man nunmehr durch eine daran befindliche Flaſche entzündet, Liebhabern wohlfeiler Maſchinen werden ſie aber immer angenehm ſeyn.

Die Beſchreibung wie brennbare Luft zu machen, und mit derſelben Seifenblaſen zu füllen und anzuſtecken ſind, hat der Verf. vor Unkundige beygefügt, und beziehet ſich ſelbſt wegen mehrerer Verſuche auf andere neuere Schriften.

Die Wetterableiter des Verf. empfehlen ſich ebenfalls durch ihre einfache Einrichtung und den geringen Koſtenaufwand. Ob aber ſeine uniſolirte anzurathen ſeyn dürften, ſcheint Rec. deswegen bedenklich, weil von ihnen der Strahl in das Gebäude das nicht ohne ableitende Materien angelegt ſeyn kann, leicht geführt werden könnte, auch hält Rec. die Befeſtigung der in der hölzernen Gabel eingekütteten Trinkgläſer nicht hinlänglich genug. — Erdbeben ſind in denen Gegenden nach des Verf. Gedanken beſonders heftig, in welchen ſich wenige zur Elektrizitätsableitung dienliche Waldungen befinden; Thüringen, Pohlen, Liefland und Rußland habe aus dieſem Grund wenig von ihnen gelitten. Der Blitze Heftigkeit werde durch Vertheilung in ſolchen natürlichen Leitern gemindert, und in den Klüften verſchloſſene entzündliche Luftarten könnten dann nicht ſo leicht angeſteckt werden und gefährliche Exploſionen erwirken. In waldloſen Gegenden ſolle man alſo 1000 Schritte weit von einander Wetterſtangen anlegen, oder Dutzendweis die gut ableitende Nadelhölzer pflanzen. Dieſe einleuchtende und zum Theil ſchon bekannte Idee verdient immer Befolgung.

Bey der Angabe einer elektriſchen Piſtole erwähnt der Verf. eines Rec. bisher unbekannten Verſuchs: er ſchiebt nämlich ein hölzernes Rohr mit einem Anſatz über die Mündung der mit brennbarer Luft geladenen Piſtole, ladet an ſtatt des Korkſtöpſels eine Kugel in das Rohr, und ſchießt mit ſolcher ein Loch in ein Brett, ohne daß man einen Knall höret.

Das von dem Verf. mit gutem Erfolg bey Hämorhoidalumſtänden gebrauchte elektriſche Bad bedarf weiter keiner Zurüſtung als daß man eine an allen Kannten wohl abgerundete Badwanne auf einen durch Trinkgläſer iſolirten Stuhl ſetzt, das Waſſer darin durch eine Maſchine elektriſirt, und ſich ſo darin badet.

Den Beschluß dieser nützlichen Abhandlungen macht die Beschreibung eines Isolir- Geburts- und Großvaterstuhls, der so sonderbar die Zwecke mit einander verbunden sind, nach Rec. Meynung viele Bequemlichkeit gewährt.

Mag. Ludwig Alexander Krebs Lehrbuch einer Arithmetik, Geometrie, und Trigonometrie für Schulen. Durchgesehen und neu herausgegeben von Carl Christian Langsdorf. Gießen und Marburg, bey Krieger dem jüngern. 156 S. in kl. 8. mit 1 Kupfertafel.

Der Herausgeber dieses schon bekannten Lehrbuchs in der reinen Mathematik vor niedere Schulen, der sich durch mehrere Schriften rühmlich bekannt gemacht hat, durchsahe, wie er in der Vorrede sagt, dasselbe, und durfte nur das was er als fehlerhaft erkannte ausstreichen und verbessern, die ganze Gestalt des Buchs selbst aber nicht umändern. Man kann nicht läugnen, daß der Werth dieses auf den Nassauischen Schulen üblichen Buches durch des Herausgebers Verbesserungen vieles gewonnen hat, indessen glaubt Rec. daß dies Lehrbuch zum Vortrag bey der Jugend in jetzigen Zeiten nicht ganz sachgemäß seye.

Man kann und sollte wohl bey Kindern mit einigen mathematischen Kenntnissen, so viel es die große Sinnlichkeit in dem kindlichen Alter zuläßt, anfangen, und dazu ein eigenes Büchelchen gebrauchen das in der Arithmetik nichts als die ersten Begriffe von Größen durch sinnliche Beyspiele erläutert lehrte, und allmählig auf die übliche Zeichensprache in Ziffern und Buchstaben führte. Aus der Geometrie sollte hierzu nichts geordnet werden als die ersten Begriffe von Linien und Figuren durch mehrere Zeichnungen erläutert, auch die leichteste Lehren von der Gleichheit der ebenen Flächen. — Eine etwas erwachsenere Jugend hat schon Abstraktionsvermögen genug, Verhältnisse, Proportionen, Reihen, die bekannteſten Lehren von den Potenzen auch die erste Begriffe der Logarithmen in der Arithmetik, und in der Geometrie vollständigere Vorträge von den Gleichheiten der ebenen Figuren, die ersten Lehren ihrer Verhältnisse, ihre darauf sich gründende Ausrechnung und die leichtern Begriffe von den

Kör-

Körpern zu fassen. Für diese Klasse wäre, nach Recens. Urtheil, ein eigenes Lehrbuch nöthig. In der obersten Klasse einer niedern Schule sollte auch ebene Dreyeckmeßkunst und einige Anwendung auf praktische Feldmeßkunst vorgetragen werden, und hierzu würde ein drittes Buch oder ein 2ter Theil des vorigen erfordert; in den beyden letztern müßte aber die dazu erforderliche Buchstabenrechnung mit vorgetragen werden, da solche die Beweise einfach und kurz, also sehr deutlich macht, und ohnehin kein neueres Buch in der Mathematik ohne sie verstanden werden kann.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, findet Rec. auch dieß verbesserte Lehrbuch mangelhaft. Für die geringere Jugend den Vortrag nicht passend und sinnlich genug, und für eine erwachsnere zu wenig. 1) In der Arithmetik mangelt gänzlich eine Anweisung, sich die Größen unter den allgemeinern Zeichen der Buchstaben vorzustellen, und den Zusammenhang arithmetischer Lehren dadurch kürzer und bestimmter zu übersehen. 2tens ist die Lehre von der so nöthigen Decimalbruchrechnung ganz ausgelassen, die doch ein Anfänger so leicht, als die Ausziehung der Quadrat- oder Kubikwurzeln wird fassen können, und ohne solche die Ausziehung der Irrationalgrößen durch Näherung nicht einmal versteht. 3tens sind zwar die Regeln der Quadrat- und Kubikwurzelausziehung angegeben; aber ohne den mindesten Vortrag ihrer Gründe. 4tens ist nichts von der Entstehung der Logarithmen gesagt, auch diese Lehre deswegen zu unvollständig vorgetragen, weil die vorhergehensollende Lehre von den Verhältnissen, Proportionen und Reihen zu mangelhaft ist. Soll dieß allein durch mündlichen Vortrag ergänzet werden, so hat auch ein erwachsener Schüler zu wenig Leitfaden zur eigenen Wiederholung, und gerade in solchen Materien, welche ihn zu fassen am schwersten fallen werden.

In einigen §§. ist auch selbst der Ausdruck, nach Rec. Urtheil, undeutlich, z. B. §. 115 die Definition von dem Logarithmensystem. Auch bey dem 126. §. hätte die Anmerkung, in welcher die Lehre von den Proportionaltheilen der Logarithmen vorgetragen worden, deutlicher verfaßt, und wenigstens durch Beyspiele gezeigt werden sollen, in wie weit die Unterschiede der Logarithmen und der zugehörigen Zahlen in einer Proportion stehen können. Der zu unbestimmte Vortrag kann, besonders bey den Anfängern, Irrthümer veranlassen.

In der Geometrie ist der Vortrag des Herausgebers, §. 143 und 144, von den Winkeln und zugehörigen Bögen kurz, deutlich und zu einem solchen Lehrbuch sachgemäßer; aber da, wo von der Gleichheit der △△ gehandelt worden, hätte Rec. gleich in dem Anfange den Satz vorgetragen: „Dreyecke von einer gleichen Seite und den beyden daran liegenden gleichen Winkeln sind gleich.“ Die Lehre von den Parallellinien ist nach der ältern, nicht so streng richtigen Vorstellungsart, behandelt, und solches nur von dem Herausgeber ohne Abänderung bemerkt worden. Auf der Tafel ist die Xte Figur nicht nummerirt. §. 201 ist der Beweis, daß Parallelogrammen von gleichen Grundlinien und gleichen Höhen gleich sind, nicht richtig entwickelt. Die Frage, sollten solche Parallelogrammen nicht gleich seyn? — gewähret die deutlichste Einsicht des Satzes nicht. In dem 102ten §. hätte das Verfahren jede geradelinigte Figur in ein großes Dreyeck durch Construction zu verwandeln, deutlicher vorgetragen und durch einige Figuren erläutert seyn sollen, besonders Anfängern ist dieser Satz, wie Rec. aus Erfahrung weiß, immer sehr angenehm. §. 203 hätten, um den bekannten Magister Matheseos nach der 20sten Figur, Nr. 2 zu beweisen, mit einigen Worten die gleichen Parallelogramme angegeben seyn sollen, sonst möchte der schöne und leichte Beweis nicht eingesehen werden. Die Lehre von der Aehnlichkeit der △△ und der Ausmessung der Figuren ist leicht und deutlich vorgetragen; aber zu wenig von der Theilung der Figuren gesagt. Die Körperlehre und Dreyeckmeßkunst ist unvollständig vorgetragen, und fordert viele mündliche Erläuterungen.

Kurze Anleitung zur ebenen Dreyeckmeßkunst nebst nöthigen Tabellen, besonders für diejenigen, so diese Wissenschaft nur auf die Feldmeßkunst, Kriegs- und bürgerliche Baukunst anwenden wollen, von dem Verfasser der Berliner Sammlung mathematischer Tafeln entworfen. In 8. mit 1 Kupertafel, 7 Bogen zu den Tafeln der Logarithmen der gemeinen Zahlen, der trigonometrischen Hülfslinien und ihrer Logarithmen, auch der Quadrat-

und

und Kubikzahlen von 1 — 1000, und 128 S. Text. Berlin, bey Hesse. 1784.

Folgende kurze Anzeige von diesem kleinen Werk wird jeden Liebhaber mathematischer Kenntnisse überzeugen, daß der V. seinen nützlichen Vorsatz, in einem kleinen und wohlfeilen Buch die den Feldmessern und Baumeistern so unumgänglich nöthige Dreyeckmeßkunst kurz, zu ihrem Zweck vollständig und deutlich vorzutragen, und sie mit den zu der Ausübung der Wissenschaft erforderlichen Tafeln zu versehen, sachgemäs ausgeführt habe.

Nachdem der Verf. auf wenigen Seiten gesagt hat, was die Dreyeckmeßkunst (gewöhnlich Trigonometrie) lehre, geht er die Kennzeichen und Eigenschaften der Hülfslinien (gewöhnlich trigonometrischen Linien) kurz und so deutlich durch, daß Rec. glaubt, jeder aufmerksame Leser, welcher nur so viel arithmetische und geometrische Kenntnisse besitze, als ein Jüngling auf einer niedern Schule erlernen soll, müsse ihn, ohne weitere mündliche Erklärung eines Lehrers, verstehen. Er betrachtet übrigens diese Linien nur in den beyden ersten Quadranten des Kreißes, weil mit geringem Nachdenken aus dieser Betrachtung ihre positive und negative Zeichen auch in den beyden andern können hergeleitet werden. Bey der Berechnung der trigonometrischen Linien verweilt sich der Verf. mit Recht mehr, als in den gewöhnlichen Compendien geschieht, und zeigt umständlich, wie man sie vor alle Grade und Minuten der Bogen findet. Sein Vortrag ist sehr deutlich, und dem Anfänger um deswillen nützlich, weil ihm bey dieser Gelegenheit die nöthige trigonometrischen Formeln, wenn er nur einige Exempel zu seiner Uebung nachrechnen will, sehr leicht bekannt werden. Die Figur 3 der Kupfertafel und die darauf sich gründende Auseinandersetzung der Formeln aus den Sinussen und den Cosinussen der einfachen Bogen, die zusammengesetzt und umgekehrt zu finden, hält Rec., der sich an dem Vortrag in den bekannten Kästnerischen Lehrbuch gewöhnt, viel deutlicher und kürzer, als jenen Vortrag, obgleich die Figur in dem Kästnerischen Buch einfacher ist. S. 22. Zeile 8 von unten ist in der Proportion letztem Glied ein Druckfehler, und muß GH statt FH stehen.

Auch ist die Art, den Sinus von 18 zu berechnen, und die Formel aus der Construction der Seite des Zehnecks so leicht

leicht hergeleitet zu sehen, Rec. angenehm gewesen, und er erinnert sich nicht, sie in einem der bekanntern Lehrbücher der Dreyeckmeßkunst gelesen zu haben.

Die Eigenschaften der Logarithmen hat der Verf. auch kurz und sehr deutlich vorgetragen; aber nichts dabey von den Proportionaltheilen derselben gesagt, welches zur richtigen Kenntniß doch nöthig ist. Sein Vortrag ist dadurch kurz und richtig geworden, daß er das Wort Logarithme als ein gleichbedeutendes von Exponent der Potenzen erklärte, und aus der Lehre von den Potenzen die Rechnung mit den Logarithmen herleitete. So viel Bekanntschaft mit den Ausdrücken der Buchstabenrechenkunst, als bey einem solchen Vortrag erforderlich ist, durfte er auch wohl in jetzigen Zeiten, wo die Arithmetik schon in Schulen richtiger gelehrt wird, voraussetzen. Nun folgen die Lehrsätze, welche zur Berechnung der geradlinigten Dreyecke erforderlich sind.

Nach einem Schema der möglichen Fälle, werden die Lehrsätze geordnet, gehörig auseinandergesetzt, und jeder Satz mit wenigen Beyspielen so deutlich gemacht, daß mit geringem Nachdenken jeder Anfänger, der nur die Proportionenlehre und ersten Gründe der Buchstabenrechenkunst inne hat, daraus die Dreyeckmeßkunst erlernen kann. Bey mehrern Fällen giebt der V. verschiedene Formeln zur Auflösung einer Aufgabe an, und erläutert solche in den Beyspielen so, daß man zugleich einsehen kann, wenn in dem vorgelegten Fall bey der Ausrechnung die eine oder die andere Auflösungsart Vortheile gewährt. In dieser Rücksicht ist §. 64 für den 3ten Hauptfall aus den drey gegebenen Seiten des Dreyecks die Winkel zu finden, sehr deutlich, vermittelst dem beygefügtem Exempel, vorgetragen worden. Von den Lehrsätzen werden mehrere Anwendungen gemacht, z. B. die Weite zweer Orte zu finden, und die Höhe eines über dem andern zu messen, wobey ein etwas verwickelter Fall auseinandergesetzt wird, einen in Graden gegebenen Winkel nach einem Maasstab aufzutragen, das Maas eines auf dem Papier gezeichneten Winkels nach einem Maasstabe in Grade zu bestimmen. Eine schöne Aufgabe ist besonders folgende: aus der gegebenen Lage dreyer Gegenstände die Lage eines Standpunkts zu finden, woselbst die Winkel gemessen worden, welche die drey Linien einschließen, so von dem Standpunkt nach den drey Gegenständen gezogen werden können.

(Seite

(Seite 125 ist hier auf der 7ten Zeile von oben ein Druckfehler, und muß zwischen col. φ nicht (.) sondern (:) stehen.)

Die Auflösung dieser Aufgabe, wie der Verf. mit Recht behauptet, ist für die praktische Geometrie von großer Wichtigkeit, da man vermöge derselben aus drey berichtigten, festgelegten und in einer ganzen Gegend sichtbaren Orten bloß durch Messung der Winkel die Gegend aufnehmen kann. Endlich folgt noch eine Erläuterung, wie die beygefügten Tafeln zu gebrauchen sind, nebst der Anweisung, wie nach den angehängten Formeln reguläre 3seitige und 4seitige, auch in Rectangeln gelegte Kugelhaufen zu berechnen sind.

Anfangsgründe der Differenzial- und Integralrechnung, zum Gebrauch des Ingenieurs und Artilleristen, von einem preußischen Officier. Halle, bey Gebauer. 1784. 190 Seiten gr. 8. 2 Kupfertafeln.

Der Verf. liefert dem Publikum ein nützliches Lehrbuch, wornach, dem Zwecke gemäs, nicht allein die Ingenieurs und Artilleristen, sondern auch andere höhere Mathematik Studirende in der Differenzial- und Integralrechnung unterrichtet werden können.

Der Anfang wird mit dem binomischen Lehrsatz gemacht, und hierauf die Differenzialrechnung so entwickelt, daß, nach Rec. Urtheil, des Verf. Vorsatz, der Lehre von unendlich kleinen Größen auszuweichen, welche bey dem umständlichsten Vortrag Anfängern immer schwer fällt, ohne Mangel einer strengen Schlußfolge gut erreicht worden. Die Hauptlehren der Differenzial- und Integralrechnung sind deutlich und präcise abgehandelt, besonders gewährt in der Differenzialrechnung die besondere Bezeichnung des Wachsthums der veränderlichen Größen und die darauf gebaute Bestimmung der Verhältnisse der Ordinate zur Subtangente einer krummen Linie einen leicht zu übersehenden Begriff von den Differenzialgrößen. — Die Lehre der logarithmischen Differenzen wird auf den Satz gegründet, daß die Subtangente der logarithmischen Linie beständig ist. In der Integralrechnung ist, wie der Verf. selbst in dem Vorbericht bemerkt, des

Bezout

Bezout Vortrag großentheils beybehalten worden. Die Lehre von den hyperbolischen Logarithmen, worin vorzüglich die Bezoutische Vorstellungsart abgeändert worden, ist kurz und sehr deutlich behandelt. Nach den darin vorkommenden Reihen konnten die Exponenzialgrößen ebenfalls nach der Art, wie gleich anfangs vermittelst des binomischen Lehrsatzes die Findung der Differenzialien überhaupt angewiesen worden, differenziirt werden. Die eigene Vorstellungsart des Verf. aber hievon richtig anzugeben, würde eine große Abschreibung eines großen Theils seiner Differenzialrechnung erfodern; sie ist aber, wenn man sich seine Vorstellung von den Differenzialien überhaupt bekannt gemacht hat, sehr leicht einzusehen. Bey der Integration der Differenzialien von Exponenzialgrößen ist die allgemeine Regel angenommen, man müsse sich bemühen, das zu integrirende Differenzial in zwey Faktoren zu zerlegen, davon der eine das Differenzial des Logarithmen des andern ist, und diesen Faktor müsse man dann nur in das Produkt, oder das zu integrirende Differenzial dividiren, um das Integral ohne die beständige Größe zu bekommen. Die gegebenen Beyspiele geben von dieser Methode mehreren Unterricht. Die Lehre von der Integration der Formeln, in welchen Sinusse und Cosinusse vorkommen, und der durch Kreißbögen und Segmente ist auch schön und kurz abgehandelt. In einem besondern Abschnitt zeigt der Verf. wie die Fälle zu finden sind, bey welchen das zweytheilige Differenzial, das man nicht gleich nach bekannten Formeln zu integriren weiß, von dem bekannten Integral eines andern Differenzial abhange, damit man nicht sogleich zur Näherungsmethode schreite. Aus dem Vorhergehenden wird nun gezeigt, wie die Integration der rationellen Differenzialien entweder algebraisch, oder durch Kreißbögen, oder durch Logarithmen, oder durch alle drey Hülfsmittel vorzunehmen. Ein eigener Abschnitt handelt auch von Vortheilen, die Verwandlungen in den Differenzialformeln vorzunehmen, welche die Integration erleichtern, und dieser ist, obgleich keine allgemeine Regeln angegeben werden können, sehr belehrend. Den Beschluß macht die Lehre von den Differenzialgleichungen. Anwendungen auf die höhere Geometrie hat übrigens der Verf., seinem Zweck gemäs, weniger, als in andern Lehrbüchern geschehen, gemacht.

Beschrei-

Beschreibung der in dem Cabinet Ihrer Hochfürstl. Durchl. Louisen Dorotheen Herzogin von Sachsen befindlichen Maschine, das Systema Copernicanum vorstellend, nebst dem Entwurf einer Maschine zu dem Sistemate Tichonico von Johann Georg Bauße, Archidiaconus zu Gotha. Danzig, bey Brückner. 1784. 39 S. in 120. nebst 4 Kupfert.

Auf den 4 Kupfertafeln ist das Aeußere der auf dem Titelblatt bemerkten Maschinen theils in perspektivischer Zeichnung, theils in Grundrissen angegeben. An dem kleinen Aufsatz selbst, welchen der Verleger vermuthlich als Avertissement, daß seine Verwandten in Gotha solche Maschinen verkaufen wollen, von einem älteren im Druck erschienenen Aufsatz des Archidiakonus Baußen nun abdrucken ließ, ist nicht das mindeste Erhebliche.

Entfernungen ohne Instrument durch bloße Rechnungen zu finden, eine Aufgabe nebst der Auflösung. Frankfurt und Leipzig. 1785. 32 S. in 8. 2 Kupft. und eine Tabelle für die Winkel deren Sehnen bey einem Halbmesser von 30 Schuh in Zehendel eines Schuh wachsen.

Der Verf. Justus Heinrich Gunkel hat mit den Prinzen von Hessen-Homburg die Weiten einiger Orte aus einer gemessenen Standlinie, nach der in Böhms praktischen Geometrie vorgetragenen Aufgabe, Winkel durch gemessene Sehnen von 30 Fuß in Graden und Minuten anzugeben, trigonometrisch berechnet, und läßt diese Berechnung mit der in Böhms praktischen Geometrie und vielen andern Büchern schon befindlichen Chorden-Tafel drucken. Wer Trigonometrie versteht, braucht des Verf. Abhandlung nicht, und ohne ihre Kenntniß ist sie nicht zu brauchen.

Wx.

Johann

Johann Gotthilf Lorenz Rechenbuch für Kinder und für Eltern, welche ihre Kinder selbst im Rechnen unterrichten wollen. Leipzig, bey Göschen. 1787. 10 Bog. in 8.

In zehn Gesprächen zwischen einem Vater und seinem Sohne handelt hier der Verf. die Anfangsgründe der Rechenkunst nach dem gewöhnlichen Schlendrian ab, die öfters sehr weitschweifig gerathen sind. Um die Aussprache der Zahlen zu lernen, setzt derselbe Räume wie | | ist nur ein Raum da, wie |6| so bedeutet die Ziffer, Einer, bey zwey Räumen, wie |6|6| bedeutet die erste linker Hand Zehner und die zweyte Einer u. s. w. Was muß sich ein Kind von dem Werthe einer Zahl für einen Begriff machen, wenn der Vater saget: Eine Frau, welche von ihren vielen Hühnern wöchentlich 8321645 Eyer bekam, verkaufte einen großen Theil ihrer Hühner, nun bekam sie wöchentlich nur 1246852 Eyer; wie viel bekam sie wöchentlich weniger? Hätte der Sohn einen Begriff von der Größe der Zahl gehabt, so würde er vermuthlich den Herrn Papa gefragt haben, haben denn, lieber Vater diese Eyer auch Raum in unsrer Stube, und wie viel Personen waren denn nöthig sie in einem Tage zu zählen? Was die Absicht des Verf. bey Herausgabe dieses Büchleins gewesen ist, würden wir schwerlich errathen haben, wenn derselbe nicht beym Schluß sagte: Nun bist du so weit, daß du ganz allein weitere Fortschritte in der praktischen Rechenkunst machen kannst. Zu dem Ende empfehl ich dir einige Bücher. Studire zuerst Hrn. Bußens gemeinverständliches Rechenbuch recht durch, welches so leicht und schön geschrieben ist, daß du es mit Vergnügen gebrauchen wirst. Du kannst es in Leipzig bekommen, es ist bey Hrn. Crusius gedruckt. Hernach wenn du noch weiter gehen willst, so kaufe dir Hrn. Michelsens Anleitung zur Rechenkunst in 3 Bänden, welche in Berlin herausgekommen ist. Er will also den Weg bahnen, den aber Busse und Michelsens bereits selbst viel ebener gemacht und in geraderer Linie abgesteckt haben.

Rg.

---

8. Natur-

7. Naturlehre, Naturgeschichte, Chemie, Bergwerkskunde und Technologie.

Ehrenrettung der hermetischen Kunst durch solche chymisch-physikalische Beweise dargethan, die jeder, auch nur mittelmäßige Kenner und Künstler leicht einsehen, selbst nachmachen, und dadurch zugleich überzeugt werden kann und soll: daß Alchimia et Chrysopoeia keine leere Einbildung müssiger Köpfe, und noch weniger gelehrter Windmacherey sey. Zweyter Theil. 72 Seiten. Dritter Theil. 116 Seiten in 8. 1786. Erfurt, bey Kayser.

Der Verfasser gegenwärtiger Kleinigkeit ist an chymischen Kenntnissen so arm, und in der Chymie so unerfahren, daß er auch die geringsten chemischen Erscheinungen sich nicht erklären kann, derohalben dieselben als Wunder anstaunt, und solche als armselige Beweise seines Vorgebens auftischt. Im ersten Theile dieser Schrift erboth sich der Verfasser mit Jedem, der an ihn schreiben wollte, und 8 Ggr. beylegte, in Correspondenz zu treten, und denselben Nachricht vom meteorischen Wasser, und andern Erklärungen zu geben! „nun sind aber demselben andere Gründe beygefallen, welche ihn bewogen, alles dasjenige bekannt zu machen, was er in Privatbriefen zu thun gedachte," (vielleicht war die Anzahl der Thoren nicht so groß, wie er bey Entwerfung des ersten Theils vermuthete) „weil er nun hierdurch ein großes Siegel der größten Geheimnisse erbreche, und dadurch Kennern eine Pforte öffne, einen ihrer Füße in den Tempel der geheimnißvollen Natur zu setzen, ja selbst einen solchen Blick ins größte Heiligthum desselben thun zu können; so ermahne er jeden christbrüderlich, daß wenn ihm die Augen des Verstandes aufgethan würden, daran zu denken, daß so wie alle Rathschlüsse Gottes dahin abzweckten, daß solche zu seiner Ehre oder zur Offenbahrung und Verherrlichung seines Na-

mens gereichen sollen und müssen; ein solcher auch verpflichtet sey, seines theils alles, was er durch dieses erbrochene Siegel gewisser Naturgeheimnisse erkennen lernet, zur Beförderung eben dieses großen Endzweckes Gottes, und ja nicht gegentheilig anzuwenden suche, denn er sonst gewiß ein Anathema Maharam Motha werden würde.

Um unsere Leser mit diesem erbrochenen Siegel der größten Geheimnisse näher bekannt zu machen, theilen wir das ganze Verfahren: wahres Gold in Silber durch hermetische Kunst zu erzeugen und zu scheiden, aus dem 2ten Theil dieser Schrift so kurz als möglich, mit, und überlassen dem unbefangenen Leser die Beurtheilung eines solchen sogenannten Experimentalbeweises! Zuerst wird wenigstens 8 bis 10 Pfund Maywenthau von stark bethauetem Grase gesammlet, (welcher wohl filtrirt, unter dem Namen meteorisches Wasser aufbewahret wird) denn werden 15. Gran feines abgetriebenes Silber mit 1 Quentchen Scheidewasser aufgelöset, diese Auflösung wird mit 2 Pfunden des meteorischen Wassers vermischt, und diese Mischung in großen Kelchgläsern der Einwirkung der Sonnenstrahlen in heißen Sommertagen ausgesetzt, nachdem solche purpurröthlich gefärbt (ein großes Wunder für den Verfasser — der es eine solarisch-astralische Färbung und den entstandenen schwarzen Satz würklich astralisches Embryonalgold nennt) wird ein halb Loth Kochsalz in 4 Loth Regen- oder Schneewasser hinzugemischt, und der hierdurch entstandene Niederschlag (Hornsilber) so lange in der Sommerwärme stehen gelassen, bis derselbe gleichfalls schwärzlich gefärbt worden, dann wird das Ueberstehende (sogenannte meteorol. Wasser, das von allem hermetisch Guten ausgeleeret) weggegossen, und der Niederschlag mit Regenwasser wohl ausgesüsset, und getrocknet. Dieser Niederschlag, der nun 5 Gran mehr als das darzu verbrauchte Silber wiegt, ist nun abermals ein Wunderwerk, und enthält, nach der Einbildung des Verfassers, das erzeugte Astralgold! Jedem gemeinen Chemisten ist das eine sehr bekannte Sache, daß dergleichen Niederschläge mehr wiegen, als das Metall vor der Auflösung gewogen hat, und die Erklärung ist sehr leicht und natürlich — aber Unwissenden und mit Blindheit geschlagenen Schwärmern, wie der Verfasser ist, sind dergleichen Erscheinungen unerklärbar, und übernatürlich.

Der

Der dritte Theil dieser Schmiererey ist fast unter aller Kritik. Wider alle Erfahrungen leugnet der Verfasser nicht allein den Eisengehalt der Stahlwasser, sondern auch des Eisenvitriols — träumt dafür das herrlichste Gold in beyden, und erklärt diejenigen für Unsinnige, die dadurch, daß der ausgeführte Ocker aus den Mineralwassern vom Magnet angezogen werde, die Eigenschaft des Eisens beweisen wollen, wähnt; diese Eigenschaft entstünde durchs Feuer, denn, wenn dieser Ocker wirkliches Eisen wäre, so müßte derselbe vor seiner Glühung eben so gut vom Magnet angezogen werden; stützt sich dabey auf die Angabe des D. Seip und andere, die in den Pyrmonter- und andern dergleichen Brunnen, Eisenvitriol als Bestandtheil angaben, daß solche aber nie denselben in trockener Gestalt hätten darstellen, viel weniger eine Spur von Vitriolsäure entdecken können, und solchen deswegen unreifen Vitriol, flüchtigen Vitriol genennet hätten. — Man siehet hieraus, daß dem Verfasser die Schriften eines **Bergmanns, Wieglebs, Westrumbs** gänzlich unbekannt sind, sonst würde derselbe wissen, daß das Eisen auch noch von einem andern, freylich in jenen Zeiten (wo Seip lebte) noch unbekannten Körper (der Luftsäure) aufgelöst, in den Mineralwassern aufgelöst, befindlich sey.

Die regenbogenfarbige Haut, welche sich vom zersetzten Eisenvitriol auf einer Flüßigkeit oben aufsetzt, verspricht dem Verfasser sehr viel Großes, und ohngeachtet solche durchs Ausglühen vom Magnet angezogen wird, so ist sie doch kein Eisen — kurz das Wirksame der Stahlwasser beruhet blos darauf, daß sie Gold aufgelöst enthalten — und daß solche deswegen vielmehr **göttlich natürliches Trinkgold** als abgeschmackte Eisenauflösungen zu benennen wären. — Von des Verfassers feinen Art zu widerlegen, geben wir folgendes zur Probe: auf die Aeußerung des Herrn D. Seip, daß man sich durchs Ausglühen des abgesetzten Ockers aus dem Pyrmonterwasser vom wahren Eisengehalt überzeugen könne; erwidert derselbe S. 50 folgendes: „Es ist mehr als Unsinn, wenn ein gelehrter Naturforscher, wie Seip, sich wirklich den Schein zu geben gewußt: Sachen für Wahrheit auszugeben, die doch nicht Wahrheit sind! Man bringe einen oder tausend Centner solcher gelben Ockererde, die aus stahlhaltigen Gesundbrunnen bey ihrem Verderben herausfällt, zusammen. Man baue einen Ofen so groß als der Babylonische

Thurm, man nehme alle in der Welt möglich zu machende Blasebälge und Windmühlen, um das allermöglichste Geblä-se zu geben, und wende auch alle nur möglich zu machende Feuersgluth an, dennoch wird nichts im Stande seyn, die gedachte Ockererde aus stahlartigen Gesundbrunnen ins Schmelzen zu bringen; weil ihr derjenige Bestandtheil entzogen ist, und fehlet, der zu einem eisenmetallischen Flusse nothwendig erforderlich ist, und als ein sehr flüchtiger Mineral- und Schwefelgeist in die Luft gehet, wenn nicht nur Eisen, sondern auch eisenmarkasitische Schwefelkiesminern entweder durch den allgemeinen Weltgeist, oder durch ebendenselben in corrosivinsches Vitriolöl oder Spiritus vitriolificirt wird u. s. w." Wer kann sich bey solchen Widersprüchen und elenden Behauptungen des Lachens enthalten!!!

Catalogus Manuscriptorum chemico-alchemico-magico-cabalistico-medico-physico-curiosorum. 1786. Vindeb. apud A. Graeffer. 50 Seiten in 8.

Anhang von unterschiedlichen Chymischen, Alchymischen und andern Handschriften, welche bey einem vornehmen Kunstverständigen in Wien aufbehalten waren, 1786. 12 Seiten in 8.

Die Titel besagen hinlänglich, was für Arten von Büchern in diesen Verzeichnissen zu finden, — es werden von denselben die Abschriften zum Verkauf ausgebothen, und sind deshalb Verzeichnisse der Preise einer jeden Schrift vorgedruckt; man findet unter solchen auch Mittel wider die Lustseuche, den Blasen- und Nierenstein — hinfallende Sucht, den Krebs, u. s. w. Dann sechserley Mittel wider die Zahnschmerzen, wider das Podagra. Eine blaue Goldauflösung — eine besondere Bereitungsart der Corallentinktur und ein Bruchpflaster — Unter fabrikartigen Kunstverzeichnissen kommen folgende erbauliche Sachen vor: Alle Arten von Muschelfarben, ein in Oel und Wasser beständiges Bergarün, nebst einem Mittel wider die Wanzen — eine blaue Wasserfarbe — ein Berggelb, ein Bergweiß, das nicht gelb wird — Grünspan von allen

allen Arten — allerley Sorten Lackfarben — Englischer Stahl in der größten Vollkommenheit und Schönheit — und eine Zusammensetzung, den Salpeter geschwinder und mit geringern Kosten in größerer Menge zu erzeugen, als auf dem gewöhnlichen Wege. Wie vielerley sind doch der Wege, den einfältigen Nächsten um sein Geld zu bringen!

Beyträge zur Naturkunde, und den damit verwandten Wissenschaften, von Friedrich Erhardt. Erster Band. 1787. Hannover und Osnabrück, bey Schmidt, gr. 8. 11½ Bogen.

Der V. wurde von seinen Freunden ersucht, seine hin und wieder in größern Schriften (z. B. Hannöverisch. Magazin) zerstreuete Aufsätze zu sammlen, und solche besonders herauszugeben. (Eine Entschuldigungsformel, die sehr gewöhnlich ist.) Dieses veranlaßte ihn, die Herausgabe zu besorgen, nur wäre zu wünschen, daß es mit mehrerer Ordnung und Auswahl geschehen wäre; denn die chronologische, der der V. gefolget, ist hier gar nicht schicklich, und Sachen, die bey der ersten Herausgabe neu waren, sind es 8 Jahre hernach nicht mehr, besonders wie hier beynahe durchgehends der Fall ist, daß man sie bereits besser weiß, und an andern Orten vollkommner ausgeführet findet. In diesem Bande befinden sich 30 verschiedene Aufsätze, die sich füglich in folgende vier Abschnitte hätten bringen lassen. Als: Naturgeschichte der Gegend um Hannover; Botanik; Pharmacopöia und Auszüge aus Briefen; nach dieser vom Rec. gemachten Eintheilung, wollen wir auch solche durchgehen. Zur Naturgeschichte der Gegend um Hannover gehört No. 13. 18. 25; erstres enthält eine Nachricht von der vom V. entdeckten Schwefelquelle bey Limmer, wovon aber bereits, wie sich Rec. entsinnet, eine vollständige Abhandlung vom V. erschienen ist. No. 18. Versuch eines Verzeichnisses der um Hannover wildwachsenden Pflanzen, wovon No. 25. die Fortsetzung ist. Auch hier scheint es Rec. bekannt zu seyn, daß der V. mehr wie eine Fortsetzung geliefert habe, konnten diese nicht mit einander verbunden werden, um ein vollständigeres Verzeichniß zu liefern? 2) Botanik, hiezu gehören 12 Nummern. Neue Pflanzen sind hier beschrieben die Gremia, Hedwigia, An-

drea, Weissea. Verschiedene Zurechtweisungen und einen guten Beytrag zum Linneischen Supplemento plantarum. 3) Pharmacopoia No. 6. 24. konnten immer ungedruckt bleiben. 4) Auszüge aus Briefen von Scheele, Bergmann, Mohr und dem V. 11 Stück. Alle zu ihrer Zeit lesenswerth, itzo aber bey weitem der kleinste Theil noch brauchbar. Z. B. No. 5. von Scheele. Der V. hatte dem sel. Scheele geschrieben, daß sein Versuch mit dem Arsenico, in Deutschland nur dem Namen nach bekannt sey, Sch. theilt ihm deshalb denselben im Auszuge mit. Dieses war freilich 1779 neu, aber seit 1781 nicht mehr, da sich die Abh. des Hrn. Scheele im 37sten Bande der Abh. der Schwedischen Academie befindet. Ganz ähnlich sind mehrere Briefe, als die Mittheilung des Verfahren des Hrn. Bergmanns, Mineralwasser durch Kunst zuzubereiten, die Versuche mit dem Flußspate u. s. w. Sollte der V. den 2ten Theil als Fortsetzung herausgeben, so ersuchet ihn Recensent, eine strenge Auswahl zu treffen, und nicht so hinter einander her, alles unter einander zu werfen, und Sachen darunter zu mischen, die nicht des Drucks würdig seyn können. Z. E. wie in diesem Bande No. 15 das Avertissement wegen Herausgabe des Phytophylaciums. Rec. zweifelt, ob jemal ein Gelehrter auf den Gedanken gekommen ist, seine ins Publikum geschickten Avertissements mit unter seine gelehrten Arbeiten zu zählen, und sie in einer Sammlung von seinen Schriften mit aufzustellen, wie hier geschehen ist.

Rg.

Des Ritters Carl von Linné — vollständiges Pflanzensystem nach der 14ten lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des holländischen Houttuynischen Werks übersetzt ꝛc. Dreyzehnten Theils zweyter Band, von den cryptogamischen Gewächsen — mit drey Kupfertafeln. Nürnberg, bey Raspe. 1787. gr. 8. 1 Alphab. 14 Bogen.

Wir glauben es Hrn. Dr. Panzer sehr gerne, daß ihm der Schluß dieses weitläuftigen Werkes (von welchem Hr. Dr. Christmann zu Urach im Wirtembergischen die 7 ersten, und

und Er die letzten 7. ausgearbeitet hat) aus mehr als einer Urſache willkommen ſeyn müſſe. Denn wer auch nur von ferne mit Arbeiten dieſer Art bekannt iſt, der wird ſich wundern, daß beide durch die großen Schwierigkeiten derſelben nicht abgeſchreckt ſind, und die Käufer werden es ihnen Dank wiſſen, daß ſie nun ein Magazin von dem, was von jeder Pflanze, die Linné beſchrieb, wiſſenswürdig iſt, vollſtändig haben, und durch die zahlreich angeführten Schriftſteller das Uebrige finden können. Der Recenſent geſteht offenherzig, daß er ſichs nicht unternommen haben würde, auch nur Einen Theil ſo auszuarbeiten, wie ſie alle ſind — tantae molis erat. In dieſem Bande ſind die Mooſe, Aſtermooſe und Flechten enthalten, und außer der eigentlich botaniſchen Beſchreibungen der Arten mehr von ihrer Benutzung angegeben, als ſich erwarten ließ. Der deutſche V. entſchuldigt ſich, daß er hier ſowohl als in den vorhergehenden Abtheilungen der ſchlechten Houttuyniſchen Eintheilung habe folgen müſſen, deren Unrichtigkeiten er dadurch verbeſſert hat, daß er bey jeder Art angezeigt, wo ſie nach neuern Unterſuchungen hingehört. Die Kupfer bey dieſem Bande ſtellen vor:

Tab. 102. F. 1. Lycopodium circinale von Thunberg.
a — — — clavatum.
2. Sphagnum paluſtre.
3. Splachnum vaſculoſum.
4. Fontinalis antipyretica.
5. Buxbaumia aphylla.
6. Splachnum luteum.
7. Polytrichum commune.
8. Mnium ſerpyllifol. undul.
9. Bryum ſcoparium.
10. Hypnum alopecurum aus Japan.

Tab. 103. F. 1. Iungermannia viticuloſa.
2. Targionia hypophylla.
3. Marchantia polymorpha.
4. March. androgyna.
5. Anthoceros punctatus.
6. Lichen calcareus.
7. L. ericetorum tuberculis ſtipitatis.
8. L. argentatus. 9. L. omphalodes.
10. L. islandicus. 11. L. croceus.
12. L. propoſcideus.

Tab. 103. F. 13. L. pyxidatus.
14. L. Roccella.
Tab. 104. F. 1 — 4. L. Roccella canar. Variett. 5. — e Cap. virid. 6. — e Sicilia.

Vorzüglich aber und Hrn. Dr. Panzer allein eigen ist die Einleitung dieses Theils, die auf den 7. ersten Bogen enthalten ist, worin die Geschichte aller Theorien über die Befruchtung der Moose von Tournefort, Dillenius, Micheli, Haller, Bergius, von Necker, Kölreuter, Oeder größtentheils mit den eigenen Worten derselben angeführt; darauf des grossen Schmiedels gedacht wird, dessen Monographien die Grundlage der Hedwigschen Theorie enthalten, die umständliche Erwähnung seiner und der Schreberschen Beobachtungen aber mit Recht bis zur Erklärung der Arten verspart wird. Dann folgt noch die Dissertation des jüngern von Linné Methodus Muscorum illustrata, Resp. Olof Swartz. Upf. 1781. 4. und endlich ein Auszug aus der vortrefflichen Hedwigschen Historia Muscorum frondosorum, der allerdings hier am rechten Orte steht, aber für die allg. d. Bibliothek nicht eines abermaligen Auszugs fähig ist, noch desselben bedarf.

Noch ist ein Supplementband, und ein vollständiges Register versprochen, dem alle bisherigen Besitzer des Werks gewiß mit Verlangen entgegen sehen werden.

Historia Salicum, iconibus illustrata a *Ge. Fresco Hoffmann.* Lipsiae, 1785. Fol. apud Crusium.

Endlich wird der Wunsch des Ritters von Linné erfüllt, den er schon vorher in der Ausgabe der Specierum Pl. that: Salicum incipienda historia de novo. Der Verfasser, dessen Enumeratio Lichenum fast zugleich mit diesem Werke erschien, hat das erste Heft dem verdienstvollen Schmiedel gewidmet, und giebt in der Vorrede an, was für einen Plan er sich gemacht. Zuerst nämlich die zu Einer Art gehörigen männlichen und weiblichen Stämme zu vereinigen, alsdann die Abarten einer jeden richtig abzusondern, die Arten zu beschreiben, durch Kupfer zu erläutern, und die Synonyma recht zu setzen, auch von ihrer Anwendung hin und wieder

etwas

etwas beyzufügen. Daß er dies Versprechen gehalten, wird ihm jeder Zeugniß geben, der die vor uns liegenden Hefte ansieht.

Wir haben den Text und die Kupfertafeln vor uns, in welchen folgende Arten beschrieben sind: (Die Cursivgedruckten sind neu.)

1. Salix monandra. Purpurrothe Waide. Bachwaide. Tab. I. et V. fem.
2. — viminalis. Korbwaide; — mit 3. Abarten — II. et V. fem.
3. — caprea. Palmwaide. 3. Abart. — III.
4. — aurita. geöhrte Waide. 1. Abart. — IV. et V. fem.
5. — *acuminata.* . . . . . Tab. VI. mas. et. fem.
6. — alba. weiße Waide. Silberwaide. — VII. et VIII.
7. — triandra. Buschwaide. mit 2 Ab. — IX. et X.
8. — vitellina. gelbe Waide. . . — XI. et XII.
9. — *fissa.* . . . . . — XIII. et XIV.
10. — *depressa.* Sumpfwaide. . — XV. et XVI.

Diese sind auf 16 Kupfertafeln, mit vergrößerten Befruchtungstheilen, wo es möglich war, abgebildet; oft zweyerley Arten auf Einer Tafel, z. E. Tab. V. oft Eine Art auf 2 Tafeln; daher die Namen nicht mitgestochen sind; die Zeichnungen von dem Verf. selbst vortrefflich gemacht, und von Nußbiegel! gestochen.

Aber wir müssen noch etwas über den Text sagen. Nach der Erklärung der Tafel folgen die Synonyma, von neuern Schriftstellern vorzüglich, nebst den deutschen, englischen, französischen und zuweilen noch mehrern europäischen Namen; alsdann die Beschreibung, worin man eine Meisterhand erkennt, und den Beobachter, der auch Kleinigkeiten sich nicht entwischen läßt. Zuerst der Stamm, dann die Blütknospe, die Blattknospe, das Kätzchen des männlichen sowohl, als des weiblichen Stamms, d. i. die Befruchtungstheile; die Blätter; — Anmerkungen über Varietäten, Synonyma und den Gebrauch zuletzt.

Unter den Theilen der Blüte beschreibt der Verf. vorzüglich das Honigbehältniß genau, welches bisher fast ganz übersehen war.

Die Salix monandra und helix werden wegen der unsichern Unterscheidungszeichen, und weil, nach Ehrharts Zeugniß, selbst der Ritter nur Eine Art im Upsalschen Gärten gehabt, zusammengezogen. Von den Varietäten aller Arten sind manche Synonyma dem Verf. selbst noch zweifelhaft, welches die Natur der Sache nicht anders leidet; sie können aber in der Folge nun bestätigt oder widerlegt werden, wenn sie von Botanikern derselben Gegenden mit seinen vollständigen Beschreibungen verglichen werden. Auch aus dieser Ursache wünscht der Recensent dem wichtigen Werke viele Käufer, und Leser, die es studiren.

Noch müssen wir die Benennungen der neuen Arten des Verf. anführen; Salix *acuminata* fol. ovato-oblongis subtus tomentosis; superioribus integris, inferioribus crenatis.

Salix *fissa*, fol. integris oblongo-lanceolatis acuminatis glabris.

Salix *depressa*, fol. integerrimis ovato-oblongis supra glabris, subtus sericeis.

Bey dieser führt der Verf. die beyden vom Linné unter S. repens gegebnen Namen mit (?) an.

Frm.

Beschreibung einer sehr wirksamen Elektrisirmaschine und einiger neuen elektrischen Versuche. Zweyte Fortsetzung. Mit Verbesserungen und Zusätzen zu den beyden ersten Stücken, von M. Gottlieb Christoph Bohnenberger, Pfarrer in Altburg bey Calw, mit 4 Kupfertafeln. Stutgart, bey Metzler. 1786. gr. 8. 138 Seiten.

Statt der Brüsselschen Maschine des Hrn. Malkier, die er in seiner ersten Fortsetzung beschrieben, wählte er doch aus Mangel an Platz den bekannten Lichtenbergischen Luftelektrophor. Seine Walze hat 2 Fuß im Durchmesser, mit wollenem Zeuge überzogen, und wird oben und unten gerieben. Oben auf der Maschine steht eine Batterie von 8 Flaschen, jede von 6 Zoll im Durchmesser und 1 Fuß Höhe, welche zusam-

sammen eine Belegung von 9½ Quadratfuß geben. Auf diesen Flaschen ruhet der Conductor mit einer Art von Harke auf jeder Seite der Trummel oder Cylinders versehen. Um die Reibung noch besser zu bewürken, nimmt er ein cylindrisch ausgeholtes Bret, und darüber eine noch größere Pappe, darin das reibende Katzenfell befestigt ist.

Das Spannen des Zeuges an dieser Walze macht ihm mehr Mühe, als nöthig wäre. Da dieses Zeug wie ein Beutel oder Sack über die 2 hölzernen Scheiben gezogen wird: so darf nur dasselbe auf der einen Scheibe fest genagelt, über der andern aber blos herüber gelegt, und mit einer Schnur, wie die Geld- oder Knittelbeutel zusammengezogen werden. Dadurch kann man das wollene Zeug leicht spannen. Ueberhaupt aber bleibt dies und die nothwendige Bedingung, daß man recht trockenes Wetter bey diesen wollenen oder seidenen Cylindern nöthig hat, immer ein wesentlicher Mangel, wodurch der Werth derselben weit unter die Glascylinder zu stehen kömmt. Als ein guter Drechsler hätte er sich auch durch eine Ziehschraube an der Welle seines Cylinders leicht helfen können. Uebrigens verdient diese Beschreibung allen denen empfohlen zu werden, die sich selbst durch einen Drechsler ihres Orts eine solche Maschine wollen machen lassen. Denn es ist alles sehr deutlich angegeben, auch dabey möglichst auf Kostenersparung gesehen. Zu seinen Leitern nimmt er keine Röhren von Metall, sondern hölzerne glatt gedrechselte Stäbe mit Kugeln. Die Stäbe werden mit Staniol belegt; die Kugeln aber blos überfirnißt. Zur Belegung des Glases gebraucht er blos eine Art Kütte von Knoblauch. Dieser wird klein geschnitten, und im Mörser zu Brey gestoßen, indem man etwas Wasser zugießt. Diesen Brey oder Saft preßt man durch Leinwand, und bestreicht damit das Glas, das man belegen will. Hebt man den Saft in einem Glase auf: so wird eine hornartige Masse daraus, die, wenn einige Tropfen Wasser darauf gegossen, und mit einem Haarpinsel auf der Oberfläche bestrichen wird, so viel Leim herzieht, als man braucht. Seine hölzernen Stäbe in der Leydenschen Flasche sind blos durch ein Paar Pappenscheiben ohne Eisenfeilig und Pechübergus befestigt, welches eine alte und gute Methode ist.

Seine Versuche, wobey es ihm nie um Aufklärung und Erweiterung der Theorie, sondern blos um das Wundersame

und

und in die Augenfallende, kurz, um Spielereyen zu thun ist, wollen wir ihm übrigens gern schenken.

Ps.

Franz Ludwig Cancrinus, Hochfürstl. Brandenb. Onolzb. Kanzley-Direktors ꝛc. erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde. Neunter Theil. Frankfurt, in der Andräischen Buchh. 8vo.

Dieser Theil handelt von der Schmelzkunst. Die erste Abtheilung, welche die Schmelzung und Ausscheidung der Metalle aus ihren Erzen beschreibt, enthält 432 Seiten und 80 Kupfertafeln; sie erschien 1784. Der Verfasser trägt darin vorerst die Auflösungs- und Scheidungsmittel bey der Schmelzkunst vor, und zieht Regeln daraus. Dann handelt er von den Vorarbeiten — nach diesem vom Ausschmelzen und Ausscheiden überhaupt, und darauf von der Behandlung jedes Metalls insbesondere.

Die Oefen sind theils neu, theils verbessert. Zu den ganz neuen rechnet der Verfasser den großen Saigerofen mit Flammfeuer und den runden Hohofen. Hohöfen mit runden Schächten sind doch so gar neu nicht mehr, wenigstens ist Recensent ein hoher Ofen in der Wetterau bekannt, der bereits vor vielen Jahren so gebaut wurde.

Die zweite Abtheilung handelt vom Ausschmelzen und Ausscheiden der Halbmetalle in 168 S. mit 62 Kupfertafeln. Sie verließ 1786 die Presse. Die Vorrede schrieb der Verfasser in Petersburg, wohin er indessen als Collegienrath berufen worden war. Hier handelt er erst von den Werkzeugen, dann vom Verfahren selbst. Die Oefen sind meist neu, nämlich: der Wißmuthofen, der Spießglas- und der Queckſilberofen.

Ganz neue Ideen gehören doch eigentlich nicht in eine Schrift, die nach ihrer Ueberschrift die ersten Gründe einer Wissenschaft enthält, folglich mehr für Anfänger als für Meister bestimmt zu seyn scheint.

Die dritte Abtheilung enthält die Zubereitung des Schwefels und der Salze aus ihren Minern. Die Anlage der Hüttenwerke und die Bergsalzsiedekunst in 216 S. mit 72 Kupfertafeln.

Vorerst

Vorerst werden wieder die Werkzeuge beschrieben — dann die Arbeiten. Die Oefen zur Zubereitung des Schwefels sind zur Brandzeit und Lohnersparung größer, als gewöhnlich, angegeben; auch die Vitriol- und Alaunkosten vortheilhafter, als die bisherigen. Imgleichen ist der Heerd zur Vitriol- und Alaunsiederey größer ꝛc.

Mit diesem Theil endigen sich alle zur eigentlichen Bergwerkskunde oder Metallurgie gehörige Wissenschaften; und der Verfasser wird nun zur Salzwerkskunde übergehen.

Dieses Werk ist seiner Vollständigkeit und Gründlichkeit halber denen Berg- und Hüttenbedienten, welche ihr Geschäfte nicht blos Handwerksmäßig treiben wollen, gewissermaaßen ohnentbehrlich. Die Monarchin von Rußland hat dasselbe in die russische Sprache übersetzen lassen.

Schade daß die vielen Kupferstiche dasselbe kostbar machen, da doch wohl unter Rücksicht, dasselbe in mehrere Hände zu bringen, gar manche Abbildungen von Gebäuden und Werkzeugen, welche jeder, der sich diesen Wissenschaften widmet, eher in Natur, als hier im Kupferstich, gesehen haben wird, hätten wegbleiben können; dahingegen destomehr darauf zu sehen gewesen wäre, daß bey den unentbehrlichen die Buchstaben und Nummern allenthalben kenntlich ausgedrückt, und nicht in solche dunkle Schatten gesetzt worden wären, wo man sie gar nicht wahrnehmen kann.

Inzwischen ist die wichtigste, verdienstvollste Arbeit geschehen, und es läßt sich desto leichter dereinst bey einer zweiten Auflage dieser Wunsch erfüllen.

Würde alsdann dasselbe blos für Anfänger, von denen aber doch gewisse allgemeine Vorkenntnisse zu fordern seyn, wie z. B. die Rechenkunst, Geometrie, Trigonometrie und Mechanik bestimmt; sodann keine Idee aufgenommen, welche nicht schon irgendwo durch Erfahrung erprobt worden, und der Vortrag nicht nach des Verfassers Manier mit Abtheilung, Ueber- und Unterabtheilungen, mit Citationen bey unstreitigen Wahrheiten auf noch unstrittigern, kurz, nicht nach der Wolfischen, sondern nach einer andern, auch deutlichen und angenehmen Lehrart abgefaßt: so würden diese vielen kostbaren in wenigen gleichnützlichen Bänden zusammenfallen, die sich jeder Anfänger und geringe Berg- und Hüttenbediente anschaffen könnte.

De.

Blumen.

Blumenlese nützlicher und angenehmer Kenntnisse aus der Natur. Erstes Vierteljahr. Leipzig, 1787. 8. 13 Bogen.

Der ungenannte Verf. hat uns hier aus allen Reichen der Natur, allerley Portionen, wie er im Vorbericht sagt, aufgetischt. Schwerlich aber steht zu hoffen, daß jede unverwöhnte Menschenseele diese Speise, mit Entzücken, kosten werde. Denn es sind fast lauter bekannte alltägliche Speisen, die zwar noch zu verdauen wären, wenn sie der Koch nur besser gewürzt hätte. Allein, außerdem, daß alles Kompilation ist; so ist der Stil öfters zu pretiös, zu gesucht, mit Deklamationen durchwässert, und bey weitem nicht interessant genug, daß er den Leser vorzüglich anlocken und belohnen sollte. Neues haben wir gar nicht darin gefunden, und einige Artikel, z. B. von kleinen (von den kleinen) Thierchen im Essig, S. 31. wobey von der Natur dieser Thierchen nichts weiter gesagt wird, als daß es kleine Aale sind — von den Würmern in den Zähnen S. 112. — sind so mager, daß ein Naturkenner dabey gähnen möchte. Verschiedene unrichtige und schwankende Naturideen, sind uns auch hin und wieder aufgestossen. Z. B. daß die Gelenke in der Klapper der Klapperschlange, wie beym Krebsschwanz, über einander stehen sollen. Wenn man doch nicht alles ohne Prüfung nachschriebe! — Daß die Todtengräber den begrabenen Maulwurf in der Erde mit ihren Jungen auffräßen, u. s. w. Ueberhaupt viel Gesuchtes, oft Uebertriebenes, woran die Natur nicht gedacht hat. Man muß der Natur keine Absichten andichten.

Um unser Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir aus den dreyzehn Stücken dieses ersten Vierteljahrs, die seinen Inhalt ausmachen, einige ausheben und prüfen. Erstes Stück. Nro. 2. Nutzen der Wasserlinsen im Zusammenhange mit dem Frosch. Sie sollen die vorzügliche Nahrung der jungen Frösche bis zu ihrer Verwandlung seyn. Der Frosch frißt keine Vegetabilien. Rezens. hat viele Hundert junge Frösche aus den Eyern gezogen: aber ihnen keine Wasserlinsen; sondern blos den okergelben Schleim, der auf der Oberfläche des, mit Froschleich angefüllten Wassers steht, und der unzählliche kleine Infusionsthierchen enthält, zum Futter gegeben. Dies ist die rechte Nahrung der Froschwürmer. Wenn sie recht hungrig waren, und keinen Schleim

mit

mit Thierchen in ihrem Gefässe hatten; so leckten sie wohl an der Unterseite einer ungefähr ins Wasser gerathenen Wasserlinse, den Schleim ab, weil da einige Thierchen sitzen mochten; aber die Linse selbst fraſſen sie nie, wie denn auch Rez. bey der Anatomie junger Frösche niemals etwas vegetabilisches in ihrem Magen gefunden hat. Mithin ist es wider die Natur und Erfahrung, daß die Wasserlinsen den Frosch erhalten, S. 6. so lange er keine Füße hat. An eigenen practischen Erfahrungen scheint es dem Verf. sehr zu fehlen.

Nro. 3. Von den verschiedenen Absichten des Schöpfers bey den Bäumen. Voll Bombast und gesuchter Deklamation. Statt: der Baum giebt auch Erquickung und Schatten, heißt es: — „Und wer weiß nicht, daß es selbst für den Menschen, für den Reisenden, und für den Studirenden, für den Fürsten und für den Tagelöhner, für den brennenden Jüngling, und für jedes schmachtende Kind der Natur, eine der allersüſſesten Glückseligkeiten ist, im vertrauten Schatten einer Eiche, einer Ulme, einer Linde, in dem lieblichen Naturgewölbe, bey der sanftesten grünen Farbe, mitten in den balsamischen Wohlgerüchen der bunteſten Blumen, und an der Hand eines geliebten mitempfindenden Menschen, oder mit unsern (unserm), jeden schönen Gegenstand und jedes Werk Gottes betrachtenden Herzen allein, in die Pracht der Natur hineinzuschauen, und dann mit gefühlvoller Seele zu Gottes blauem Himmel aufzublicken, und seine überall herſtrömende Güte an uns, und dem unzählbaren Heere seiner Geschöpfe stillschweigend zu empfinden!“

Ohe jam satis est! Höchstwahrscheinlich war der Verf. da er dieses schrieb, Bräutigam. Völlig à la Siegwart. Der liebe Mond fehlt nur noch. Die Natur bedarf dergleichen Schminke nicht. Ihre Schönheiten empfehlen sich so, und Sulzer bleibt noch immer ein Original.

Nro. 4. Von ein paar kleinen Thierchen (von einem Paar kleiner Thierchen), die auf dem Theater der Welt, nach ihrem Tode noch eine groſſe Rolle spielen. Der hochtrabende Titel sagt nichts mehr, als daß der Seidenwurm und die Cochenille noch lange nach ihrem Tode können genutzt werden.

Nro. 5.

Nro. 3. Daß für die Natur nichts verloren gehe, an dem Beyspiel eines eingestürzten Waldes. Es giebt wohl nähere Beyspiele.

Zweytes Stück. Nro. 1. Die Einsichten und Geschicklichkeiten des menschlichen Geschlechts nehmen immer zu, je besser dasselbe mit den Kräften der Natur bekannt wird. Hier wurden unsere Erwartungen gespannt. Wie viel verspricht der Titel? Der ganze Beweis besteht aus 26 Zeilen, und beruhet auf einigen Wirkungen der medizinischen Elektrizität. Ein großer Fehler fast bey allen Ueberschriften, daß man dabey denken muß: parturiunt montes etc.

Die beyden besten Stücke sind das 16te und 18te: von den Naturtrieben und bestimmten Verrichtungen der Insekten, wie auch über die Wichtigkeit derselben für die Natur. Nur zu viel Gesuchtes darin. Im Ganzen verkennen wir das Gute, Nützliche und Angenehme, das in dieser Blumenlese kurz zusammengestellt ist, keinesweges, nur wünschten wir, daß es der Verf. durch mehrere Genauigkeit, ädle Simplizität, und Vermeidung weitschweifiger unnützer Deklamationen, brauchbarer und unterhaltender machen möchte. Wird er darauf künftig Rücksicht nehmen; so wird es immer für manche Liebhaber der Natur ein erträgliches Lesebuch seyn, wenn es auch den affektirten Titel: Blumenlese, nicht führen sollte.

Wu.

Magazin für die Bergbaukunde, von J. Fr. Lempe. Vierter Theil. Dresden, 1787. 14 Bogen.

Der Herausgeber verbindet sich allerdings die Liebhaber dieser Wissenschaft durch die schnell auf einander folgende Mittheilung seiner Erfahrungen, denn ohne Erfahrungen solcher Männer, deren einiges Geschäft Ausübung dieser Wissenschaft ist, wird sie immer zurückbleiben, und dem Gelehrten, der nicht Gelegenheit genug hat, sie beständig zu üben, manches entwischen, was zu ihrer Aufklärung dient; von dieser Seite verdient der Herausgeber unsern ganzen Dank; aber wenn er sich über allen Tadel erhaben glaubt, und sich und seinen

Schülern

Schülern erlaubt, Männer, die Ansprüche auf die Achtung des Publikums machen, wenn sie nicht auf sein System geschworen haben, zu mißhandeln, so mag er uns nicht verdenken, wenn wir in seine Bescheidenheit und Unpartheilichkeit ein Mißtrauen setzen.

Der erste Aufsatz S. 1 — 23. ist die Fortsetzung der Theorie der durch Wasserdämpfe in Bewegung gesetzten Maschinen, und enthält die Anwendung dieser Theorie auf die neue Feuermaschinen. II. Ueber einen aus dem grünen Bleierze vom Hofsgrunde (bey Freyburg im Breisgau) gezogenen Phosphore, vom Herrn de la Methrie in Paris, übersetzt vom Dr. Hermbstädt, S. 24 — 29; mit Recht zweifelt der Uebersetzer an den Folgen, die Erchaquet aus den Verbindungen der Alaunerde mit Phosphorsäure für die Gegenwart der letztern im Sedativsalze gezogen hat. III. D. L. G. Karsten über H. Kirwans Anfangsgründe der Mineralogie, S. 30 — 111. Wenn Werners mineralogisches System, das ganz fehlerfreie und unübertrefflichste Muster wäre, nach dem sich alle andere modeln müßten, wie K. doch bey allen seinen nicht zu läugnenden Vorzügen nicht ist, so könnten wir es dem Verf. zu gut halten, daß er hier seinem Lehrer auf Unkosten anderer, Weihrauch streut; aber daß er das mit einer solchen Härte und Ungerechtigkeit gethan hat, hat einen Theil unserer Achtung gegen ihn zerstört, und wird es gewiß bey jedem wahrheitsliebenden Leser thun. „Findet man, spricht der junge Schriftsteller, da nach vollendeter Lesung eines Buchs, daß es wohl gar schlecht ist, daß schon einige Jahre vorher dieselbe Wissenschaft weit besser (der V. meint nämlich damit seinen Lehrer, Werner, der doch nur einen kleinen Theil der Mineralogie beendigt hat) abgehandelt ist, so bemitleidet man den Verfasser — — — dies war gewissermaaßen mein Fall bey der Erscheinung der Kirwänschen Anfangsgründe — — ich stellte mir gewiß vor, Hr. K. — — — würde gesucht haben — — die größte Deutlichkeit, — — über die Fossilien — — zu verbreiten — — aber fand mich, wo nicht ganz, doch gewiß größtentheils getäuscht. Die Beweise davon, glaube ich, weiter unten sattsam zu geben.“ Schon in der Vorrede tadelt er den V., daß er durchaus nicht mit Hrn. Wernern mechanische Mischung Gemeng nennt, zum Unterschied der chemischen, für die er dieses Wort beibehalten wissen will (daß Hr. W. diese Bedeu-

tung der beiden Worte in seine Schule eingeführt hat, ist ganz gut; aber ist es Verpflichtung für jeden, vollends für den Ausländer, sie auch anzunehmen, und verdient so eine Kleinigkeit, wenn sie auch allgemein eingeführt wäre, so hart gerügt zu werden?). In dem Buche lasse sich schon, nach der Vorrede, nur wahre chemische Mischung der Fossilien erwarten; es hätte also mineralogische Chemie oder Metallurgie heißen sollen. (Wie unschicklich die Wahl dieses Titels, auch wenn der Rec. Recht hätte, gewesen wäre, mögen unsere Leser selbst urtheilen.) Bey allen Abschnitten nenne Hr. Kirwan zusammengesetzte Steinarten, die gewiß unter allen die zufälligsten seyn (und was sind denn Gemenge in der Wernerischen Kunstsprache anders, als was man schon längst in der Mineralogie zum Unterschied der gemischten, Zusammengesetzte nannte? ihre Kenntniß kann doch auch dem Recensenten, wie wir hoffen, nicht gleichgültig seyn, da es Herr Werner der Mühe werth gefunden, sie zu klassificiren). Und nun eine lange Rede von den Vorzügen der äußerlichen, und den Unbequemlichkeiten der chemischen Merkmale, wie man sie schon lange aus den Wernerischen Schriften kennt, mit oft sehr unglimpflicher Zurechtweisung aller, die nicht gleicher Meynung sind; eine Erläuterung der Wernerischen Grundsätze an dem Beispiele des Schwerspats, welche zeigt, daß der Rec. seinen Lehrer gut begriffen hat. Hr. Werner habe nie die Klassen der Mineralien nach äußern Kennzeichen ordnen wollen. Hrn. Werners Uebersetzung von Cronstedt zeige deutlich, daß man durch blosse Beschreibung einen deutlichen Begriff von Fossilien geben könne (wir wollen das dahin gestellt seyn lassen, aber der Rec. hätte auch erwähnen müssen, daß Kirwan nur Anfangsgründe in aller Kürze, nicht ein Handbuch, das sich ohne alle Anleitung verstehen läßt, in 4 Bänden, wie die Wernerische Uebersetzung, wenn sie vollendet wäre, geworden wäre, liefern wollte; würde es nicht ein ungerechter Vorwurf seyn, wenn man sagen wollte, aus Hrn. Werners neuerlich erschienener Eintheilung der Gebirgsarten lerne kein Anfänger die Gebirgsarten kennen; der unpartheiische Kunstrichter muß den Schriftsteller nach seinen Absichten, die doch Hr. Kirwan deutlich genug erklärt hat, nicht nach eigenen, einseitigen, angenommenen Grundsätzen beurtheilen). Der Rec. verdenkt es Hrn. K. sehr, daß er gemischte Mineralien unter die Abtheilung des Minerals bringt, von welchem das Ganze auszeichnende Eigenschaften

hat,

hat, und durch welches es Nutzen schafft (und thun dies nicht alle Mineralogen bey den Erzen der meisten, vornehmlich der edlen Metalle? wie wenige sind unter diesen, in welchen das Metall der vorschlagende Theil ist? nachher räth der Rec. selbst darzu; solcher Widersprüche macht er sich öfters schuldig). Wie der Rec. z. B. bey Vulkanen die Möglichkeit luftfreier Kalkerde aus chemischen Grundsätzen geradezu leugnen kann, sehen wir nicht; auch nicht, wie er den Einfall seines Lehrers, die mit Luftsäure geschwängerte Schwererde Witherit zu nennen, weil Withering einer der ersten war, der sie kannte, so hoch rühmen kann. Sehr spöttisch über den Ausdruck des Verfassers, das Gewebe (die Gestalt der kleineren Theilchen) lasse sich nicht unterscheiden (weil es nicht der Wernerische Kunstausdruck ist). Nicht doch vom Herrn Schreber, sondern schon lange vor ihm wurde der Hallischen Alaunerde der Name Mondmilch gegeben, und er hat zuerst durch chemische Versuche gezeigt, daß sie ihn nicht verdient, und doch entblödet sich der Rec. nicht, diesem vortrefflichen, erfahrnen Naturforscher vor den Augen des Publikums zu sagen, er kenne die wahre Bergmilch nicht, thut sich aber recht viel darauf zu gut, daß er den Namen Mondmilch daher ableitet, weil man sie in Bergen finde, und schreibt also Montmilch; (daß der Name Mondmilch älter sey, als der Name lac lunae, hat der Rec. doch nicht erwiesen). Den Killas des Hrn. K. rechnet der Rec. zum Hornblendschiefer seines Lehrers. Das Feuerschlagen manches Zeoliths, so wie die überwiegende Menge von Kieselerde, leitet der Rec. von eingemischtem (oder daß wir kunstmäßig sprechen, eingemengten) Chalcedon, ab. Crell hätte besser gethan, wenn er statt der Bergmannischen, die Wernerische Beschreibung des Stangenschörls eingerückt hätte. Ueber die öftere Anführung des Namens Hornstein (dies sollte der Rec. nicht auf die Schuld des Verf. werfen, der zur Erläuterung auch ihm selbst nicht gefällige, aber sonst in Deutschland gangbare Namen beygesetzt hat). Der Jargen oder Zirkon sey ein eigener Edelstein, den der Rec. hier nach Wernerischer Manier beschreibt, und mit dem Jagoon einerley. Die Bestandtheile des Chrysoliths kenne man nicht (hat ihn nicht schon längst Achard zerlegt?). Beryll und Aquamarin seyn ganz verschiedene Dinge (in der bisherigen Sprache, auch der aufgeklärtesten Mineralogen, waren es gleichbedeutende Worte; hat Hr. W. einen Stein gefunden, den er Beryll

zu nennen für gut findet, und vom Aquamarin für verschieden hält, was berechtigt das den Rec., denen, die Werners Sprache noch nicht kennen, und nicht lernen wollen, Hohn zu sprechen?); von Borns Saxum metalliferum sey ein Porphyr (ist das nicht ein Misbrauch des Worts, der einem eben so hitzigen Vertheidiger seiner Kunstsprache, als der V. ist, zu einem ähnlichen Machtspruch berechtigen konnte, als er über die fällt, die das Wort Gneis lange nicht so sehr misbrauchen? denn Porphyr ist nach der bestimmten Bedeutung des Worts, Jaspis (nicht Thon) mit eingelegtem Feldspat, und Sax. metallif. Thon mit eingemengten Quarzkörnern; Feldspat ist darin nur zufällig; auch macht nicht jedes Gemenge nur Jaspis und Feldspat Porphyr aus). IV. Beschreibung einer vom Hrn. Wenden bey dem churfächsischen Bergbau eingeführten Art, irreguläre Schächte und Strecken, oder überhaupt jeden irregulären Raum in der Grube durch Lehreinstreiche körperlich aufzunehmen, abgefaßt vom Bergakadem. Heyne, S. 112—128. V. Ein kleiner Beytrag zur Geschichte des ächt gediegenen Eisens, (an dem doch selbst zu S. Petersburg fast durchaus gezweifelt wird) S. 129—131. Hr. Karstens führt ein Beispiel davon aus Deutschland an; davon, daß das, was er für gediegenes Eisen (ein Gegensatz gegen verkalktes oder vererztes Eisen) ansieht, es wirklich sey, hat er uns keinen Beweis gegeben. VI. Eine Recension von Gmelin's chemischen Grundsätzen der Probier- und Schmelzkunst, vom Hrn. V..d..n. Eben so einseitig, und noch mit mehr bösem Willen abgefaßt, als die Anzeige von Kirwan. „Bey Vorlesungen dürfte man freilich noch vieles nicht blos zu erläutern und hinzuzusetzen (dafür sind sie aber auch nur chemische Grundsätze, die nicht das ganze kleine Detail der ganzen Wissenschaft umfassen, nur dem Lehrer auf Universitäten zum Leitfaden seiner Vorlesungen dienen sollen; das scheint zwar der Rec. an einer Stelle zuzugestehen, ist aber unbillig genug, an andern die diesem Zweck angemessene Kürze zu rügen, oder mit dem Namen von Unvollständigkeit zu brandmarken), sondern auch manches Unrichtige zu berichtigen haben." Und das wäre: „Gleich zu Anfang nimmt der Verfasser das gediegene Gold als ganz reines Gold an." Wir haben so eben das Buch vor uns; hier heißt es: S. 3. „unter den Metallen ist das Gold dasjenige, das uns schon in der Natur in einer Menge, welche unsers Bedürfnisse befriedigen könnte, so vorkomme, daß

es

es keiner chemischen Scheidung, keiner Vervollkommnung und Veredlung durch Chemie bedarf.“ Aber wer wird daraus etwas anders schließen, als der Verf. wollte damit sagen, kein Metall findet sich so häufig gediegen, denn ein kleiner Antheil von Silber, Kupfer oder Eisen macht es doch dieses Namens noch nicht verlustig. Aber der Rec. ist dreist genug, dem Publikum ohne weitern Beweis zu sagen: der Verfasser weiß nicht einmal, daß das gediegene Gold niemalen ganz rein ist. „Es ist überhaupt ersichtlich, daß der Verf. sich wenig mit der Probierkunst beschäftigt hat; denn er würde sich sonst manche Unbestimmtheit und Unrichtigkeit nicht haben zu Schuld kommen lassen;“ und der Beweis: „Er würde nicht ohne alle Einschränkung sagen, (wo hat er das gethan? hat er nicht im Abschnitt von Silber und bey dem feuchten Probieren mehrere Ausnahmen angeführt?) Erze, welche Arsenik haben, werden zuvor durch Rösten ihres Arseniks beraubt.“ Hat das nicht auch Gellert, einer unserer ersten Probierkundigen, noch in der Ausgabe seines Werks von 1772 S. 54. gesagt? „§. 20. wird den gediegenen Metallen die grob und fein eingemengten entgegengesetzt, wo das eingemengte so viel als vererzt heißen soll;“ wie gut der Rec. seinen Schriftsteller versteht, oder verstehen will, wird aus des letztern eigenen Worten erhellen: „Gold und Silber ꝛc. stecken zuweilen schon gediegen in Erden ꝛc. zuweilen sind sie so grob eingemengt, daß man sie mit leichter Mühe loshauen kann ꝛc. gemeiniglich aber sind sie feiner eingemengt, dann werden beide erstern auch bey Proben im Kleinen durch Pochen ꝛc. geschieden“ Wem wird einfallen, das Metall aus wirklichen Erzen durch blosses Pochen zu scheiden, oder den Verf. zu beschuldigen, daß er eingemengtes Metall mit vererztem verwechselt habe?“ Ferner wird der Begriff von Zusätzen mit dem Begriff von Flüssen gleichbedeutend genommen“ (eigentlich scheint uns der Verf. nur so viel sagen zu wollen, daß der gemeine Probierer diese Zusätze Flüsse nenne; denn daß sie nicht blos gebraucht werden, viele in einer ganz andern Absicht, als das Erz in Fluß zu bringen, sagt der 27 §. mit dürren Worten; also ist hier keine Verwechslung der Begriffe. „Die Probierkunst auf dem nassen Wege wird ganz kurz nur auf 2 Seiten abgehandelt.“ Der Rec. mag vielleicht nicht gesehen haben, daß das, was die nasse Probierkunst mit der trocknen gemein hat, unter einem andern Abschnitt, und wie man dabey mit jedem Metall und seinen Er-

zen insbesondere zu verfahren hat, unter ihren besondern Abschnitten steht; sonst würde er nicht so falsch gerechnet haben. „Auffallend war es dem Rec., daß die Salzsäure . . vorgeschlagen wurde.“ Ist sie es denn ausschließlich, und hat sie nicht der Vater der feuchten Probierkunst, Bergmann, selbst, aus ehr guten Gründen, vorgeschlagen? „Sowohl bey dem zweiten Kapitel vom Rösten der Erze, als auch bey den meisten übrigen, ist es sehr zu bedauern, daß der V. Schlüters Werk beinahe wörtlich abgeschrieben hat.“ Eine Lüge, so dreist sie sich nur denken läßt! wir finden wenigstens Nachricht vom Zugutemachen der Zinn- und Eisenerze, von denen bey Schlüter kein Wort steht, wir finden die neuern Werke von Ferber, Charpentier, Gerhard, Kinmann, Jaies, Cancrinus, Born an ihrem Orte genutzt, und durch sie Schlütern berichtigt, den der V., so wie Cramer und Gellert, ohne sich herabzusetzen, nutzen durfte und mußte; und nicht den Zeilen, von denen sich sagen ließe, sie seien wörtlich aus Schlütern abgeschrieben. „Die wichtige Veränderungen in der Schmelzeinrichtung zu Freyberg sind dem V. ganz unbekannt geblieben, und es ist dies um so weniger zu verzeihen, da es dem V. gewiß nicht an Gelegenheit fehlt, genaue Nachrichten einzuziehen.“ Wie leicht diese Gelegenheit ist, bezeugen mehrere Schriftsteller und andere Reisende, die sich bey ihrem Besuche, und selbst bey einem langen kostbaren Aufenthalte auf dem Erzgebirge um solche Gegenstände bekümmern: so kann eine neue Einrichtung mehrere Jahre im Gange seyn, ohne daß sie der Ausländer, vollends der Schriftsteller, erfährt; ist es also diesem zu verargen, wenn er sie nicht weiß? „Zu Ende des §. 102. scheint der Verf. zu glauben, daß der Metallgehalt der Schlaken zunehme, wenn sie eine zeitlang an der Luft gelegen haben, denn er sagt: gemeiniglich bemerkt man auch bey solchen Schlaken, wenn sie wenigstens eine zeitlang an der Luft gelegen haben, einen starken Metallgehalt.“ Sollte der Rec. nicht fühlen, daß es ein Unterschied ist, zu sagen: man bemerkt erst nachdem sie gelegen haben, einen starken Metallgehalt, und zu sagen: sie bekommen ihn, wenn sie gelegen haben, so bedauern wir ihn sehr. „Die Vorschriften zu den Proben der Metalle sind meistens aus Cramern und Gellert entlehnt (also auch das feuchte Probieren, die Probe auf Braunstein, auf Eisen? wir finden vielmehr auch hier alles Neuere genützt). „Auffallend war es uns bey der Goldprobe, den sonderbaren Vorschlag

schlag des Hrn. Tillets zu der Quartprobe — — — zu lesen“ (käme der Vorschlag von einem Anfänger, oder von einem blos theoretischen und durch Hypothesen geblendeten Scheidekünstler, der niemals Gelegenheit gehabt hat, dergleichen Arbeiten im Großen zu sehen und anzustellen, so könnte man dem Rec. sein öffentliches Staunen noch zu gute halten, daß es jemand giebt, der diesen Vorschlag nicht so sonderbar findet, aber er kömmt von einem Mann, der schon viele öffentliche Beweise seiner großen practischen Kenntnisse in diesem Fach abgelegt hat, schon eine lange Reihe von Jahren bey der königlichen Münze zu Paris angestellt ist, das Zutrauen der königlichen Regierung, und den Beifall der dortigen Akademie, genießt, ist von dieser, wie der Rec. in ihren Schriften vom Jahre 1778 lesen kann, genehmigt, und mehrmalen mit Glück ausgeführt). Zuletzt heißt es: „dieser Paragraph ist ein hinreichender Beweis, daß der Verfasser noch wenig Goldproben gemacht, und auch wenig darüber nachgedacht hat.“ (Diese Ungezogenheit wirft der Rec. ohne weiteren Beweis hin; hätte der V. gesagt, er hätte es selbst ganz nach diesem Vorschlag versucht, so hörte er noch einigen Grund darzu; aber wir sehen weder von Seiten der Theorie etwas Anstößiges, noch da ihn Tillot gethan hat, von Seiten der Ausführbarkeit und des Nutzens das Sonderbare daran; allerdings aber hat sich der V. hier etwas zu kurz gefaßt, und dadurch bey Leuten, wie der Rec., den erwähnten Verdacht gegen sich erregen können.) Noch hat der Rec. einen Fehler aufgespürt, den der V. nicht wird ablehnen können; er hat nämlich die saigere Schlaken, die bey der Rohrarbeit zu Freyberg zugeschlagen werden, für Saigerschlaken gehalten, da sie doch nicht vom Saigern fallen. (Kann man aber auch diesen Fehler dem ausländischen Schriftsteller zur Last legen, da unsers Wissens kein einheimischer Schriftsteller vor diesem uneigentlichen Gebrauche dieses Hüttenworts gewarnet hat? Und wäre es dann so sehr gefehlt, Saigerschlaken zuzuschlagen, wenn man sie näher hätte? oder wovon der Ausländer nicht immer unterrichtet seyn kann, durch leere Rückfahren erhalten könnte?) VII. Was für Austheilunge oder Ausbeuten auff den Oberberckstetten von Anfang auff underschiedene Quartall bis auf Trinitatis des 1590en Jahrs seindt gefallen und gegeben worden; es beträgt von Annaberg, Buchholz, Marienberg, Wolkenstein, Tretbach, Griesbach, Ehrenfriedersdorf, Scheibenberg, Wiesenthal und

Hohenstein zusammen 7486624 Gulden. VIII. Hr. Kempe Darstellung der vorzüglichsten Resultate des Machanismen mehrerer in der Freybergischen Bergmannsrevier gut gebauter Pferdegöpel, S. 141 — 557. mit 3 dazu gehörigen Tafeln. IX. Formeln zur Berechnung der Kosten, welche das Herausschlagen der Länge oder Tiefe eines Lachters vor einem Orte oder in einem Abteufen erfordert, wenn geschrämt oder geschossen wird, S. 161 — 163. X. Eine Förderungsaufgabe, S. 164 — 168. XI. Eine zur Markscheidekunst gehörige Aufgabe, S. 169 — 171.

Mb.

Etwas zur richtigen Beurtheilung der Theosophie, Cabale, Magie und anderer geheimer übernatürlicher Wissenschaften. Herausgegeben von Johann Gottlieb Stoll. 174 Seiten, in 8. — Leipzig, 1786. Nebst einer Kupfertafel.

Wer die Geschichte der ältern und neuern Zeit liest, und dabey erwägt, was zu allen Zeiten Schwärmerey, Aberglauben, Vorurtheile, Irrthümer und Unwissenheit für Unheil und Schaden unter dem menschlichen Geschlechte angerichtet, der muß gewiß von Mitleiden durchdrungen, innigst gerührt werden. Wir können daher dieser Schrift unsern Beyfall um desto weniger versagen, da der Herr Verfasser sich die Mühe gegeben, das Thörigte, Ungegründete und Lächerliche dieser Wissenschaften in ihrer Blösse darzustellen — so zeigt derselbe im 1. Capitel, daß, ohngeachtet der Name Theosoph vortrefflich sey, und dahin abzwecke, den geistigen Sinn der heil. Schrift zu erforschen; weitere Erkenntniß über die ewige Welt und den künftigen Zustand, wohin alles abzielt, zu bekommen; genaue Untersuchungen über die Weisheit und über die Gesetze der Vorsehung, und über den Grund der Schrift anzustellen. So fromm und ehrwürdig auch dieses zu seyn schiene, so lausche doch eine giftige Schlange unter den schönen Blumen, und die eigentliche Absicht der Theosophen gehe dahin, unedlere Metalle in edlere zu verwandeln, daher solche Geheimnißkrämer, weil sie ohne die erforderlichen chymischen Kenntnisse, ohne Werkzeuge und ohne Kohlen, Gold machen zu können, pralen; Magiker, weil sie diese

diese Kunst in Wörter, Namen, Zahlen und Gewicht suchen, Onomantisten und Cabbalisten wären. Man siehet aus den angeführten Beyspielen, daß diese Leute die elendesten Geschöpfe unterm Monde sind; ob sie sich gleich für besser, weiser und gelehrter halten, als andere Menschen — wer deutliche Begriffe von dieser Sekte zu erlangen wünscht, der findet solche in der Geschichte eines Theosophen von S. 24. bis 73. erbaulich und belustigend vorgetragen. Im zweyten Capitel wird das Lächerliche und Ungegründete der Cabbale, so wie im dritten Capitel der Germanie deutlich vor Augen gestellet. Das vierte und fünfte Capitel handelt von der Magie und den übrigen Künsten, die alle Zweige der Magie sind, und die auf eine plumpe Art dem Menschenverstande zur Schande, von Betrügern und Räubern gebraucht werden, um den Leichtgläubigen ihr Geld abzunehmen. Unser Jahrhundert hat vor den vorigen Zeiten nichts voraus, als daß eine beträchtliche Menge Menschen das Joch des Aberglaubens und der Vorurtheile abgeschüttelt: übrigens giebt es der Schwärmereyen noch genug; Beyspiele hiervon sind die Zieben, Gaßner, Mesmer, St. Germain, Cagliostro, Schröpfer, Rosenfeld, in gewisser Rücksicht auch Semler, Lavater u. a. m. Im 9ten Capitel werden die Mittel angegeben, um Aberglauben und Vorurtheile zu vermindern, wovon wir nur einige anführen wollen: Das erste ist eine richtige Erkenntniß von Gott, durch welche zugleich eine richtige Kenntniß unserer selbst, unsrer Kräfte und des Zwecks unsers Daseyns erlanget wird — denn wird, um diese Absicht schneller zu erreichen, anempfohlen: alle Bücher alchymistischer und mystischer Schriftsteller, eines Jugels, Jacob Böhmens, Swedenborgs auszurotten — Bänkelsängern und Taschenspielern ihre Gewerbe zu untersuchen — aus den Zeitungen alles wegzulassen, was, selbst entfernt, Veranlassung zum Aberglauben geben könne, u. s. w. Sind freylich nur fromme Wünsche!

Des Hofraths und Professors der Mathematik und Naturlehre in Halle, Wenceslaus Johann Gustav Karstens, physisch-chymische Abhandlungen, durch neuere Schriften von Hermetischen Arbeiten, und andere neuere Untersuchungen veranlasset.

Zweytes Heft. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1787. gr. 8. 154 Seiten.

Der unvergeßliche Karsten wurde vom allzufrühen Tode überrascht, (welchen gewiß jeder Physiker beklagen wird) daher wir die Ausgabe dieses zweyten Hefts, seiner physisch-chemischen Abhandlungen, dessen würdigem Sohne zu verdanken haben, welchen wir gleichfalls schon manches Brauchbare in diesen Wissenschaften zu verdanken haben. Wir gedenken von den Arbeiten des jungen Mannes hier nur die Beurtheilung über R. Kirwans Mineralogie in Lempens metallurgischen Magazin, wofür derselbe um desto mehr Dank verdient, da es bisher noch kein Deutscher wagte, die Arbeiten eines Engländers mit einem kritischen Auge, dergestalt zu beleuchten, wie hier geschehen ist. Der zweyte Heft des sel. Karsten enthält die Fortsetzung des im erstern Heft befindlichen Aufsatzes vom eigentlichen Gebiete der Naturlehre, durch eine Preisfrage vom Jahre 1781. veranlasset, und die Erörterung einer Stelle (S. 208) des ersten Hefts. Der wackere Mann bleibt immer noch seinem Grundsatze getreu, daß man Mathematik von der Physik mehr absondern, und dagegen mehr Chemie damit verbinden solle. Er behauptet: es könne zwar der Physiker manche Sätze aus der Mathematik nicht entbehren, weil sie wirklich zur Naturlehre gehören, und uns mit Begebenheiten in der wirklichen Welt bekannt machen; allein es läge ihm nicht ob, alle diese Sätze in seinem Buche so deutlich zu machen, daß der Leser, oder der angehende Physiker, sie, ohne vorher Mathematik zu wissen, gehörig verstehen könne. Zu denen in die Naturlehre aufgenommenen mathematischen Sätzen gehören vorzüglich: die Erklärung des Falls schwerer Körper, die Lehre vom Pendul u. dergl. — wer nun diese recht verstehen will, muß vorher Begriffe von Quadratzahlen und Verhältnissen haben, welche Begriffe aber unmöglich in der Naturlehre, um ganz verstanden zu werden, vorgetragen werden können, denn sonst gehöre auch Rechenkunst und Geometrie hieher. Der Regenbogen, als die schönste Erscheinung in der Natur, sey hiervon ebenfalls ein Beyspiel, denn die Frage: woher diese Erscheinung ihren Ursprung habe? gehört allerdings für den Physiker, was wir aber davon wissen, beruhet wiederum alles auf mathematischen Gründen — denn Brechung, Zurück-

rückstrahlung und Zerstreuung des Lichts, in einfachere, gleichartige, die Empfindung der Farben verursachende Lichtarten haben Antheil an dieser Erscheinung, und es kann sich also nur derjenige richtige Begriffe davon machen, der mit den nöthigen Vorkenntnissen aus den optischen Wissenschaften versehen ist — daher sey es nicht allein unmethodisch, sondern auch für alle solche Leser und Zuhörer, die nicht an das mathematische Denken gewohnt sind, unnütz, nicht allein die Gesetze der Zurückstrahlung, Brechung und Zerstreuung des Lichts, sondern auch das, was durch das Geometrie, und algebraischen Analysis daraus ist gefolgert worden, zusammenzudrängen. Wer daher Physik (sagt der einsichtsvolle Mann ferner) in ihren ganzen Umfange lernen will, müsse durch Uebung in der Mathematik gehörig dazu vorbereitet seyn, sonst sey es eben so, als wenn jemand sich den Homer in der Originalsprache erklären ließe, ohne vorher griechisch lesen zu können. Wer also dem System der Naturlehre diejenigen Theorien nimmt, welche der Mathematik zugehören, und statt derselben, die allgemeine Lehre der philosophischen Chemie und Naturgeschichte, und besonders Mineralogie der Wissenschaft wiedergiebt, der vertauscht nicht mit der Mathematik fremde Sätze, sondern er giebt der Wissenschaft vielmehr das wieder, was ihr eigentlich zugehört. Als Rechtfertigung für seine Meynung, wie nöthig und unentbehrlich dem Physiker, Chemie sey, führt der Hr. V. unter den neuern physischen Schriften, besonders die dritte Ausgabe der Errlebischen Anfangsgründe der Naturlehre, und hauptsächlich den Anhang zum sechsten Abschnitt, vom Hrn. Prof. Lichtenberg, an. S. 34 u. ff. liefet man einen kurzen Auszug des Plans von Errlebens chemischen Handbuche, nach welchem, (einige Abänderungen, wo er nicht mit Errleben übereinstimmen konnte, ausgenommen) der Verf den chemischen Theil seines kurzen Entwurfs der Naturwissenschaft, ausarbeitete. S. 66 bis 184 giebt derselbe einen Entwurf einer wissenschaftlichen Naturlehre. Dieser Entwurf zeigt nun in vollem Lichte, wie weit Mathematik aus dem Vortrage der Naturlehre weggelassen, und Chemie an deren Stelle damit verwebt werden solle. Wir müssen den Leser, um alles dieses gehörig zu beurtheilen, an die Schrift selbst verweisen, und im übrigen aus Ueberzeugung dem V. in den mehresten Stücken beypflichten, zumal da die Naturlehre, wie sie noch jetzt auf manchen Akademien vor-

vorgetragen wird, fast nichts als angewandte Mathematik ist. Die Erörterung einer Stelle S. 208. betrift eine sehr merkwürdige Erscheinung, wo die dephlogistisirte Salzsäure, welche sich in der Kälte krystallisirte, bey erfolgter Erwärmung wieder Luftförmig wurde, u. s. w.

DW.

Beschreibung einer ungemein großen Elektrisiermaschine und der damit im Teylerschen Museum zu Haarlem angestellten Versuche, durch Martinus von Marum, der Weltweish. und Arzeneikunde Doct. Director des Naturalienkabinets der holländischen Gesellschaft der Wissenschaft des fisischen (physischen) und Naturalienkabinets des Teylerschen Museums, und Bibliothekar daselbst ꝛc. Aus dem Holländischen übersetzt. Mit 5 Kupfertafeln. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1786.

Das holländische Werk, nebst der darneben stehenden französischen Uebersetzung kam 1785 zu Harlem bey Enschede Zoonen und van Walgre unter dem Titel: Verhandelingen uitgegeben door Teyler's tweede Genootschap. Derde Stuk, völlig mit solchen Kupfern, als sich hier bey der deutschen Uebersetzung befinden, heraus. In der Vorrede zeigt Herr von Marum das Entstehen der Gesellschaft und dieser Maschine an. Hr. Pieter Teyler van der Hulst stiftete nämlich 1778 zu Harlem 2 Gesellschaften, davon die erste die Theologie, die zweyte aber die Naturlehre, Dichtkunst, Geschichte, Zeichenkunst und Münzkunde zum Gegenstand ihrer Beschäftigung haben sollte. Von dieser zweyten nun ist Herr von Marum Mitglied und Direktor des Naturalienkabinets.

Außer einer Naturaliensammlung, die sich hauptsächlich auf merkwürdige Fossilien erstrecken soll, war man auch auf solche Maschinen bedacht, wodurch in der Naturlehre eigentlich neue belehrende Versuche angestellt werden könnten, und hier fiel Hr. M. natürlich zuerst auf eine Materie, worin er sich bereits als einen geübten Kenner gezeigt hat; auf die Electricität.

Um

Um hierin weitere Fortschritte zu machen, kam es auf eine Maschine an, die an Stärke alle bisherige, also auch die Nairnische mit den großen Glascylindern übertraf. Solche Cylinder nun konnte man nicht wählen. Den Nairne hat sie schon von 18 Zoll im Durchmesser, und größer wird man sie nicht wohl auf den Glashütten schaffen können. Er verfiel also wieder auf die doppelten Glasscheiben, da von die seinigen 33 Zoll im Durchmesser schon sehr große Wirkungen thaten, ob sie gleich den Nairnischen Glascylindern nachstanden. Aber Glasscheiben konnte man bey Paris zu 65 englischen Zollen im Durchmesser bekommen, und diese wurden gemacht. Der geschickte Mechanikus Luth Beetson zu Amsterdam, der selbst in der Elektrizität sich schon rühmlichst bekannt gemacht, übernahm die Verfertigung dieser ungeheuren Maschine. Die beyden Scheiben stehen lothrecht 7½ Zoll weit von einander auf einer Axe, die durch Kurbel, welche besonders für die Arbeiter an einem darneben stehenden Fußgestell befestigt ist, vermittelst des Hookschen Scharniers von 4 Leuten herum gedrehet wird. Dieses Scharnier, bestehend aus einer Gabel, die in einen ebenfalls durch eine Gabel an der Axe befestigten Ring greift, dient dazu, daß die Scheiben durch einen Zufall oder Biegung der Arbeiter nicht beschädigt werden. Man muß aber das Scharnier schon kennen, denn hier ist es nicht deutlich beschrieben. Die Scheiben werden durch 8 Küssen gerieben, davon 4 unten und 4 oben an dem isolirten Gestell so angebracht sind, daß sie die Glasscheiben egal reiben. Der Conductor steht zwischen den beyden Scheiben mit seinen gezackten Enden, so daß er nur von den beyden innern geriebenen Flächen die Elektricität ableitet. Die auf den entgegengesetzten äußern Flächen gehäufte elektrische Materie dient dazu, die der innern Flächen desto besser abzustoßen. Der Conductor besteht aus 5 Stücken. Eins hat die Figur eines lateinischen großen T, an den Enden mit großen Knöpfen versehen, zwey gerade Röhren mit solchen Knöpfen berühren diese auf jeder Seite, und diese schließen wieder an ein Paar andere, deren jede eine gezackte zwischen den geriebenen Glasflächen stehende Röhre hat. Um sie desto besser durch die soliden Glasstangen, worauf sie ruhen, zu isoliren, fand man nöthig, sie mit großen messingenen, unten einwärts gedruckten Kugeln zu versehen. Jede dieser Röhren des Conductors hat 4 Zoll im Durchmesser, und die Kugeln oder Knöpfe 6 Zoll. Das äußerste Stück von der Form des T hat in

der

der Mitte und am Ende 9zöllige Kugeln, und an der letzten noch eine kleine von 4½ Zoll, die vermittelst eines dünnern Rohrs an diese Kugeln gelöret ist. Außerdem ist noch auf einen besondern gläsern Rohr mit seinem hölzernen Fußgestell, ein Funkenzieher angebracht, der aus einer 22 Zoll langen und 8 Zoll dicken Röhre besteht, deren Enden mit 12zölligen Kugeln versehen sind. Wenn nun die Scheiben gedreht werden: so schlägt ein Strahl so dick wie ein Federkiel, wie ein Blitz, mit 6 Zoll langen Zacken, in der Weite von 24 Zoll, aus dem kleinen Knopf des ersten Conductors in diesen zweyten, den wir den Funkenzieher genannt haben. Auf eine stählerne Spitze, wo Nairne nur erst in einer Entfernung von $\frac{1}{10}$ Zoll mit seiner äußerst starken Maschine den Funken ziehen konnte, schlägt aus diesem kleinen Knopf des ersten Conductors ein Funken in der Weite von ½ Zoll. Ein dünner Metalldrath, der nicht gehörig ableitete, ward um und um mit Strahlen so dicht umgeben, daß deren ohngefähr 40 in der Weite eines Zolls gezählt werden konnten. Diese überaus prächtige Erscheinung, der ungeheure große Strahlenbüschel an eben diesen Knopf, und der vorhin gedachte Blitzstrahl aus dem kleinen Knopf in den Funkenzieher, sind in den Kupferplatten eben so schön, als im holländischen Exemplar, abgebildet, und man braucht eigentlich weiter nichts, als dieses zu sehen, um sich zu überzeugen, daß die Maschine alle bisherigen an Stärke weit übertrift, ja der Hr. v. Marum giebt Beweise an, woraus man urtheilen muß, daß, so lange Glas das beste Mittel zum Isoliren bleibt, die Wirkungen der Elektrisirmaschinen nun nicht stärker gemacht werden können, als sie diese äußert.

Um auch die negative Elektricität zugleich zu haben, sind 2 starke Säulen von Glas auf jeder Seite der großen Scheiben, als Träger des Gestells, gebraucht, daran die Are und die reibenden Küssen angebracht, sind, und dieses Gestell ruht nochmals auf 6 gläsernen Säulen. Auch diese negative Electricität, ob sie gleich aus begreiflichen Ursachen, und selbst wegen des Schnitzwerks am Holze des Gestells, weit schwächer ist, als die positive, so ist sie doch ungemein stark. Tritt man mit einem Fuße auf den Drath, der von den Küssen zu dem Funkenzieher geführt ist, und berührt alsdenn den Conductor: so bekömmt man eine Erschütterung so stark, als sie nur bey einer Leydenschen Flasche von 1 Quadratfuß Belegung seyn kann.

Was

Was beynahe unglaublich ist: so konnte ein Messingdrath von $\frac{3}{8}$ Zoll dicke, der den Conductor mit dem bleyernen Dache des Musäums (dessen Bleyplatten 5000 Pfund wogen) verbunden, nicht einmal alle elektrische Materie abführen, denn man konnte Funken daraus ziehen, ja (und das ist das fast Unglaubliche) als man den Drath mit einem im Morast steckenden Pfahl verband, so waren auch da noch Funken zu ziehen. (Dieß beweist offenbar, daß unsere Gewitterstangen und Blitzableiter eine gehörig große Oberfläche für die abzuleitende elektrische Materie haben müssen.) Ohne Leydensche Flasche zündete man an dem ersten Leiter Schießpulver, Zunder, Harz und Schwamm, auch Terpentin und Olivenöl.

Man hat noch nie bey dem ersten Leiter ohne Hülfe des belegten Glases Metall geschmolzen. Ein einziger Strahl von dem Leiter dieser Maschine schmelzt einen großen Streifen Goldblättchen, und zwar einen Streifen von $\frac{1}{2}$ Linie Breite und 20 Zoll Länge. Wahrscheinlich hätte man ihn noch länger nehmen können.

Weil die Maschine immer einen so großen Ueberfluß der elektrischen Materie gab, daß sie anfangs, ehe die Kugeln unter den Leiter gelegt wurde, stark abströmte, so versuchte er, ob Seide oder Harz nicht besser isolirten; aber die Erfahrung entschied für das Glas.

Es ist erstaunlich, wie weit sich die elektrische Atmosphäre bey dieser Maschine erstreckt. In einer Entfernung von 5, 6 ja 8 Fußen bemerkt man das Kitzeln wie vom Spinnegewebe am Gesicht, das man sonst bey starken Maschinen höchstens auf so viel Zoll Weite empfindet. Zwo an Seide hängende belegte Scheiben, davon die eine den Conductor berührt; die andere aber 2 Fuß davon entfernt ist, würken auf einander, so, daß die letzte negativ elektrisch wird. Er hat dieß bis auf 12 Fuß Entfernung getrieben. Ein Faden von 6 Fuß Länge zeigte die Wirkung des Conductors noch in der Entfernung von 38 Fuß, und in einer Entfernung von 28 Fuß vom Conductor sahe er das elektrische Licht an einer gegen den Conductor gerichteten Spitze. Hatte man die grossen Glasscheiben 5 Minuten lang zwischen ihren Küssen durch das Herumdrehen gerieben, so war die Luft im Musäum so elektrisch, daß die kleinen Kugeln an des Canallo Elektrometer sich in der Entfernung von 40 Fuß vom Conductor wenigstens um $\frac{1}{4}$ Zoll entfernten.

Bey der negativen Elektricität an den Küssen fuhren aus dem Knopfe von 2 Zoll Durchmesser 10—12 Zoll lange Strahlen. Man zündete damit Zunder von verbrannter Leinewand, und schmolz einen Goldstreifen von $\frac{1}{8}$ Zoll Breite und 12 Zoll Länge durch einen einzigen Funken. Also selbst diese negative Elektricität übertrifft die Stärke der positiven an unsern bisherigen Maschinen.

Im 2ten Theile kommen nun die merkwürdigsten Versuche vor, die zur weitern Aufklärung dieser Lehre gemacht sind. Die merkwürdigsten sind, 1) daß durch die Elektricität, sie möchte positiv oder negativ seyn, keine Veränderung in der Geschwindigkeit des Pulsschlags bewirkt wurde, wie man bisher immer angenommen hat. 2) Daß die Natur der elektrischen Materie, welche man durch Feuer und Phlogiston hat erklären wollen, noch lange nicht bekannt genug ist. Denn derselbe Funke, welcher Metalldrath in Kalk verwandelte, reducirte den Kalk bey dem folgenden Versuche wieder in Metall. Andere Versuche müssen wir übergehen, in der Erwartung, daß die hier angeführten Versuche hinlänglich sind, jeden Naturkundigen auf die Schrift aufmerksam zu machen. Sehr schätzbar ist es, daß Hr. v. M. sich erbietet, alle von Naturkundigern ihm aufgegebene Versuche zu neuen Entdeckungen an der Maschine zu machen, und davon Bericht abzustatten.

Pf.

Neues Magazin für die Liebhaber der Entomologie, herausgegeben von Johann Caspar Füeßly, — fortgesetzt von D. Johann Jacob Römer. Dritten Bandes zweytes Stück. Zürich, bey dem Herausgeber. 1787. in 8.

Bey der Fortsetzung dieses nützlichen Magazins, die Herr D. Römer übernommen, hat aus wichtigen Gründen folgende Abänderung gemacht werden müssen: daß

1) alle Vierteljahr ein Stück von wenigstens sechs Bogen herauskömmt, vier derselben einen Band ausmachen, und derselbe mit einem Register versehen wird.

2) alle Tafeln, welche neue oder noch nicht gut abgebildete Insekten vorstellen, weggelassen, und Herbsts Archiv einver-

einverleibt werden. Sind aber dergleichen zu Erklärung eines Systems oder bey Abhandlungen über die Insektenkenntniß überhaupt nöthig, so sollen sie doch nicht fehlen.

3) nunmehro in diesem Magazin keine Beschreibungen und Abbildungen von einzelnen Insektengeschlechtern und Arten, sondern allgemeine Abhandlungen über die Natur, Oekonomie ꝛc. der Insekten: neue Eintheilungen oder Systeme, Verzeichnisse der Insekten besonderer Gegenden, (Faunae,) wenn sie nicht zu weitläuftig sind; besonders aber Nachrichten und Auszüge entomologischer Werke, vorkommen werden.

Also nach dieser neuen Einrichtung in diesem zweyten Stücke: Schneiders Berichtigungen und Ergänzungen aus Schäffers Icon. Insect. Ratisbon. in *Fabric.* Spec. Insect. angeführten Allegaten, vergl. mit Harrers Beschr. der von Schäffer abgebildeten Insekten.

Eine nützliche Arbeit, weil ein einziges unrichtiges Citat in der Entomologie große Verwirrungen anrichten kann, wie aus Espers Beschreibungen der Phaedra, Briseis, Ianthe und Dryas, nach Linne's unrichtiger Anführung des Sepp bey Phaedra, erhellet. Der Verf. machte sich vorher, ehe er etwas von der Harrerschen Beschreibung wußte, zu seinem Privatgebrauch, einen Nomenclator über die Schäferschen Käfer und Schmetterlinge, und verglich die daraus genommene Synonymie mit Fabric. Spec. Inf. Dies ist die Grundlage der gegenwärtigen Arbeit. Harrer war der Mann dazu, in diesem Fache das rechte Licht zu geben, weil er Gelegenheit hatte, die Schäfferſche Sammlung selbst zu nutzen, und mit seinen großen Kenntnissen zu verbinden. Durch die beygebrachte Synonymie wird zwar das Werk etwas kostbarer; allein sie verbreitet auch desto mehr Licht über die Nomenklatur mancher noch nicht genug bekannter entomologischer Schriftsteller, als O. Fr. Müller, Scopoli, Schrank, von Laicharting u. s. w. Besser aber hätte der Verf. gethan, die bekanntern und berühmtern Systeme eines Linne und Fabrizius, statt der Müllerschen, zum Grunde zu legen, und mit Ertheilung neuer Namen, wo wirklich schon andere bekannt waren, etwas sparsamer zu seyn. — Einen Auszug leidet die Nomenclatur nicht; doch wollen wir nur etwas anführen.

Lucanus Cervus *foem.* nach Harrer und Müller eine vom C. verschiedene Art, Dorcas; aber die Paarungen mit C. beweisen das Gegentheil. Also hat entweder Müller ge-

irrt, oder sein Dorcas ist noch ganz ein anderer, wie Recens. auch vermuthet.

Scar. luridus, nach Harrer t. 26. f. 8. tessulatus; allein dieser und Herbsts interpunctatus Archiv V. t. 19. f. 11. mit unbewaffnetem Kopf: beyde turidus. Auf die von den Kopfhökern hergenommenen Unterscheidungszeichen nicht sonderlich zu bauen, da sie zu unbeständig, und oftmals nur Geschlechtsunterschied sind. — Scar. vernalis hat keine gestreifte Flügeldecken.

Pag. 33. no. 149. Scar. pilularius nach H. t. 3. f. 7. richtig zu Scar. *Geoffroae* — mit Pallas Sc. *mopsus* einerley; schwerlich aber nach Fabric. der Linneische pilularius. Letzterer noch einmal so groß, und weniger schwarz.

Pag. 50. no. 4. Cetonia aurata. Die Abbildung des großen Goldkäfers t. 66. f. 4. paßt nicht bey den übrigen, die auch mit ihm nicht einerley Art sind. Aus Rösels Allegato und sonst erhellet, daß ihn Fabr. nur für eine Verschiedenheit hält. H. trennt die übrigen Abbildungen von jenem, und nennt den kleinern Goldkäfer nach Bergsträßer *Smaragdus*. Andere Entomologen halten ihn für *variabilis Linn.* Hätte ihn auch Linn. nicht dafür gehalten: Cetonia 8 punctata war ihm gewiß variabilis, so paßt der Name doch sehr gut, da dieser Käfer ungemein variirt. Manche angebliche Abweichungen sind doch besondere Arten, als z. B. der größere, olivenfarbichte; viel aber auch schmuzig weißgesprenkelte Goldkäfer: Herbsts metallica.

Buprestis rutilans, nicht Linn. aurulenta, weil er keine vergoldete Naht hat. Eher Herbsts aeruginosa. Der aurulenta an einem Quitschenbaum, Sorbus aucuparia, gefunden, wo sich auch der Berolinensis zuweilen antreffen läßt.

Brahms mainzischer Schmetterlingskalender, wobey Rec. die Anmerkung machen muß, daß dieser so ungewiß ist, als die in den gewöhnlichen angegebenen Witterungsarten. Die Erscheinung der Schmetterlinge richtet sich fast immer nach dem Klima und der Witterung, und fast kein Monat mit den hier angegebenen Schmetterlingen kömmt mit denen am Harz und andern Gegenden überein. Die im Hornung erschienenen, erscheinen am Harz insgemein erst am Ende des Märzes.

Bestätigung, daß der im März fliegende Pap. Antiopa ein Winterschläfer sey. Sie sind alle zerfetzt, und der gelbe Flügel-

Flügelrand ganz weiß abgebleicht; also durchaus keine Unterart. Recens. hat ihn einigemal in sehr gelinden Wintern im Jänner fliegen gesehen, und gefangen.

Im März ist die Raupe des Sph. *apiformis Linn.* und crabroniformis des Wienersystems, die den Winter durch in den Stämmen der Pappelbäume steckt, am besten zu finden, da sie sich herausmacht, und zu Ende des Aprils verpuppt. Die cylindrischen Verwandlungshülsen findet man häufig an den Wurzeln der Pappelnstämme, wenn man die Erde eine halbe Querhand hoch von den Stämmen abscharrt. Im Junius kriecht der Schmetterling aus.

Im April Phalaena *fuliginosa*, als Raupe, Puppe und Schmetterling. Vor dem Winter verpuppt sich keine, und bleiben bis zu Anfang des Mays Raupen, da sie aus ihrem Winterschlaf erwachen, einige Tage auf den Wegen oder in den Ritzen alter Mauern ohne Nahrung unruhig herumirren, sich einspinnen, in wenig Tagen zur Puppe werden, und in 14 Tagen, noch in demselbigen Monat, erscheint der Schmetterling. — Zu Ende des Junius ist seine Brut schon wieder zur Verwandlung reif, spinnt sich ein, und in 14 Tagen sind die Schmetterlinge da. Herr Kleemann hat in seinem Raupenkalender 1785. S. 116 beyde Bruten verwechselt. Die Raupen sind auch in einem Garten auf der Rhabarberpflanze, dem Tollkraut, (Atropa belladonna Linn.) dem Mutterkraut, (Matricaria parthenium L.) und der Pfeffermünze gefunden.

Die Raupe der Phal *chrysitis* auf Brennnesseln, überwintert, und man findet sie in diesem Monat schon ziemlich erwachsen.

Im May Sphinx *Oenotherae*, nicht sonderlich selten. Auch bey Frankfurt gewiß. Sphinx *Tiliae*, der Ausbruch aus der Puppe durchgängig nach der Mittagsstunde.

Die Raupen der Phal. *Lunaria* machen mit dem Körper besondere Verdrehungen: vorzüglich auf Linden, fressen auch Schwarzdorn, (Prunus spinosa,) sogar Brennnesselblätter.

Von der Kameelraupe, Phal. *tictac*, hat der Verf. einen neuen besondern Umstand angemerkt, den weder Reaumür, noch Schäffer — wir können hinzusetzen: auch nicht Rösel, Sepp und Degner, bemerkt haben. „Wenn man sie beleidigt, läßt sie aus einer Oeffnung zwischen dem ersten Paar der Spinnfüße und dem Kopfe eine purpurfarbige Blase

hervortreten, die einigermaßen die Gestalt zweener Füße hat.“ — Wenn es nur nicht ein Paar Füße selbst sind, da sie alle mögliche Verdrehungen des Körpers machen kann.

Im Julius unter den Raupen des Sphinx *Galii* eine Verschiedenheit. Eine glänzend schwarzgraue hatte einen rothen Streif längst dem Rücken, an den Seiten zwo Reihen runder, gelber Flecken, und fraß (nicht fraße und ware) Wolfsmilch; (Euphorbium Cyparissias,) andere, wie gewöhnlich, gelbgrün, mit einem gelben Rückenstreif, und nur einer Reihe gelber Seitenflecken, und fraßen nichts, als Labkraut. (Galium mollugo.) An den Schmetterlingen kein Unterschied.

Phal. *processionea*. Der Schmetterling. Der V. zerreißt mehrere Klumpen Gespinnste mit bloßen Händen, ohne Folge; sein Gefährte aber zerrt nur mit dem Ende des Stocks daran, und bekömmt ein schmerzhaftes Jucken im Gesicht und am Halse.

Im August Phal. *Quercus* als Schmetterling. Ein an der Hecke schwärmendes Männchen entdeckt das Weibchen, und begattet sich gleich mit ihm. Letzteres wird mit einer Nadel durchstochen, das Männchen bleibt hängen, regt sich nicht, läßt sich behandeln, wie man will, scheint todt zu seyn; nach einer Viertelstunde erholt sichs und fliegt davon. Unmittelbar nachher fängt das gespießte Weibchen an, Eyer zu legen.

Von Phal. *Furcula*, eine größere Art, die mit der gewöhnlichen unrichtig vermischt wird. Die erste auf Pappeln, Phal. *bifida*; die zwote Phal. *Furcula Linn.* die kleinere Art zu Ende des Septembers auf Weiden.

Im September Ph. *coeruleocephala* als Raupe, läßt sich nicht in Behältern; aber an Büschen, die frey im Zimmer stehen, aufziehen.

Die Raupen der Phal. *Lunaria* in der zwoten Brut zweymal größer, als in der ersten. Die zweymal größern Puppen nicht grün, sondern glänzend dunkelbraun. Eine Regel der Vorsicht für Entomologen, wenn sie Unterarten bestimmen wollen.

III. Naturgeschichte des Insekts, welches den Gummilack hervorbringt, von Hrn. J. Kerr von Patna. *Coccus* Lacca.

„Wenn diese Insekten ausgekommen sind, kriechen sie eine Zeit lang auf den Bäumen herum, und kleben sich nachher

her fest an den saftigen Enden der jüngern Aestchen an. In diesem Zustande kann man ihren Bauch, Fühlhörner und Schwanzhaare nicht mehr sehen. Um den Rand ihres Körpers sind sie mit einer klebrichten, halbdurchsichtigen Flüssigkeit umgeben, welche sie an den Zweig fest zu leimen scheint. Diese Flüssigkeit nimmt nach und nach zu, und bildet zuletzt eine Zelle, worin sich das Insekt einschließt, und diese Zellen sind nichts anders, als der Gummilack. Um die Mitte des Märzmonats sind die Zellen völlig fertig, und das Insekt ist, dem ersten Anschein nach, ein ovaler, glatter, rother, lebloser Sack, von der Größe eines kleinen Cochenilleinsekts, der am stumpfen Ende ausgezackt, und voll einer schönen rothen Feuchtigkeit ist. Im Wein- und Wintermonat findet man in diesem rothen Saft der Mutter 20 bis 30 ovale Eyer, oder vielmehr junge Würmer. Sobald dieser Saft rein aufgezehrt ist, so bohren die jungen Insekten ein Loch in die Seite ihrer Mutter, kriechen heraus, und lassen die abgestreifte Haut zurück. Eben diese letztere ist die weiße, häutige Substanz, welche man in den leeren Zellen des Stick-Lac's antrifft."

Diese Insekten wohnen auf viererley Bäumen.

1) Ficus religiosa Linn. in Hindostan.
2) Ficus indica Linn.
3) Plaso hortus malabarici.
4) Rhamnus lujuba Linn.

Diese Insekten werden durch die Vögel verpflanzt. Wenn sie sich nämlich an solche Aeste anklammern, so bleiben eine Menge derselben an ihren Füßen kleben, und werden hierdurch auf andere Bäume gebracht.

Die Engländer unterscheiden vier Gattungen des Lacks.

1) Stick-Lac, Stengellack, oder das eigentliche Gummilack in seinem natürlichen Zustande, woraus die übrigen Sorten gemacht werden.

2) Seed-Lac, Körnerlack: die von den Zweigen abgeschabten Zellen.

3) Lump-Lac, Klumpenlack: über dem Feuer zerlassenes und in Kuchen geformtes Körnerlack.

4) Schell-Lac, Tafel-Schelllack: die zum Fluß gebrachten Zellen, die alsdann gereinigt, und zu dünnen Platten umgearbeitet werden. —

Endlich Auszüge und Anzeigen von entomologischen Werken; besonders von Petagna Kalabresischen Insekten, davon wir noch nicht viel wissen.

Dies Magazin unterscheidet sich vorzüglich von andern durch kernhafte Auszüge und Aushebung der wichtigsten neuen naturhistorischen Erfahrungen, die auch allezeit mehr interessiren, als bloße trockne Nomenklaturen.

Wu.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Wilh. Thomas Raynals philosophische und politische Geschichte der Besitzungen und Handlung der Europäer in beyden Indien. Nach der neuesten Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Kempten, im Verlag der typographischen Gesellschaft, 8. Erster Band, 1783. 432 Seiten. Zweeter Band, 1784. 480 Seiten.

Raynals neue Ausgabe seiner philosophischen und politischen Geschichte, (Geneve 1781,) die sich um 3 Bände vermehrt, hat allerdings so viele neue Zusätze, Aenderungen in der Zusammenordnung der Materien und Berichtigungen, daß eine neue Uebersetzung dieses Werks von Keinem wird getadelt werden. Indeß wäre es doch auch billig gewesen, daß für die Besitzer der vorigen Ausgabe die neuen Zusätze besonders geliefert wären. Freylich lag dieses mehr der vorigen Verlagshandlung ob, dafür zu sorgen, als der jetzigen, und Rec. fordert gewiß mit Beystimmung aller Besitzer der Mauvillonschen Uebersetzung diesen würdigen Gelehrten auf, seine eigene Arbeit nicht so sehr zu vernachlässigen, daß man, um der neuen Zusätze willen, sie in der Kemptenschen Verlagshandlung noch einmal kaufen soll. Ganz gewiß würde Hr. Mauvillon noch viele beträchtliche Zusätze und Verbesserungen zu dieser neuen Raynalschen Ausgabe aus neuern Schriften und Nachrichten liefern, und dadurch seiner Uebersetzung große

Vorzü-

Vorzüge vor dem französischen Originale verschaffen können. Bis zur Erfüllung dieses Wunsches werden sich unsere Leser, die nur mit der Mauvillonschen Uebersetzung versehen sind, mit der hier mitgetheilten kurzen Anzeige dieser Zusätze begnügen. Man hat manchen Recensionen in der A. D. Bibl. Schuld gegeben, sie wären allzulang, und zuweilen nicht mit Unrecht. Diese Anzeige wird auch sehr lang werden; aber ich hoffe, ihrer Nützlichkeit wegen, nicht allzulang. Die Vergleichung beider Ausgaben war sehr mühsam, und den Lesern dieses wichtigen Werks wird gewiß dies nicht unangenehm seyn, zu wissen, welches eigentlich die sehr beträchtlichen Verbesserungen der neuen Ausgabe sind. Man findet sonst nirgends Nachricht davon.

Gleich im ersten Abschnitte, wo der Verf. der ersten Seefahrt der Portugiesen im Atlantischen Meere gedenkt, führt er die Nachrichten Diodors und Platos von dem alten Atlantis an, davon Madera und die übrigen dort gelegenen Inseln noch ein Ueberrest seyn sollen. Was er indeß von dieser Insel und den Reisen der Portugiesen ins feste Land von Afrika ausführlich anführt, ist schon bekannt, so wie auch die neuen Zusätze zu der Beschreibung Hindustans und der Religionen sowohl, als der Kasten der Indianer. Daß nur die Braminen die Sprache ihrer heiligen Bücher verstehen, wird sein Landsmann, Hr. Anquetil du Perron gewiß nicht zugeben. — Bey den Mahometanern, die sich in Indien so sehr ausbreiteten, bemerkt er, daß sie größtentheils Araber und Factoren des Handels von Arabien und Aegypten waren. Das Handelsbedürfniß verschaffte ihnen auch auf den in diesem Oceane gelegenen Inseln bey Fürsten und den Völkern eine noch bessere Aufnahme. In Kurzem bekleideten sie hier die ersten Würden dieser kleinen Staaten. Um die Zahl ihrer Glaubensgenossen zu vermehren, beschnitten sie viele ihrer Sklaven, denen sie die Freyheit schenkten, ohne jedoch ihr Geblüt mit dem ihrigen zu vermischen. Daraus entstand von Goa bis Madras das Volk, das auf der Coromandelschen Küste unter dem Namen der Chaliaten bekannt ist. Auf der Malabarischen nennt man sie Mapules. Daß sie weder Persisch, noch Arabisch, noch Morisch verstehen, und nur die Sprache des Landes reden, worin sie leben, steht schon in der alten Ausgabe. Sie sind meistentheils Mäkler, Schreiber, Kaufleute und Schiffer, und als geizige, treulose

und blutdürstige Menschen berüchtigt. Eine alte Ueberlieferung sagt, daß, da die Araber im 8ten Jahrhunderte anfiengen, sich in Indien festzusetzen, der Zamorin der Beherrscher von Malabar eine so starke Neigung für ihre Religion faßte, daß es ihm nicht genug war, sich dazu zu bekennen, sondern er sich auch entschlossen habe, sein Leben in Mecka zu endigen. Kalikut, wo er sich einschiffte, schien den Mohren ein so werther Ort, daß sie sich mit ihren Schiffen vorzüglich dahin wandten.

Bey Ceylon ist die Kokuspflanze besser beschrieben, doch nicht ganz ohne Fehler, welches der Hr. Uebersetzer in einer Note anzeigt.

Bey China ist zu S. 137 der Mauvillonschen Uebersetzung hinzugesetzt, daß man die saumseligen Contribuenten der Steuern damit straft, daß sie alte kranke Leute, und auch andere Arme, so lange ernähren müssen, bis sie ihre Schuld dem Staate abbezahlt haben. Auch declamirt er hier mehr über die Vortheile eines Staats, wo nur persönliche Verdienste den Rang bestimmen. Der Kaiser in China allein ertheilt Rang und Würden. Er ist auch der Richter in Religionssachen. Konfuzius war der Stifter der dort herrschenden Religion, die nichts anders als die natürliche Religion ist. Die Vernunft, sagt er, ist ein Ausfluß der Gottheit, das höchste Gesetz ist weiter nichts, als die Uebereinstimmung der Natur und der Vernunft. Jede Religion, die diesen beiden Führern des menschlichen Lebens widerspricht, kömmt nicht vom Himmel. Der Himmel ist Gott; denn die Chineser haben kein Wort, um Gott auszudrücken. Aber nicht dem sichtbaren und materiellen Himmel opfern wir, sagt Kaiser Chanai, sondern dem Herrn des Himmels. Also ist der Atheismus, ob er schon in China nicht selten ist, daselbst doch nicht öffentlich eingeführt. Hinterher kömmt eine Zusammenstellung der so hoch gerühmten Verfassung dieses Reichs, mit dem ihnen vorgeworfenen Mangel an Forschungsgeiste, an Ehrliebe und Moralität überhaupt, der gewiß so groß ist, daß keine vernünftige Policey dergleichen dulden kann; kurz, eine solche Schilderung des Zustandes dieses Reichs, die es sonnenklar macht, daß alle vorher so reizend geschilderten Vorzüge und Glückseligkeiten dieses Reichs, weiter nichts, als Erdichtungen waren. Er giebt der ganzen Abhandlung die Aufschrift; Zustand von China nach seinen

Fein-

Feinden. Sind denn diejenigen Feinde von China zu nennen, die alles das, was er hier anführt, und noch viel mehr durch unleugbare Thatsachen erweisen?

Bey Japan ist manches weggelassen, was in der alten Ausgabe steht; z. B. daß man das Fleisch der Thiere, besonders derer, die man zum Ackerbaue braucht, nicht essen dürfe, welches doch nur von der Secte Budzo streng gehalten wird, daß Keuschheit dort keine Tugend sey, welches allerdings als unrichtig weggestrichen werden müßte; daß Todesstrafe auf den Ehebruch ruhe u. s. w. Dagegen ist Eines und das Andere aus der Geschichte des Landes angeführt, z. B. daß im Jahre 660 Sin-Mu die Monarchie gestiftet, welche seitdem bey eben derselben Familie geblieben. (Aber nicht die Dairis, sondern die Kubosamas sind ja schon seit Sec. 12. die Monarchen, und auch nicht mehr von der ersten Familie; denn 1565. wurden sie vom Throne gestoßen.)

Von allen Eroberungen der Portugiesen in Indien, wozu auch Japan gerechnet werden kann, ist ihnen jetzt nichts übrig, als Makao, ein Theil der Insel Timor, Diu und Goa, die jetzt wenig Verbindung mit einander haben. Ihr Handel ist von keiner Bedeutung. Doch hob er sich 1781, wie der Hr. Uebersetzer auch aus Schedels Magazine für die Handlung, Leipzig 1783, bemerkt.

Im 2ten Buche, welches die Niederlassungen, Kriege, Politik und Handlung der Holländer in beiden Indien begreift, ist die Schilderung der alten Deutschen, die aus dem Tacitus aber sehr unvollkommen und fehlerhaft genommen war, ganz geändert. Ein Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, ließen sich die des Hessenlandes überdrüßigen Batten auf der Insel, welche die Wael und der Rhein bilden, nieder, und nannten ihr neues Vaterland Batavien. Das sagt hier Raynal so gewiß, als ob er die sicherste Beweise darüber hätte. Daß sie aus Hessen ausgezogen, und sich hier niedergelassen haben, versichert auch Tacitus im 4ten Buche seiner Historien. Daß aber dies ein Jahrhundert vor Christi Geburt geschehen, davon weiß er nichts. Cäsar rechnet sie ja schon zu den ältesten Völkern Galliens, deren neue Wohnplätze Ager Batavorum, auch wohl Insula Batavorum hieß. Hätte doch Hr. Raynal nur da die Jahrzahlen angesetzt, wo er sie gewiß wissen konnte, und in manchen andern Fällen, die Bescheidenheit gehabt, zu gestehen, daß er sie

nicht wüste! Was er von ihrer Regierungsverfassung sagt, gilt auch von den Deutschen überhaupt.

Uebrigens hat die ganze Geschichte des Handels und der Besitzungen der Holländer viele Zusätze bekommen.

Bey Japon findet man wieder eben den Leichtsinn des Franzosen in Bestimmung der Zeit. Er hatte erzählt, daß 1608 einige Holländer, die bey der Insel Bango Schiffbruch gelitten, in diesem Reiche einen Zufluchtsort gefunden, worauf 1609 Kompagnieschiffe dahin gekommen wären. Das letzte ist richtig; aber daß das erste falsch sey, kann man ohnehin schon aus der Entfernung Japans sehen. Es waren unstreitig die 1609 mit Hrn. Adams über das Südmeer nach Japan gekommenen Holländer, die er hier meint. Seit beynahe hundert Jahren, setzt er hinzu, hatte sich die Regierung in Japon verändert. Ein Tirann hatte ein edelmüthiges Volk wild gemacht, Taykosama, der sich von einem Soldaten zum Feldherrn, und von einem Feldherrn zum Kaiser erhoben, hatte alle Gewalt an sich gerissen, alle Rechte über den Haufen geworfen. Fast weiß man vor dem Dunste der Worte nicht aus allen Irrthümern herauszufinden. Meint er die Zeit, wo die Großfeldherren und jetzigen Kubos zuerst das Ansehn der Dairen niederschlugen, und die ganze weltliche Macht an sich brachten, so geschah der Anfang schon unter dem Dairen Koubleh in der Mitte des 12ten Jahrhunderts. Gegen das Ende eben dieses Jahrhunderts machte Ko-to-ha den Shoritomo selbst zum Sheo-gün oder Großfeldherrn, und dieser leitete es bald in die Wege, daß die Kubos die ganze weltliche Macht erhielten. Sieht er aber, wie es augenscheinlich ist, auf die Begebenheit, da der Daire Oso-kimuts den Fide-Shossi, der nachher den Titel Taeko oder Taeko-Ssama annahm, mit dem Oberbefehle über die Armee und über alle weltliche Angelegenheiten bekleidete: so irrt er theils in der Zeit; denn es geschah 1585; theils sagt er die Unwahrheit, daß dieser gewaltsam dabey verfahren, und alle Rechte über den Haufen geworfen. Doch man ist es schon gewohnt, daß Hr. Raynal über seinen beständigen Hang, den politischen Reformator, Redner und Moralisten vorzustellen, die erste Pflicht des Geschichtschreibers, richtig und genau zu erzählen, nur gar zu oft vergißt. Tacko-Sama hatte sich so verdient um das Reich gemacht, das ihm der folgende Daire Ko-Shaosseh nach seinem Tode unter die Göt-

ter

ter zählte. Da er schon 1598 starb: so ist auch das folgende falsch, was er auf seine Rechnung setzt. Die grausame Verfolgung der Christen geschahe erst unter dem Seshassma, aus der Familie Tokungawa. Woher das brennende Klima in Japan kommen soll, dessen er hier und in dem vorigen schon gedenkt, ist auch nicht zu begreifen.

Bey den Moluken sind in der neuen Ausgabe viele Veränderungen vorgefallen. Die Besoldungen sind hier in Livres, in der alten aber nach Gulden angegeben. Die Statthalterschaft kostete nach dieser 70,000 Fl., nach der neuen aber 154000 Livr. oder 70,583 Fl. 20 Kr. Die Beschreibung des Gewürznägel- und Muskatbaums ist sehr vermehrt und mit Anmerkungen des Hrn. Uebersetzers versehen. Manches fehlt indeß in der neuen Ausgabe; z. B. daß 10 Pfund Nägelein mit 2 Fl. 8 Stüv. bezahlt werden, daß die Gesellschaft bey einer gerechtern und klügern Einrichtung 115000 Fl. hätte sparen können; ferner der Preis der Muskatblüte und Nüsse, und daß die Unkosten von Banda das Einkommen um 85000 Fl. übersteige. Bey Sumatra sind verschiedene Zusätze sowohl in Ansehung des Landes und der Einwohner, besonders der Maleyen und der Battas, als auch der Produkte, hauptsächlich des Benzoe, einer Gattung des Lorbeerbaums, und des Kampfers gemacht, und diese noch durch die Noten des Hrn. Uebersetzers erweitert und berichtigt. Doch werden sie denen, welche den Marsden und Eschekkroon gelesen haben, noch kein Genüge thun.

Bey Ceylon bemerkt er die Art den Zimtbaum zu schälen, genau. Er hat eine dreyfache Rinde, davon er die innerste behalten muß, wenn er nicht ausgehn soll. Um diese setzt sich nach 18 Monaten eine neue. (Indeß hauen sie doch die Alten gemeiniglich gemeiniglich um, damit junge Bäume aus der Wurzel schießen, welche bessern Zimt geben; denn der Baum, wenn er guten Zimt geben soll, darf nicht über 3 — 4 Jahre alt seyn.)

Nach dem letzten Friedensschlusse von 1766 muß der Hof zu Candy der Kompagnie den besten auf den Gebirgen wachsenden Zimt auf der Stelle das Pfund für 2 Livr. 7 Sols 2 Denier oder 1 Fl. 4 Kr. 6½ Heller liefern.

Unter den Waaren, die die Holländer auf der Küste Koromandel empfangen, ist auch Tutanego (nicht Tutenago,

wie

wie hier steht) genannt, und der Hr. Uebersetzer erklärt dies nach Baumanns Mineralogie, für eine feine Art Zink, das uns aus Indien in Rollen gebracht wird, und welches die Zinngießer lieber als unser deutsches haben, weil es reiner und zäher ist. Indeß ist Hrn. R. Erklärung allerdings richtig. Die Tutanego enthält Eisen und Zinn, und zwar nach Hrn. Engstroms Untersuchung in den Abhandlungen von Stockholm von 1775, das aus China, woher sie hauptsächlich geholt wird, unter 100 Pfund 60 bis 90 Pfund Zink; das übrige ist Eisen und Thon. Cudena gedenkt desselben in seiner Beschreibung von Brasilien, und nach Hrn. Blindheim (Schriften der Berlinschen Naturforschenden Gesellschaft B. 4. S. 400) findet man es auch in Deutschland. Letzterer fand darin, außer Zink und Eisen, auch Kiesel statt des Thons. Hr. Raynal unterscheidet davon Calin, ein häufig in Malacka (wo es nach Hrn. Sonnerat die wilden auf Bäumen wohnenden Einwohner sammeln) in Siam, Cochinchina, Sumatra u. s. w. vorhandenes Metall, das nach der Note des Uebersetzers, aus Bley und Zinn bestehen soll. Allein Marsden sagt, daß es der bey französischen Schriftstellern übliche Name des Zinns sey, welches in Sumatra um Palenbang und an mehrern Oertern häufig gefunden wird, und eins der vornehmsten Gegenstände der Ausfuhr ist.

Bey den Hottentotten hat R. viele Zusätze gemacht, die wir ihm gern alle schenken. Größtentheils sind es moralische Blähungen, deren er sich entledigt, und wobey die Leser Ursach haben, sich etwas zu entfernen. Rec. will deshalb nichts von so manchen hier begangenen Fehlern rügen, zumal da man jetzt wohl nicht noch bey Hrn. Raynal Belehrung über das Land suchen wird.

Die Insel Java, welche eine Länge von 200 Meilen, und eine Breite von 30 — 40 M. haben kann, scheint von den Maleyen in einem ziemlich entfernten Zeitraume erobert zu seyn. Die Geschichte, wie die Holländer sich dieselbe unterworfen haben und benutzen, ist hin und wieder erweitert; z. B. die Gesellschaft würdigte lange Zeit Salimbuam, das an der östlichen Spitze der Insel gelegen ist, gar keiner Verbindung; vermuthlich weil sie niemals einen Vortheil, den sie aus dieser Gegend ziehen könnte, vor sich sah. Es mögen nun aber die Holländer einen Bewegungsgrund gehabt haben, welchen sie auch wollen; so ist dieses Land erst in den neue-

sten

sten Zeiten angegriffen worden. Nach zweyjährigen hartnäckigen Gefechten, mit abwechselnden Erfolge, haben die Europäischen Waffen im Jahre 1768, die Oberhand bekommen. Der Indische Fürst, der überwunden und gefangen worden ist, hat seine Tage in der Citadelle von Batavia beschlossen, und seine Familie ist nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung eingeschifft worden, wo sie auf der Robbeninsel eine beweinenswerthe Laufbahn endigen wird. Es ist uns unbekannt, welchen Gebrauch die Sieger von der Eroberung gemacht haben. Außerdem wissen wir auch nicht, was für Nutzen es ihnen bringen wird, den König von der Insel Madure vom Throne gestoßen zu haben, um seinen Sohn als Gouverneur darauf zu setzen.

Die Bauart in Batavia gefällt ihm jetzt nicht mehr so, wie sonst. Daß der Ort immer ungesunder wird, ist bekannt. Durch glaubwürdige Verzeichnisse ist erweislich, daß seit 1714 bis 1776 nur im Spitale 87000 Matrosen oder Soldaten zu Grunde gegangen sind. Unter den Einwohnern erblickt man kaum Einen, dessen Gesicht eine vollkommene Gesundheit anzeigte. Vom Tode spricht man hier so gleichgültig, als bey den Kriegsheeren. Erzählt man, daß ein Bürger, der gesund war, nicht mehr ist: so verwundert man sich über einen so gewöhnlichen Zufall gar nicht. Der Geizige sagt blos: Mir war er nichts schuldig; oder: ich muß mich von seinen Erben bezahlen lassen. Die Ursachen dieser Verpestung sind bekannt. Indeß sind doch außer 150000 Sklaven in- und außerhalb der Stadt noch viele zu den häuslichen Bedienungen, welche meistens von den Molucken, Celebes und andern Inseln weggenommen sind, und andere Nationen, besonders Chinesen, die ihre eigene Sitten, Religion und Oberhäupter haben, woraus man sich leicht eine Vorstellung von der großen Bevölkerung dieser Stadt machen kann. Ungeachtet des 1740 unter den Chinesen angerichteten Blutbades, zählt man jetzt doch ohngefähr 200000 in dieser Kolonie, welche sich fast ausschließend mit allen Arten der Industrie beschäftigen. Unter diese gehören auch ihre Spielhäuser, wofür sie allein der Kompagnie jährlich 384000 Livr. oder 176000 Fl. zahlen müssen. Neu ist die Untersuchung der Ursachen, welche den Wohlstand der Holländischen Gesellschaft bewirkt haben. Die ersten Kapitalien dieser Gesellschaft beliefen sich nur auf 14211648 Livr. Dies Kapital,

das nie vermehrt worden ist, und das seit seiner Entstehung bis auf den 1sten Januar 1778. jährlich gemeiniglich $21\frac{1}{17}$ fürs Hundert abgeworfen, ist in Summen von 66000 Livr., die man Actien nennt, eingetheilt worden. Daß die Gesellschaft in Gefahr sey, ihr Monopolium mit Gewürzen zu verlieren, beweiset er durch neuere Vorfälle. Im Jahre 1774 reisete der Engländer Forrest von Balanbangan in der Absicht aus, zu erforschen, ob die Gewürze auf Neuguinea wüchsen, wie sich das Gerücht seit langer Zeit verbreitet hatte. In weniger Entfernung von dieser wilden Gegend fand er auf der Insel Manaswary einen Muskatbaum, dessen Frucht von dem, der in so großem Rufe steht, nur durch die länglichte Gestalt verschieden war. Er nahm 100 Pflanzen davon mit, und verpflanzte sie 1776 nach Bunwoot, einer gesunden, fruchtbaren aber unbewohnten Insel, von einem nur 18 Meilen großen Umfange, welche Großbrittanien der Freygebigkeit des Königs von Mindanao zu danken hatte. Daselbst wird auch sicher der Gewürznägeleinbaum gepflanzt, denn Forrest ist auf verschiedenen Molucken gewesen. Auch waren die Franzosen in den Jahren 1771 und 1772 so glücklich, von den Molucken Muskaten- und Gewürznägeleinbäume zu erhalten, welche sie in ihr Gebiet verpflanzt haben. Diese Pflanzen haben bereits einige Früchte getragen. Diese Gefahr, und viele andere Umstände, die einen gänzlichen Verfall der Kompagnie befürchten lassen, müssen die Republik bewegen, sich derselben anzunehmen. Man bedenke nur die Vortheile, die der Staat bisher von ihr genossen hat. Ungeachtet die Kompagnie, ohne einigen Beystand des Staats, jene Eroberungen gemacht hat: so erkaufte sie doch 1602 ihre erste Octroi für 55000 Livr. 20 Jahre nachher wurde sie unentgeltlich erneuert. Von 1643 bis 1646 ließ man sie von 6 zu 6 Monaten verlängern; zu dieser Zeit aber brachte ein Geschenk von 3300000 Livr. die Bestätigung derselben neuerdings auf 25 Jahre zuwege. Dieser Zeitraum war noch nicht ganz vorüber, als im Jahre 1665 der Alleinhandel bis aufs Jahr 1700 unter den Bedingungen festgesetzt wurde, daß sie für den Staat 20 Kriegsschiffe die ganze Zeit über, da die zwischen England und der Republik angefangenen Feindseligkeiten dauern würden, unterhalten solle. Die Fortsetzung ihrer Unternehmungen kostet der Gesellschaft oft 6600000 Livr. Nach 2 Jahren erhielt sie darauf für 12 Jahre eine Steuerfreyheit, wofür sie 3 von Hundert von ihren Austheilungen,

gen, und darauf für 20 Jahre, wofür sie an Gelde und Salpeter 2640000 Livr. bezahlte. Im Jahre 1774 wurde ihr Privilegium auf 2 Jahre eingeschränkt; bald hernach aber unter der Bedingung, daß der Alleinhandel 3 vom Hundert von seinen Dividenden aufopferte, auf 20 Jahre ausgedehnt. Dabey hat die Gesellschaft dem öffentlichen Schatze, der, wo nicht ganz, doch meistentheils erschöpft war, in den bedenklichsten Zeiten Beystand geleistet, Salpeter um einen billigen Preis geliefert, die Manufakturen von Harlem und Leiden erhalten, indem sie von ihren Zeugen für 440000 Livr. auszufahren, auch Seide unter sehr lästigen Bedingungen zu liefern sich anheischig gemacht. Auch sind dem Statthalter die beständigen Einkünfte von 33⅓ Actie eingeräumt worden. Die Waaren, die nach Indien gesandt oder daher gebracht werden, sind einer Auflage unterworfen, die nun seit 30 Jahren jährlich 850000 Livr. beträgt. Seit mehr, als 100 Jahren zahlte sie dem Staate jährlich 6 von 100 nach dem ursprünglichen Werthe jeder Actie. 1777 ist diese Auflage auf 4½ von 100 herabgesetzt, und sie wird nicht eher wieder gesteigert werden können, als wenn der Dividend auch wieder über 12½ gestiegen seyn wird. Auch müssen die Theilhaber von jeder Actie noch eine andere Auflage, Amtgeld genannt, bezahlen, die von 59 Livr. 12 Sols seit weniger Zeit auf 4 Livr. 8 Sols herabgesetzt ist.

Zu seiner Predigt am Schlusse dieses Buchs hat er noch eine neue französische Nutzanwendung gemacht, die die holländischen Patrioten zum äußersten Verderben des Staats und ihrer ewigen Schande in Ausübung bringen wollten.

Im dritten Buche, welches von den Besitzungen, der Handlung und den Eroberungen der Engländer in Ostindien handelt, war nicht einmal der erste Anführer der Engländer, Lancaster, der 1602 zu Achem und Bantam landete, und eine sehr gute Aufnahme fand, auch Gewürznägelein und Muskaten durch ein Fahrzeug, das er nach den Molucken schickte, und Pfeffer zu Java und Sumatra bekam, erwähnt. Hier ist dieser Fehler ergänzt. Die Engländer legten nicht lange darauf Faktoreyen in Indien an; indeß suchten nicht nur die Portugiesen, sondern auch die Holländer, sie daraus zu verdrängen, und letztere insbesondere nicht nur von den Molucken, sondern auch aus Persien. Cronwel züchtigte sie zwar, und zwang sie Poleron wieder herauszugeben; allein er sah doch zu wenig auf die Vortheile der Compagnie Poleron,

ron, ward von den Holländern erst aller Gewürzbäume beraubt, und da diese wieder wuchsen, 1666 aufs neue weggenommen. Indeß erholte sich doch die Compagnie wieder, nachdem Cromwell ihre Privilegien 1657 erneuert hatte. — Es kommen hierauf ihre Besitzungen in einer geänderten Ordnung und hin und wieder mit einigen Zusätzen.

Zu der Beschreibung Arabiens, die hier vorkömmt, ist nichts Erhebliches hinzugekommen. Ein Paar Druckfehler verdienen bemerkt zu werden, nämlich Betelfalgui S. 61 und 62 statt Beit-el fakhi, Gedda statt Dschidda. Auch ist die dreiste Behauptung, daß eine Handelsverbindung zwischen Europa und Asien über das rothe Meer bey der jetzigen Lage der Dinge unmöglich sey, geändert. Durch einen den 7ten März 1775 in Bengalen geschlossenen Vertrag sind die Engländer, die sich in Bengalen niedergelassen haben, berechtigt worden, alle ihnen beliebige Waaren ins innere Land von Aegypten einzuführen und da in Umlauf zu bringen, wenn sie davon 6½ pro Cent für diejenigen Waaren, die vom Ganges und Madras kommen, und 8 pro Cent für diejenigen, die zu Bombay und zu Surate werden geladen werden, bezahlen. Dieses Verständniß ist schon in Ausübung gebracht worden, und der Erfolg hat die Hoffnung übertroffen. Indeß sind solche Vergleiche von keinem Bestande, und nicht überall gültig.

In der Beschreibung der Malabarischen Küste kommen zuerst die Maldiven vor. Sie sind in 13 Provinzen, die man Atollonen nennt, abgetheilt. Diese Abtheilung ist das Werk der Natur, die jeden Atollonen mit einer Sandbank, die ihn besser, als die besten Festungswerke, gegen die ungestümsten Wellen oder die Anfälle seiner Feinde vertheidigt, umgeben. Vom Könige von Travankor, der 1730 den Thron bestieg, erzählt er die schon bekannte Geschichte, wie man dort zur Küste der Braminen zu gelangen sucht. Er war Naire. Um in die erste Klasse zu kommen, ließ er im Jahre 1752 ein goldenes Kalb gießen, kroch in dasselbe durch das Maul hinein, und durch den Hintern wieder heraus. Seine Verordnungen waren von dem Tage einer so glorreichen Wiedergeburt datirt, und zum großen Aerger von Indostan ward er von denjenigen seiner Unterthanen, welche dieß große Vorrecht besaßen, für einen Braminen anerkannt. Durch die Bemühungen eines Franzosen, mit Namen la Noye, errich-

tete

tete er das geübteste Kriegsheer, das man jemals in diesen Gegenden gesehen. Er soll den Vorsatz gehabt haben, damit ganz Malabar sich zu unterwerfen; aber die europäischen Nationen vereitelten denselben. Von Tellichery zieht die Gesellschaft jährlich mit geringen Kosten 1500000 Pfund Pfeffer. (In der alten Ausgabe steht 3 Millionen.) Bey dem Sandelholze bemerkt er, daß der rothe Sandel, welcher nicht so allgemein geachtet wird, als der weiße, und nach Europa kömmt, von einem ganz andern Baume, Pterocarpus Santalinus Linn., der auf der Küste Koromandel so gemein ist, herkommt. Einige Reisende verwechseln es mit dem Caliaturholze, das zum Färben gebraucht wird. Ueberhaupt sind in der neuen Ausgabe die Naturproducte sorgfältiger beschrieben. Der beste Ingwer ist der Malabarische, die zwote Sorte zieht man aus Bengalen; der in Decan und dem Indischen Archipelagus wird noch weniger geachtet, ausgenommen den rothen Ingwer von den Moluckischen Inseln.

Bombay, der beste Hafen in Indostan, der nebst dem von Goa der einzige ist, der Linienschiffe aufnehmen kann, ward von den Engländern umgeschaffen. Man riß auf dieser höchst ungesunden Insel das Erdreich auf, und verschaffte dem Gewässer mehr Ablauf. Dadurch ist die Zahl der Einwohner bis auf 100000 angewachsen, unter denen 7 bis 8 Tausend Matrosen sind. Einige Seiden- und Baumwollenmanufakturen beschäfftigen eine kleine Anzahl. Da die großen Erzeugnisse auf einem lebendigen Felsen, wo der Boden nicht tief ist, nicht gedeihen konnten, so hat der große Haufen sich auf den Anbau einer herrlichen Zwiebelart, die mit dem getrockneten Fische auf den entferntesten Märkten mit Vortheile verkauft wird, gelegt. Vor 1759 landeten noch alle nach dem rothen Meere, dem Persischen Meerbusen und Malabar versandten Europäischen Schiffe gewöhnlich an den Küsten, wo sie ihr Geld und ihre Waaren niederlegten, jetzt zu Bombay, wo der Hafen befestigt ist. Diese Werke sind gründlich gebauet, und haben, wie man sagt, keinen andern Fehler, als den einer gar zu weiten Ausdehnung. Sie werden von 1200 Europäern, und einer viel größern Anzahl Asiatischer Truppen vertheidigt. Im Jahre 1773 betrugen die Einkünfte alles dessen, was von Bombay abhängt, 13607212 Livr. 10 Sols, und die Ausgabe 12711150 Livr. Die Lage dieser zu zahlreichen Kolonieen ist seit dieser

Zeit sicherlich verbessert worden, allein wir können den Zeitpunkt dieser Einrichtungen nicht angeben. Seit 1771 stifteten die Engländer auf Barokia (Broach) eine große Stadt, die 35 Meilen von der Mündung des Flusses Nerbedals, der sich in den Cambayischen Meerbusen ergießt, gelegen, und in den ältesten Zeiten wegen ihres ergiebigen Bodens und der vielen Manufacturen berühmt ist. Selbst die Kauffahrteyschiffe können nur mit Hülfe des Meers hinaufgehen, und nur in der Ebbezeit herunterkommen. Sie bemächtigten sich desselben das folgende Jahr, geriethen aber mit den Maratten wegen des von dem ehemaligen Fürsten erhobenen Tributs in Streit, der aber 1776 beygelegt ist. Während des Streits der Maratten mit dem Subah von Dekan und dem Hyder Ali Chan eroberten die Engländer auch 1774 die Insel Salsette, woraus die Maratten 1740 die Portugiesen gejagt hatten.

Auf der Küste Koromandel ist Divicote der erste Ort am Colram, der, wenn die Mündung des Flusses gehörig könnte geöffnet werden, den Engländern einen guten Hafen an der Koromandelküste gäbe. (Jetzt ist es Negapatnam.) Die Engländer haben diesen Ort verlassen, und einen Pächter für einen Bestandzins von 45 — 50000 Livr. überlassen.

Zu S. 490 der alten Ausgabe ist hinzugekommen, daß die Engländer die Provinzen Condavir, Mustafangar, Mustaphaduggar oder Condapilly, Elur, Ragimendri (Raymundri) und Chicakol besitzen, welche sich 600 Meilen weit an der Küste ausdehnen, und 30 — 40 Meilen weit ins Land erstrecken. Man schonte die Pflanzörter der mitwerbenden Nationen in diesen Gegenden. Visagapatnam und die andern Komptore des herrschenden Volks erhielten indeß eine neue Thätigkeit. Das Land trat in etwas aus dem Stande der Anarchie, in den eine Menge kleiner Tirannen es gestürzt hatte. Es wirft 9 Millionen Livr. Einkünfte ab, davon man den Indischen Fürsten, den man solches entzogen hat, nicht mehr als 2025000 Livr. überläßt. Seine Ausfuhr ist wirklich fünfmal beträchtlicher, als vor 10 Jahren. Die Arbeitmasse nimmt zu, so wie die Zemindars, welche ursprünglich nichts, als Pächter waren, die unumschränkte Gewalt, die sie während der Unruhen des Vaterlandes an sich gerissen, verloren haben, und diesen das Vermögen, sich einander zu bekriegen, genommen ist. Die Glücksumstände

würden

würden noch schneller zunehmen, wenn die Engländer einen unermeßlichen Strich Landes gegen die Ueberschwemmungen des Kristna und Gaudaveri, die ihn 6 Monate im Jahre bedecken, verwahren wollten, die Gewässer zur Befruchtung der Felder vertheilt, und beide Flüsse durch einen schiffbaren Kanal vereinigt würden. — Alsdenn erwähnt er des Plans, Orixa zu erobern, welches vor 1736 zu Bengalen, nachher den Maratten gehörte. Naagapur ist hier die Hauptstadt. Die Maratten ließen die Europäischen Komptore stehen, und setzten sich im Innern des Landes. 40000 Reuter machten ihre Kriegsmacht aus. Ihre Leute beschäftigten sich mit Baumwollespinnen, die sie an der Küste verkaufen.

Alle Waaren, welche in den zwischen dem Vorgebirge Komorin und dem Ganges angelegten Niederlassungen gekauft oder verfertigt werden können, kommen zu Madras zusammen. Die Volkszahl dieser Stadt rechnet er seit der Verwüstung von Pondichery auf 300000 Menschen, Juden, Armenier, Mohren und Indianer. Eine Meile davon liegt Chepauk, wo der Hof des Nabobs von Arcate sich seit 1769 aufhält. In alten Zeiten bedeutete das Gebiet von Madras nichts; gegenwärtig aber erstreckt es sich 50 Meilen gegen Abend, 50 Meil. gegen Mitternacht, und 50 Meil. gegen Mittag. Man trift in diesem großen Striche beträchtliche Manufacturen, die sich täglich vermehren, einen sehr abwechselnden Anbau des Landes, der von Tage zu Tage blühender wird. Diese Arbeiten beschäftigen 100000 Seelen. Durch die Engländer herrscht hier Mamet Ali-kan, dessen Einkünfte auf 31500000 Livr. geschätzt werden. Davon giebt er den Engländern 9 Millionen Livr. ab. Sie hatten hier keinen Widerstand, bis 1767 der bekannte Hyder Ali-kan sie angriff. Was er hievon sagt, wissen wir, wie vieles andere, jetzt besser.

Englische Besitzungen auf Sumatra.

Obgleich die Engländer diese große Insel schon seit ihrer Ankunft in Indien besucht haben: so haben sie doch erst 1688 daselbst eine Kolonie angelegt. Die von Madras ausgerüsteten Seeleute hatten den Auftrag, das Komtor nach Indapura, dem goldreichsten Striche Landes, zu verlegen, allein das Schicksal entschied anders. Da die Schiffe nach Benculi getrieben wurden: so beschloß man, sich dort festzusetzen. Beide Völker errichteten anfangs ihren Umtausch mit vieler Frey-

heit und Vertraulichkeit. Aber die Raubsucht der Bedienten entzweyte sie, und da die Engländer Festungswerke anlegen wollten, so griffen die Einwohner zu den Waffen. Die Engländer mußten sich entfernen, wurden aber wieder eingeladen, und sie vollendeten nun das Fort Marlborough ohne Widerstande. Ihre Ruhe wurde aber 1759 gestört, wo die Franzosen das ledige Fort eroberten. Die Engländer kamen indeß noch vor Endigung der Streitigkeiten wieder in den Besitz desselben; doch stellten sie die Werke nicht wieder her. Damals kam das Fort Marlborough aus der Abhängigkeit, in der er bis dahin unter Madras stand, und machte eine besondere Direction aus. Die Chinesen, Malayen, und die von Mosambik hergeführten Sklaven machen die Volksmenge der Englischen Besitzung aus. 400 Europäer und einige Cipayer dienen zu ihrer Vertheidigung. Aller Handel da, selbst gehört freyen Handelsleuten, nur der Pfeffer ist ausgenommen. Die Gesellschaft zieht davon jährlich 1500 Fässer, welche sie um einen sehr geringen Preis erhält. Die Hälfte dieses Artikels wird durch ein einziges Fahrzeug nach Großbrittannien verfahren, der Ueberrest aber auf 2 in Europa ausgerüsteten Schiffen nach China gebracht, wo man ihn mit Vortheil absetzt. Im Jahre 1773 betrug das Einkommen dieses Komtors 4982895 Livr. und seine Ausgaben 3165480 Livr.

Absichten der Engländer auf Balambangan. Ihre Vertreibung auf dieser Insel. Benculi wurde nicht für vortheilhaft genug angesehen. Auch sollte er ganz verlassen werden; aber erst nach Durchsetzung eines Entwurfs wegen einer Besitzung, welche die Niederlage abgeben könnte, wo die Waaren, die Bedürfnisse von China und den östlichen Inseln, gegen die Bedürfnisse und Waaren von Indostan und Europa umgesetzt werden könnten. Ihre Absicht war, daraus den beträchtlichen Marktplatz in Indien zu machen. Die Insel Balambangan an der nördlichen Spitze von Borneo schien dazu geschickt zu seyn, und der König von Solon überließ ihnen solche 1766. Im folgenden Jahre pflanzten sie zwar ihre Flagge daselbst auf, allein erst 1772 legten sie ihre Niederlassung daselbst an. Einige Bediente, 300 weiße und schwarze Sklaven, ein Schiff und 2 kleine Fahrzeuge waren der Anfang. Unglücklicher Weise geriethen die Anführer an einander; die Truppen, die verheerenden Krankheiten entgiengen, wurden zu sehr verstreuet, und die Schiffe hatten

den

den Handel mit den benachbarten Staaten eben angefangen. In diesen verdrüßlichen Umständen wurde das neue Komtor angegriffen, erobert und zerstört.

Die Engländer wissen noch nicht, woher eine solche Gewaltthätigkeit, die ihnen 9 Millionen Livr. kostete, hergerührt habe. Ihr Verdacht fällt bald auf die Holländer wegen der Molucken, bald auf die Spanier wegen der Philippinen, bald auf die Barbaren, oder auf alle zugleich. Indeß ist das Uebel nicht unheilbar. Die Brittische Nation wird zu Gueda auf einer andern Seite von Malacka, oder auf einer der zahlreichen und in dieser Gegend verbreiteten Inseln das, was sie zu Balambangan verloren hat, wiederfinden.

Von der Insel Helena sind die Nachrichten hier sehr berichtigt. Die Volksmenge darauf schätzt er auf 20000 Menschen, Weiße und Schwarze. Es werden, setzt er hinzu, hier, wie auf dem Vorgebirge, viel mehr Mädchen als Knaben gebohren. Daß es vom Vorgebirge unerweislich ist, leidet keinen Zweifel; vielleicht eben so hier. Außer dem Pfirschbaume ist keiner von den aus unsern Gegenden nach S. Helena gebrachten Bäumen, gerathen; auch der Wein nicht. Die Hülsenfrüchte sind immer ein Raub der Insecten geworden. Den Mäusen entgeht nur weniges Getraide. Die Hornviehzucht selbst bedarf Verbesserungen der Weide. Die um den Hafen herumliegenden Häuser stellen eher ein Lager, als eine Stadt vor. Die dasigen Festungswerke sind von weniger Bedeutung, und die Besatzung besteht aus 500 Soldaten, die alle über ihren Standort mißvergnügt sind. Die Kolonie kann den Schiffen nur wenig Erfrischungen und einige Ochsen gegen Lebensmittel und Waaren abgeben. Der andere Erfrischungsort ist bekanntlich auf der Insel Anjouan (i. d. A. steht Johanna) im Kanale von Mozambique.

Was dort S. 534—540 von dem Gemeinhandel der Engländer und dem Thee gesagt war, ist hier sehr verändert. Es ist zwar wahr, daß der Theehandel, wie er hier sagt, durch den Amerikanischen Krieg sehr verringert wurde; aber nachdem der junge Staatsminister die Theeauflage so sehr herabgesetzt, daß bey dem Schleichhandel nicht viel mehr zu verdienen ist: so übersteigt dieser Artikel alles, was man sonst von der Theeconsumtion in England ungefähr calculirt hatte, und die Engländer haben jetzt wegen der erstaunlichen

Menge dieſes Krauts, welches ſie den Chineſen abkaufen, vorzügliche Begünſtigungen vor andern Europäern zu hoffen.

Bey Bengalen fehlen in der neuen Ausgabe die vormaligen Angaben der Einkünfte der Geſellſchaft und des Schattenkaiſers, Schah Allum; er zeigt dafür allgemein an, daß ſie im Jahre 1773 auf 71004465 Livr. ſtiegen, davon die Räubereyen oder nothwendigen Ausgaben 61379437 Livr. 10 Sols aufzehrten. Allein jetzt iſt auch dieſes nicht mehr richtig. Eben ſo wenig paßt ſeine Schilderung der von den Engländern begangenen Bedrückungen und Räubereyen jetzt unter der Regierung des edlen Lord Cornwallis. Das Parlament thut alles, um dieſen Gewaltthätigkeiten auf die Zukunft vorzubeugen. Verſchiedene Maaßregeln der Regierung und der Geſellſchaft ſelbſt, um den Räubereyen aller Art ein Ende zu machen, werden hier erzählt. Sie reichen zwar nicht bis auf die neueſten Zeiten; indeß verdienen ſie als Fortſetzung der Raynalſchen Geſchichte bemerkt zu werden. Die Geſellſchaft war wegen der Indiſchen Kriege u. ſ. w. einem Bankerotte nahe. Um dieſem vorzubeugen, erlaubte die Regierung, daß die Geſellſchaft 31500000 Livr. auf ein Intereſſe von 4 p. C. aufnehmen dürfte. Die Summe wurde nach und nach wieder bezahlt, und die letzte Abbezahlung geſchah im Monate Dec. 1776. Das Parlament erließ darauf der Geſellſchaft die jährliche Abgabe von 900000 Livr., welche ſie ſeit 1769 der Krone bezahlte. Die Zeit der Erneuerung dieſer Auflage iſt nicht beſtimmt worden. Man beſchloß allein, daß die Theilhaber einen größern Dividend als 8 p. C. nicht bekommen ſollten, ohne den Ueberſchuß mit der Regierung zu theilen. Auch das Schickſal der Theilhaber beſchäftigte die Regierung. Der Indiſche Handel war im letzten Jahrhunderte ſchlecht bekannt, und nach ſehr veränderlichen Grundſätzen geführt. Daher geſchah es, daß man unter einigen Umſtänden großen Gewinnſt machte, unter andern aber großen Verluſt erfuhr. Die Antheile, welche die Actieneigenthümer empfiengen, folgten dem Laufe dieſer Unordnungen nach. Mit der Zeit rückten ſie wieder vor ſich, ohne jedoch jemals ſich gleich zu ſeyn. Im Jahre 1708 war der Dividende nur 5 p. Cent, 1709 8 p. C. und 1710 9 p. Cent, die folgenden 10 Jahre 10 und wieder nur 8 von 1721 — 31. Von 1731 — 43 ſtieg er nie über 7, von 1743 — 56 kam er auf 8, aber von 1756 — 66 wieder auf 6 p. C. zurück. 1767 ſtieg er

auf

auf 10 und vermehrte sich nach und nach um 2 p. C. in den folgenden Jahren. 1771 brachte man ihn auf 12½; aber 18 Monate nachher setzte ihn das Parlament auf 6 herab, wie er bis zur Abbezahlung des Anlehns von 31500000 Livr. bleiben mußte. Nachher erhöhete die Gesellschaft ihre Dividenden auf 7, darauf auf 8, nachdem sie die Hälfte ihrer Schuldscheine von 67500000 Livr. getilgt hatte. Seit der Entstehung der Gesellschaft wurden jährlich 24 Directoren erwählt; sie konnten aber wieder erwählt werden. Sie hiengen daher gar zu sehr von ihren Committenten ab. Das Parlament verordnete deshalb, daß jeder Director künftig nur 4 Jahr verbleiben, und alle Jahre nur der vierte Theil der Directoren sollte verändert werden. Weil auch dadurch, daß jeder Besitzer einer Actie von 11250 Livr. ein Stimmrecht hatte, gar zu viele Unruhen entstanden; so ward verordnet, daß nur die doppelte Summe künftig Jemanden das Stimmrecht geben sollte, wobey er eidlich bestätigen mußte, daß er wirklich schon seit einem Jahre der Eigenthümer dieses Kapitals gewesen. Auch die Gesellschaft traf ökonomischere Einrichtungen in Ansehung ihrer gemietheten Schiffe, indem sie den Schiffsraum, welchen sonst die Eigenthümer für sich nutzen konnten, für sich behielt. Seitdem braucht sie weniger Schiffe, und erspart dadurch jährlich 2250000 Livr. 1777 hatte sie nur 45 Schiffe nöthig, welche 33171 Tonnen führten, und mit 4500 Mann besetzt waren. Der Wundarzt jedes Schiffes, der aus Indien anlangt, empfängt außer seiner Besoldung 24 Livr. für jeden Mann, den er nach Europa zurückbringt, um für die ihm anvertraueten desto mehrere Sorge zu tragen. Für Indien wurden bessere Gesetze gemacht. Das Parlament bestellte für Bengalen ein höchstes Rathscollegium von 5 Gliedern, welches die Gesellschaft mit Gutheißen des Monarchen wieder besetzen sollte. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich auch über die andern Englischen Besitzungen in Ostindien. Auch hierin sind in den neuesten Zeiten wichtige Veränderungen vorgegangen, deshalb es nicht nöthig ist, das Weitere hievon aus ihm anzuführen.

Die Lage der Gesellschaft bis gegen 1780 war folgende. Den 31sten Jun. 1784 hatte die Gesellschaft den scheinbaren Wohlstand von 255240742 Livr. Sie war dagegen schuldig 250847842 Livr. Die Bilanz betrug also zu ihrem Vortheile 4392900 Livr. Ihr Kapital bestand den 31sten Jan. 1776

aus 256518067 Livr., ihre Schulden aber aus 195248655; folglich hatte sich ihr Reichthum in 2 Jahren um 56876512 Livr. vermehrt. Sie hat seitdem heimbezahlt 11506680 Livr. welche noch von dem Anlehne der 31500000 Livr. rückständig waren. Von ihren Schuldscheinen hat sie für 11250000 Livr. eingelöset. Auch hat sie verschiedene alte Schulden in Indien abbezahlt, so daß sie den 31 Jan. 1778 ein ganz freyes Vermögen von 102706112 Livr. besaß, ohne ihre Vorrathshäuser, ihre Schiffe, Festungswerke u. s. w. Dieser Wohlstand wird bey einer bessern Regierung zunehmen. Im Jahre 1773 warfen diese Besitzungen 113791252 Livr. ab, aber die Einnahmekosten nahmen 81153652 Livr. davon weg. Zu dieser Zeit war der reine Ertrag nicht mehr als 32660100 Livr. Er hat sich aber nachher vergrößert. Der Verkauf von 1772 betrug 79214872 Livr.; der von 1773 — 71992552 Livr.; der von 1774 — 82665405 Livr.; der von 1775 — 78627712 Livr.; der von 1776 — 74400457 Livr. Zu diesen muß man noch setzen die Summe von 11250000 Livr., auf welche man die Waaren, welche jährlich heimlich nach Indien gehen, berechnet; ferner 4500000 Livr. für Diamanten, die von den einzelnen Asiatischen Factoren an fremde Nationen verliehenen Kapitals, und das Geld, was einzelne Engländer aus Indien zurückbringen, um sich die erstaunlichen Vortheile dieses Handels vorzustellen; und das Alles kostet England nicht mehr als 2250000 oder höchstens 3375000 Livr., welche jährlich aus diesem Reiche nach Indien gesandt werden.

Viertes Buch.

Niederlassungen der Franzosen in Ostindien, und zwar

1) auf Madagascar. Diese Insel ist in der neuen Ausgabe weit besser beschrieben. Um sie für Frankreich nutzbar zu machen, thut er verschiedene Vorschläge, die wir hier nicht prüfen wollen. Vier Besitzungen empfiehlt er an der Küste, 1) an der Bay S. Augustin, welche mit Afrika eine leichte Verbindung hat. 2) Zu Louguez, wo eine starke und beständige Hitze das Gedeihen aller Indischen Pflanzen hoffen läßt. 3) Das Fort Dauphin, das wegen seiner milden und gesunden Temperatur den Bau des Getraides und der meisten Europäischen Gewächse verstatten wird. 4) Zu Tametaue. Hier in den fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden des Landes

des könnte auch ein guter und sicherer Hafen, der der Insel fehlt, angelegt werden. Die Franzosen verließen zwar die Insel; aber die Regierung hat in den neuesten Zeiten wieder ihr Auge dahin geworfen. Die Versuche aber von 1770 und 1773 waren fruchtlos.

2) Die folgenden zu Surate, Tringuenemale, St. Thomä, Siam, Tonkin und Kochinchina, hatten bekanntlich eben so wenig Bestand, als die erste. Pondichery blieb, ungeachtet der öftern Gefahren, völlig zu erlöschen; aber daß der Zustand der Gesellschaft so schlecht blieb, davon findet er die Ursache in der französischen Finanzeinrichtung. Was er hier von den zunehmenden Staatseinkünften und den dabey gebrauchten Finanzoperationen sagt, verdient in aller Rücksicht bemerkt zu werden. Zu Karls VI. Zeit überstiegen die Kosten der Hofhaltung nie 94000 Livr. Die unter dem Namen der Lombarden bekannten Finanziers wußten aber bald mehr zu verschaffen. Ihre Gierigkeit bewirkte ihre Vertreibung, und die Reichsstände besorgten selbst die Auflagen; Karl VII. eignete sich aber dieß Recht wieder selbst zu. Unter Ludwigs XII. Regierung stiegen die Einkünfte stufenweise auf 7650000 Livr. Die Mark Silber galt damals 11 Livr. und die Mark Gold 130, die Summe machte also 36 unserer Millionen aus. Beym Absterben Königs Franz I. betrugen sie 15730000 Livr. oder 56 jetzige Millionen, 15 Franken die Mark Silber, und 165 die Mark Gold gerechnet; davon aber 60416 Livr. für Renten abgiengen. Die darauf erfolgten traurigen Umstände stürzten das Reich in Schulden und Verwirrungen, daraus es nur ein Sully herausziehen konnte. Dieser haushälterische, aufgeklärte, tugendhafte, fleißige und herzhafte Minister tilgte Renten von 7 Millionen, verminderte die Auflagen um 3 Millionen, und ließ dem Staate 26 Millionen, die bloß mit 6025666 Livr. Renten beschwert waren. Alle Schuldenlast abgerechnet, kamen also 20 Millionen in den königlichen Schatz, 15500000 Livr. reichten zu den Staatsausgaben hin, und Ueberschuß war noch 4500000 Livr. Das Silber galt damals 22 Livr. die Mark. Der genöthigte Abtritt dieses großen Mannes nach dem traurigen Ende des besten Königs war ein Unglücksfall, den man jetzt noch bedauern muß. Der Hof überließ sich seitdem der beyspiellosen Verschwendung, und die Minister entwarfen Plane, die die Kräfte der Nation nicht ertrugen.

Die Auflagen stiegen auf 84222096 Livr.; aber die Schulden nahmen wieder 52377172 Livr. weg. Es blieben also nur 31844924 für Staatsausgaben, welche bey weitem nicht hinreichten. Nun kam Colbert, dieser brachte 1683 in seinem letzten Lebensjahre die Einkünfte des Monarchen auf 116873476 Livr. Die Ausgaben beliefen sich auf 23375274 Livr. Es kamen folglich in die königliche Kasse 93498202 Livr. Damals galt die Mark Silber 28 Livr. 10 Sols 10 Deniers. Zu bedauern war es, daß Ludwigs XIV. traurieger Hang zum Kriege und unmäßiger Pracht die Vortheile einer so guten Haushaltung wieder zernichtete. Nach seinem Tode fielen die Geschäffte in ihr Chaos zurück. Frankreich warf noch außenher Glanz um sich; aber das Verderben im Innern wurde alle Tage größer. Die Finanzen wurden die Beute gieriger Pächter. Sie machten sich selbst durch ihre Räubereyen nothwendig, und schrieben endlich gar der Regierung Gesetze vor. Die Verwirrung, das Borgen auf schweren Zinsfuß, die unaufhörlichen Veränderungen im Münzfuße, die gewaltsame Herabsetzung der Zinsen, die Veräußerungen der Kronaüter und Auflagen, Verpflichtungen, die man unmöglich halten konnte, die Errichtung der Renten und Bedienungen, die Privilegien, die Befreyungen von allen Abgaben, und hundert andere Uebel waren die Folgen einer so fehlerhaften Regierung. Der Mangel an Kredite ward allgemein, die Bankerotte wurden häufiger, das Geld verschwand, der Handel ward vernichtet. Man vernachläßsigte den Feldbau, die Handwerker zogen in fremde Länder. Alle Stände erlagen unter der Last der Auflagen, und hatten nicht den nothwendigen Unterhalt. Ludwig XIV. brauchte gegen das Ende seines Lebens 8 Millionen dringend nothwendig, und mußte dafür 32 Millionen verschreiben. Der Staat hatte zwar 115589073 Livr. Einkünfte; aber die Staatsbürden nahmen 82859504 Livr. weg, auch waren alle Einkünfte auf mehr, als 3 Jahre, voraus verzehrt. In solchen Umständen bekam 1715 der Herzog von Orleans die Staatsverwaltung. Unter dem Namen eines Fideicommisses, das die Nation jedesmal dem älresten Prinzen vom Hause überträgt, dachte man an einen Bankerot; aber der Regent verwarf diesen schändlichen Betrug. Eine den 7ten Dec. 1715 aufgestellte Revisionskammer mußte die Staatsschulden untersuchen, und brachte 600 Millionen gleich zahlbare Schuldscheine auf 250 Millionen Staatsschulden, und doch belief

sich

sich die Nationalschuld noch nachher auf 2062138001 Livr. Das 1716 errichtete Gericht gegen die Urheber dieses Elends half zu nichts weiter, als den Unwillen gegen die üble Staatsverwaltung zu vermehren. Weit besser schien das Mittel zu seyn, das der Schottländer Law vorschlug. Er errichtete 1716 zu Paris eine Bank auf 6 Millionen und 1200 Actien, jede zu tausend Thaler, welche den Handel wieder belebte, und die schönsten Wirkungen versprach. Aber unglücklicher Weise errichtete er im August 1717 die Westindische Gesellschaft, und verwandelte den 4ten Dec. 1718 die Bank, deren Nutzen nach ihrer ersten Stiftung der Staat sich nicht sollte zueignen dürfen, in eine Staatsbank. Man vermehrte die Zahl der Actien so sehr, daß das baare Geld in keinem Verhältnisse mehr mit dem Papiergelde stand. Der Regent machte 624000 Actien, deren Werth sich über 6000 Millionen und an Bankzetteln auf die Summe von 2696400000 Livr. belief. Dies öffnete endlich vielen die Augen. Sie wollten ihr Papier wieder in Geld verwandeln; aber nun kamen Verordnungen, die der ärgste Feind nicht schlechter hätte vorschlagen können. Das Gold ward im Handel verboten, und den Unterthanen untersagt, mehr als 500 Livr. baar Geld im Hause zu haben. Man setzte den Münzfuß herunter, und weil der Drang nach Einwechselung der Actien immer heftiger ward, so stieg die Mark Silber auf 82 Livr. 10 Sols. Die Bankzettel fielen auf die Hälfte des Werths, und die Actie ward auf $\frac{1}{5}$ herabgesetzt. Law verschwand, und man that das, was die Noth erheischte. Ein den 26sten Jun. 1721 errichteter Gerichtshof untersuchte die Renten, Actien und Bankzettel, verbrannte für 707327460 Livr. Bankzettel, welche zur Liquidation nicht waren zugelassen worden. Indeß hatte der Staat seinen Kredit verloren, man nöthigte die Mäkler zu einem Ersatze von 187893661 Livr. und half sich so aus der Noth. Die Kapitalisten waren um ihr Vermögen gebracht, und die Kassen blieben leer. Vergebens vervielfältigte man die Auflagen, die Bedürfnisse, Plünderungen der Kassen und Schulden vergrößerten sich. Beym Tode Ludwigs XV. beliefen sich die Staatseinkünfte auf 375331874 Livr.; aber die Schulden stiegen außer der Menge der Bankerotte, die man sich erlaubte, auf 196858531 Livr. Die Staatsausgaben erforderten 210 Millionen Livr., folglich war ein Defect von 25526657 Livr. Wie Ludwig XVI. das Land von dieser dasselbe bis zur äußersten Entkräftung drückenden Schul-

den-

denlaſt befreyen kann, zeigt der V. mit einer Anrede an Ludwig XVI. die voll edler Freymüthigkeit iſt, und gerade die Maaßregeln enthält, welche man jetzt dem Anſcheine nach zu ergreifen Willens iſt. Man ſieht daß hier mehrere Angaben von denen S. 196 u. folg. der alten Ausgabe merklich abweichen. Rec. getrauet ſich aber nicht, zu beſtimmen, welche von beiden richtiger ſind. Bey den damaligen ſehr häufigen Abänderungen des Münzfußes und Werths der Actien war es vielleicht ſelbſt einem Raynal nicht möglich, hier eine völlig richtige Schätzung der Summen zu finden. Bey dem Umſturze des Lawiſchen Syſtems überließ die Regierung der oſtindiſchen Geſellſchaft den Alleinhandel des Tabacks anſtatt der Zahlung für die 90 Millionen, die ſie ihr geliehen hatte; ſie gab ihr das ausſchließende Privilegium aller Lotterien des Königreichs; ſie geſtattete ihr, einen Theil ihrer Actien in Leibrenten und Tontinen zu verwandeln, davon der Ueberreſt die S. 204 angegebene Summe von 56 Millionen betrug, die nachher auf 502684 Actien gebracht wurde.

Von der Inſel Bourbon giebt er eine neue Beſchreibung. Sie hat eine Länge von 60, und eine Breite von 30 Meilen. Drey unzugängliche Berge von einer Höhe von 1600 Klaftern, ein ſchrecklicher feuerſpeyender Berg, deſſen umliegende Gegend immer verbrannt iſt, Gebirge, deren Gipfel beſtändig kahl ſind, Küſten, die durchgehends mit Kieſelſteinen bedeckt ſind, verhindern ſehr den Anbau. Der größte Theil der Ländereyen, die noch einträglich gemacht werden können, liegt an dem abhängigen Theile derſelben, und es iſt nichts ſeltenes, daß die Bäche daſelbſt die beſten Ausſichten zerſtören. Inzwiſchen haben doch ein ſchöner Himmel, eine reine Luft, ein herrliches Clima, geſundes Waſſer, eine Volksmenge von 6340 wohlgebaueten, ſtarken, herzhaften Weißen verſammelt, die in 9 Pfarreyen, unter denen die von St. Denis die vorzüglichſte iſt, vertheilt ſind. Der Krieg von 1756 hat ihren Karakter etwas verändert. Die Zahl der Sklaven war 1756. 26175. Am Viehe zählte man 578586 Stück, davon keines zum Ackerbaue gebraucht wurde. Außer 2891 Pferden, welche zu verſchiedenen Geſchäften gebraucht werden, war alles übrige zum Lebensunterhalte beſtimmt. In dieſem Jahre beliefen ſich die Erndten auf 5441025 Centner Getraide, auf 3191440 Fäſſer Reiß, auf 22,461800 Fäſſer Mais, auf 2,515190 Fäſſer Hülſenfrüchte. Dieſe Producte werden größtentheils zu Bourbon

ſelbſt

selbst verbraucht, der Ueberrest aber nach der Insel Frankreich zu ihrer Unterhaltung gesandt. Für das Mutterland zog die Kolonie 8,493583 Kaffeebäume, deren Früchte die besten nach den Arabischen sind. Jeder dieser Bäume trug ursprünglich fast 2 Pfund Kaffee. Doch hat sich ihr Ertrag um ¼ vermindert, seitdem er in einem offenen Lande gebauet wird. (Nach le Gentil haben die Einwohner gar keinen Vortheil von dem Kaffee in dem Lande, das schon ausgezehrt ist. Sie haben sich 1780 entschlossen, Baumwolle dafür zu bauen.)

Noch mehr gilt dies von Isle de France (die überhaupt jetzt noch weniger wohlhabend ist, als Bourbon, weil der Luxus bey ihr mehr herrscht). Im Jahre 1764 zog die Regierung die Kolonie unter ihre unmittelbare Herrschaft. Seit dieser Zeit bis 1776 hat sich daselbst eine Bevölkerung von 6386 Weißen, mit Inbegriff von 2959 Soldaten, von 1199 freyen Schwarzen, von 25154 Sklaven, und von 25367 Stück Vieh nach und nach gesammelt. Drey Zuckerpflanzungen wurden angelegt, und reichten für die Bedürfnisse der Kompagnie hin. Man sammelt noch nicht mehr als 40000 Pfund Baumwolle. Den 27sten Jun. 1780 sind auf die Insel Frankreich gebracht worden 450 Muskatbaumpflänzlinge, 70 Nägelbaumpflänzlinge, 10000 gekeimte oder zum Keimen reife Muskatnüsse, eine Kiste von gepflanzten Nägelein, wovon einige schon gekeimt, und zur Erde heraus waren. Einige dieser kostbaren Pflanzen sind nach den Inseln von Seychelles, Bourbon und Cayenne versandt worden; der größte Theil aber blieb auf der Insel Frankreich. Die, welche man den Pflanzern gab, verdarben. Die Bemühungen der geschicktesten Botaniker, die größte Aufmerksamkeit und beträchtliche Kosten konnten selbst im Königl. Garten nicht mehr als 58 Muskaten- und 38 Nägeleinbäume retten. Im Monate October 1775 bekamen 2 der letzten Bäume Blüthen, die im folgenden Jahre sich in Früchte verwandelten. Sie waren aber schlecht. Die Insel Frankreich kostet jährlich dem Staate 8 Millionen Livr.

(Die Fortsetzung von dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

Anti-

Antiſtitum Oſnabrugenſis Eccleſiae, qui per X. Saecula primam Epiſcopalem in Weſtphalia Carolinam ſedem tenuere, res geſtae. Origines et incrementa coenobiorum, dioeceſis, aliaque memorabilia, quae eam contingunt. Acceſſerunt ad hiſtoriam illuſtrandam plurima Pontificum, Imperatorum, Epiſcoporum diplomata, Comitum aliorumque Tabulae, authore *Ioanne Itelio Sandhoff*, Oſnabrugenſi, *Pars I* et *II.* Monaſter. 1785. 8.

In der Vorrede klagt der Verfaſſer über die geringen Subſidia, die zur Aufklärung der Oſnabrückſchen Stiftshiſtorie vorhanden ſind. Er nennt darin eine Chronik von Erdwin Erdmann, die im 15ten Jahrhunderte geſchrieben iſt, und einen mit Namen Kleinſorge, der eine geiſtliche Geſchichte von Weſtphalen geſchrieben hat, den Lodtmann und den berühmten Reg. Rath Möſer. Allein dieſe Männer zuſammen haben nicht die Geſchichte der Biſchöfe von Oſnabrück zu ihrem Hauptvorwurf gehabt, zumal der letzte, der mehr die alte Verfaſſung des Staats ꝛc. als die Lebensbeſchreibung der Biſchöfe bearbeitet hat. Der Verf. glaubt alſo um ſo mehr Nachſicht zu verdienen, wenn er in ſeinem Verſuch nicht allemal das rechte Ziel getroffen habe.

Zum erſten Biſchof iſt Wiko, ein Frieſe, angegeben, den der Kaiſer Karl der Große ſchon im J. 777. dazu eingeſetzet haben ſoll. Hier ſind die Kriege, die der Kaiſer mit dem Wittekind und den Sachſen geführet, weitläuftig beſchrieben, auch über die Aechtheit der Karoliniſchen Fundationsbriefe verſchiedne Gründe angegeben, aber alles dieſes bleibt dunkel und ungewiß, indem allemal mehr Gründe gegen die Aechtheit, als für ſolche vorhanden ſind, wenn auch gleich verſchiedene Weſtphäliſche Gelehrte, und ſelbſt Herr Möſer, ſie für ächt halten. Man kann ſich hier darauf nicht weitläuftig einlaſſen. Der erſte Biſchof Wiko, der ſich blos allein auf dieſem Stiftungsbriefe gründet, bleibt alſo noch ungewiß, wie auch vielleicht ſein Nachfolger Meginhard, der im J. 829. geſtorben ſeyn ſoll, indem auch die

Urkunde

Urkunde des Kaisers Ludewigs des frommen, Nr. III. woraus derselbe erwiesen, verdächtig ist. Er soll im J. 829. gestorben seyn S. 27. Die folgenden Bischöfe kann man mit mehrer Gewißheit annehmen, weil deren Existenz gehörig documentiret ist. Einen Auszug davon mitzutheilen, wird wohl niemand von uns verlangen, doch wollen wir einige Bemerkungen hin und wieder machen, bey Sachen, die uns bey dem Lesen aufgestoßen. Z. B. S. 46 glaubt der Verf. bey der Anzeige des Bischofs Egilmari, daß die Unterschrift der Bischöfe bey den Urk. nach dem Alter ihrer Consecration und der erhaltenen bischöflichen Würde geschehen sey.) (Dodo Egilmari successor dudum ante A. 918. Episcopatum exorsus est, quippe iuxta Schatenium in tabulis ab eo ad A. 921 relatis, Dodo ante Ricawudum Wormatiensem — *subscripsit, quae subscriptio, uti et sessio ordine aetatis ex Episcopi consecratione aut munere adito servari solita fuit.*) Wenn aber der Verfasser viele Original-Urkunden von der Zeit und nachher gesehen hätte, so würde er gefunden haben, daß die Zeugen nicht selbst unterschrieben haben, sondern der Notarius, so die Urkunde ausfertigte, und daß dieser sich am wenigsten an diese Rangordnung gebunden hat, auch bey der großen Anzahl der Bischöfe öfters das Jahr von eines jeden Bischofs Consecration ꝛc. nicht genau wußte, noch wissen konnte, wie dieses aus mehr wie Hundert Fällen erwiesen werden kann.

Bey dem XI. Bischof Günther S. 55. wundert uns, daß der Verf. noch in jetzigen Zeiten Mährchen, Träume und Gesichter, die dem gedachten Bischof vor seiner Ernennung zum bischöfl. Osnabrüggischen Stuhl geschehen seyn sollen, so treuherzig hergesetzet, und als eine historische Wahrheit schreibt. Sehr weitläuftig und gut ist das Leben des Bischofs Benno II. eines treuen Anhängers K. Heinrichs IV. S. 67 ꝛc. beschrieben, eines Mannes, der in den damaligen Reichssachen einen großen Einfluß gehabt hat. Er hat bis ins J. 1088 regiert.

Der XXII. Bischof, ein Dynast von Diepholt Godschalk, ist, nach des Verf. Anzeige S. 97, der erste so von einem adlichen Geschlecht Bischof von Osnabrügg geworden ist. Sein Nachfolger Diethardus ist der erste, den der Clerus gewählet hat, obwohl der K. Heinrich V. die Wahl nicht genehmiget, sondern den Probst von Hildesheim Con-

rad

rad zum Bischof ernannt hat, der aber nicht zum Besitz des Bischofsthums gekommen ist S. 101. Den Beschluß des ersten Theils macht der L. Bischof an der Zahl, Conrad IV. ein Grafen von Ritberg, der 1482 gewählet, und 1507. gestorben ist.

Der zweyte Theil fängt mit dem LI. Bischof Erich II. einem geb. Herz. von Br. Lüneburg Grubenhagischer Linie, so Domherr in Osnabrügg war, an, der im J. 1508. von den Domherren postuliret worden. In demselben läuft die Anzahl der Bischöfe mit Einschluß des jetzt regierenden in der Zahl von LXIV. fort, die seit der ersten Stiftung dieses Bischofthums regieret haben, worunter zwar einige sich berühmt gemacht, die mehresten aber in der Geschichte nur dunkel sind. Unter die ersten gehört der Bischof Franz, ein geb. Graf von Waldeck, der durch die Belagerung der Stadt Münster (er war auch Bischof von Münster), durch die harte Behandlung der Widertäufer, und die grausame Marter ihres Königs und seiner Anhänger (Leute, die wahnwitzig waren, und Mitleiden verdienten), wobey er selbst gegenwärtig war, sich auszeichnet. Noch auffallender ist es, daß dieser Herr, so kurz vorher die geistl. Orden erstlich angenommen, und zum Bischof geweihet war, gleich darauf den Landständen proponirte, daß er die Lutherische Religion annehmen, und in seinem Bischofthum einführen wollte, wünschte auch, daß die Landstände solche annehmen möchten. Allein die Antwort war nicht nach Wunsch, doch unterstützte er die Einführung der Lutherschen Lehre bestmöglichst, und begab sich in den Schmalkaldischen Bund S. 72 ꝛc. nachdem er wirklich die Lutherische Lehre angenommen hatte. Weil aber das Domkapitel sich an den Pabst wandte, und seine Absetzung nahe war, so widerrief er im J. 1548, und blieb also in dem Besitz seiner Bischofthümer S. 77. Doch ward er nachher wirklich abgesetzt, und starb vor Verdruß im J. 1553 S. 93. Seine Maitresse, Anna Pölmannin, soll ihn regieret, und zu vielen Sottisen verleitet haben.

Die Geschichte endiget sich mit dem jetzigen Bischof. Der Verfasser hat die besten historischen Quellen gebraucht, und in einem ziemlich guten lateinischen Stil geschrieben. Unartige Stellen wider die Protestanten muß man bey katholischen Schriftstellern übersehen. Sie nehmen zwar sehr übel, wenn Protestanten von der katholischen Kirche nach der Wahrheit urthei-

urtheilen, und schreyen gleich, es werde dadurch Uneinigkeit unter beiden Religionstheilen gemacht; aber sie selbst erlauben sich alles wider die Protestanten. Dies thut auch Herr Sandhoff ein paarmal. Er muß auch zu den Archiven Zutritt gehabt haben, weil in dem angehängten Codice dipl. fast der größte Theil der Urk. von Urschriften genommen ist, die zur Westphälischen Geschichte viele Erläuterung geben. Der Codex dipl. ist 195 Urk. stark, fängt mit dem J. 803 an, und hört mit dem J. 1517 auf.

Versuch einer Geschichte der Ukermärkischen Hauptstadt Prenzlau, von Johann Samuel Sect, Rathmann zu Prenzlau ꝛc. Zweyter Theil, aus Urkunden und andern authentischen Nachrichten. Prenzlau, bey Ragoczky. 1787.

Den ersten Theil dieser Geschichte haben wir in der Allg. D. Bibl. LXIX. B. im II. Stück S. 495. angezeigt, hier folgt der zweyte Theil, der im I. Abschnitt die Geschichte der Stadt unter der Regierung des Hohenzollerschen Hauses, vom Kurfürsten Friedrich I. bis Joachim II. liefert. Obwohl die Stadt im J. 1414. von Pommern an den Kurfürsten abgetreten war, so hatten sich doch bey Abwesenheit des Kurfürsten, die Herzoge der Stadt 1418. wieder bemächtiget, wie er aber wieder in die Mark 1420 zurückkam, so eroberte er gar bald wieder die Stadt, nebst den Schlößern Boizenburg, Greifenberg, Zehdenick ꝛc. S. 4. Doch wieder in Abwesenheit des Kurfürsten, der fast beständig im Kaiserl. Hoflager, oder in Franken war, und die Märkische Regierung vernachläßigte, erhielten die Herzoge abermal 1425 die Stadt durch Verrätherey, wie solches geschehen, hat der Vers. aus dem Mikrälius angezeigt. Doch bald bekam der Markgraf Johann, so Statthalter der Mark war, die Stadt auf gleiche Art, auch durch Verrätherey wieder zurück S. 6. Ob der Kurfürst oder der Markgraf Johann diese Einnehmung gethan, und wie ein altes Mährchen sagt, derselbe in seiner Rüstung von einem starken Mann durch einen Morast (oder über einen Damm, wie andere sagen) getragen, wird hier mühsam S. 8. 9. untersucht, weil aber kein gleichzeitiger Beweis (obwohl man mit Archivnachrich-

ten paradirt) angeführt ist, so bleibt die unerhebliche Sache doch ungewiß, indem die citirten Schriftsteller einander ausgeschrieben, nämlich Pauli und Buchholz aus dem Angelus und Mikrälius. Die angebliche Archivalnachricht sagt zwar, daß der oberste Stadtknecht Rodynger den Markgrafen durch den Mühlstrohm (wogegen der Verf. S. 10 selbst zweifelt) getragen hat, aber der Styl dieser Nachricht reicht lange nicht an den Zeitpunct vom J. 1425, sondern ist weit später geschrieben, überdem findet man in Archiven ebenfalls auch Mährchen und falsche Relationen. Der Friede zu Templin sicherte im J. 1427 den beständigen Brandenburgischen Besitz dieser Stadt, seitdem sie nie wieder in Pommersche Hände gerathen ist S. 12.

Im J. 1426. waren in der Stadt zwischen dem Rath und der Bürgerschaft große Streitigkeiten, die so weit giengen, daß der Markgraf Johann einen neuen Rath eingesetzt, auch sonst den Rath von dem Schöppengerichte separiret hat, wie denn auch in der Urk. steht, daß die Bürger den Rath zu viel beschuldiget, und der Untervogt oder Landrichter sein Ansehn gemißbrauchet, und an den Streitigkeiten die meiste Schuld habe, S. Urk. Nr. 3, daher der Untervogt künftig den Bürgereid dem Rath schwören, und sich jedesmal auf geschehene Vorladung dem Magistrat sistiren solle. Woraus der Verf. S. 15 den ersten Grund vermuthet, daß der jedesmalige erste Bürgermeister, auch zugleich beisitzender Rath des Ukermärk. Obergerichts seither gewesen, so aber jetzo abgeändert ist S. 15. Im J. 1433 ließ der Rath eine Kanone gießen, worüber mit dem Stückgießer unter vielen Kauteln ein Contract geschlossen war. Bey Gelegenheit eines Processes gegen den Proconsul, Johann Angermünde, und die Bürgermeister (die vermuthlich in der lat. Urk. *Consules* genannt sind,) macht S. 19 der Verf. in der Note die Anmerkung: es scheine, daß die Proconsules die ersten Bürgermeister gewesen seyn, weil sie den übrigen Bürgermeistern vorgehen. Allein er kennet den lat. Styl des Mittelalters nicht. *Proconsules* heißen in den damaligen latein. Urkunden, und sind eigentlich allein Bürgermeister (oder sie heißen auch *Magistri Civium*), *Consules* aber bedeuten nur, und sind Rathsherren, wie er sehen würde, wenn er lat. Urk. gegen teutsche Uebersetzungen, die beide gleichzeitig sind, gehalten hätte. Hier wird er aber wieder stutzen, und

glauben,

glauben, daß der Recensent auch hierin Gewalt thut. So aber geht es, wenn man von Sachen schreibt, wo man nicht genug Kenntniß hat, und das Medium aevum in seiner Verfassung und in seinem Latein nicht kennet.

S. 25 wird angeführt, daß der Kurfürst Friederich II. zu Prenzlau tödtlich krank geworden, und sein Glaubensbekenntniß bey der Gelegenheit abgegeben habe, so Rentsch und Pauli bereits haben drucken lassen, doch will es der Verf. nochmal in der Beilage drucken lassen. Wozu dienet dieses, da es bekannt genug, und auch im Patriot. Archive I. Bande überdem steht. Dafür eine andere wichtige Urkunde aus dem Prenzlauer Archive, die weit nützlicher ist. In den Jahren 1460 und 1465 hat die Stadt schöne Erwerbungen im Dorfe Blindow, und weiter die Feldwarten Hindenburg und Benz gemacht S. 27.

Im Jahre 1471 brach wegen der Lehns- und Erbfolge in Pommern zwischen dem Kurfürsten Albrecht und den Pommerschen Herzog ein Streit aus, der aber 1472 zu Prenzlau bey persönlicher Anwesenheit aller Interessenten, auch der Herzoge von Meklenb. wieder verglichen ist S. 30. Der Herz. Erich von Stettin hat damals das Lehn durch einen Handschlag von den Kurfürsten genommen. Ein neuer Hauptvergleich zwischen beiden vorgedachten Partheien kam hier ebenfalls 1479 am 2 Jul. zu Stande, wobey der Soldinsche vom J. 1466 zum Grunde gelegt ist, worin vorzüglich die Lehnsabhänglichkeit von Brandenburg völlig Pommerscher Seits zugestanden ist S. 32.

S. 34 ist eine testamentar. Urk. vom J. 1474 merkwürdig, nach welcher hier in Pommern schon damals ein päbstlicher *Nuntius* Antonius Conumbra vorhanden war.

Die Stadt geht 1483 größtentheils im Feuer auf, so Pauli unrichtig vom J. 1484 angegeben hat, wie die hier S. 37 angeführte, und No. 10 und 11 producirte Urkunden erweisen. Eine andere Urkunde von dem Kurfürsten Johann bestimmet, wie es in der Stadt wegen der Gerade und des Heergewetts gehalten werden soll. Sie ist vom Jahre 1486, und im Anhange No. 12. befindlich. Die Bierzinse, die der Kurfürst mit Bewilligung der Landstände zu Bezahlung der Landesschulden bekanntermaaßen auf dem Landtage 1488. einführte, und nur 7 Jahre dauern sollte, bis die Schulden bezahlt wären, ist auch hier am 9. Februar publicirt. Unter des Kurfürsten Nachfolgern ist sie auf weitere

Zeit nicht allein verlängert, sondern auch erhöhet, und zuletzt eine beständige Abgabe geworden. Sie betrug damals auf jede Tonne Bier (die ohngefähr 90 Berliner Maaß hält) 12 Pfennige, wovon die Städte zu ihrer Verbesserung 3 Pfennige bekamen S. 39. Die Prälaten und der Adel waren hiervon frey. Die hiesige Rolands Säule ist 1495 errichtet, wobey das Mährchen von dem Ruland, K. Karls des Grossen Schwestersohn, weitläuftig angeführt ist, obwohl der Verf. an dem alten Ursprunge, der wider alle Kritik läuft, selbst zweifelt, mithin sicher wegbleiben konnte S. 40 ꝛc. Merkwürdiger aber ist, daß vormals auf 2 großen, nahe am Roland liegenden Steinen, die Delinquenten decolliret worden, und noch 1608 davon ein Beispiel angeführet ist. Ein Sturmwind warf den Roland 1737 in Stücken, und weil man zu Berlin, wie es vernünftig war, eine neue Errichtung der Kosten halber nicht verstatten wollte, begieng man die Thorheit, und ließ aus dem Rumpf einen Leichenstein, wie der Verf. schreibt, hauen, mit der lächerlichen Inschrift: Hic jacet statua Rolandi erecta hoc loco A. MCCCCVC. dejecta viribus venti A. MDCCXXXVII. *sepulta* A. MDCCXLIII. Monumento hoc ex ipsius *trunco* fabrefacto. Noch nicht genug. Im J. 1783 ließ man aus dem sogenannten Leichenstein eine mit einer Urne gezierte Pitamyde verfertigen, woran blos die Jahre der Errichtung, der Dethronisirung und der geschehenen Erneuerung dieses Epitaphii bemerket worden, sind eigne Worte des Verfassers. Noch mehr auf des Rolands seinem Schwerdt, so noch auf dem Rathhause aufbewahret wird, ließ man nachstehende elende Reime hauen:

Roland der große Held,
Berühmt in aller Welt,
Hat mich geführt in seine Hand
Wie jetzt jedermann bekannt.
Doch im 1737ten Jahr
Ein ungemeiner Sturmwind war,
Da ist mein Herr mit umgekommen,
Und ich bin nun hier aufgenommen.

Wohl hätte der Verf. gethan, wenn er alles dieses zur Ehre des damaligen Raths weggelassen hätte, weil sowohl die elende lat. Inschrift, wie diese schlechte teutsche Reime, die dem 16ten Jahrhunderte ähnlich sind, und die ganze Behand-

handlung mit dem zertrümmerten Roland, von der kleinen Denkungsart der damaligen Rathspersonen offenbar zeugen. Ein ander Mährchen kömmt noch S. 41 von dem Pozlower Roland hinzu.

Die Stadt machte im J. 1507 eine wichtige Erwerbung mit dem damaligen wüsten Dorfe Buchholz, nebst der Haide, dem Schulzengerichte ꝛc., welches sie von einem dasigen Bürger, Martin Klinkebeil, für 50 Fl. gangbare Münze erkaufet, so der Kurfürst Joachim I. bestätiget hat S. 44. Sie litte hergegen 1515 wieder durch einen starken Brand, welches den Kurfürsten Joachim I. bewogen, selbst dahin zu kommen, und zum Aufnehmen der Stadt ein weitläuftig Statut derselbigen zu ertheilen, so hier S. 47 ꝛc. extrahirt ist, und besonders gegen den Aufwand bey Hochzeiten, Kindtaufen, wie auch bey den Gilden und Gewerken ꝛc. gerichtet ist, und gute Ordnung im Rath sowohl, als in der Polizey ꝛc. vorschreibt. Irrig ist es, wenn der Verf. S. 50. glaubt, daß der kleine Zoll, den der Kurfürst damals 1515 der Stadt von jedem fremden Wagen, der zur Stadt kömmt, unter dem Ausdruck: two Fierken tue *Dessel Pfenning* — zu nehmen, gegeben hat, daß nämlich, wie er meint, davon das Stätegeld so bey den Jahrmärchten von jeder Krambude gegeben wird, herstamme. Die Benennung Stätegeld zeigt schon an, daß der fremde Krämer solches für die Freiheit, seine Waare auf der Städte feil zu haben, bezahlt. Dieser Zoll aber bedeutet nach dem Ausdruck des Zollprivilegii einen Deichselzoll (*Dessel*) oder Wagenzoll.

Der Kurfürst ordnete auch hier 1520 ein Justizkollegium unter dem Namen eines Quartalgerichts an (wie in der alten Mark auch gewesen ist), so dreimal im Jahre gehalten ist. Dieses war von dem Hof- und Landgerichte unterschieden, doch präsidirte hierbey auch der Ukermärk. Landvogt S. 51. Nachher ward es 1706 mit dem Hof- und Landgerichte vereiniget, und erhielte 1734 den Namen des Ukermärkischen Obergerichts, wie solches in der alten Mark auch geschehen ist. In den Jahren 1522 und 1526 wurden hier Tractaten gepflogen zwischen dem Kurfürsten Joachim I. und den Herzogen von Pommern wegen der Belehnung, die Herzog Boguslav X. von dem Kaiser Karl V. genommen hatte. Sie waren fruchtlos, und erst 1529 verglichen sich die Herren selbst persönlich in Grimnitz S. 52. Von

der Rangordnung der Hauptstädte der Kurmark, und wie es bey dem Votiren gehalten wird, hat der Verf. die beiden Städte Salzwedel ganz vergessen, die doch einen hohen Rang haben S. 52, wie die Rangordnung der Städte vom J. 1521. bey dem Lenz, *Brandenb. Urkund. II. Theil p.* 771. besaget.

Im J. 1539. ist die Reformation hier eingeführt, und 1543 die erste Kirchenvisitation gehalten worden, wobey den 4 Pfarreien 1 Superintendent und 4 Kapelläne angestellet worden S. 55. Merkwürdig haben wir die Gewohnheit bey den damaligen Geistlichen gefunden, daß bey den Hochzeiten der Pfarrherr allemal des Morgens die Brautsuppe vor der Trauung in sein Haus bekommen, ja der V. bringt in der Nota S. 57. ein Beyspiel von einem Dorfpriester zu Pozlau an, der sogar im Besitz des Gebrauchs war, daß die Braut selbst vor der Trauung ihm in die Sakristei die Suppe bringen mußte. Wer weiß was der Pfaffe sonst noch aus einem alten Gebrauch erlangt hat, daß mancher gewünscht, in Pozlau Pfarrherr zu seyn. S. 58. ist ein Privilegium des Markgr. Waldemars angeführt, nach welchem innerhalb 2 Meilen um die Stadt keine Mühlen neu erbauet werden dürfen, so der Stadt auch noch jetzo gehalten wird, obwohl kein Original des Privilegii mehr vorhanden ist, doch ist 1544. darauf erkannt, und in einem Revers solches angeführt, daher es damals noch muß vorhanden gewesen seyn. Ein ganz unglaubliches Mährchen, weil doch lange keines vorgekommen, konnte sich der Verf. S. 59. doch nicht entbrechen hieher zu setzen, zumal wie er kurz vorher sagt, ihn die Urkunden auf eine Zeitlang verlassen hätten, diesen Mangel will er also dadurch leider invita Minerva ersetzen, wobey er die Anmerkung macht, daß die Alten den Angelus, der reich an solchen Sachen, fleißiger gelesen hätten.

Noch ein spätes Beispiel von Befehdungen zwischen den Herren von Flens und ihren Ackerknechten an einem, und den Ackerknechten der Stadt Prenzlow am andern Theil, findet man hier S. 61. beschrieben, wo erstere den Kürzeren gezogen, in die Stadt gefangen gebracht, und der Kurfürst deswegen weitläuftige Untersuchung anstellen lassen, doch ist die Stadt leidlich davon gekommen. Die Kämmereyrechnung an Einnahme betrug in den Jahren 1567—69 jedes Jahr

über

über 4400 Fl. so in der Zeit eine ansehnliche Einnahme ist S. 64.

II. Abschnitt, vom Anfange der Regierung des Kurfürsten Johann Georgs bis auf jetzige Zeit S. 69 ꝛc. Im J. 1571 Zwist zwischen dem Rath und der Bürgerschaft, der aber doch bald zum Vortheil des ersten geendiget S. 69 — Neue Statuten, die sehr ausführlich sind, hat die Stadt 1577. erhalten, worin die vom J 1515 zum Grunde gelegt sind. Den Inhalt kann man hier S. 74 ꝛc. finden. Hierin kommen besondere zum Theil lächerliche Gebräuche vor, die man daselbst nachlesen kann, weil hier kein Raum dazu ist. Kurfürst Johann Georg gab 1583. der Stadt ein ansehnlich Privilegium, daß niemand daselbst liegende Gründe kaufen und besitzen solle, der nicht zugleich Bürger sey, und bürgerliche Lasten trüge S. 82. No. 17. Eine neue Kirchenvisitation ließ der Kurfürst Joachim Friederich 1600 halten S. 85. Die Stadt kaufte im J. 1616 das ansehnliche Rittergut Schönwerder für 10,000 Pommersche Fl. von Dieterich von Holzendorff. Selbiges giebt jetzo 1651 rthl. Pacht.

Der Kurfürst überläßt 1619. der Stadt die völlige Gerichtsbarkeit, und erhält seine Obligation zurück, nach welcher ihm die Stadt vor 12 Jahren 1000 rthlr. zur Reise nach Heidelberg zum Kurfürsten von der Pfalz (wegen der Jülich und Bergischen Succession sich mit selbigem zu besprechen) zinsbar vorgestreckt hatte S. 88. Diese Erwerbung hat dem Kurfürsten überall enorme Summen gekostet, und ist ihm theuer zu stehen gekommen, wie seine particul. Geschichte erweiset. Die dänische Schuldpost von 200,000 rthl. gehört auch hieher ꝛc. Bey dieser Gelegenheit erhielte die Stadt noch mehrere Privilegia, die hier S. 89 angezeigt sind. Im J. 1626 betrugen die Einkünfte der Stadt nach den Kämmereiregistern auf 11913 rthlr., wirklich eine ansehnliche Einnahme für eine landsäßige Stadt S. 93. In dem 30jährigen Kriege erlitte die Stadt, wie alle Städte, große Drangsalen, die hier S. 94 u. f. w. erzählet sind, wobey der Verf. S. 96 anführt, daß das Geschlecht der Herren von Arnim, die um die Stadt viele Güter haben, bey der Gelegenheit, daß der kaiserl. General von Arnim, ihr Vetter, hier commandirte, sich vieles angemasset, und die Stadt auch gedrückt habe. Wie denn auch der Kurfürstl. Kriegeskommissarius,

rius, Adam von Winterfeld, sehr hart mit ihr verfahren, und sogar 300 rthlr. Tafelgelder von der Stadt verlanget hat, die gleich nachher auf 500 rthlr. gestiegen sind, und weil er auch den Schweden zu viel günstig war, gieng er heimlich nach Stettin, worauf aber der Kurfürst seine Güter in Beschlag nehmen ließ S. 101. Zur Kontribution mußte die Stadt monathlich 7500 schwere Gulden geben, wobey die Pest außerordentlich darinnen wütete, welches sie aber von Einquartierung befreiete. Endlich besetzte der König Gustav Adolf im Anfange des 1631 Jahrs die Stadt, doch etliche Jahre nachher herrschten die Kaiserlichen Völker schon wieder hier, und die größte Hungersnoth regierte 1639 hier, wie in der ganzen Mark S. 105. Doch schlug der Kurfürst, auf geschehene betrübte Vorstellung, die Erlassung der Kriegesmezgelder 1639 völlig ab S. 107. Sein Nachfolger, der Kurfürst Friedrich Wilhelm, ließ darauf 1643 den elenden Zustand der Stadt durch eine eigne Kommission untersuchen, aus deren Berichte erhellet S. 108, daß die Stadt bis ans Jahr 1626 an bewohnten Feuerstellen 787 stark war, worin 1100 Bürger wohnten. Bey der Untersuchung fand sich, daß nur noch 107 Häuser bewohnt, 314 völlig leer, und 366 völlig geschleift waren. Man fand ferner, daß die Stadt in 18 Monaten blos an die Kaiserl. Völker in den Jahren 1628. 1629 und 1630 eine Summe von 105000 rthlr. bezahlet hatte, außer was nachher an die Schweden und Kaiserlichen in den folgenden Jahren gezahlet worden S. 109. Enorm sind die Summen, die damals in dem grausamen Kriege von den Städten aufgebracht sind, und noch weit größer die Verwüstungen, die er angerichtet, woran die Schweden gleich großen Antheil haben, obwohl sie Freunde waren u. s. w. Die Schuldenlast der Kämmerey betrug 1661. 90,000 Fl. vor dem Kriege war sie davon gänzlich frey.

Von der Schiffbarmachung des Uckerstrohms, und dem Vortheil, so die Stadt davon haben würde S. 118 f. — Im J. 1687 sind auch hier eine gute Anzahl französischer Flüchtlinge angesetzt, die besonders hier den Tabacksbau in Gang gebracht haben, und jetzo eine eigene Kolonie formiren, die ihren eigenen Richter, Prediger und Schule hat S. 120 f. Eine Kompagnie von den *Grands Mousquetairs*, die der Kurfürst von den in Frankreich verabschiedeten 1687 errichtete, lag hier in Quartier. Sie war 60 Mann stark, und

und bestand aus lauter französischen Edelleuten, wovon jeder Gemeine monatlich 10 rthlr. Gage bekam, und in der Armee Lieutenantsrang hatten. Der König Friedrich Wilhelm hob sie 1714. nebst der andern, die in Fürstenwalde lag, wobey der Marschall von Schomberg Oberster war, völlig auf. Der Aufwand war auch zu groß, und es ist auffallend, daß beide Kompagnien ihr Quartier nicht in Berlin hatten, da sie doch eigentlich nur zum Staat gehalten sind.

Der Zustand der Einwohner war im J. 1699 dieser. An bewohnten Häusern waren 620, davon über die Hälfte neu gebauet, und 70 wüste Stellen. 3000 teutsche und 450 französische Einwohner und Pfälzer. Im Jahre 1724 existirten hier schon 802 Häuser, die Accise betrug 14713 rthlr. und die Kämmereieinnahme 10743 rthlr., woraus wir bemerken, daß seit dem 1661 Jahre die Stadt sich stark erholet hat, S. 138. Sie erhielte auch 1734 ein rathhäuslich Reglement, nach welchem der Rath aus einem Director, 2 Bürgermeistern, 2 Kämmerern, 4 Senatoren und einen Secretario bestehen soll, woraus es auch noch jetzo besteht, und die freie Wahl seiner Mitglieder hat S. 139.

S. 141. finden wir über die 1751. am 16. October zu Prenzlau geschehene Geburt der jetzigen regierenden Königin von Preußen (der jetzige Landgraf von Hessen-Darmstadt stand damals mit seinem Regiment daselbst in Garnison), den Hrn. Verfasser so außerordentlich declamirend, daß wir nicht wissen, ob wir ihn für einen Lobredner oder Geschichtschreiber halten sollen, weil er aber nach dem Titel eine Geschichte seiner Vaterstadt schreibt, so will er doch nur den letzten machen; aber dergleichen Declamationen, wie hier, sind weit unter der Würde eines Geschichtschreibers. Man erstaunt über die leeren schmeichlerschen Ausdrücke: Laßt uns geliebte Mitbürger versuchen, die vortrefflichen Eigenschaften desselben (Ehepaars), wenn auch nur mit matten Farben zu schildern! — Und würde wohl selbst der Pinsel eines Raphaels, eines Tizian, eines Hackerts (quid Saul inter prophetas!) diesen Gegenstand vollkommen erreichen? Tretet auf, ihr Greise und Männer, und zeiget voll Danks von der Güte, Leutseligkeit und Freigebigkeit dieses großen Fürsten! — Und ihr Mütter, ich sehe Thränen des Danks und des Traurens euren Augen entschlüpfen. Laßt auch mich erst eine aus dem meinigen verwischen! — Eine

ganze Seite voll Ausdrücke, für den Geschichtschreiber völlig ganz unschicklich, und für den Panegyristen viel zu matt. Viel erhabner konnte man alles dieses, so hier zwey Seiten einnimmt, in wenig Zeilen ausdrücken, wenn der Verf. nur von Ferne einen kraftvollen historischen Styl gekannt hätte.

Gleich darauf folgt das Schicksal der Stadt in dem 7jährigen Kriege S. 143. Sie hat in selbigen von den Schweden zwar verschiednes gelitten, doch aber allezeit erträglich. Ohne uns darüber einzulassen, schreibt der Verf. S. 143, wodurch der damalige Schwedische Rath bewogen worden, die feindliche Parthey unsers großen Friedrichs zu vermehren, bleiben wir blos bey dem stehen, was unsere Stadt betroffen u. s. w. Wie hätte ihm denn auch die Untersuchung einfallen können, bey der Geschichte von Prenzlau? Indessen sind hier gute Nachrichten von dem damaligen Betragen der Schwedischen Völker angeführt, woraus, wie so schon bekannt ist, noch mehr bestärket wird, daß sie in dem Kriege eine sehr kleine Rolle gespielet haben, die ihren alten Ruhm ziemlich verdunkelt hat, weil jedermann weiß, daß ein ganz kleines Korps Preußen unter dem General Belling, die über 20,000 Mann starke Schwedische Armee beständig in Respect erhalten hat. Nach einer hier S. 155 angeführten Berechnung hat in den 4 Jahren doch die Stadt an die Schweden an baarem Gelde, Fourage, Vieh ꝛc. bezahlt und geliefert 136791 rthlr. Hierauf folgen S. 157 f. wieder erbauliche Beschreibungen von allen den Feierlichkeiten, die 1771. bey der Durchreise des Königs von Schweden, Gustavs III. und der verwittweten Königin Ulrika, hier vorgegangen sind. Noch mehr von dieser Waare ist S. 159 u. 160. angebracht, wo die Landgräfin von Hessen-Darmstadt bey ihrer Zurückkunft von Petersburg, Prenzlau passirte, wobey wir auch gewahr werden, daß der Hr. Verf. bey der Gelegenheit — einen schön gearbeiteten silbernen Degen, und einen Stock mit goldenem Knopf von der Frau Landgräfin erhalten, weil er, wie er schreibt, die Adjudantur bey dem Bürgerkorps versehen S. 160. Wer will das wissen? Auch die weitläuftige Beschreibung von dem kleinen Luftballon, den der dasige Apotheker 1784. steigen lassen, konnte sicher wegbleiben, weil die gegenwärtigen Einwohner der Stadt ihn steigen gesehen, und für die

Nach-

Nachkommen die Nachricht unbrauchbar ist, wenigstens paßt hierauf der zuletzt angebrachte große Gedanke des röm. Schriftstellers nicht: „Et pius est, patriae facta referre, labor.“

Nun folgt ein Anhang von 21 Urkunden, der schätzbar ist, weil die mehresten von Originalen abgeschrieben sind, wenigstens nach der Anzeige. Wir wünschen, daß der Abschreiber sie richtig gelesen hat. Gleich in der Urk. Nro. 3. worin der Markgraf Johann die Streitigkeiten der Bürgerschaft mit dem Rath schlichtet, und einen neuen Rath einsetzt, ist die abgedruckte Unterschrift des Protonotarii schon verdächtig: Ex. Dom. *Manfricius* Iohannes Sommer Protthonotarius. Der Name *Manfricius* ist gewiß unrecht gelesen. Wahrscheinlich steht in dem Original: Ex mandato Dni Marchionis Iohannes Sommer prothonotarius, wie die Unterschrift in andern Urkunden von ihm lautet. Wir bitten den Herrn Verf. dieserwegen das Original nochmals genau nachzusehen, und in dem folgenden Theile dieserwegen Anzeige zu thun. Merkwürdig ist die Urk. Nro. 6, worin der Kurfürst Friederich II. im J. 1468 die Stadt ersucht, ihm bey einen beyorstehenden Kriege mit allerley Lebensmitteln beyzustehen u. s. w. In der Urk. vom J. 1465. verkaufte derselbe an die Stadt die wüsten Dörfer Hindenborg und Benze, nebst dem Radensberg mit 2 Seen. An selbiger hängt ein prächtig wohl conservirtes Reutersiegel des Kurfürsten, da diese Gattung von Siegeln bey dem Brandenburg. Hause sehr selten sind, so hätten wir gewünscht, daß der Verf. selbiges genau zeichnen und abstechen lassen, weil, so viel dem Rec. bekannt, vom Kurfürsten Friedrich II. noch kein Reutersiegel abgestochen ist, indem dasselbige Tab. VIII. Nro. 18. in des Hrn. Grafen von Herzberg Abhandl. von den alten Siegeln der Markgrafen von Brandenb. und in Oetters Geschichte der Burggrafen von Nürnberg S. 567. dem Kurfürsten Friedrich I. gehöret. Beide sind als Majestätsiegel dieser Herren anzusehen, indem sie solche in den Urkunden, woran sie hangen, also auch genannt haben. Vielleicht erfüllt der Hr. Verf. im folgenden Theile unser Bitten, zumal er doch die Denarien abstechen läßt. No. 9. enthält eine genaue Verordnung des Kurfürsten vom Jahre 1465, wie es bey den Verlöbnissen und Hochzeiten in der Stadt gehalten werden soll, worin er viele Mißbräuche abschafft. Darin steht unter andern: Ock schall man nicht

mer

mer *Droſten* hebben. Unter dem Wort *Droſte* verſteht der Verf. in der Nota den Troß, da doch ganz klar das Wort in ſeiner eigenen Bedeutung *Droſt i. e. Dapifer*, Truchſes hier genommen iſt, auch in der Bedeutung in alten Hochzeitordnungen genug vorkömmt.

Ungeachtet der V. mit unſerer Recenſion des I. Theils ſehr unzufrieden iſt, und in der Vorrede dagegen vieles einzuwandt hat, ſo finden wir doch nicht, daß er uns darin vom Gegentheil überzeuget hat. Wir beſtehen noch einmal darauf, daß im Original, wenn ſie ächt, und kein grober Schreibfehler vorhanden iſt, unmöglich ſtehen wird: No. 6. Iohannes et Otto *primi* Marchiones Brandenb. wenn es auch noch ſo viele Kenner und große Meiſter in der Diplomatik verſichern. Daß die Markgrafen aus keinerley Urſachen ſich ſo ſchreiben können, haben wir in der vorigen Recenſion gezeiget, und mehr wie 20 Urkunden können auch angeführt werden, worin ſie ſich nicht *primi* genannt haben. Auf *Walthers Lexicon dipl.* ſich zu berufen, fällt einem alten Diplomatiker lächerlich, und die bekannten Recenſionen in den wöchentlichen Nachrichten bleiben größtentheils nur auf der Oberfläche, und machen nur eine ſchlechte Schutzwehr. Kurz, wir haben mit Freimüthigkeit getadelt, und auch die Urſachen angezeigt, mithin nicht aus Tadelſucht und Partheilichkeit, und dieſes dient zur Beſſerung des Schriftſtellers.

Hk.

Sächſiſche Geſchichte für Kinder, von J. E. Witſchel. Zweyter Theil. Dresden und Leipzig, bey Hilſcher, 1785. 8. 334 Seiten. Dritter Theil. 1785. 376 Seiten. Vierter (und letzter) Theil, 1786. 304 Seiten.

Der Verfaſſer hat ſich durch unſer wohlgemeyntes, und auf Ueberzeugung gegründetes Urtheil über den erſten Theil ſeines Buchs (S. Band LXIV. St. II. S. 511 ff.) nicht abhalten laſſen, ſeine abgeſchmackte, elende Compilation fortzuſetzen und zu Ende zu bringen. Alle drey vorliegende Theile ſind dem erſten ähnlich, und faſt noch ſchlechter als dieſer. Man ſchlage auf, wo man wolle, und man wird dieſes Urtheil leider!

der! mehr als zu sehr bestätigt finden. Sogar Sprachfehler, grobe Sprachfehler, trift man fast auf allen Seiten an: und das soll ein Geschichtbuch für Kinder seyn! — Ganz unerwartet stößt man im dritten Theil, von S. 10 bis 76, auf eine sogenannte Kirchengeschichte von der Schöpfung an, bis auf Luthers Reformation; eine Einschaltung, die niemand hier verlangte, und überhaupt niemand gebrauchen kann. Das ganze Buch ist zu sehr unter aller Critik, als daß sich ein sachkundiger Leser die Mühe nehmen könnte, es näher zu beleuchten. Möchten doch dergleichen unberufene, zur Geschichte auf immer verdorbene Stoppler sich ihr Brodt auf andere Art zu erwerben suchen, oder wenigstens die Jugend nicht so unverantwortlich verwahrlosen!

M.

Beyträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlands. Vom Hrn. Rudolf Schinz, Pf. Fünftes Heft. Zürich, bey Füßli, 1787.

Dieses 14 Bogen starke Heft handelt ganz von der Haus- und Landwirthschaft, also von der Haushaltungskunst, der Viehzucht, dem Acker-, Stäb- und Wiesenbau, der Baumzucht, Bienenzucht, dem Seidenbau und Fischfang u. s. w. in der Italiänischen Schweiz. Für Freunde der Landökonomie muß es eine interessante und nützliche Lektüre abgeben. Andere Leser hergegen werden den Inhalt dieses weitläuftigen Stücks zu einförmig finden, da der Verfasser sonst bisher für das Vergnügen mehrerer Leserklassen gesorgt hat.

Up.

Neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen, oder Beyträge zur nähern Kenntniß der Länder, Menschen und andern nützlichen Sachen. Erster Theil. Münster und Osnabrück, bey Perrenon. 1787. 360 S. 8.

Eine Sammlung, wie so viele in unsern itinerarischen Zeiten gemacht werden, ohne zusammenhängenden Plan, und ohne

ohne bestimmten Zweck. Neu mögen die Reisen wohl seyn, wenigstens die durch die Provence; aber woher sie der Herausgeber hat, ob aus dem Original, oder einer schon vorhandenen Uebersetzung, kann Rec. nicht sagen. Denn es wird weder in einer Vorrede, noch in einer einzigen kleinen Anmerkung darüber Auskunft gegeben. Alles also, was man, ohne weitläuftiges Nachsuchen, welches der ganze Plunder nicht werth ist, davon sagen kann, besteht in dem, was auf dem (hier abgekürzten) Titel steht, wo man, wie auf dem Schilde einer Schenke, alles benannt findet, was da ausgeschenket wird. Demnach enthält dieser erste Theil, der ohne allen Schaden der Litteratur auch der letzte seyn kann, 1) kleine Reisen in verschiedene Gegenden der Provence, vom Hrn. Doktor Darluc zu Aix, als a) kurze Beschreibung von den Gränzen und dem Umfange dieses Landes. (Der Umfang wird in Quadratmeilen angegeben.) b) Kleine physikalische und mineralogische Reise nach Apt, auf den Berg Ventoux, nach Carpentras, Orange u. s. w. c) Reise auf den Berg Ste. Victoire und nach einigen andern Gegenden in Provence. d) Beschreibung der Kanäle um Istres, und der dasigen Merkwürdigkeiten. e) Uebersicht der Felder von Camargue und Crau, der dasigen Pflanzen und Gewächse, sammt Beobachtungen über die Schaafheerden, und die Schaafzucht in dieser Gegend. (Die meisten Bemerkungen des Hrn Darluc betreffen die Naturgeschichte, vorzüglich Mineralogie und Botanik, welche außerhalb des Gerichtsbezirkes des Rec. liegen. Doch könnte auch für die Erdbeschreibung etwas weniges geärndtet werden, wenn die Glaubwürdigkeit des Verfassers hinlänglich erwiesen wäre. Zudem haben wir über die Provence Werke, von so anerkannter Autorität, daß man Hrn. Darluc leicht missen kann.) Nachrichten von der Insel Gozzo. (Von diesen allein erfahren wir, daß sie aus den Briefen des Herrn Grafen von Borch gezogen sind.) Reise nach dem Vesuv. (Aus dem Englischen, und doch ganz unbedeutend.) Beobachtungen über Guinea, oder historisch-physikalische Uebersicht der westlichen Küste von Afrika. Das Aeußere dieses Buchs entspricht dem Innern ziemlich, und viele Stellen sind entweder widersinnig übersetzt, oder durch Druckfehler entstellt.

Re.

Neue

Neue Quartalschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen gezogen. 1787. Drittes Stück. Berlin, bey Wewer. 9¼ Bogen in gr. 8. Viertes Stück. 12 Bogen.

Die Artikel dieses Stücks sind folgende: 1) Ueber Religion, Aberglauben, Character, Sitten und Gebräuche der Wallachen in der Moldau, Wallachey und Beßarabien, aus Sulzers Beschreibung des Transalpinischen Daciens, S. 1 — 64. Wir finden sonst an den Beschreibungen der Sitten wilder Völker, die in den meisten Lesebüchern so gewöhnlich sind, keinen Geschmack: haben aber diesen Auszug mit vielem Vergnügen gelesen. Auffallend ist die Nachricht von der Grausamkeit der Wallachen, zur Bestätigung des letzten Wallachenaufstandes in Siebenbürgen. 2) Züge aus dem Privatleben des Hyder Aly, S. 65 — 84. 3) Fortsetzung der Heyrathsgebräuche der ungesitteten Völker unsrer Erdkugel; diesmal der Hindous, bis S. 104. 4) Die Küste Koromandel und ihre Bewohner, aus Sonnerats Reise nach Ostindien und China. Bey Nagapatnam hätte doch hinzu gesetzt werden können, daß der Ort itzt nicht mehr den Holländern gehört. Der naturhistorische und statistische Anhang enthält: die Volksmenge Englands, aus Wendeborns Zustand des Staats von Großbritannien, und den wilden Hahn und die wilde Henne, aus Sonnerats Reisen. Wir enthalten uns, von allen diesen Artikeln, die selbst Auszüge aus bekannten Büchern sind, neue Auszüge zu liefern: und bey solchen Schriften wenigstens ist die Inhaltsanzeige die beste Recension.

Im vierten Stück findet man 1) eine sehr vortheilhafte Nachricht von den **Quäkern in England**, wieder aus Wendeborns Zustand des Staats ꝛc. von Großbritannien. 2) **Brief über den Zustand der Negersclaven auf der Insel Frankreich** — aus der Reise eines franz. Officiers nach den Inseln Frankreich und Bourbon — denjenigen zu empfehlen, die sich bisher aus dem sogenannten Gesetzbuch, haben überreden lassen, daß der Zustand der Negern in den französischen Colonien milder, wenigstens erträglicher, als in den Englisch Westindischen Inseln, sey. 3) **Von der Insel Madagaskar,**

aus

aus Sonnerats Reise. 4) Pracht und Aufwand von Wien aus den Skizzen von Wien. 5) Die Araucker in Chile, aus Vidaures Geschichte des Königreichs Chile. 6) Bettler und Bauern in Bayern, aus der Reise durch den Bayrischen Kreis. Der statistische Anhang liefert Anmerkungen über die Englische Staatsverfassung, aus dem Wendeborn, die eben nicht zu ihrem Vortheil ausfallen; der naturhistorische aber, Nachricht von dem Wachsbaum und den Ameisen in Amerika. Endlich folgt noch ein drey Bogen langer Auszug aus Büschens Reise durch einen Theil der vereinigten Niederlande. Solche leicht zu habende Schriften aber, wie diese Reise, so wie auch die Skize von Wien ist, sollte der Verfasser billig nicht in den Plan seiner Quartalschrift ziehen.

Ag.

Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik; herausgegeben von Peter Florenz Weddingen — Zehntes Heft. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1787. 11 Bogen, in 4.

Liefert zehn, meistens ganz nützliche Artikel, zum Theil chorographischen Inhalts. Die beyden erheblichsten sind, unsers Erachtens, die den Jesuiten Friedrich Spee betreffenden Nachrichten, und die zusammenhangende Erzählung der Begebenheiten, welche den neuerlichen Hessischen Ueberfall der Grafschaft Schaumburg lippischen Antheils veranlaßt haben, oder vielmehr als Veranlassung dazu sich mußten brauchen lassen. Diese, fleißig und mit gehöriger Genauigkeit gearbeitete Abhandlung ist in diesem Hefte abgebrochen, und soll im nächsten fortgesetzt werden. Doch wird hier, wie es scheint, weiter nichts, als ein neuer Abdruck dieser vor kurzem zu Bückeburg in Folioformat erschienenen Schrift geliefert, ungeachtet der Herausgeber gar nicht erwähnt, daß sie schon besonders gedruckt ist.

Um.

Hector

Hector Wilhelm von Günderrode sämmtliche Werke, aus dem deutschen Staats- und Privatrecht, der Geschichte und Münzwissenschaft — herausgegeben von D. Ernst Ludwig Posselt. Erster Band. Leipzig, bey Jacobäer, 1787. 8. 34 Bogen.

Schon früh zeigte sich Hr. v. G., auch als Gelehrter, auf einer sehr vortheilhaften Seite, und es war für die deutsche Geschichte und Staatskunde ein wahrer Verlust, daß er der Welt so zeitig entrissen wurde. Er starb im May 1786, in der schönsten Blüthe, kaum 31. Jahr alt. Viele seiner zum Theil sehr schätzbaren, dem Geschichtforscher wie dem Rechtsgelehrten interessanten, Schriften waren bisher schon einzeln und zerstreut in den Händen des Publikums; mehrere blieben noch ungedruckt liegen. Der Beyfall, den jene fast durchgängig erhalten hatten, und diese erwarten durften, bewog nach dem Tode des Verfassers seinen gelehrten Freund, Hrn. D. Posselt zu Karlsruh, sie in eine Sammlung zu bringen: und gewiß hat letzterer seine Verdienste um die deutsche Litteratur hierdurch nicht wenig vermehrt. Der vorliegende erste Band enthält folgende schon gedruckte, aber hier größtentheils verbesserte, und mit Zusätzen bereicherte, Abhandlungen: 1) Geschichte des röm. Königs Adolf von Nassau; 2) Geschichte des röm. Königs Rudolf von Habsburg; 3) von der Staatsverfassung des deutschen Reichs unter Otto I.; 4) deutsches geistliches Staatsrecht unter Otto I.; 5) über Otto's I. Freygebigkeit gegen die Geistlichen; 6) von den Ursachen, welche den Verfall der Eintheilung Deutschlands in Gauen veranlaßt haben; 7) Beantwortung der Frage: wie und wenn die vier alten weltlichen Erzämter erblich geworden sind? 8) über die vormaligen Vorrechte der rheinischen Pfalzgrafen bey den deutschen Königswahlen; 9) Erläuterungen zur Geschichte des deutschen Städteadels. Die vorzüglichsten unter diesen Aufsätzen sind die Geschichte Adolfs von Nassau, und die Geschichte der Erzämter: einige, besonders No. 1. 3. 6 und 8, haben, wie sich bey der Vergleichung mit den ersten Ausgaben leicht entdeckt, Zusätze von Wichtigkeit erhalten. Der Herausgeber beurtheilt den schriftstellerischen Character seines verstorbenen Freundes ganz

unpartheyisch selbst. „Der geduldigste Fleiß," sagt er in der Vorr. S. 4, „mit seltenem Scharfsinn gepaaret, vertraute „Bekanntschaft mit dem Geist des mittlern Zeitalters, stren„ge Wahrheitsliebe, und vor allem jene geräuschlose Aufzäh„lung der neuen, oder doch von ihm mehr ans Licht hervorge„zogenen Resultate seiner Forschungen sind die unverkennbaren „Züge desselben." So treffend diese Zeichnung im Ganzen seyn mag, so dürfte doch wohl mancher Kenner noch behaupten, daß Hr. v. G., bey seinen unläugbar scharfsinnigen Untersuchungen, manchen ihm nahe liegenden Gesichtspunct übersahe, und manche von andern gemachte Bemerkung nicht benutzte und weiter verfolgte. Hr. P. scheint mit des Verfassers historischem Stil nicht zufrieden zu seyn, ob er ihm schon das „Lob der Reinheit und der Würde, und eines be„scheidenen Schmucks, das ihm in vorzüglichem Grade ge„bühre," nicht versagen will. (Vorr. S. 5.) Aber was verlangt Hr. P. doch mehr zum ächten historischen Stil? Er erklärt sich hier darüber, hat es auch an einem andern Orte schon gethan. S. dessen Rede über Historiographie, Carlsruh 1786. Aber sollte dieser romanhafte, überspannte Ton in der Geschichte Mode werden, was wird alsdenn unsere Geschichtkunde seyn? Sollen wir den itzigen Geschmack in der Geschichte mit dem Geschmack eines Voltaire, Millot oder Condillac vertauschen? Gewiß geht Hr. P. in seinem, sonst rühmlichen, Enthusiasmus für die Alten zu weit. Uebrigens ist diesem ersten Theil eine Lebensbeschreibung des Hrn. v. G. vorgesetzt, die von ihm selbst angefangen, und von seiner hinterlassenen, edlen Gattin, geendigt worden ist, und nicht nur dem Litterator, sondern auch jedem Leser von Geist und Herz interessant und rührend seyn wird.

M.

Johann Bernoulli's — — Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntniß. Siebenter Theil. Leipzig, bey Beer. 1787. 20½ Bogen, 8.

Dieser Theil enthält folgende Aufsätze: 1) Gottfrieds Edlen von Rotenstein ökonomische und statistische Nachrichten von dem Königreich Ungarn 1786. Sie sind ange-

angenehm und brauchbar; nur wäre zu wünschen, daß sie in Ansehung einiger Gegenstände gründlicher, genauer, und etwas umständlicher ausgefallen seyn möchten. So würde man z. B. gern sehen, daß Hr. v. R. sich nicht damit begnügt hätte, zu sagen, wo die berühmten ungarischen Weine wachsen, wie sie heißen, und wie viel der Antal von jeder Sorte kostet; welche Gattungen von Fischen man dort antrift; daß die Schafzucht ungemein beträchtlich ist; wo Leinwandfabriken sich befinden ꝛc.; sondern daß er zugleich möchte bemerkt haben, wie man bey dem Weinbau in Ungarn verfährt, wie hoch sich der Gewinn von demselben beläuft; wie viel den Ungarn der Handel mit ihren Fischen, die Fuderweise nach Wien geführet werden, werth ist; von welchem Belange der Wollhandel ist; in welchem Verhältnisse der Werth der im Lande verfertigten Leinwand zu dem Werthe der ausländischen steht, die jährlich eingeführet wird, wie stark überhaupt die Summe ist, die durch die wenigen im Lande vorhandenen Manufacturen ersparet wird, und dergl. mehr. Das merkwürdigste in diesen Nachrichten ist ungefähr folgendes: Das Königreich Ungarn enthält 46 Städte, 363 Marktflecken, 8857 Dörfer, und 3800000 Einwohner (wahrscheinlich ist hier Siebenbürgen, Slavonien und Dalmatien mitgerechnet), unter welchen sich 77 gräfliche, 70 freyherrliche, und 36000 adeliche Familien befinden. Man führt jährlich 4 Millionen Metzen Getraide, 25000 Centner Taback, gegen 160000 Ochsen, und mehr als 45000 Schweine aus. Ein Paar Ochsen wird mit 80 Rthlr., und ein Schwein mit 20 bis 30 Fl. bezahlet. Der Seidenbau könnte in Ungarn sehr gut fortkommen, wenn mehr Fleiß auf denselben gewendet würde. Die ungarische Seide ist besser als die italiänische; der Hof hat zwar zur Emporbringung des Seidenbaues an alle Comitate und Städte Befehle erlassen, Maulbeerpflanzungen anzulegen, es geht aber noch schläfrig damit zu. Im J. 1784 sind an 12500 Pfund reine Seide gewonnen. Zu Schovar bey Eperies und in der Marmoraſch werden jährlich auf 600000 Centner Salz gegraben. Die ungarischen Bergwerke liefern alle Metalle, außer Zinn. Im Jahr 1775. ist an Gold, Silber und Kupfer für 5300118 Fl. 29 Xr. in Ungarn vermünzt worden. Schmölnitz in der Zips giebt jährlich 1000 Centner Cementkupfer, und alle oberungarischen Bergwerke liefern jährlich 21000 Centner Garkupfer. —

2) Thomas Gabrini, von der allmähligen Entstehung

der Berge. Der Verf. giebt das, eine ſucceſſive Operation unterhaltende Centralfeuer, und die Gewalt der Winde, durch welche der Sand aufgehoben, und an einen Orte geworfen, vom Regen benetzt, von der Atmoſphäre zuſammengedrückt, von der Sonne erwärmt, hiedurch gehärtet und zum Felſen umgeſchaffen werde, als die vornehmſten fortwährenden Urſachen des Entſtehens der Berge an, und er hat ſeine Hypotheſe, die nach des Herausgebers Urtheile ſchwerlich allgemeinen Beyfall erhalten dürfte, ſcharfſinnig genug vorgetragen. 3) Chriſtlob's Mylius Tagebuch ſeiner Reiſe von Berlin nach England 1753. Dritter und letzter Abſchnitt: Reiſe von Holland nach England, Aufenthalt in London, und Nebenreiſen in die umliegende Gegend bis den 23. Jan. 1754. Der Werth dieſer Reiſebeſchreibung iſt aus den vorhergehenden Abſchnitten bekannt, und ſie bleibt auch in dem gegenwärtigen ſich gleich. 4) Joh. Gottlieb Deichſel's Reiſe durch Deutſchland nach Holland und England in den Jahren 1717—1719. Zweyter Abſchnitt: Aufenthalt in Holland. Dies Tagebuch enthält allerley ganz amüſante, zum Theil nützliche literariſche und bibliographiſche Nachrichten, um welcher willen man die mit unterlaufenden unbedeutenden Kleinigkeiten gern überſieht. 5) Joh. Bapt. Paſſeri — — Geſchichte der Foſſilien bey Peſaro und den angränzenden Gegenden. Zweytes Sendſchreiben. Der Anfang dieſer Geſchichte ſteht im ſechſten Theile des Archivs. 6) Briefe des Herzogs Ernſt Auguſt von Weimar an den Doctor und Bergrath Henkel, nebſt einigen Antworten deſſelben. Sie hätte wohl mögen ungedruckt bleiben. Die chemiſche Liebhaberey des Herzogs leitete ihn, wie es ſcheint, auf Ideen, die ſich nicht realiſiren laſſen. Von der Bergwerkswiſſenſchaft dieſes Fürſten hatte Henkel ſelbſt keinen groſſen Begriff. Etwas erheblicher ſind 7) die Auszüge aus Briefen, von Joh. Fried. Bachſtrohm an den Bergrath Henkel, welche in den Jahren 1733—1741 geſchrieben ſind, und allerley bergmänniſche und philoſophiſche Materien betreffen. Von dieſen Artikeln ſind der zweyte und fünfte Ueberſetzungen aus dem Italiäniſchen, die übrigen aber Originalaufſätze, die hier zum erſten Male gedruckt erſcheinen.

Uw.

9. Philo-

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Elementarbuch für die lateinischen Schulen. Zweyter Theil. Verfertigt (zusammengetragen) von M. Jacob Fr. Klemm, Special-Superint. in Nürtingen. Stuttgart, Mezler, 1787. 8. 298 Seiten.

So viel wir uns erinnern, ist der erste Theil dieses Schulbuchs, von demselben Recensenten; des Verfassers hebräisches Elementarbuch aber von einem andern angezeigt worden. Dieser gegenwärtige zweite Theil des lateinischen Elementarbuchs ist in der innern Einrichtung dem vorhergehenden durchaus gleich. Eine Anzahl Aesopische Fabeln in Prosa machen den Anfang, dann folgt eine Auswahl aus Phädri Fabeln, nach dieser kommen Briefe aus dem Cicero und Plinius, nach diesen einige leichtere philosophische Betrachtungen aus dem Cicero, ferner Erzählungen aus dem Cicero, Gellius u. s. w. hauptsächlich aber aus dem Valerius Maximus, des Eutrops Epitome abgekürzt; ferner auserlesene Sentenzen des P. Syrus, endlich ausgesuchte Elegien ꝛc. des Ovids, Schilderungen aus Virgils Aeneis und etliche Oden des Horaz; unter welchen letzteren sich einige Notulen finden, anstatt des Vocabularii bey den übrigen.

In der Auswahl und Stellung der Stücke sehen wir nicht, daß auf etwas andres, als blos auf Mannigfaltigkeit gesehen worden sey. Zur Erleichterung für die jungen Leser dient hinter jedem Stücke (die letztern Dichter ausgenommen,) ein Vocabularium. Aber auch dies ist zu wenig belehrend für junge Leute eingerichtet. Bey vielbedeutenden Wörtern stehen die mancherley Bedeutungen hinter einander gehäuft, ohne daß genug darauf geachtet worden, wie eine aus der andern entspringt. Indessen wird das Buch immer viel Gutes stiften, weil es in den Schulen, wo es gesetzlich eingeführt ist, wenigstens verhütet, daß es den lernenden Knaben nicht an Exemplaren fehlen kann.

Methrophanis Critopuli, Patriarchae Alexandrini, Emendationes et Animadverſiones in *Io. Meurſii* Gloſſarium Graecobarbarum ex autographo nunc primum edidit *Io. Ge. Frid. Franzius*, Philoſ. et Med. D. ac P. P. Lipſ. cet. Stendaliae, ſumtib. Franzii et Groſſii, 1787. 8. 99 pagg.

Für die Byzantiniſche Staats- und Kirchenverfaſſung, um die mancherley Aemter am Hofe und in der Kirche deutlicher kennen zu lernen, und um eine Beihülfe zu haben, wenn man die Byzantiniſchen Geſchichtſchreiber las, war Meurſii Gloſſarium Graecobarbarum von großem Nutzen, und des allgemeinen Beifalls würdig, womit es, wie es zuerſt erſchien, aufgenommen wurde. Uns ſind drey Ausgaben davon bekannt. Die erſte, Leiden, 1610. 4. war noch ſehr unvollſtändig. Meurſius hat ſie ſelbſt mit 1800 neuen Artikeln vermehrt, wodurch ſich die zweite Ausgabe, Leiden, 1614. 4. unterſcheidet. Endlich erfolgte die dritte, in der Sammlung der ſämmtlichen Werke Meurſii, Florenz, 1744. durch Joh. Lami, und zwar im 4ten Bande. Lami hat verſchiedene neue Zuſätze aufgetrieben, theils aus dem Handexemplar eines Florentiniſchen Patriciers, Joh. Bapt. Doni, die unten am Rande dieſer Ausgabe angebracht worden, theils durch Mittheilung des ſel. Joh. Chph. Wolfs in Hamburg die Ergänzungen und Erläuterungen eines ungenannten Franzoſen, die man in der Vorrede des angezeigten vierten Bandes der Meurſiſchen Werke ſuchen muß.

Unerwartet, aber ſchätzbar ſind die Anmerkungen und Verbeſſerungen zu demſelben Buche, womit uns nun erſt Herr Prof. Franz in Leipzig, beſchenket hat. Nachdem ihn ein abweſender alter Freund in Briefen benachrichtigt, daß des griechiſchen Patriarchen Metrophanes Critopulus Bemerkungen zu Meurſii Gloſſarium Gr. Barb. auf der Pauliner Bibliothek in Leipzig verſteckt liegen müßten, gab er ſich alle Mühe, ſie aufzuſuchen. Anfangs war ſein Suchen vergeblich, und ſelbſt die Manuſcriptenverzeichniſſe von Fellet und Jöcher enthielten gar keine Spur derſelben. Endlich gerieth er auf den Gedanken, daß Critopulus ſeine Erläuterungen und Berichtigungen zu einem Exemplar des Meurſiſchen Gloſ-

ſarii

sarii beygeschrieben haben möchte, und traf wirklich das Handexemplar desselben an, von welchen er die Bemerkungen abschrieb, und unter dem oben angezeigten Titel herausgab.

Seit dem J. 1688, in welchem Charles du Fresne du Cange sein Glossarium ad SS. med. et inf. Graecitatis ans Licht treten ließ, ist freilich Meursii kleines Glossarium am Werthe sehr heruntergesetzt worden, dergestalt, daß derjenige, der das große besitzt oder zum Gebrauch erhalten kann, jenes kleinere für unbrauchbar ansehen wird. Dadurch haben nun natürlich auch des Critopulus Anmerkungen zum Meursius am allgemeinen Werthe verloren, so einleuchtend und groß derselbe im blossen Verhältniß zum Meursius seyn mag, oder würklich ist. Wenigstens muß erst durch eine Vergleichung mit du Cange entschieden werden, wiefern Critopulus auch für dessen Glossarium oder nach demselben etwas neues enthalte, oder zur Berichtigung desselben etwas beitragen könne. Hr. Franz hat es ohnfehlbar zu umständlich gefunden, diese Vergleichung selbst anzustellen.

Ohngeachtet es dem Titel und der Vorrede nach scheinen muß, daß das, was das angezeigte Büchlein enthält, einzig des Critopulus Bemerkungen sind, so wird man doch irre, so bald man die Anmerkungen selbst durchsiehet. Der größte Theil ist mit den Namensbuchstaben desselben M. C. bezeichnet. Bey einer großen Anzahl aber finden wir diese Namensbezeichnung gar nicht. Mehrere sind anonymisch; bey einigen stehet: *Reines.*; einmal *Gerlach.* Wir finden auch einmal auf du Cange verwiesen. Billig hätte Hr. Prof. Franz in seiner Vorrede hierüber eine Aufklärung geben müssen, ob er selbst mehreres zusammengesucht habe, oder ob etwa andere, nach dem Critopulus, zu demselben Exemplare des Meursischen Glossarii einiges beigeschrieben hatten?

In der Vorrede handelt Hr. Fr. von des Verfassers Leben und Schriften. Metrophanes Critopulus war Mönch im Kloster auf dem Berge Athos, und zuletzt Patriarch zu Alexandria. Er lebte in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, und zeichnete sich durch seinen Scharfsinn und durch seine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit desto mehr aus, je seltener diese unter den sogenannten Gelehrten seiner Nation und Kirche anzutreffen ist. Eine edle Lehrbegierde trieb ihn an, eine Reise nach England und

Deutschland zu unternehmen, um den Lehrbegriff der Abendländischen, besonders der Protestantischen Kirche genauer kennen zu lernen, wodurch er sich in den Verdacht einer Heterodoxie gesetzt. — Doch alle diese Lebensumstände enthalten bereits die bekanntesten Biographischen Werke. Das einzige Verdienst hat Hr. Franz, daß er das Schriftenverzeichniß des Metrophanes vervollständigt hat, in welcher Rücksicht, Litteratoren diese Vorrede nicht übersehen dürfen.

Fg.

Herrn Kirchenrath Strohs (Stroths) griechische Chrestomathie, in einer deutschen Uebersetzung. Leipzig, im Schwickertschen Verlage, 1783. 8. 10 Bogen.

Auf was für Albernheiten doch die Schreibsucht unsers Zeitalters verfällt! Eine Uebersetzung eines Schulbuchs, noch dazu einer bloßen Sammlung von kürzern und längern abgerissenen Stücken aus einer Menge von alten Autoren — wem in der Welt kann ein solches Machwerk nützen? höchstens dem faulen Schulknaben, der sich nach einer sogenannten Eselsbrücke umsieht, um seinen Lehrer betrügen, und die ihm aufgegebne Uebersetzung mit aller Gemächlichkeit abschreiben zu können. Höchst wahrscheinlich ist dies Buch nichts anders, als wirkliche Schülerarbeit, im eigentlichsten Sinn des Worts. Der junge Uebersetzer war nicht zufrieden, die Strothische Chrestomathie in seiner Schule exponirt, und zu seiner eignen Uebung schriftlich übersetzt zu haben; er wollte sich auch, gleich so vielen alten und jungen Schulknaben, durch den Druck verewigen, und ließ, weil er nichts bessers hatte, — sein Exercitium drucken. Wirklich ist auch die ganze Arbeit vollkommen eines Schulknaben würdig. Sie wimmelt von Fehlern aller Art, und es wäre verlorne Arbeit, wenn der Recensent itzt thun wollte, was billig der Lehrer des jungen Menschen hätte thun sollen, Schulexercitia zu korrigiren ist keines Recensenten Beruf.

Anakreons Lieder. Aus dem Griechischen. Von Joh. Friedr. Degen. Anspach, 1782.

Voran

Voran geht eine Abhandlung über Anakreons Leben und Dichtkunst, die außer dem allgemein bekannten auch manche eigne feine Bemerkung enthält, wiewohl der Vortrag zuweilen zu unbestimmt und wortreich ist. Der Uebersetzung selbst geben wir ohne Bedenken den Vorzug vor der 1776 zu Leipzig herausgekommenen, obwohl auch diese nichts weniger, als schlecht ist. Nach so vielen Versuchen, den Anakreon in unsre Sprache überzutragen, und nachzuahmen, kann eine gute Uebersetzung desselben so schwer nicht seyn. Auch finden wir, daß Herr Degen seine Vorgänger genutzt, besonders die in Ramlers lyrischer Blumenlese befindlichen Uebersetzungen, aus denen er öfters mehrere Verse hinter einander wörtlich in die seinige aufgenommen. Zwar finden wir auch in dieser neuesten Uebersetzung die Süßigeit und Naivität des Originals nicht vollkommen erreicht; vielmehr stoßen wie hie und da auf Härten des Ausdrucks sowohl, als des Sylbenmaaßes. Kurz, wer den ganzen Anakreon mit allen seinen kleinen unnachahmlichen Feinheiten kennen lernen will, wird immer noch zur Quelle gehen müssen, so unverkennbar auch in dieser ganzen Uebersetzung nicht nur der Fleiß, sondern auch der Geschmack des Uebersetzers ist. In Darstellung des Sinns stimmt im Ganzen Recensent fast überall mit dem Uebersetzer zusammen. Nur scheint ihm hie und da der Ausdruck verfehlt. Gleich in dem zweiten Liede mißfällt der Zähnerachen, eben so die Flugeskräfte. — „Den Fischen gab er Flossen, ist zu unbestimmt gegen das im Original befindliche πτερὸν. — „Statt aller unsrer Helme." Warum nicht wie im Original, Schilde? Auch sehen wir keinen Grund, warum er die Natur, die im Original ihre Gaben austheilt, mit dem Zevs vertauscht hat. — Das Beywort des Amors S. 78. kleingeflügelt, wird schwerlich gefallen, so wenig wie S. 84. das nicdlichfüßige Mädchen. — „Mit der Rose Wonneblüten." S. 81 ist viel zu feierlich für das simple καλλιφυλλον. — „Der lose Amor." S. 86 ist ganz etwas anders, als der καλικὸς Ἔρως. — In dem süssen Liedchen an die Taube, finden sich manche unangenehme Härten. Z. B. die harte Inversion in den ersten Versen:

Woher die Salbendüfte,
Wodurch den hohen Aether
Mit Wohlgeruch du füllest? —

„Ich dien Anakreonten,“ klingt unangenehm; aber noch unangenehmer: „Selbst aus Anakrons Händen.“ — S. 115. „Male mir mein fernes Mädchen.“ Das κατὰ τὸν des Originals geht blos darauf, daß der Maler nach der bloßen Beschreibung, ohne das Mädchen zu sehen, malen soll. Ob sie übrigens nahe oder fern ist, gilt hier dem Dichter gleich. — Etwas sonderbar klingt es in dem Gemälde eines schönen Knaben S. 120: „Gieb ihm einen vollen Busen.“ Besser scheint der Leipziger Uebersetzer den Sinn getroffen zu haben: „Seine Brust mal ihm gewölbet.“ — Doch so viel sich auch an einzelnen Stellen erinnern ließe, so gebührt dennoch dem Uebersetzer das Lob, überall mit Geschmack und Gefühl sein Original, auch da, wo er hinter demselben zurückblieb, oder zurückbleiben mußte, dargestellt zu haben.

Biographien des Kornelius Nepos, übersetzt von J. A. B. Bergsträßer. Frankfurt, bey Herrmann. 1782.

Und unter einem andern Titel, als:

Dritter Theil der Sammlung der neuesten Uebersetzungen der römischen Prosaiker, unter Aufsicht der Herren Professoren Bergsträßer und Ostertag.

Wir glauben gern, daß Herr Bergsträßer alle seine Vorgänger übertroffen, und er hätte nicht nöthig gehabt, dieses selbst in der Vorrede weitläuftig durch abgedruckte Stellen aus den vorhergehenden Uebersetzungen, und durch deren Vergleichung mit der seinigen zu beweisen. Daß indessen auch seine Uebersetzung sich noch übertreffen lasse, daß sie zuweilen schleppend, weitschweifig, undeutlich, untreu, ja auch wohl unrichtig sey, das mag zum Theil gleich die Vorrede des Kornelius beweisen: „Ohne Zweifel (Kornelius redet nicht so allgemein, er spricht nur von seinem eignen Zweifel, im Original scheint er nicht vorauszusetzen, daß was ihm unzweifelhaft sey, es auch für andere seyn müsse) werden die meisten (plerosque heißt doch offenbar hier, wie häufig, nur: sehr viele) von unsern Römern (ein unnöthiger Zusatz)

Zusatz) „dieses Buch im Ganzen genommen, für etwas „unwichtiges, und für ein Werk ansehen, daß jenen großen „Männern und den Rollen, die sie gespielt, nicht gehörig an„gemessen ist. Genus scripturae würden wir immer noch lieber in dem gewöhnlichen Sinn von der Schreibart, oder vielmehr von der ganzen Manier des Schriftstellers verstehen, als mit Hrn. B. es durch: Buch übersetzen. Das folgende quum relatum legent zeigt offenbar, daß Kornelius besorgte, seine simple kunstlose Manier in Schilderung grosser Männer werde mißfallen. Und was ist „ein großen Männern nicht gehörig angemessenes Buch?“ Non satis dignum ist offenbar deutlicher, und ein neuer Beweis, daß genus scripturae von der historischen Manier des Kornelius verstanden werden müsse, von der er besorgt, sie werde in Vergleichung mit dem Gegenstande zu simpel scheinen, und nicht Würde genug haben. „Die Rollen, die die großen Männer gespielt, gefallen uns ebenfalls nicht, wenigstens ist der Ausdruck hier zu schleppend. — Wenn sie lesen, daß ich erzähle, quum relatum legent. Das lateinische ist nicht nur kürzer, sondern auch deutlicher. Denn nach der Uebersetzung könnten sie vielleicht in einem andern Buche lesen, daß Kornelius erzähle u. s. w. — Gleich darauf ist: expertes litterarum graecarum übersetzt: weil sie mit der griechischen Litteratur gar nicht bekannt sind. Besser: weil sie keine griechischen Schriften gelesen. — Um mit den Sitten einer Nation einigermaaßen bekannt zu seyn, muß man zwar ihre Sprache verstehen, aber man ist darum noch nicht mit der Litteratur der Nation bekannt, wenn man einige ihrer Schriften gelesen. — Cimoni non fuit turpe: „Es gereichte dem Cimon nicht zur Verunglimpfung.“ Wie steif und feierlich! — Anbeter (amatores) ist zu gemein. — „Zu Lacedämon geht jede Witwe, selbst die edelste und vornehmste, nackend auf die Palästra, wenn sie dazu gedungen wird.“ Unter den mancherley Erklärungen und Emendationen dieser Stelle, hat Hr. B. doch gerade die allerunglücklichste gewählt. — „Die Eilfertigkeit, in welcher ich das Angefangene gern bald vollenden möchte.“ Man glaubt einen rüstigen Schriftsteller reden zu hören, der bange ist, daß er nicht zur Ostermesse fertig wird. Nach dem Original eilt Kornelius nur, um zu seinem eigentlichen Zweck zu kommen. — S. 6. „Die Thracier waren Herren und Meister von diesen Gegenden.“ Im Lateinischen heißt es ganz simpel:

tene-

tenebant, wiewohl darin, wie Hr. B. in den Anmerkungen meint, die Idee der gewaltthätigen Erwerbung und des ungerechten Besitzes liegen soll. — „Gegen welche man sich mit dem Degen in der Faust herumschlagen mußte.“ Wie niedrig und gemein! In diesen Fehler fällt überhaupt Herr B. öfters. Z. B. S. 11. „Sie zogen mit Sack und Pack von der Insel.“ Im lateinischen steht blos demigrarunt. — S. 10. „Er traf auch schon im Ganzen solche Einrichtungen, die seiner Billigkeit große Ehre machen, weil niemand zu kurz dabey kam.“ Wie weitschweifig sind hier die wenigen Worte des Originals übersetzt: summa aequitate res constituit. S. 13. „Daß Darius seine Sache schlecht mache“ (male rem gerere). — S. 14. qui summam imperii tenerent, uneingeschränkte Befehlshaber. Wie konnten Persische Vasallen und Statthalter uneingeschränkte Befehlshaber seyn? — Vom Iphikrates heißt es S. 238: er habe keine Affäre verloren, und S. 244 „Alles war dem Geiste und Leibe nach, groß bey ihm,“ (fuit et animo magno et corpore) „und seine Bildung so ganz für den Feldherrn gemacht, daß sein Blick schon jedermann Ehrfurcht und Bewunderung einsagte.“ In andern Stellen fällt Herr B. wieder in das gesuchte und affektirte. Z. B. wenn er den Miltiades um der ihm eignen Sinnigkeit (modestia) willen in Ansehen stehen läßt. Dasselbe kömmt in der Schilderung des Epaminondas vor, den Kornelius modestus, Hr. B. aber sinnig sein läßt. Doch genug! Wir glauben, daß Hr. Bergsträßer zu sinnig sey, um nicht selbst einzusehen, daß seine Uebersetzung noch einer strengen Feile bedürfe, ob wir gleich auch auf der andern Seite billig genug sind, um zu gestehen, daß seine Uebersetzung sich häufig sehr gut hinter einander lesen läßt. Uebrigens schwimmt die Uebersetzung in Noten, die theils aus den Editionen des Originals, theils aus andern Büchern zusammengetragen sind. Oft enthalten sie sehr triviale Dinge. Z. B. die gemeinsten geographischen Notizen, die doch wohl bey dem, der eine Uebersetzung des Kornelius nutzen kann und will, vorausgesetzt werden könnten. Noch häufiger aber stehen in diesen Anmerkungen ganz unzweckmäßige Dinge, die zur Erläuterung des Kornelius gar nichts beitragen, und oft beim ersten Anblick gelehrter aussehen, als sie bey näherer Untersuchung erscheinen. Neues haben wir wenig oder nichts darin gefunden. Und wo Hr. B. selbst bey einer schweren Stelle eine neue Erklärung

klärung versucht, misglückt sie ihm meistens unter den Händen. So zieht er z. B. im Hannibal c. 4. eodem mit Clastidio zusammen, und eodem Clastidio soll heißen: vor der Einnahme von Klastidium. Wie diese so oft misverstandene, aber von niemanden so sehr, als von Hrn. B. verfehlte Stelle eigentlich zu verstehen sey, haben wir an einem andern Ort in dieser Bibliothek (B. 45. St. 1. S. 179—181) bey Recension der Ithischen Ausgabe gezeigt.

Hb.

Plutarchs Pädagogik, aus dem Griechischen, mit Anmerkungen von J. C. F. Bährens, der Ww. D. und Direktor des Pädagogiums zu Meinertshagen. Halle, 1787. 146 S. in 8.

Wir wissen in Wahrheit nicht, ob wir Hrn. Bährens Autorschaft mehr belachen oder mehr bemitleiden sollen. Ungeachtet er sich in seinem Lehrbuche, wie man die Klassiker zweckmäßig lesen soll, wider die Uebersetzer erklärt hat, mischt er sich gleichwohl selbst unter die Zahl dieses verworfenen Haufens, und anstatt sich hierüber, was so leicht war, zur Zufriedenheit der Leser zu rechtfertigen, bringt er eine indirekte Entschuldigung vor, die, wofern anders ein Sinn in ihr liegt, nur diejenigen Verdeutschungen, die zugleich die Stelle eines Kommentars vertreten, gut heißt, folglich die seinige ausschließt. Doch gut oder schlecht vertheidigt, die Unbeständigkeit seines Urtheils wird ihm Jeder verzeihen. Das aber wird kein Rechtschaffener billigen, daß er Hrn. Kaltwassers Uebersetzung, die vor einiger Zeit zu Frankfurt herausgekommen ist, ohne ihrer mit einer Sylbe zu erwähnen, beynahe wörtlich, selbst mit Beybehaltung der Druckfehler, (S. Zeile 1. wo bona fide Erziehung für Erzeugung nachgedruckt ist,) abgeschrieben und nochmals edirt hat. Wenn es z. B. bey Hrn. K. heißt: „So wie ich erinnerte, daß man die Unterweisung der Kinder zu seinem Hauptgeschäffte machen soll, eben so verlange ich nun auch, daß man die beste und vernünftigste wählen müsse," so lautet die bey Hrn. Bährens also: „So wie ich sagte, daß man den Unterricht der Kinder zur Hauptsache machen solle, eben so verlange ich nun auch, daß man den besten und vernünftigsten

ſten wählen müſſe.“ Wenn der Erſtere gleich darauf überſetzt: „Vor den Poſſen, womit man gewöhnlich den Beyfall des Pöbels zu gewinnen ſucht, muß man ſeine Kinder, ſo viel möglich, bewahren. Dem großen Haufen gefallen, iſt nichts anders, als den Weiſen mißfallen. Was ich ſage, wird auch durch das Zeugniß des Euripides beſtätigt:

Ich bin vor vielem Volk zu reden nicht geſchickt,
Genug, daß Wenige, mir gleich, mich hören gern.

Und: Wer Weiſen nicht gefällt,
Wird doch vom Pöbel oft bewundert und gelobt.“

ſo variirt dieß ſein Nachfolger alſo: „Vor den Poſſen, womit man gewöhnlich den Beyfall des großen Haufens zu erhaſchen bemühet iſt, bewahre man ſeine Kinder, ſo viel, als möglich. Der Menge gefallen, heißt nichts anders, als dem Weiſen mißfallen. Ich beweiſe meinen Satz mit dem Zeugniß des Euripides:

Ich bin vor vielem Volk zu reden ungeſchickt,
Genug, daß Wenige, mir gleich, mich hören gern.

Und: Wer Weiſen nicht gefällt,
Wird doch vom Pöbel oft bewundert und gelobt.“

Mit welchem Namen ſoll man das Verfahren des Hrn. Direktors belegen? Das heißt fürwahr der anvertrauten Jugend ein herrliches Beyſpiel zur Nacheiferung vorlegen. Die Anmerkungen unter jedem Kapitel ſind größtentheils lexikaliſch und grammatiſch, und entſprechen vielleicht dem Zweck des Buchs noch am erſten; allein die ihnen zugegebene pädagogiſchen Exkurſe, wie ſie der Verf. zu nennen beliebt, müßten weit philoſophiſcher geſchrieben ſeyn, wenn ſie den Plutarch ergänzen, und verſchiedene falſche Grundſätze in der Erziehung vertilgen ſollten. Wir müſſen unſern Leſern doch von der Eleganz, die darin herrſcht, ein Pröbchen geben. Bey Gelegenheit einer Vergleichung zwiſchen einer Kirchmeſſe und einem Ball heißt es unter andern: „Dort eröffnet den Ball ein ſchmaler, kurzluftiger Herr, mit Beinen ohne Waden, und mit einem elenden Geſicht, das ſich ſelbſt widerlegt, indem es fröhlich ſcheinen will. Er führt eine fette Dame, welcher nach ein Paar Gängen (fechten ſie denn zuſammen?) die Luft ſtehen bleibt, und das Herz wie einem geſcheuchten Vogel pocht. Nach ihnen folgt ein kleiner zarter

Gelehr-

Gelehrter, ein Ebenbild des kleinen Poeten und Kunstrichters Philotas, (soll wohl heißen Philetas,) der sich Bley an die Füße binden mußte, damit ihn der Wind nicht mit sich fortführte. Er führt ein Frauenzimmer, das von Vapeurs aufgetrieben ist, und in deren Bauche die Winde so laut heulen, daß sie die Bässe der Musik überschreien.“ Sehr eindringend, sehr malerisch! Ein schallendes Gelächter ist die geringste Wirkung, die Stellen dieser Art bey Hrn. B. Zöglingen hervorbringen können.

Zh.

10. Deutsche Sprachlehre.

Handbuch zum Studium der deutschen Sprache und Litteratur. Nach Oberthürs allgemeinem Schulplane, verfasset von M. A. Köl. Ersten Bandes Erster Theil, enthält die allgemeine Sprachlehre und deutsche Grammatik. Würzburg, bey Sartorius, 1786. 1 Alph. 3 Bogen, nebst 4 Bogen Vorrede, in 8.

Gleich der Anfang der Vorrede enthält Betrachtungen über das Studium der Muttersprache, deren Resultat ist, daß von fleißiger getriebenem Studium der Muttersprache die sämmtliche Aufklärung und Cultur des Volks abhänge; über den wissenschaftlichen Unterricht in der Muttersprache; eine Nachricht von dem Schulplan des Hrn. Prof. Oberthür zu Würzburg; und von den nach diesem Plan bereits eingerichteten Würzburgischen Mädchenschulen, nebst Vorschlägen, wie die übrigen Schulen demselben gemäs können gebessert werden. Was das Buch selbst anlangt, so sind die allgemeine Sprachlehre und die deutsche Grammatik, die der Titel verspricht, keine zwo abgesonderte Theile desselben, sondern in einander verwebt; allgemeine Untersuchungen über die Sprache, deren Ursprung und Theile vorausgeschickt; die entwickelten Sprachgesetze auf deutsche Beyspiele angewandt; und die Ausführung von besondern Sprachtheilen auf die

deutsche

deutsche Sprache eingeschränkt — und das alles in 53 fortlaufenden Kapiteln, die so sehr in einander eingreifen, so oft als Fortsetzungen auf längstvorhergegangene Kapitel verweisen, daß es, zumal bey dem Mangel eines Inhaltsverzeichnisses, (eine Unterlassungssünde, die überhaupt jetzt sehr zur Mode wird, und daher einmal öffentlich gerügt zu werden verdient,) wirklich schwer hält, den Zusammenhang zu übersehen, und Ordnung und Vollständigkeit zu beurtheilen. Wenigere Abschnitte mit ihren Unterabtheilungen, etwan nach den gewöhnlichen Gegenständen einer Sprachlehre, nach Vorausschickung des allgemeinen Theils, würden den Gebrauch des Buchs für Lehrer und Lernende sehr erleichtert haben. Man findet in demselben einige, aber wenige, Merkmale von eigenem Nachdenken; aber das Hauptsächlichste ist der fleißige Gebrauch der Untersuchungen neuerer philosophischen Sprachforscher, eines de Brosses, Monboddo, Meiners und Herders, auch der neuesten deutschen Sprachlehren. Manches ist wörtlich hier angeführt. Dieses Buch ist nun ganz gut; nur zweifeln wir, ob es der Absicht, in der es eigentlich der Verf. geschrieben, ganz entsprechend sey. Wo wir anders den Sinn des Verf. in der etwas weitläuftigen Vorrede recht gefaßt haben, so hat es der Verf. zu einem Lehrbuch für die Würzburgischen Knaben und Mädchen, sowohl Trivial- als Mittelschulen bestimmt. Aber was soll diesen eine allgemeine Sprachlehre — eine Ontologie der Sprachen — nützen? Diese kann nur Männern interessant und verständlich seyn, die die Aehnlichkeiten der ihnen bekannten Sprachen selbst zu führen und allgemeine Sprachregeln zu abstrahiren im Stande sind; aber gewiß nicht Kindern. Jede Ontologie muß auf Kenntniß des Einzelnen gebaut; aber nicht beym Unterricht denselben vorgesetzt werden: sie gefällt durch Uebereinstimmung mit unsern eigenen Abstractionen, und diese haben Kinder nicht. Ueberdem strotzt diese Grammatik so sehr fast auf allen Seiten von metaphysischen Distinctionen und philosophischgrammatischen, zum Theil neugemachten Kunstwörtern, daß Erwachsene, geschweige Kinder, Schwierigkeit haben, sie ohne Dunkelheit fortzulesen. Denn wenn gleich diese Terminologie irgendwo an ihrem Ort erklärt worden ist, so macht doch ihre Anhäufung und die Verdeutschung der ganzen grammatikalischen Sprache (die im Grunde allemal mehr Dunkelheit wirkt, als Vortheil bringt,) das Lesen sehr schwer: und wie soll sich ein Kind oder Knabe,

z. E. durch zweyſeitig unſelbſtſtändige Beſchaffenheits- und Eigenſchaftswörter (denn dieſe ſind bey dem Verf. unterſchieden,) und dreyſeitig unſelbſtſtändige Zeitwörter und dergleichen Durcharbeitung. In der deutſchen Grammatik ſelbſt iſt er, wie billig, meiſt Adelungen gefolgt, doch nicht ohne eigene Veränderungen und Zuſatze. Eine beſtimmte Klaſſification nebſt den Paradigmen der deutſchen Declinationen aber haben wir vermißt — wir müßten ſie denn unter der Menge von Kapiteln überſehen haben. Der Verf. ſchreibt für einen katholiſchen Franken noch ziemlich rein; doch iſt er auch nicht frey von Provinzialismen, die ſonderlich unter den Zeitwörtern, womit er das Adelungſche Verzeichniß vermehrt hat, ſichtbar ſind. Er iſt ein Feind des unſchuldigen h, und ſchreibt Hon und war. Die neumodiſche Wörterabtheilung am Ende der Zeilen, deutſch-en, orthograph-iſch und dergl. iſt man beynahe von Schriftſtellern aus Oberdeutſchland gewohnt. Man kann ſich ſolche allenfalls gefallen laſſen, wenn ſie die Abſicht haben ſoll, die Radicalſylbe ganz zu erhalten, und von den darzukommenden Beugungsendungen abzuſondern, als Bedeut-ung; was ſoll man aber darzu denken, wenn der Verf. auch ſogar Perſ-onen ſchreibt? Das iſt doch wahrer neologiſcher Eigenſinn. Das Supinum geliebt führt er als ein Participium Präteriti im Activo auf, weil es zur Bildung des Präteriti gebraucht wird; allein es hätte dabey billig bemerkt werden ſollen, daß ſeine Bedeutung bloß paſſiv iſt, und daß das Activum gar keinen adjectiven Gebrauch des Participii perfecti zuläßt, wie gleichwohl einige neuere Schriftſteller ganz gegen alle Sprachrichtigkeit ſich zu erlauben anfangen.

Pk.

Gloſſologie, oder Philoſophie der Sprache. Erſter Verſuch, über die innere Natur der Sprache, von M. Jakob Ludw. Thomas, 5 Bogen. Wien, 1786. Zweeter Verſuch, a) über die äußere Darſtellung, b) über die Erlernung der Sprache. 4½ Bogen. Wien, 1786.

Wir wollen von dieſer Schrift nur den Inhalt anzeigen, und eine Probe geben. Man ſieht aus dem Titel ſchon, daß

diese Glossologie drey Abschnitte hat, nämlich 1) über die innere Natur, 2) über die äußere Darstellung und 3) über die Erlernung der Sprache. Der erste Abschnitt hat sieben Kapitel. 1) Von den Sprachelementen. 2) Von den Wörtern. 3) Von der Veränderung der Wörter. 4) Von der Zusammenstellung der Wörter bis zur Rede. 5) Von der Vollkommenheit der Rede. 6) Von der musikalischen oder poetischen Zusammenstellung der Wörter zur poetischen Rede. 7) Von der Vollkommenheit der poetischen Rede. Die Consonanten will der Verfasser für keine Sprachtöne gelten lassen, S. 5. Viel weniger, sagt er, könne man sie Hauptlauter nennen. Die Wörter theilet er folgendermaßen ab: „Mehr, als was in der Natur selbst angetroffen wird, kann „die Sprache nicht haben; wohl aber weniger, weil der mensch„liche Geist noch nie alles von der Natur aufgefaßt hat. „Nun aber ist in der Natur nicht mehr, als 1) Substanz, „2) Kraft, 3) lebendige Reception der Kraft, oder Gefühl, „4) gegenseitige Lage oder Verhältniß. Es kann also eigent„lich auch nur vier Hauptgattungen von Wörtern geben: „Substanzwörter, Kraftwörter, Empfindungswör„ter, Verhältnißwörter," S. 9. Hieraus entstehen noch verschiedene Unterabtheilungen; es ist aber zu weitläuftig, sie abzuschreiben. Der Leser kann hieraus auch einigermaßen von seiner Schreibart urtheilen.

In dem zweeten Versuche hat der erste Abschnitt, von der äußern Darstellung der Sprache, drey Kapitel. 1) Die Sprechung, wobey unter andern auch davon gehandelt wird, ob eine Provinz in Deutschland so richtig spreche, daß sie die Richtschnur der übrigen seyn müsse. 2) Die Schreibung. 3) Die Epochen der Sprache. Von Erfindung der Sprache, urtheilt der Verf: Sprachfähigkeit habe der Mensch mit auf die Welt gebracht; aber sie würde sich für seine Bedürfnisse viel zu spät entwickelt haben, als daß der Schöpfer nicht hätte suchen sollen, ihn je eher je lieber zur Sprache zu führen, S. 24. Die Erfindung der Buchstaben schreibt er S. 28. dem Mose zu.

Der zweete Abschnitt, über die Erlernung der Sprache, hat ebenfalls drey Kapitel. 1) Verhältniß der Sprache zu den menschlichen Seelenkräften. 2) Prüfung der Methoden, nach welchen die Sprache gewöhnlich gelehret wird. 3) Darlegung der besten Methode. Als ein Anhang ist noch ein Plan zur besten Grammatik beygefüget.

gefüget. Man wird manche gute Bemerkung in diesen Bogen antreffen.

In der Vorrede zum zweiten Versuch, verantwortet sich der Vers. gegen einen Tadel, welcher ihm darüber gemacht worden, daß er behauptet, die deutschen Ausdrücke seyen so vielbedeutig, daß die Sprache die Erlaubniß habe, fremde Wörter aufzunehmen. Er sucht seinen Satz, durch Anführung einiger Wörter und Ausdrücke zu beweisen, die seiner Meynung nach, zu vielbedeutig sind, und worin sich die französische Sprache, besser und bestimmter ausdrückt. Recens. will hiebey nur bemerken, daß in allen Sprachen dergleichen vielbedeutende Wörter gefunden werden, und die französische Sprache gewiß noch mehr als die deutsche hat. Man nehme nur das französische Wort Coup, wie viel muß ihnen dieses nicht bedeuten! Es heißt, ein Schlag, Stoß, Hieb, Stich, Schuß, Streich, Zug u. s. w. Coup de peigne, ein Kammstrich. Coup de plume, ein Federzug. Coup de poignard, ein Dolchstich. Coup d'oeil, ein Blick, ein Anblick, die Aussicht, das Augenmaaß. Coup de filet, ein Zug mit dem Netze. Entendre un coup de canon, de fusil, den Knall hören. Coup de cloche, der Schall. Un coup, deux coups, einmal, zweimal. Boire un coup, u. noch a. m. *Conseil*, heißt eben wie im Deutschen, sowohl ein Rath, Rathschlag, als auch Rathgeber. Man sagt: Cet avocat est son conseil, er ist sein Rathgeber. Conseil de guerre, die Versammlung der Befehlshaber über etwas zu berathschlagen. Conseil d'état, der Staatsrath. Auch ein Entschluß, j'ai pris mon conseil, ich habe meinen Entschluß gefaßt. Les conseils de Dieu, die Rathschlüsse Gottes.

Apprendre, lehren, lernen, zu Wissen thun, erfahren, vernehmen.

Bouton, ein Knopf, die Knospe, eine Finne im Gesicht.

Curiosité, Neugier, Neubegierde, Wißbegierde, Vorwitz, auch eine Seltenheit, un Cabinet de curiosités.

Air, die Luft, auch das äußere Ansehen. Avoir bon air, auch eine Aehnlichkeit. Il à des air de son frère, er ist ihm ähnlich, und man könnte mehr als hundert andere dergleichen finden.

Der Verf. scheint auch der deutschen Sprache einigermaaßen Unrecht zu thun, wenn er bey den Redensarten, den Sattel räumen, être desarçonné, das Feld räumen, perdre

la bataille, sagt: „Im Französischen siehet man gleichsam „das Herabfallen vom Sattel, das Getümmel in der Feldschlacht u. s. f. anstatt daß der Deutsche nichts, als den höchst „mageren Begriff einer nun daseyenden Leerheit bekömmt.“ Der Vorwurf möchte gelten können, wenn der Deutsche keine andere Redensart hätte, und bloß an diese einzige gebunden wäre; aber er kann eben so gut, als der Franzose sagen: die Schlacht verlieren, und drucket sich in beiden Redensarten mit mehrer Richtigkeit und Bestimmung aus. Denn man kann das Feld räumen, ohne eine Schlacht zu verlieren, und eine Schlacht verlieren, ohne das Feld zu räumen. Der Deutsche sagt auch, aus dem Sattel heben, werfen, und in dem Fragm. de Bello Hisp. kömmt die Redensart vor, über die Gosse werfen. (Gosse ist ein gutes altdeutsches Wort, welches eben das bedeutet, was das französische Cronpe anzeiget.) Und auch in diesen Redensarten herrschet zwar einerley Hauptbegriff; aber jede hat noch einen besonderen Nebenbegriff, welcher die Sache näher und genauer bestimmet.

Anleitung zur deutschen Sprache und zu schriftlichen Aufsätzen für Ungelehrte. Nebst einer kurzen Anleitung zum Buch- und Rechnungsführen für Künstler und Handwerker. Leipzig, 1786. 13½ Bogen, in 8vo.

Auf dem letzten Blatte stehet die Nachricht, daß diese Anleitung aus Lorenz Lesebuch für den Bürger besonders abgedruckt sey, und als Lesebuch kann sie für einen gemeinen Bürgersmann einigen Nutzen haben; aber als Anleitung zur deutschen Sprache, wird man sie wenig brauchen können, daher sie diesen Titel nicht führen sollte. Was sonst darin enthalten ist, siehet man mehrentheils schon aus dem Titel. Es sind Vorschriften zu Briefen und schriftlichen Aufsätzen, auch eine Anweisung zur Rechnungsführung.

Erster Versuch einer deutschen Sprachlehre, mit lauter deutschen Kunstwörtern an Statt der unverständlichen lateinischen und griechischen, itzt noch als Auszug für Anfänger, zum Gebrauch der fürst-

fürstlich-wiedischen Stadt- und Landschulen, von Johann Friedrich Simon. Salzburg, 1787. gr. 8. 10 Bogen.

Dieser Sprachunterricht ist ganz gut, und kann, besonders bey denen, für welche eigentlich der Verf. geschrieben hat, mit Nutzen gebraucht werden. Er hat den Auszug der Adelungischen Sprachlehre zum Grunde gelegt, übrigens aber nichts erhebliches deutlicher gemacht, oder richtiger bestimmt. Vielleicht finden wir in der Folge ein Mehreres, denn nach dem Titel ist dies nur der erste Versuch. Ob seine vorgeschlagene deutsche Kunstwörter überall werden Beifall finden? — das ist wohl kaum zu glauben. Die Substantiva nennt er Sachwörter, adjectiva Beziehungswörter, verba Urtheilswörter, den Indicat. einsätzig, den Conjunct. doppelsätzig, u. s. w.

Practische Anweisung zur Orthographie, zunächst für Frauenzimmer, Unstudirte und Kinder, von C. Kruse, Subconrector an der Oldenburgischen lateinischen Schule. Bremen, 1787. 27½ Bogen, 8.

Der Verf. hält mit Recht dafür, daß das Hochdeutsche in keiner einzigen Provinz eigentliche Landessprache, sondern die allgemeine Schriftsprache sey, welche allenthalben auf einerley Art muß erlernet werden, nämlich unmittelbar aus Büchern, oder im Umgange mit denen, welche ihre Sprache schon nach Büchern gebildet haben. Daher macht er auch die Beobachtung des allgemeinen Schriftgebrauchs, zum höchsten Grundgesetz der Orthographie, und wo kein allgemeiner Schriftgebrauch Statt findet, giebt er den Rath, man solle sich nach den meisten Stimmen richten. „Alle Verwirrungen," sagt er S. 54, welche seit einiger Zeit in unserer Orthographie herrschen, sind blos daraus entstanden, daß man „die Regel, Schreib wie du sprichst, für das Grundgesetz „der Rechtschreibung ausgab, anstatt daß man sie blos als eine „Hülfsregel hätte betrachten sollen." Ueberhaupt sind die Regeln, welche er vorschreibt, sehr brauchbar, und man

kann sich dieser Anweisung zur Orthographie, bey Unterweisung der Kinder, wirklich mit Nutzen bedienen. Vorzüglich könnte man sie den unstudirten Lehrern in den niedrigen Schulen empfehlen, welche oft selber nicht wissen, wie ein Wort eigentlich muß geschrieben werden. Solche können sich daraus belehren, und zugleich die Ursachen sehen, warum es so, und nicht anders geschrieben wird.

Altfriesisches Wörterbuch, von Tilemann Dothias Wiarda. Aurich, 1787. gr. 8. 435 Seiten und 83 Seiten Vorrede.

Der Verf. giebt sich in der Vorrede viele Mühe, zu beweisen, daß die friesische Sprache, wie er S. 41. sagt, die älteste deutsche Mundart sey, die wir auf deutschem Boden kennen. Das hohe Alterthum derselben, wird wohl niemand in Zweifel ziehen; indeß scheinet doch ihre Uebereinkunft mit der Angelsächsischen, noch kein Beweis davon zu seyn, daß sie die älteste deutsche Mundart seyn müsse. Denn wer will uns sagen, ob die ersten Sachsen, welche nach Engelland übergegangen, die Angelsächsische Sprache damals schon so geredet haben, wie sie zu Ethelredts Zeiten, der beynahe 200 Jahr später lebte, gebräuchlich war, in welcher Zeit die alte sächsische Sprache, schon sehr mit der ehemaligen brittischen konnte vermischt seyn, und ob nicht aus eben dieser Vermischung, das Angelsächsische entstanden sey. Mit eben solchen Gründen, wie der Verf. gebraucht, möchte man vielleicht ein eben so hohes oder noch höheres Alterthum der Niedersächsischen Mundart beweisen können, welche auch bis jetzt nicht gänzlich ausgestorben ist, sondern in Pommern, Meklenburg und anderen Gegenden, noch beständig von den gemeinen Leuten gebraucht wird, ja sogar, viele Vornehme machen sich ein Vergnügen daraus, diese ihre alte Mundart beizubehalten, und in derselben, mit ihren Unterthanen und den gemeinen Leuten zu reden. So weit ihre Urkunden reichen, siehet man, daß sie jetzt noch eben dieselbe ist, wie sie vormals gewesen, ob sie gleich an einigen Orten besser und reiner, als an andern gesprochen wird.

Doch es ist unnöthig über das Alterthum zu streiten, welches man doch niemals mit völliger Gewißheit herausbringen

gen kann. Wir wollen vielmehr dem Verfasser für seine Bemühungen danken, welche er sich bey Verfertigung dieses Wörterbuchs gegeben hat, indem wir daraus die Ostfriesische Mundart näher kennen lernen, und die große Aehnlichkeit aller Töchter der alten Germanischen Muttersprache in die Augen fällt.

Die mehresten Ostfriesischen Wörter sind auch im Niedersächsischen gebräuchlich. Z. B. Beren, tragen, N. S. Bären. Beiden, warten, N. S. Beiden. Berna, brennen, N. S. Bernen. Beta, Bota, Busse, N. S. Bote. Forka, Gabel, N. S. Forke. Gripa, greifen, N. S. Griepen. Kerst, Christ, N. S. Kerst. Kera, die Wahl, N. S. Köre. Path, Fußsteig, N. S. Pad. Telen, zeugen, gebähren, N. S. Telen, u. a. m.

Tz.

Symbolae ad Literaturam Teutonicam antiquiorem ex codicibus manu exaratis, qui Havniae asservantur editae. Sumtibus Suhm, Havniae, 1787. 4to. 30 Bogen, und 40 Seiten Vorrede.

Es wird genug seyn, den Kennern unserer alten Sprache die Stücke bekannt zu machen, welche ihnen in dieser Sammlung aus den Handschriften, die in der Bibliothek zu Koppenhagen befindlich sind, mitgetheilet werden.

1) Das erste Stück hat die Ueberschrift: Historia Laurini, Nanorum Regis, et Theodori Veronensis. Es enthält die Geschichte von Laurin, dem Könige der Zwerge, dessen in dem bekannten Heldenbuche Erwähnung geschiehet, und seinem Rosengarten, welche hier ausführlicher beschrieben wird. Die Schreibart kömmt mit Heinrich von Ofterdingens, oder wie ihn andere nennen, Efterdingens, im Heldenbuche, sehr überein, wie unsere Leser selbst urtheilen werden, wenn wir den Anfang davon abschreiben.

Es waz zu pern gesessen
Ein Ritter gar unfermessen,
Der waz geheisen Dietreich
Nindert vond mand sein geleich

bei denſelben zeiten
in ſtürmen noch in ſtreiten
Torſt in niemand beſtan
Er waz ein fürſt gar loſſam, u. ſ. w.

2) Fragmentum carminis antiqui, Suevico-Saxonici ex hiſtoria Dariſanti. Der Herausgeber, welcher ſich am Ende der Vorrede, *Mag.* Erasmus Nierup, in Bibliotheca Regis a manu, unterzeichnet, bemerket S. XVIII, daß die Helden dieſes Gedichts ſonſt nirgend vorkommen, und es von zwey Pergamentblättern abgeſchrieben ſey, an welchen man ſehen könne, daß ſie über den Deckel eines andern Buches geklebet geweſen; die Rechtſchreibung habe dieſes Beſondere, daß das o, welches oft im Druck nach dem u geſetzet wird, hier in der Handſchrift darüber ſtehe. Wir wollen auch hievon den Anfang herſetzen.

Mit der ſconen Locedyanquam
Dar al ſin trorenen ende nam
Daz was in der vroweden richen nacht
Daz ſie tzo ſamde worden bracht
Vſ ein bete in was ghemachet
Mit richeit uonghefiraghet
Mit vroweden brachten ſie ſe dar
Vil menig ſcone vrowe clar. u. ſ. w.

Von den übrigen wollen wir nur blos die Titel anzeigen, und eins und das andere dabey bemerken.

3) Fragmentum pöematis amatorii, e vetuſtis membranis a B. Temlero deſcriptum. Nach der Schreibart ſcheinet dieſes ein ſehr altes Stück zu ſeyn.

4) Cantica Sacra, Veteris et Novi Teſtamenti, cum Symbolo Athanaſiano et Hymno Ambroſiano Theotisce. Ex codice membranaceo Latino-Theotisco, ſcripto circa 1350 vel antea. Es ſind eben die Geſänge, welche auch in Schilt. Theſ. part. 1. gefunden werden, aber die Ueberſetzung ſowohl, als die Mundart ſind verſchieden.

5) Excerpta ex codice membranaceo Bibliothecae Cottonianae, monoteſſaron continente. C. F. Temler exſcripſit. Ueber dieſen Codicem quatranum, haben die Gelehrten verſchiedene Meynungen gehabt, welche der Herausgeber in der Vorrede anführet. Herr Adelung hält die Mund-

Mundart für Niederrheinisch, im Lehrgeb. erster Theil 43. Seite.

6) Exorcismi sacri ad reddendos agros fertiles, Anglo-Saxonice.

7) Initium carminis ethici Hugonis a Trimberg, der Renner, dicti cum correctionibus et supplementis, ex codice collato Bibl. Suhm. In der Vorrede bemerket der Herausgeber, daß die erste Ausgabe dieses Trimbergischen Gedichts von 1549 fehlerhaft, und die Rechtschreibung nach den neueren Zeiten eingerichtet sey, es habe daher ein gewisser Gelehrter den Anfang gemacht, ein gedrucktes Exemplar mit einer Handschrift zu vergleichen, und die Verschiedenheit der Lesearten dabey zu bemerken, aber bald darauf diese Arbeit wieder liegen lassen. Die angefangene Arbeit dieses Gelehrten ist es, welche hier aus der Suhmschen Bibliothek mitgetheilet wird.

8) Glossaria antiqua Latino-Theotisca. Diese Glossaria könnten bey Verfertigung eines größeren allgemeinen Glossarii, zu Erklärung mancher Wörter, mit Nutzen gebraucht werden.

9) Fragmentum carminis antiqui de S. Georgio, cum versione latina et notis Bartholdi Christiani Sandwig. Die Schreibart kömmt mit Ottfrieds Evangelien sehr überein, und Rostgaard soll auch dieses Fragment aus dem Codice der Vatikanischen Bibliothek, welches Ottfrieds Evangelien enthält, abgeschrieben haben. In den Anmerkungen werden viele alte Wörter und Redensarten erkläret, sie zeugen von einer weitläuftigen und gründlichen Sprachkenntniß des Verfassers.

10) Rhytmi de transactione Stensbyensi, inter Waldemarum II. Regem Daniae et Hermannum Balcke, Magistrum Provincialem Ord. Teuton. in Prussia.

11) Speculi humanae salvationis in linguam Saxoniae inferioris rhytmice versi Praefatio.

12) Specimina alterius translationis eiusdem libri.

13) Initium carminis hactenus inediti, de Daniele Blumenthal, equite tabulae rotundae. Der Verfasser dieses Gedichts nennet sich Turing von Ringgoltingen, und

es ist hier nicht ganz gedruckt, theils weil der Herausgeber glaubte, daß die Rechtschreibung nach dem Gebrauch des 15ten Jahrhundertes verändert sey, theils weil der Buchbinder die Blätter so sehr verbunden hat, daß es schwer herauszubringen ist, wo jegliches hingehöret, er glaubet aber, daß in einer oder der anderen Bibliothek von Deutschland noch ein älteres und besseres Exemplar verborgen liege, und will durch diese Probe nur darauf aufmerksam machen.

Da uns so wenig Ueberbleibsel unserer Sprache aus den ältern Zeiten aufbehalten sind, so wird gewiß diese Sammlung, den Kennern und Forschern derselben angenehm seyn.

Eg.

Deutsche Sprachlehre für die Trivialschulen im Hochstifte Münster. Münster, bey Theißing, 1787. 7 Bogen in 8.

Es haben viele protestantische Schulen Ursache, die katholischen Schulen im Münsterischen über die Einführung einer so gut geschriebenen deutschen Sprachlehre zu beneiden, wenn bey ihnen immer noch der deutsche Sprachunterricht völlig vernachläßigt wird. Sie hat wirklich bey ihrer Kürze dennoch so viel Bestimmtheit und Vollständigkeit in Regeln und Paradigmen, daß wir sie zum Gebrauch auf Schulen für recht sehr geschickt und hinreichend halten. Der V. nimmt acht Declinationen, und sechs Gattungen irregulärer Zeitwörter an, die wir aber, ohne zu weitläuftig zu werden, nicht nach ihren Charakteren angeben können. Wir müssen es wohl für einen Provincialismus halten, wenn er S. 32 sagt: Die Adjectiva, blaß, falsch, glatt, matt und rund bekämen bey der Comparation keinen Umlaut: da man doch eben sowohl, bläßer, glätter und ründer, als blasser, glatter und runder sagt. Bey dem Gebrauch der Präpositionen hätte billig auch der Unterschied zwischen vor und für nicht übergangen werden sollen: da es doch die erste Absicht beym Gebrauch einer deutschen Grammatik auf Schulen seyn sollte, Sprachunrichtigkeiten in der Mutterspracbe zu verhüten.

D.

11. Haushaltungswissenschaft.

Des Oberbienen-Inspektors und Amtsrathes, Johann Riem's monatlich practisch-ökonomische Encyklopädie für Deutschland, oder zusammenhängender Lehrbegriff der gemeinnützigsten praktischen Landökonomie für deutsche Landwirthe und Wirthinnen im Großen und Kleinen, und für alle Gegenden, die Nutzen daraus schöpfen wollen. Monat Jänner. Leipzig, Müllerische Buchhandl. 1785. 8. 222 S. Monat Februar. 212 S.

Des Amtsrathes Riem — — monatlich pratisch-ökonomische Encyklopädie. Dritte und vierte Lieferung oder zweyter Band: den Monat März und einen Theil des Aprils, und Vorbereitungen für den May enthaltend. Invenies recte, si reperire voles. *Ovid.* Ebendas. 1786. 864 Seiten ohne Vorrede.

Recensent, der diese bis jetzt erschienenen Bände eines Werks, welches von Oekonomen so lange begierig erwartet worden ist, aufmerksam durchgelesen hat, findet in ihm eine zwar nicht ganz mangellose, aber doch außerordentlich brauchbare Sammlung der bessern Vorschriften für die verschiednen Zweige der Landwirthschaft, mit eignen Erfahrungen verglichen, und durch diese, wo es nöthig war, geändert, verbessert, in Ansehung vorhandener Lücken ergänzt, oder auch nur bestätigt. Was indessen bey einer Arbeit dieser Art die Hauptsache ist, die Vollständigkeit jener Vorschriften nämlich, eben das läßt sich vor jetzt noch am wenigsten gut bestimmen. Jeder hat nicht allein hier seinen eignen Maasstab: jeder hält Sachen für nothwendig, oder für überflüßig, die ein andrer aus dem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkt ansieht: sondern auch insbesondre tritt bey dieser Arbeit, die

Beur-

Beurtheilung ihrer Vollständigkeit der Umstand im Weg, daß die einzelnen Lehren nicht im Zusammenhang, sondern so, wie die Arbeiten jedes Monaths ihren Einfluß erfordern, vorgetragen werden, und also erst bey der künftigen Fortsetzung (die alle Oekonomen noch sehnsuchtsvoller wünschen müssen, als sie den Anfang dieses Werks erwartet haben,) und Beendigung dieser Encyklopädie, aus den einzelnen Bruchstücken ein Ganzes entstehen kann. Nur bey einigen Gegenständen ist eine Ausnahme von der monathlichen Eintheilung der Vorschriften gemacht, und etwas für die künftigen Monathe anticipirt worden, um der Darstellung der Lehre Zusammenhang zu verschaffen.

Rec. glaubt zwar, die Lehren, die in den bis jetzt gelieferten Bänden enthalten sind, als vollständig, so weit sie es bis jetzt seyn sollen, angeben zu können: um indessen jede in dieser Rücksicht mögliche Täuschung zu vermeiden, ergreift er lieber das Mittel, den Inhalt selbst kurz darzulegen, so daß zugleich, die mit der Einrichtung dieser Arbeit noch unbekannten Leser sich von derselben unterrichten können. Indessen ist auch bey diesem Conspect die Erinnerung nothwendig, daß sich diejenigen Lehren, welche den Futterbau betreffen, auf den dieser Encyklopädie vorangeschickten Prodromus (s. Allg. deutsch. Bibl. LVII. Band. 2tes St. S. 616.) beziehen, und größtentheils dahin, ohne Wiederholung, verwiesen wird.

Monat Jänner. §. 1. Rindviehzucht. S. 1 fg. Empfehlung beständiger Aufmerksamkeit aufs Vieh, vorzüglich in Ansehung des jetzt antretenden neuen Gesindes. Einrichtung der Ställe zur bequemern Besuchung und Melkung des Viehs. Fenster und Umwechslung der gläsernen mit leinenen, nach den Jahrszeiten. Dampfröhren, und ihr Nutzen sowohl fürs Vieh, als für die Futterböden über den Ställen. §. 2. Mastung. S. 8 fg. Einige Nebenregeln. Unschädliche Fütterung des Mast- und alles ausgemerzten Viehes mit verschlämmten Heu (es befördert den Durst, welches bey der Mastung so vortheilhaft ist); hingegen Schädlichkeit desselben für Zuchtvieh, und seine Zubereitung im Nothfall. Besondre Art die Ochsen zu mästen zu Handschuchsheim im Pfälzischen (Aus dem Journal des nunmehrigen Kanzlers der Universität Halle, Hrn. von Hofmann, welcher dem Verf. das Journal seiner Reise durch Deutschland, Schweiz und

Italien

Italien im J. 1781. mittheilte.) Schweinemaßung. Vorbereitung dazu mit Antimonium zu Vertreibung der Finnen. §. 3. Pökelfleisch, Salzen, Räuchern und Trocknen. S. 17. Anweisung zum Einpökeln des Rindfleisches. Räuchern des Schweinefleisches und der Gänse. Entbehrlichkeit des Rauchs. Trocknen in einer warmen Stube, oder an der Luft. §. 4. Verbesserung des Talges zu Lichtern. S. 29. Verschiedne Arten, gute Lichter zu machen. §. 5. Besorgung der Pferde- und Ochsengeschäfte. S. 35 fg. Reinigung und ordentliche Fütterung. Sammlung des Düngers und der Jauche. Beyführung des Gypses, Kalches und Mergels. Mahlen des Gypses. Nutzen des Mergels. Holzfuhren zum Bauen, Geschirr und Brennen. Besorgung aller Arbeiten überhaupt, die zu einer andern Zeit hindern würden, z. B. Hopfenstangen, Bohnenstecken, Steine, Ziegeln, und andre Baumaterialien anzuführen. Besorgung der Eiskeller und deren Anlegung, nach verschiedenen Methoden. (Eingerückt ist hier aus den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften: Gedanken, die Eiskeller betreffend, von Karl Härlemann.) Anlegung solcher Keller über der Erde. — §. 6. Schafzucht. S. 60 fg. Erhaltung der Wärme in den Ställen: zugleich aber Entfernung der Dünste, durch Dunstschornsteine. Verbesserung der Wolle durch diese sowohl, als durch Hellung der Ställe. Oekonomischere Einrichtung der Futterbehältnisse. Verbindung der Raufen mit Krippen, zur Hechselfütterung. Ersparung des Strohes dabey. Mischung des Hechsels (Siede), mit Möhren, Kartoffeln und Kartoffelschrot. Gewöhnung der Schafe zur Hechselfütterung. Doch ist sie zu dürr, und eine verbesserte Fütterung anzurathen. Unwirthschaftlichkeit und Schädlichkeit der Fütterung mit Haferstroh. Reinigung der Krippen. Beschreibung der Einrichtung derselben. Laubfütterung. Nutzen des Erlenlaubs, um kranke Schafe zu erkennen. Vorzügliche Arten des Laubs zum Futter für Schafe: Faulbaum- und Lindenlaub. Vorzüglichkeit des Klees für allen andern Futterarten. Behüten der Saaten beym Frost ist höchst schädlich. Behüten der fetten Saaten im Herbste. §. 7. Teich- und wilde Fischereywirthschaft. S. 81 fg. Einhauen von Luftlöchern in zugefrornen Teichen. Beförderung eines immer gleichen Ab- und Zuflusses, um doppeltes Eis zu verhüten. In wieferne Luftlöcher bey wilden Fischereyen nöthig sind. Fang bey letztern im Garnsack

bey

bey dem Abfluß des Waſſers. Fiſchen unterm Eiſe. Mattwerden der Fiſche in Beſatzteichen, und Hülfsmittel dargegen. Kennzeichen des Mattwerden. Aufbewahrung der Fiſche in Hältern. §. 7. Handarbeiten für Feld- und Wieſenwirthſchaft. S. 111 fg. Ausbreiten der Schneewindlager. Vertreibung der Mäuſe, und Nutzen der Krähen und Nachteulen dazu. Räumung der Waſſerfurchen bey Thauwetter. §. 9. Weinſtocksgeſchäfte und Behandlung ſeines Produkts. S. 119 fg. Bereitung der abgängigen Latten und Pfähle. Sind die Bäume in Weinbergen ſchädlich? und in wieferne? Bereitung der Daubey zu den Weinfäſſern. Düngung der Weinberge; womit? wie oft? auf welche Art? Nutzen des Kalchs, Gypſes und andrer Materialien dazu, auch der Raſenerde. Verbeſſerung der Sandgegenden durch Vermiſchung mit Leim. — Auffüllen des Weins. Beſſerung und Abklären deſſelben: Vorbereitung der Füſſer zum Weinfüllen. Ablaſſen und Abziehn der Weine auf Bouteillen. §. 10. Gartenarbeiten. S. 139. Empfehlung des mehrern Anbaus der ſüſſen Pomeranzenſtaude: und weitläuftige Beſchreibung ihrer Behandlung. — Verſetzung der Bäume; Tilgung der Raupenneſter, Anführung des Düngers, Verwahrung der Baumſchule gegen die Haſen. §. 11. Scheunen und Schüttbodengeſchäfte. S. 169 fg. Ausdreſchung des Getraides. Wahl deſſelben zur Sommerſaat: ingleichen der Gerſte zum Brauen. §. 12. Bienenzucht. S. 171. Verſchiedene Arten der Bienenwohnungen. Beſchattung der Bienenſtöcke, um ſie für Wärme zu ſchützen. Ihre Verwahrung gegen Meiſen, Spechte und Mäuſe. Ablegermachen. Erbauung neuer Bienenſtände. Regeln zum Ankauf von Bienenſtöcken. Bereitung künftig zu brauchender Körbe, und vorzüglich eine Gattung neuer Lagerkörbe. §. 13. Schweinezucht. S. 181 fg. Fütterung mit Kartoffeln und anderm Schrot. Vorſicht dabey. Ueber die Fütterung mit Körnern. Einrichtung der Schweinſtälle. Ferkelzucht dieſes Monaths. Beſchaffenheit des Ebers. Bewahrung und Erziehung deſſelben. Oeftres Ferkeln der Mutterſchweine. Zucht derſelben, und ihre Dauer. §. 14. Federvieh. S. 194 fg. Nützlichkeit und Schädlichkeit deſſelben nach der verſchiednen Art es zu halten. A. Landfedervieh. Pflege und Fütterung der Truthühner. Gemeine Hühner und ihre Zucht. Anzahl derſelben nach Verhältniß der Güter. Reinigung ihrer Ställe. Gebrauch des Düngers zur Vertilgung einiger

einiger Arten von Equisetum. Mästen der Hühner, und ihr Alter. Wilde Hühnerzucht. Tauben, deren Aufenthalt und Futter. Ihre Schädlichkeit ist größer als ihr Nutzen. B. Wasserfedervieh. Gänse; Zucht, Mastung, Dünger derselben. Bereitung des letztern. Entenzucht. Kastriren des Federviehs. §. 15. Backen, Brauen, Brandteweinbrennen. S. 215. Allgemeine Erinnerungen, mit Verweisung der besondern Beschreibung dieser Geschäfte in einen künftigen Monath. §. 16. Spinnerey. S. 217. Aufsicht über die Spinner. Zubereitung des Materials. Bereitung des Steinflachses. (Amianths) §. 17. Jagd. S. 219. Regeln im Allgemeinen. §. 18. Insgemein. S. 220. Anweisung einiger Arbeiten für das Gesinde auf die Abendstunden. Vorsichtigkeit wegen Feuersgefahr.

Monat Februar. §. 19. Rindviehzucht. S. 1 fg. Die Vorschriften des Jenners gelten auch für diesen Monath. Man fängt an, auf Zuzucht der Ochsen und Kuhkälber zu denken. Vorsichtsregeln hierzu. Fernere Behandlung der Kälber: Ausbrechung der Klauen. §. 20—22. Mästen, Salzen, Räuchern, Lichtziehen und Seifemachen. S. 5 fg. Mittel, die nicht fräßigen Ochsen zu mästen. Anweisung zur Verfertigung einer guten Seifensiederlauge, und Probe derselben. §. 23. Pferde- und Ochsengeschäfte. S. 10 fg. Bis zum Thauwetter das Verhalten des vorigen Monaths. Bereitung des Felds zur Hanfsaat. S. 24. Schafzucht. S. 12 fg. Fütterung und Abwartung der lammenden Schaafe sowohl, als derer, die gelammt haben. Absonderung der trächtigen von dem übrigen Vieh, ingleichen der säugenden von den trächtigen. Mittel, die widerspenstigen Mütter zum Saugen zu bringen. Präservativpulver vor dem Austreiben und dessen Gebrauch. Schaden der Futtersparniß an den Schafen. Angewöhnung der jungen zwey- und dreywöchentlichen Lämmer zum Fressen. Ihr Futter. §. 25. Teich- und wilde Fischereyen. S. 20 fg. Beym Frost gelten die Regeln des vorigen Monaths. Oefters Ablassen des Wassers und Zulassen des frischen Wassers beym Thauwetter. Abnehmung des Schilfes und Rohres. In warmen Gegenden und Wetter können die überwinterten Fische in ihre Sommerteiche vertheilt werden. §. 26. Handarbeiten für Feld- und Wiesenwirthschaft. S. 23 fg. Ausräumung der Wasserfurchen. Leitung des Thauwassers über die Wiesen. Sorgfälti-

fältige Abführung des Wassers von den Aeckern durch Erweiterung der Seitengräben. Bereitung der Pflüge und Feldinstrumente. Umzäunung der Kleeäcker. Zerstörung der Maulwurfs- und Ameisenhaufen. Befestigung der Ufer. §. 27. **Weinstocksgeschäfte und Weinbereitung.** S. 35. Anfahren des Düngers. Vorsicht bey der Mistdüngung. Zutragen des Düngers beym Thauwetter, und Zumischung der Erdarten und des Steinmehls. Doch sind diese Arbeiten nur da die ersten, wo das Anhäufeln der Weinstöcke statt hat. Da, wo sie bedeckt werden, kömmt vor Aufziehn und Auslassen. Beschaffenheit der Instrumente hierzu. Gruben zu Anlegung neuer Weinberge aus alten Stöcken. Alter dieses Verjüngens. Vorzug der Gaupenischen Methode. — Wie den bald zu trinkenden Weinen ein lieblicher Geschmack verschafft werden kann. Absonderung des ersten und zweyten Mostes im Herbste. Verfertigung des Champagner-Weins. §. 28. Gartenarbeiten. S. 54 fg. Ueber und gegen die Befolgung der Regeln vom Mondseinfluß. Einsetzen der Bäume. Anlegung der Baumschulen, und zwar insbesondere, Auswahl der Kerne, Bereitung des Platzes, Säen der Kerne, Reinigung vom Unkraut, Versetzung der dreyjährigen Stämme, Unterhaltung der Bäumchen auf dem Pflanzbeete, Okuliren und Pfropfen, Behandlung der okulirten Bäumchen. — Anlegung sehr großer Baumschulen. Berechnung der Auslagen. Abnehmen der Pfropfreißer. Versetzung der Bäume aus der Baumschule in neue Baumgärten. Vortheile beim Anbinden der Bäume an Pfähle. Verbindung der Baumzucht mit dem Fruchtbau. — Besondere Beschreibung der Veredlung der Bäume: Regeln im Allgemeinen. Wahl und Aufbehaltung der Reiße. Insbesondre: Okuliren, sowohl ins treibende, als ins schlafende Auge: Pfropfen in den Spalt, Pfropfen in die Krone oder Rinde, in die Kerbe, mit dem Pfeifchen oder Röhre: Ablaktiren oder Säugeln: Kopuliren und Vorzug desselben. Ueber das Pfropfen der Zwergbäume. Ab- oder Einlegen der Zweige. — Mittel für beschädigte Bäume. Anlegung großer Baumstücke im Felde. Einwürfe dagegen, und deren Widerlegung. Anlage der Baumgärten im Großen. Zucht der wilden und zahmen Kastanien, und der Wallnüsse. Tobackspflanzen: Bereitung der Beete. §. 29. Scheunengeschäfte. S. 124 fg. wie im vorigen Monat. Kleesaamendreschen. §. 30. **Bienengeschäfte.** S. 127. ganz die Regeln des vorigen Mon.

§. 31.

§. 31. Schweinezucht. S. 128 fg. Wahl der Ferkel zur Zucht. Mastung der Schweine. §. 32. Federviehzucht. S. 129. Brüten der Hühner, Truten und Gänse. Gänsedünger. §. 33. Beckerey, Brauerey, Brennerey. S. 131 fg. Brauerey. Bereitung des Malzes. Auswahl der Früchte dazu. Widerlegung des Vorurtheils gegen die Schafdüngergerste, ingleichen gegen ausgewachsenen Waizen. Mittel von ausgewachsenem Getraide gutes Bier zu bekommen. Proben des erkauften Malzes. Vortheile beim Malzmachen überhaupt. Besondre Beschreibung des Malzens. Einweichung der Gerste. Fehler des Malzens durch Umwenden und Begießen auf der Scheuntenne, ohne Einweichen. Malzen und Auskeimen selbst. Umstechen. Vorsorge gegen das allzustarke Keimen des Malzes. Trocknen des Malzes sowohl an der Luft, als auf der Darre. Beschreibung verbesserter Malzdarren. Einwürfe gegen dieselben und ihre Widerlegung. Abwelken des Malzes an der Luft, ehe es gedörrt wird, und Dörren selbst. Beschreibung der Braupfannen und Kessel, und Vorzug der einen vor den andern. — Brandtweinbrennen. Destilliren 1) des Weingeists, 2) des Fruchtgeists. Weingeist aus Trestern und aus Hefen, auch aus dem Wein selbst. Fruchtbrandtwein. Verbesserte Art desselben mit einem Zusatz von Molken. Gewöhnliche Art ohne Molken. Verbesserung des übelschmeckenden oder trüben Brandteweins. Verbindung der Brandteweinbrennerey mit Mastung. §. 34—36. Spinnerey, Jagd und Insgemein. Hier bezieht sich alles auf die Regeln des vorigen Monats.

Monat März. §. 37. Rindviehzucht. Auswahl der Stammochsen aus den Ochsenkälbern, und Anweisung dazu. Kastriren der übrigen Kälber. Verfahren dabey. Das Kastriren durch Abklippeln wird empfohlen. — Auswahl der Zuchtkühe. Alter derselben zur Paarung. Nothwendigkeit ihrer Absonderung von den Ochsen. — Milchkammer und Vertreibung der Fliegen daraus, durch verschiedne Methoden. — §. 38—40. Mästen, Salzen, Räuchern und Lichterziehen. S. 11 fg. Dörrfleisch zu machen. Bereitung des Pulvers hieraus zur Bequemlichkeit auf Reisen. Kunst, frisches Fleisch länger als gewöhnlich zu erhalten. §. 41. Pferde- und Ochsengeschäfte. S. 18 fg. Ausführung der Mistjauche auf Aecker und Wiesen, und sonstige An-

wendung derselben. Mittel, sie auf die Felder gleich auszutheilen. — a) Ausstreuung des Gypses auf Wiesen und Kleefelder. Vertheidigung des rohen Gypses gegen Beschuldigung schädlicher Wirkungen derselben für die Schafe. Schädlichkeit und Verlust des frühen Kleeabschneidens. Besserung des Klees ohne Gyps, wo dieser nicht anwendbar ist. — b) Zubereitung des Kalchs, Schlamms, Menschenkoths zur Düngung der Felder. Vernachläßigung des Menschenkoths, und Verbesserung desselben. Anwendung des Urins, der Gerberlohe, Sägespäne von Bretmühlen, der Torfasche, vieler Abgänge aus der Haushaltung, der ausgelaugten Asche, und des Schlammes, zur Düngung. Aufbewahrung und Zubereitung des letztern. c) Zertheilung des bereits auf die Felder gefahrnen Düngers in kleine Häufchen. Wer gut düngt, kann nach und nach auch tiefer pflügen. d) Ausführung des Düngers zu Gersten, Kraut und Kartoffeln, wenn es nicht schon früher, oder noch vor Winters geschehen ist. e) Ausbreitung des abgefahrnen Mergels und Leimens. f) Anfang mit Aussäung des rothen Klees auf Winterfrucht. Verhältniß des Kleebaus zur Größe der Güter. Vorzug des dicken Kleesäens. Anbau mehrerer andern Gattungen von Klee und Futterkräutern. g) Bestimmung der Grenzen zwischen Winterfrucht und Sommerfrucht, in Ansehung der Zeit des Säens. Das Aequinoctium oder der 20ste März wird dafür festgesetzt. Ueber frühes und spätes Säen der Früchte. Etwas vom archangelischen Rocken. Verwandelung einer Getraideart in die andre. Der Vers. widerspricht, führt aber auch Gründe dafür an, und läßt so die Sache unentschieden. Brandroggen, d. i. Roggen, der auf die Asche eines niedergebrannten Gebüsches gesäet wird. h) Haferſaat. Eintheilung der Arbeit bey Zubereitung der Felder. Vortheile des zweyführigen Aussäens des Hafers. Nachtheile großer Besitzungen. Zertheilen der Güter. — Empfehlung des schmalfürchigen Pflügens. Vorzug der wenigen Aussaat bey guter Bearbeitung von vieler Aussaat bey schlechter Zubereitung. Dreymahliges Pflügen und dessen Nutzen. Anwendung des Hederichs zur Düngung des Hafers, und Vertilgung jenes Unkrauts durch zweymahliges Pflügen. Anlegung breiterer Beete, statt der schmalen sechsfurchigen. Ziehung der Wasserfurchen und Gräben: Quadratpflügen in breiten Beeten. Art der Beackerung und Besäung. — i) Bestimmung der

Zeit

Zeit der Acker- und Säegeschäffte. — k) Wie dick oder dünne man säen müsse? — l) Säen der Erbsen und Linsen. Empfehlung der Früherbsen. Hafer unter die Erbsen gesäet. m) Eggen, insbesondere Zueggen der Sommersaat. n und o) Lein und Hanf. Früh- und Spätlein. Wo, wenn, wie die Frühsaat gesäet werden muß. Verschiedene Arten des Flachses. Beschaffenheit des Saamens. Mittel- und Spätsaat des Leins. Hanfbau. Verbesserung des Flachses und Hanfs. Bereitung des erstern zur Baumwolle. Frühlingsröſten. p) Bau der Wicken, Gerste und anderer Saamenfrüchte. Schädlichkeit des frischen Düngers für die Gerste. Empfehlung des Tiefackerns. — q) Anbau des Gemengfutters, Klee, Hafer und Wicken für die Pferde. r) Reinigung des Feldes mit dem Queckenrechen, Stachelwalzen zum Auflockern des Feldes. Eggen des Saamens. Haferpfropfen vermittelst des Eggens — s) Einrichtung und Breite der Beete für Gerste, Hirsen, Buchwaizen u. s. w. t) Wechsel des Saamens. Entfernung der fremden Sämereyen aus dem Hafer durch dessen Waschen. v) Bearbeitung der Anwand des Ackers, und Nachtheil der gewöhnlichen Vernachlässigung derselben. w) Bearbeitung des Ackers mit dem Ruhrhaken oder Hakenpflug. Verbesserung desselben. Richtige Theorie des Pflugs. x) Fütterung des Arbeitsviehes. Nützlichkeit des Salzes für alles Vieh, auch selbst für die Pferde. Zuzucht der Pferde, sowohl bey Stallfütterung, als ohne dieselbe. Anwendbarkeit des Kleefutters für Pferde. Kennzeichen des Pferdealters. Feivelkrankheit dieser Arbeitsthiere. — §. 42. Schaafzucht. Oeffnung der Dunströhren und Fenster. Tränkung der Schaafe. Salz und Schaafpulver als Präservativ. Schädlichkeit des Behütens der Saatfelder und sumpfiger Orte. Gewöhnung der Lämmer an frische Luft. Mittel gegen die Raude. Kastriren der Lämmer und Empfehlung des Abbindens. Winter- und Sommerpferchfütterung. Eingesäuerter Klee. Kastrirung der Brack- oder Märzstähre. Ueberschlag der Fütterung, die eine Schaafherde bey gewöhnlicher Behandlung und Tristhütung bedarf. Anstellung der Schäfer und Schaafknechte. Abschaffung des Knechteviehs. — §. 43. Teich- und wilde Fischereyen. Vorbereitungsgeschäffte zum Besetzen der Teiche. Verwahrung der Streichteiche gegen den Zufluß von Hechtstrich. Besetzung des Grunds der Teiche mit Weidenreisig zur Beförderung des Leichens. Wegnehmung des Froschleichs. Besserung

der Dämme. Einlegung der Röhren in die Dämme. Befreyung der Teiche von Schlamm und deſſen Benutzung. Anmerkungen über Verbeſſerungen eines Guthes überhaupt. — §. 44. Handarbeiten für Feld- und Wieſenwirthſchaft. Beſſerung alter und Anlegung neuer Zäune um Gärten, Wieſen und Felder. Auswahl der Sträucher dazu; vorzüglich Anpflanzung des Stechginſters. Zerſtörung der Raupennester. Stutzung der Weiden, Felbeer- und Pappelbäume. Ueber Säen und Pflanzen nach dem Kalender. Bepflanzung der Wege mit jenen Bäumen. Wegfangung und Vertilgung der Maulwürfe. Einebnung der Maulwurfshaufen und Ameiſenhügel. Nutzen des Wieſenhobels dazu, und deſſen Beſchreibung. Mittel, die Maulwürfe zu vertreiben und zu fangen. Arbeiten gegen den Schaden des Märzſchnee. Dünne Ausbreitung der aus den Waſſerfurchen gegrabenen noch wilden und unfruchtbaren Erde. Anlegung neuer und gewölbter Straßendämme. (Chauſſees.) Wäſſerung der Wieſen, und zwar hier nach allen Monaten. (Dieſe Sätze ſind auch beſonders gedruckt, unter dem Titel: Anweiſung für Wieſenvögte. ſ. allg. deutſche Bibl. 70 Band. S. 260.) Düngung der Wieſen, vorzüglich mit Gyps und Torfaſche. Vertilgung des Mooſes. Stechung des Torfes. Beſſerung der Kleeäcker mit Dünger und Gyps. Bereitung des Gypſes hierzu. Beyſpiele verſchiedener älterer und neuerer Oekonomen, die den Gyps empfehlen. Eigene Verſuche des Verf. mit verſchiedenen Steinpulvern. Vorzug des ungebrannten Gypſes vor dem gebrannten. Anwendung des ungebrannten Kalches beym Repsbau. — §. 45. Weinſtocksgeſchäffte und Behandlung des Produkts. S. 511 ff. Rebenſticher. (Curculio Bacchus L.) Mittel zur Vertilgung deſſelben. Behandlung der Weinſtöcke, 1) welche den Winter über nicht mit Erde bedeckt waren. Behacken der Reben, wenn ſolches nicht ſchon im Herbſt geſchehen iſt. Beſchneiden. Gebrauch des Raumblckels oder Raumlöffels. Abnehmung der Thau- und Waſſerwurzeln. Güte Eintheilung der Arbeit. 2) Der Weinſtöcke, welche den Winter über mit Erde bedeckt waren. Aufziehn der Reben, dann Beſchneiden. Bemerkung über Anziehung der Bögen. Herausſchaffung der abgeſchnittenen Reben Befeſtigung an Kammerlatten. Ueber Pflege der Reben ohne Kammerlatten und Pfähle. — Fehlerhafte Behandlung der Pfähle, wenn ſolche den Winter hindurch in der Erde gelaſſen werden. Pfropfen der Reben. Fortpflanzung der Reben

durch

durch blinde Reben. Ausbesserung abgehender Weinstöcke durch Söhne, Korb- und Grundreben. Anweisung zur Verjüngung der Weinberge durch Vorgruben, und zwar 1) einen Wingert dieser Art auf einer Stelle, wo noch keine Weinberge sind, anzulegen, 2) einen alten Weinberg auf seiner Stelle, wo er ausgerottet werden soll, anzulegen. 3) Stöcke einzeln und unter der Hand zu verjüngen. Geschichte und Vorzüge dieser Methoden. §. 46. Gartenarbeiten. S. 579 ff. a) Schnittkohl zum erstenmal zu schneiden. b) Säen der Frühmöhren, und c) der Pastinakwurzeln und deren mancherley Gebrauch. d) Versetzung der überwinterten zum Saamen bestimmten Kraut- und Wurzelgewächse. e) Umgrabung alter Spargelbeete. Vorbereitung zum Anlegen neuer Spargelbeete. Aussäung des Spargelsaamens, um geschwinder zum Spargel zu kommen. Einstweilige Benutzung des Beetes. Schwedische und lüderische Methode, Spargelbeete aus Saamen anzulegen. Anlegung der Beete aus Pflanzen. f) Aussäen des übrigen Saamenwerks zum Verpflanzen. g) Säen der Haferwurzel und Skorzonere. h) Legen der Frühkartoffeln. Von den Arten der Kartoffeln überhaupt, sowohl Früh- als Spätkartoffeln; insbesondere von Howards- oder Pfundkartoffeln. Regeln ihres Anbaues und Vorzug derselben. Art, die Kartoffeln zu düngen. Nutzen des Kartoffelkrautes zum Futter. Grieß, Schmalz und Käse aus Kartoffeln. Abschälen derselben zum Legen der Keime. Wahl des Erdreichs. Erziehung der Kartoffeln aus Saamen. Ihre Vertheidigung gegen die Beschuldigung der Schädlichkeit, doch wird Mäßigkeit in ihrem Genuß empfohlen. i) Monatartige zu stecken und Salat zu säen. k) Meerettig auszunehmen und zum Vorrath zu trocknen. Bereitung des Meerrettigpulvers. l) Abtrocknen von Zwiebeln und andern Wurzelwerken. m) Ansäen des Tabaks. Herbstsaat und Verpflanzung der Winterpflanzen. Asiatischer und asiatisch-türkischer Tabak. Vorzüge dieser Arten in Ansehung des reichlichen Ertrags, Benutzung des Saamens zu Oel, Reichlichkeit der Saamenärndte und vorzüglicher Größe der Blätter. Bereitung der Saamenbeete zum Tobaksbau. Aussäung des Saamens und Wartung der Saat. Beschreibung zweyer Tobackarten. n) Anbau des Waids. Aussäen des Saamens. Bereitung des Landes dazu. Art des Düngers. Zeit der Saat. Jäten der Aecker. o) Säen des Anils oder Indigs, und p) der Kermes- oder Scharlachkörner. (Phytolacca icosan-

dra L.) q) Arbeit im Hopfengarten. Bereitung des Hopfenextracts. Vermischung mit dem Wachholderbeerenextrakt. Vortheile dieser Behandlung. Behandlung alter Hopfenanlagen. Behacken. Setzung der Stangen. Beschneiden. Düngung. — Neue Hopfenanlagen. Wahl des Landes darzu. Vorbereitung durch Bepflanzung mit Krapp und Kartoffeln: durch rajolen im Herbste: durch Düngung. Wahl der Setzlinge. Pflege in folgenden Jahren. Wilder Hopfen. r) Krapp- oder Färberröthebau. Bereitung des Landes. Ungrund der Verschiedenheit des Krapps und der Röthe. Ertrag des Krapps und sein Nutzen. s) Anpflanzen des Süßholzes. t) Saflor- und Safranbau. u) Rhabarberpflanzung. Arten der Rhabarber. Zeit des Wachsthums. Bereitung des Landes. v) Siberischer oder perennirender Leinbau, auch Anbau der Seidenpflanze. Art des Landes dazu. Ihr Nutzen. Fortpflanzung durch Saamen und Wurzeln. w) Sommerbaumwolle oder Baumwollenstaude. Ihre Behandlung. x) Baumwollenweide. y) Behandlung des Baumgartens. Maulbeerbaumzucht. Ueber den Seidenbau überhaupt. Vorbereitung des Landes zum Säen. Befestigung der Baumschule. Wahl des Landes. Zeit des Säens. Versetzen der Bäumchen. Arbeiten an denselben in den folgenden Jahren. Entfernung und Ordnung der versetzten Bäume. Verbindung des Weinbaues mit der Seidenzucht. — Schwarzer Maulbeerbaum. Nutzen desselben, vorzüglich zum abwechselnden Futter für die Seidenraupen. Okuliren derselben. — Andere Obstbäume. Vertilgung der Raupen. Uebrige Arbeiten. Noch etwas über Feigenbäume. — z) Empfehlung der Erdbeerpflanze zur Nahrung der Cochenillwürmer. aa) Anbau der Sonnenblume und mannichfaltige Nutzung derselben, vorzüglich zur Feuerung. — §. 47. Scheunen- und Getraidebodengeschäffte. S. 760 fg. Dreschmaschine. Verschiedene Arten derselben. Verbesserung der klosterbergischen Maschine, und Vertheidigung aller dieser Erfindungen. Umschäufelung des Korns auf Getraideböden. Sicherung gegen die Kornwürmer. Auch beyläufig Mittel gegen die Wanzen. — §. 48. Bienenzucht. S. 770 fg. Reinigung der Körbe, Kästen und Klotzbeuten. Ausschneiden des Honigs und Vorsicht dabey. Vorbereitung zur künftigen Erneuerung des innern Gebäudes, durch Einlegen von Querhölzern und Umwenden. Vorbereitung zum künftigen Ablegen, Versetzen der Stöcke. Verwahrung gegen das Rau-

ben

ben der Bienen. Zeideln oder Beschneiden der Stöcke. — Umwenden der Klotzbeuten, besonders behandelt, zuerst bey einfachen; vorzüglich von der Zeit desselben. Vertheidigung dieser Art, Bienenstöcke zu erneuern. Nachtheile der doppelten Klotzbeute, wohin insbesondere die Weisellosigkeit gehört. Ursache hiervon. Erneuerung dieser Doppelbeuten. Verwandlung der stehenden Klotzbeuten in Läger. Regel für Magazinswartung in Ansehung allzugroßer Stöcke. Hinwegnehmung einiger Halbwohnungen zu Verhütung der Faulbrut. Vortheile für Magazinbienenzucht. — Sicherung der Bienenwohnungen gegen ihre Feinde, wohin auch Storch und Kröte gehören. Anpflanzungen für die Bienen. Etwas über Waldbienenzucht. Mittel gegen Bienenstiche. §. 49. Schweinezucht. S. 845. Waschen der Schweine vor dem Austreiben. Purgiren mit Spießglas und weißer Nießwurz. — §. 50. Federviehzucht. S. 846 fg. Setzen zur Brut, Wartung der Truthühner dabey. Brüten der Truthähne und Kapaunen: der Enten. Fütterung der jungen Hühner. — §. 51. Beckerey, Brauerey und Brennerey. S. 852 fg. Brodbacken aus Kartoffeln. Hefen zu machen. — §. 52. Spinnerey. S. 856 fg. Erlangung einer guten Asche zum Bleichen. — §. 53. Jagd. S. 860. Jagd der Auerhähne, Birkhähne, Haselhühner. §. 54. Insgemein. S. 862. Mittel, die Wanzen zu vertreiben: Reinigung der Gebäude und Plätze zur Düngersammlung.

So weit geht bis jetzt dieses für Oekonomen so nützliche und kaum entbehrliche Werk, und mit Ungeduld sieht Rec. seiner Fortsetzung und Vollendung entgegen. Indessen kann er doch nicht leugnen, daß ihm und mehrern Oekonomen, deren Urtheil er hörte, ein mit gleicher Vollständigkeit und gleichem Fleiß ausgearbeitetes, in den Theilen der Wissenschaften selbst, und nicht nach der Zeitfolge der Arbeiten zusammenhängendes System, von der Hand des Verf. noch willkommener gewesen seyn würde. Zwar hat der Verf. dadurch den Zusammenhang seiner einzelnen Abhandlungen darzustellen, und die Aufsuchung desselben zu erleichtern gesucht, daß er bey jedem §. auf den über denselben Gegenstand vorher vorgekommenen, und nachher folgenden §. verweist; allein dennoch wird man auch in obiger kurzen Darstellung des Inhalts noch Spuren genug von den Unbequemlichkeiten finden, welche diese Zerstückung der Lehren in die verschiedenen Monathe nothwendig macht.

Indessen dürfen die Leser des Verf. darüber nicht mit Grund mit ihm rechten: er versprach ihnen eine monathlich-praktische Encyklopädie, er hat diese zu liefern angefangen, und sie haben alles erhalten, was sie fordern konnten, wenn die Fortsetzung mit gleichem Fleiß bearbeitet wird. Dagegen aber dürften sie bey einem andern Gegenstand eine gegründetere Erinnerung machen, an welchem auch Recensent ein kleines Aergerniß nahm, zu dem er bereits in mehrern Schriften des Verf. Veranlassung fand. Dieser bedient sich nämlich gewöhnlich seiner Arbeiten, um eine Correspondenz mit seinen Freunden zu unterhalten. Einigen giebt er bey dieser oder jener Gelegenheit Nachricht von seinem jetzigen Aufenthalt, diesen fordert er zu Nachrichten von dem seinigen auf, jenem beantwortet er sogar die von ihm erhaltenen Briefe. Der letzte Fall kömmt S. 821. wirklich vor, so wie sich auch mehrere Beyspiele zu den übrigen finden. Rec. ist überzeugt, daß der Verf. nicht an die Unbilligkeit gedacht hat, die er auf diese Art an seinen Lesern begeht, auf deren Kosten er seine Correspondenz führt, es mag auch der Raum, welcher darauf verwendet wird, noch so unbedeutend seyn. Sie sind doch allerdings berechtigt, nur die Resultate seines Briefwechsels, welche den Absichten der Schrift entsprechen, fordern zu können.

Andre kleine Nachläßigkeiten verdienen kaum einer Erwähnung, z. B. daß S. 535. und 691 dieselbe Geschichte von einem Esel, der zur Einführung des Weinbeschneidens Veranlassung gab, wiederholt wird; — daß S. 650 fg. zwey Tabacksarten als neue beschrieben werden, die Linné schon 1753 bekannt machte; — daß Febr. S. 112. der Aequator, Mittagslinie genannt wird; — daß März, S. 67. wälsche Pimpernelle und Brennnessel, unter die Kleegattungen gerechnet werden, u. s. w.

Einen Vorzug dieser Schrift haben wir anzuführen noch nicht Gelegenheit gehabt, nämlich die mit jedem Gegenstand verbundene Verweisung auf die besten davon handelnden Schriften, wodurch dem angehenden Oekonomen die Vervollkommung seiner Kenntnisse so sehr erleichtert, zugleich aber den Lehren des Verfassers noch ein höherer Grad von Ansehn, das auf geprüfter Wahrheit beruht, verschafft wird. Auch von dieser Seite empfiehlt sie sich daher dem ökonomischen Publikum, in dessen Namen Recensent seinen

Wunsch

Wunsch für baldige Vollendung dieser Encyklopädie nochmals wiederholt.

As.

H. J. Twamley's Anweisung englische Käse zu machen, und den Obstgarten recht zu warten. Aus dem Englischen. Mit Erläuterungen von D. C. F. M. Frankfurt, in der Eßlingerischen Buchhandlung. 1787. in 8. 161 Seiten.

Dieses kleine Werk, allen Damen, welche die Landwirthschaft hochschätzen, als ein kleiner Beytrag zu ihrer Lesebibliothek auf dem Lande, mit aller Ergebenheit gewidmet, vom Uebersetzer, (dies sind die Worte der ganzen Dedication) enthält ungemein viel Brauchbares für die, denen es gewidmet ist. Recensent hat auch viel Nutzen daraus geschöpft. Es muß das Ganze gelesen werden: einzelne Stellen auszuheben, würde hier vergebene Arbeit seyn.

Qk.

Gedanken über die drey Geschlechtsgattungen der Bienen, des Weisels, der Drohnen und der Arbeitsbienen. Nebst einem bewährten Mittel wider das Rauben der Bienen. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 1787. 182 Seiten in 8.

Der V. hätte all sein Gewäsche ungedruckt lassen können: er befriedigt Niemand, am allerwenigsten darin, daß der Weisel (die Königin) männlichen Geschlechtes sey. Allgemein, und von den größten Kennern ist es ausgemacht, daß der Weisel die Mutterbiene, und so das einzige vollkommne Weibchen in der Bienenrepublique sey: und doch will der V. in unserm Zeitalter noch aufstehen und sagen: „Bienen lassen sich nicht so leicht begucken, und da der Weisel immer in dem Haufen steckt, und von den Bienen bedeckt ist, wollen diese Sätze gar nicht einleuchten. Vergrößerungsgläser und Secirung sind ebenfalls nicht allemal untrügliche Mittel, die

Wahrheit zu finden. Wer hat denn jenen Gelehrten, welche sich hierauf steifen, so eigentlich die partes genitales bestimmt, und ihnen vorher gesagt, daß selbige so, und nicht anders aussehen müssen? Kann man nicht auch bey so kleinen Theilchen, woraus die Biene zusammengefügt, ein x vor (für) ein u angesehen haben? Ist es denn ein so grosses Vergehen, wenn man die Sache umwendet, die Bienenkönigin für den einzigen Mann in dem Bienenstock, die Arbeitsbienen für seine Weiber annimmt, die Drohnen aber als einen für den Bienenstock nützlichen Auswurf von den Bienen, die sich nicht mit dem Weisel begattet haben, betrachtet? Freylich weiß ich wohl, daß die erstere Meynung die triumphirende ist, und man Acheronta movitet, um selbige aufrecht zu erhalten, und sollte man auch die widersinnigsten Dinge einstreuen müssen." Ohe jam satis est!

Mt.

---

12. Kriegswissenschaft.

Claudius Aelian von Schlacht-Ordnungen. 13 Bogen, 4 Kupf.

Onosanders Unterricht eines Feldherrn. 16 Bogen und 15 Kupf. Beyde übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von A. H. Baumgärtner, Churfürstl. Brandenb. Rath und Kastenamtmann — 4to. Herausgekommen 1779 zu Mannheim bey Schwan, und 1786 mit neuem Titel und Vorrede versehen.

In einer, im Namen des Verlegers abgefaßten Nachricht, die jedem dieser Werke vorgesetzt ist, klagt derselbe, daß das Publikum sie, als sie 1779 unter dem Titel: vollständige Sammlung aller Kriegsschriftsteller der Griechen ꝛc. herausgekommen, außer Acht gelassen habe. Er kann die Ursache nicht begreifen, da sie von den größten Kriegsmännern unsrer

Zeit

Zeit sehr wohl aufgenommen, und von dem Meister der Kriegskunst, von Preußens großem Friedrich und dessen erhabnen Thronfolger, für ein sehr nützliches Werk erkläret worden. Darauf werden die beiden Antwortsschreiben in extenso abgedrückt, die jene erhabnen Fürsten an den Vers. auf seine Zusendung dieser Werke haben ergehen lassen. Es scheint uns, der Verf. habe an dieser Nachricht wohl mehr Antheil, als der Verleger. Es wundert uns, daß er nicht bedacht, daß heut zu Tage, da die größten Monarchen, wie billig, eine Ehre darin setzen, Huld und Gnade zu äußern, solche Briefe weiter nichts, als Höflichkeitsbezeugungen bedeuten, denn es kann doch kein Mensch im Ernste glauben, daß diese Fürsten sich nach Empfang des Baumgärtnerschen Werks werden hingesetzt, es mit dem griechischen Original zusammengehalten, und darauf entschieden haben, daß die Uebersetzung gut sey. Nach der sichern Voraussetzung, daß beyde große Fürsten das Buch nicht gelesen, und durch ihre Briefe nichts weiter haben sagen wollen, als: Ich danke euch für das mir überschickte Buch; wird mirs wohl erlaubt seyn, die Ursachen zu entwickeln, warum diese Bücher wenig Sensation gemacht, mithin auch wenig Abgang gehabt haben.

1) Es bleibt einmal gewiß und ausgemacht, daß die alten Kriegsschriftsteller nur einen geringen Theil des militärischen Publikums interessiren. Sie haben ihren Nutzen, wie alle Zweige des menschlichen Wissens; allein zur Erlernung des Metiers, um heut zu Tage einen praktischen Gebrauch davon zu machen, sind sie gänzlich unbrauchbar. Von jenem geringen Theile des militärischen Publikums ist aber der größte Theil im Stande, sie entweder in der Grundsprache, oder wenigstens in der lateinischen Uebersetzung zu lesen, die die meisten schon besitzen, und also nicht nöthig erachten, eine deutsche zu kaufen. 2) Aber sind diese beiden Uebersetzungen nichts weniger als gut, und die Anmerkungen fürs Militär sehr unbedeutend. Dies wollen wir beweisen. Gleich die Titel sind falsch. Aelians Buch handelt nicht blos von den Schlachtordnungen, und dies erschöpft nicht den Begriff des Worts Taktika. Unterricht eines Feldherrn ist aber undeutsch, und müßte heißen: Unterricht für einen Feldherrn. Doch das wäre eine Kleinigkeit. Wichtiger sind andere Fehler. Z. B. S. 24 steht: Die Höhe (von 16 Mann nämlich)

lich) reimt sich am besten zur Länge des Phalanx, er mag nun verdoppelt, und 32 Mann hoch gestellt, oder zusammengezogen, und auf die Höhe von 8 M. vermindert werden. Der Phalanx wird ja nicht zusammen gezogen, sondern vielmehr ausgedehnt, wenn man ihn acht Mann hoch stellt. Aber das συναγεται im Griechischen geht nicht auf ἡ φαλαγξ, sondern το βαθος die Höhe, es müßte also heißen: sie mag nun verdoppelt ꝛc. denn wäre es zwar nicht ganz deutlich, aber doch vollständlicher. Aus folgender Uebersetzung S. 38 müssen wir glauben, Hr. B. habe nicht die ersten Begriffe von Mathematik. Es heißt da: Es ist ein mathematischer Lehrsatz: wenn zwischen vier Grösen Verhältnisse anzutreffen sind, welche von den ersten und vierten entstehn, so ist der Abstand dieser beyden, dem Abstande des zweyten und dritten gleich. Das hat nun geradezu gar keinen Menschenverstand. Im Griechischen ist hingegen alles deutlich. Es wird in der Mathematik gelehrt: daß wenn vier Größen eine Proportion (gleiche Verhältnisse) bilden, so ist das, was aus der ersten und vierten entspringt, gleich dem aus der zweyten und dritten. (Das Produkt der 1sten und 4ten ist gleich dem, der 2ten und 3ten.) Uns scheint auch das Wort πηχυς durch Ellenbogens Länge, unschicklich übersetzt. Der Ellebogen hat eigentlich keine Länge, besser hieße es wohl: eine Vorderarmslänge. Auch ists unrecht, wenn S. 39 gesagt wird, die im Synaspismus stehende Mannschaft könne sich weder rechts noch links bewegen; es müßte wenden heißen. μη χωρειν κλινειν steht im Griechischen; nun ist κλισις im Griechischen gerade was wir die Wendungen nennen. Allein davon hat Hr. B. nichts gewußt. Im 24sten Kapitel, wo die Materie der Wendungen und Schwenkungen, κλισεις und επιστροφη, eigenthümlich abgehandelt wird, macht er einen solchen Mischmach von Schwenkungen, Wendungen, Umkehrungen ꝛc. daß kein Mensch daraus klug werden kann. Wenn man in einer Sprache bestimmte Kunstwörter hat, so muß sie ein Uebersetzer zum Ausdruck der gleichbedeutenden in der Ursprache seines Buchs gebrauchen. Wollte Hr. B. sagen: „Ich bin Kastenamtmann, was kümmert mich das, was die Soldaten Wendungen oder Schwenkungen nennen;“ so würden wir ihm antworten: Ganz recht; aber denn übersetzen Sie keine Bücher für uns Soldaten, oder wundern Sie sich nicht, wenn wir sie nicht kaufen wollen. Im neunzehnten Kapitel kom-

kommen eine Menge Fehler vor. Der ärgste ist folgender S. 53. wo der Rhombus der Reuterey beschrieben wird, der weder Glieder noch Rotten bildet. Die Konfusion liegt darin, daß das τὸ μὲν πρῶτον ταγμα der erste Theil dieser Stellung, und weiter unten τὸν δεύτερον ταγμάτος, der zweyte Stellungstheil übersetzt wird; es sollte aber heißen: das erste und zweyte Glied. Ueberhaupt hätten sich bey diesem Kapitel schöne Erläuterungen anbringen lassen. Hr. B. ist aber der große Erklärer dessen, was man gar nicht wissen will, und läßt alles unerklärt, was man zu wissen nöthig hätte. Die Figuren erläutern nichts, denn sie stellen alle theils hier, theils in den andern Ausgaben des Aelians denselben Rhombus vor. Es kommt auf den rechten Begriff der Worte ζυγὸν und στίχος an. Ersteres bedeutet Pferd an Pferd im Gliede, dieses eben so in der Rotte stehn.

Daraus entspringen nun folgende vier Arten, den Rhombus der Reuterey zu bilden.

Fig. 1.

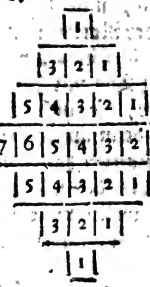


Fig. 2.

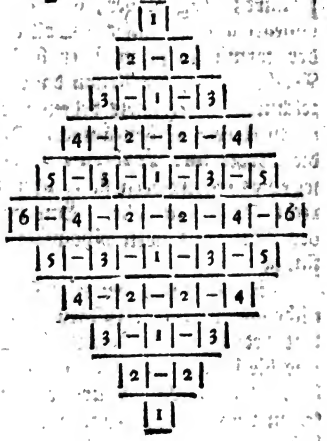


Fig. 3

Fig. 3.

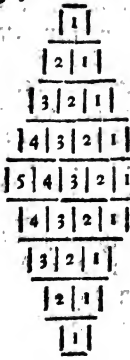


Fig. 4.

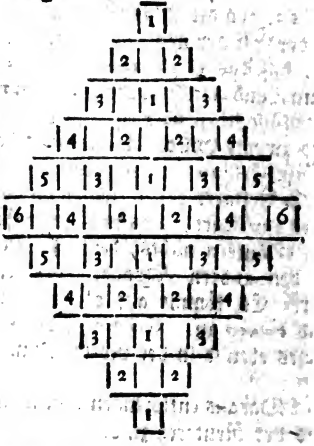


Fig. 1. iſt denn der Rhombus, der Rotten und Glieder formirt; Fig. 2. der, der Rotten allein, und Fig. 3. der Glieder allein formirt. Soll er aber weder Rotten noch Glieder formiren, ſo muß er ſo ſtehn, wie in Fig. 4., nach der Beſchreibung, die Aelian davon giebt. (Die mit Ziffern bezeichneten Rektangels bedeuten die Pferde, die nicht bezeichneten leere Zwiſchenräume.) Man muß denn annehmen, daß die Worte ἐπ, ὡς ἀκριβεῖ — ἵππαι τυγχάνουσι das Einſchiebſel eines Gloſſatoren ſind, oder daß Aelian die Sache nicht recht verſtanden habe. Eins muß ſeyn, weil ſonſt die Figur des Rottenbildenden Rhombus herauskömmt, welches widerſinnig wäre.

Allein ſo hoch verſteigt ſich Hr. B. nicht. Er zeigt gar nicht an, welcher kritiſchen Hülfsmittel er ſich bey ſeiner Arbeit bedient hat. Nicht ein einzigmal wird eine Variante, und die Urſache dieſer oder jener Wahl in der Leſeart angegeben. Kurz, Hr. B. überſetzt, was er findet. Kömmt ein Sinn heraus, oder kann der Leſer einen finden, ſo iſt es ihm lieb; geht das aber nicht, je nun, ſo macht es ihm wenig Kummer.

Onoſander iſt etwas beſſer überſetzt, weil die Materien nicht ſo ſchwer ſind. Aber ohne Fehler iſt ſie auch nicht. Z. B. ὀπίσω kann im erſten Kapitel unmöglich, vom vorneh-

men

men Geſchlecht, bedeuten, ſondern berühmt, geachtet, geehrt. Denn Onoſander ſagte ja hernach ausdrücklich: es ſey nicht eben nöthig, daß der Feldherr vom vornehmen Geblüt herſtamme. Die ganze Stelle, S. 19, 20, 21 vom Marſch einer Armee, iſt mißverſtanden, weil das wieder eine Sache war, davon Hr. B. keinen Begriff hatte. Unſre Recenſion iſt ſchon zu weitläuftig, und wir können uns auf das Umſtändliche hierüber nicht einlaſſen; wir müſſen den Leſer bitten, es ſelbſt zu prüfen. Wenn durch Wälder und in Wüſteneyen, die mit Hügeln umſetzt ſind, marſchirt wird, ſoll die Reuterey vorausgeſchickt werden. Onoſander müßte der unwiſſendſte Menſch in Kriegsſachen geweſen ſeyn, wenn er ſo etwas geſchrieben hätte. Er hats aber auch nicht. Er ſagt: προπεμπειν δε ιππους; es ſollen Reuter vorausgeſchickt werden. Das iſt ganz etwas anders, als die Reuterey, die το ιππικον heißt.

Wir wollten das Unbeſtimmte in den Noten zeigen, allein der Raum verbietet es uns. Wir berufen uns auf das Urtheil der Kenner, ob wir nicht Recht haben. Nur ein Pröbchen. Im Onoſander S. 9. ſagt Hr. B. in der Note: Ein *Legatus*, ein *Proconſul*, ein *Propraetor* hatte nichts mit den Auſpicien zu thun, ſondern es wurde hiezu ein *Magiſtratus* erfodert. Aus dieſer Urſache durfte aber auch ein ſolcher weder *Imperator* genennt werden, noch triumphiren, beides erſt, bis er *Auſpiciis ſuis* einen Sieg erfechten konnte.

Wir haben, unſern Gedanken nach, das Publikum deshalb hinlänglich gerechtfertigt, daß er auf dieſe Bücher wenig Acht gab.

Abhandlungen über alle Gegenſtände der Kriegswiſſenſchaft, und allgemeine Grundſätze derſelben. Zuſammengetragen von einer Geſellſchaft von Militäroffizieren. Olmütz, im Verlage der patriot. ökon. Privatgeſellſchaft. 1787. Vier Stücke. 1 Alphab. 2 Bogen, 3 Kupfertafeln.

Das Bücherſchreiben vermehrt ſich dermaßen, daß auch des Recenſirens kein Ende werden würde, wenn man nicht oft kurz abſpräche, ohne überhäufte Beweiſe ſeines Urtheils anzuführen.

führen. Ein gleiches müssen wir bey diesem Buche auch thun. Es ist recht sehr schlecht. Der oder die Vers. haben manches Buch über die Materien, die sie abgehandelt haben, gelesen oder durchgeblättert. Allein es mangelt gänzlich an wahren Kenntnissen der Dinge, wovon sie schwatzen. Die Einkleidung ist in Gesprächen. Das erste Stück handelt von der Artillerie, und ist ein Gespräch zwischen einem Fähndrich, einem alten Stabsoffizier, und einem Naturforscher. Im 2ten kömmt noch ein Feldingenieur, ein Exfeldkriegskommissär, ein Offizier von der Reuterey, und einer von der Artillerie, hinzu, und es handelt von Verfassung der Kriegsheere. Im 3ten Stück, daß das Verhältniß der Armee zum Bevölkerungszustand abhandeln soll, gehen einige von den vorigen ab, und ein Finanzrath kömmt hinzu. Im 4ten bleibt nur der Stabsoffizier, der Fähndrich, der Finanzrath, und kömmt ein Philosoph hinzu, der hier selbst der deutsche Rousseau genannt wird. Nur ein paar Proben, aus vielen Hunderten, um zu zeigen, daß die Verfasser über alles, was sie abhandeln, ins Gelach hinein schwätzen, ohne einen einzigen gesunden Begriff zu haben. S. 87 frägt der Stabsoffizier: wie die Kammern beschaffen seyn müssen, um die Entzündung des Pulvers zu beschleunigen? Da antwortet der Naturforscher: „Dies zu bewirken, gab man den Kammern von Haubitzen und Böllern eine zylindrische Gestalt, die sich hinten „halb sphärisch endigt, von einem kleinern Diameter, als jener, des Flugs, ist. Man erhielt auch dadurch die von „dieser Theorie erwartete Wirkung. Doch hatte sie auch wiederum das Unbequeme, daß erstens manchmal viel Feuer in „dieser Höhlung zurückblieb, und dem Kanonier, der nach dem „Schuß wieder lud, den Arm abschoß. Zweytens, daß die „Gewalt des Pulvers den Laseten schadete, das Stück zu sehr „zurückstieß, und die Richtigkeit des Schuß störte; überdies „konnte man bey solchen Kammern nicht mit Patronen laden. Bey den Franzosen sind eben alle Kammern cylindrisch. Doch haben ihre 24 und 16pfünder, noch hinter sich „eine kleine cylindrische Kammer u. s w.“ Wo ist der Anfänger, der nicht das Schiefe und Falsche dieser Stelle gleich einsähe? Und so gehts im ganzen Buche von Anfang bis zum Ende. Der Finanzrath im 3ten Stück kann nicht einmal rechnen. Er will einen Begriff von der politischen Arithmetik, und von einigen ihrer Gründe geben. „Ich rechne,“ sagt er S. 123. „daß in einer Provinz jedes Individuum jährlich „8 Ellen

„8 Ellen (Leinwand), und die Elle nur im Werth 12 Kr. kaufe; „so braucht eine Provinz, worin 1,500,000 Menschen wohnen, „jährlich für 300000 Fl. Leinwand.“ Aber $\frac{1,500,000 \times 96}{60}$ = 2,400,000. Darauf sagt der Fähndrich: „Ein Staat von „23 Millionen Menschen, jeden auf den jährlichen Verbrauch „von 8 Ellen neuer Leinwand würde einen Verbrauch an „Leinwand für vier Millionen 600000 Gulden haben. Und eben so umgekehrt, wenn ich annehme, daß jedes Individuum „in einem Staate jährlich nur $1\frac{1}{2}$ Elle Seidenwaare, die Elle „um 1 Fl. 30 Kr. kauft, so würde ich, wenn der jährliche „Verbrauch der Seide 24 Mill. 500,000 Fl. eingebracht hätte, das Resultat herausbringen, daß der Staat 23 Millionen Einwohner habe.“ Man sieht, daß der Fähndrich so schlecht rechnet, als der Finanzrath. Denn im ersten Falle ist $\frac{23000000 \times 96}{60} = 36,800,000$

und im andern $\frac{24,500,000}{2\frac{1}{4}} = 10,888,888\frac{8}{9}$

Die Absurdität für jeden lebendigen Menschen in einem Staat, also auch noch für die Kinder an der Mutterbrust, jährlich acht Ellen Leinewand, und anderthalb Ellen seiden Zeug zu rechnen, wollen wir, weil es doch zur Kriegswissenschaft nicht eigentlich gehört, gar nicht einmal in Anschlag bringen. An diesen Proben wird es hoffentlich genug seyn. Alles Uebrige ist derselben würdig.

Militärsche Monathsschrift. Fünfter Band. Januar bis Juni. 1787. Herausgegeben von A. L. von Massenbach, Hauptmann und Quartiermeisterlieutenant. Berlin, bey Unger.

Dieses nützliche Journal ist durch den Marsch der Preußischen Truppen nach Holland unterbrochen, und seitdem nicht weiter fortgesetzt worden. Wir setzen also hier für unsere Leser den Inhalt des letzten Bandes desselben her.

Januar. 1) Friedrichs des Großen Betrachtungen über den Karakter und die militärschen Talente Karls des Zwölften. Ein bekannter aber wichtiger, und hier sehr gut über-

ſetzter Aufſatz; der nur den edlen Fehler hat, zu beſcheiden und zu nachſichtig gegen Karl XII. zu ſeyn. 2) Unterſuchungen in der Feldbefeſtigungskunſt, vom Hrn. H. Röſch. Gehet ein wenig ins Kleinliche, und enthält auch hie und da Vorſchläge, die wir nicht für ſehr thunlich halten. Februar. 1) Beſchreibung zweyer Manöver der Churſächſiſchen Armee im May 1786. 2) Fortſetzung des Entwurfs, den Kavalleriſten zu bilden. 3) Fortſetzung des Tagebuchs des verſtorb. Gen. Maj. v. Saher über den Feldzug von 1757. März. 1) Entwickelung einiger Operationen die bey einer Armee im Felde vorkommen. Ein lehrreicher Aufſatz vom Preuß. Hrn. Hauptmann von Pfuhl. 2) Feldzug Heinrichs IV. Königs von Frankreich im J. 1590. fortgeſetzt im May Nr. 5. 3) Lobrede auf den Hrn. von Vallinee, franz. Gen. Lieut. der Artillerie. April. 1) Tagebuch des Sächſiſchen Exercierlagers vom 10ten bis 22ſten Jun. 1786. bey Mühlberg. Fortgeſ. Mai Nro. 1. Dieſer Aufſatz iſt viel zu weitläuftig. Wären dabey die Eigenheiten der Sächſiſchen Taktik angegeben worden, ſo wäre er doch allgemein intereſſant. Aber darauf iſt keine Rückſicht genommen. 2) Lobrede auf den Markis von Vallinee, Sohn des vorigen. 3) Ueber den Vorzug der langen und ſchweren Kanonen vor den kurzen und leichten. Vom Hrn. von Vallinee. Es iſt gut, daß man auch den andern Theil höre, wenn ſchon viele Vorurtheile und Partheylichkeit auf ſeiner Seite ſich mit in die Frage miſchen. Fortgeſ. Mai Nr. 2. 4) Ueber die Deſertion. Mai. 3) Uebergang und Rückzug eines Regiments Kavallerie über einen Fluß. 4) Vertheidigung des Po-Fluſſes, des Lambro und der Adda, nebſt den, den Generalen und andern detaſchirten Offizieren ertheilten Verhaltungsvorſchriften. Ein ſehr intereſſanter Aufſatz und Auszug aus des Hrn. von Pezay Campagnes du Marechal du Mailbois en Italie en 1745 et 46. Fortgeſ. Junius Nro. 4. Junius. 1) Der Einfluß der Wiſſenſchaften auf die Kriegskunſt, vom Hrn. H. Röſch. Eine bloſſe, wenig lehrreiche Deklamation. Wenn der Einfluß, den der jetzige Zuſtand der Geometrie, der Gegraphie, der Optik, der Hydraulik, der Chemie u. ſ. w. auf die Kriegskunſt gehabt hat, darin ausgeführt worden wäre, ſo hätte dieſe Rede lehrreich werden können. Von allen dieſem ſteht aber kein Wort darin. 2) Bemerkungen über die Schlacht bey Thymbraia zwiſchen den Armeen des Cyrus und Kröſus. Da es ſehr zweifelhaft iſt, ob je eine Schlacht zwiſchen dieſen

beyden

beyden Armeen geliefert worden; da auf alle Fälle die Art zu schlagen, dieser beyden Armeen von der unsrigen himmelweit unterschieden gewesen; so kann Rec. nicht absehen, was Betrachtungen darüber uns helfen sollen. 3) Von der neuen Art, die Kanonen, vermittelst des Aufsatzes (la hausse) zu richten. Die Beschreibung dieser nützlichen Erfindung hat unsern vollen Beyfall, und es ist unbegreiflich, daß die Erfindung selbst noch nicht allgemein eingeführt ist. Vorne steht das Bildniß des Preuß. Gen. Lieut. von Wunsch, und in dem Bande selbst viele zu den Abhandlungen nöthige Kupfer. Das am Ende stehende Versprechen, diese Monatsschrift in eine Quartalschrift gleichen Inhalts zu verwandeln, ist bis jetzt unerfüllt geblieben, welches mit uns viele Freunde der milit. Wissenschaften bedauern werden.

Pb.

Magazin für Ingenieur und Artilleristen, herausgegeben von Andreas Böhm. Gießen, bey Krieger, 8vo. Neunter Band. 1783. 22½ Bogen, 3 Bogen Kupf. Zehnter Band. 1787. 24 Bogen, 1½ Bogen Kupf.

Endlich, nach einem Zwischenraume von wenigstens vier Jahren hat der Sammler dieses Magazins noch einen Band herausgegeben. Man muß ihm dafür verbunden seyn, denn der Werth dieser Sammlung ist entschieden, und es stehen so viele nützliche Dinge darin, daß sie ein Mann vom Metier nicht füglich entbehren kann. Wir begnügen uns daher die Anzeige des Inhalts dieser beiden Theile nachzuholen, damit jeder unsrer Leser im voraus wisse, was er darin zu suchen hat.

Der neunte Band enthält 1) Ausführliche Nachricht von des Hrn. Generals Virgin Werke: La défense des places mise en équilibre avec les attaques savantes et furieuses d'aujourdhui. S. 1 — 84. 2) Nachrichten von des Galiläus Manuscripte über die Fortifikation, ausgezogen und übersetzt. 3) Drey Abhandlungen des Hrn. Obersten von Clasen. a) Allgemeine Berechnung der Merlons (Scharzenzeilen) und Schießscharten, wenn die Sohle der letzten

(mit) der Abdachung der letzten parallel ist. b) Theorie der Batardeaux (der Bären), oder Berechnung ihrer Dicke, aus ihrer Höhe, und der Tiefe des dagegen drückenden Wassers. c) Allgemeine Berechnung der Caliberstabs. S. 85 — 136. 4) Mathematische Untersuchungen in der Feldbefestigungskunst, vom Hauptmann Rösch. S. 137 — 202. 5) Flüchtige Anmerkungen zur topographischen Vermessung ganzer Länder, von etlichen Graden in der Länge und Breite, vom Hrn. Obersten von Striker. S. 203 — 234. 6) Des Ritters de Borda Abhandlung über die Natur der krummen Linie, welche Kanonenkugeln und Bomben in ihrer Bahn beschreiben, übersetzt mit Anmerk. vom Hrn. v. M. S. 235 — 320. 7) Auszug aus Lambert Lambions Baupractica, übersetzt vom Hrn. Major Aster.

Der zehnte Theil enthält. 1) Nachricht von der ältesten bekannten Schrift über die Fortification, S. 1 — 14. 2) Auszug aus den Instructions patriotiques et militaires précédées de quelques vues nouvelles, rélatives à la fortification, S. 15 — 38. 3) A new System of fortification constructed with Standing timber etc. or the sentiments of a West-india (soll wohl heißen Westindian) Savage on the art of war, S. 39 — 60. 4) Auszug aus dem ersten Theil des 5ten Bandes der Fortification perpendiculaire des Hrn. Marquis von Montalembert, S. 61 — 86. 5) Ueber die Wirkung des Geschützes in Casematten, von ebendemselben. Aus den Mémoires de l'Acad. de Sciences zu Paris. 1783. S. 87 — 104. 6) Allgemeine Berechnung des Grabens, als ein Beytrag zum §. 33 der mathem. Untersuchungen in der Feldbefestigungskunst des Hrn. H. Rösch, vom Hrn. Ob. von Clasen, S. 105 — 114. Leichte Berechnung der Redutten, nach den Grundsätzen des Hrn. H. Rösch in bemeldter Schrift §. 45 — 49, und zwar aus der gegebenen Besatzung, von dem Hrn. Ob. von Clasen, S. 115 — 130. Ueber das Schießpulver, in dessen verschiednen Zuständen angestellte Erfahrungen, vom Hrn. Abt Nollet, aus den Mem. de l'Acad. des Sciences zu Paris 1767, S. 131 — 148. 9) Beytrag zur Theorie der Rikoschetschüsse, vom Hrn. Ob. von Clasen, S. 149 — 196, 10) Ebendesselben Berechnung eines Pulverthurms mit gebrochnem Dache, S. 198 — 210. 11) Hrn. General von Struensfelt Rede vom Nutzen und Gebrauch der Festungen, nebst deren Bauart, übersetzt vom

Hrn.

Hrn. Lic. Nemnich, S. 211—258. 12) Versuch eines Verzeichnisses der Schriften, woraus man die, sowohl ehemalige als jetzige Beschaffenheit der Festungen kennen lernen, und von ihren Belagerungen Nachricht erhalten kann. Sammt Zusätzen und einer Fortsetzung der Scheibelschen Fortifications-Bibliothek. S. 159 — Ende.

Daß, so wie im ganzen Magazin, also auch in diesen beyden Bänden, nicht alles für einen jeden brauchbar und angenehm seyn kann, daß auch manches höchst Mittelmäßige, des Einrückens Unwerthe sich mit eingeschlichen hat, kann sich jeder wohl vorstellen. Allein man muß billig seyn, und das Schlechte um des überwiegenden Guten willen ruhig überhüpfen.

Gedanken über die militärschen Vorurtheile, von Herrn Marquis von Brezé, Königl. Sardinischen Generaladjudanten der Kavallerie. Aus dem Französischen übersetzt von W. Schwenke, Fähndrich beym Hannöver. Dragonerregiment von Estorf. Hannover, bey Helwing, 1787. 10½ Bogen. ½ Bogen Kupf.

Dies Werkchen läßt sich ganz gut lesen: im Grunde enthält es doch nichts, als theils gute aber sehr bekannte Dinge; theils, und zwar bey weitem am mehrsten, die gewöhnlichen franz. Windbeuteleyen, von tiefer Schlachtordnung, Schutzwaffen für die Infanterie, beständigem Angriff mit dem Bajonett; welches man nicht auf, sondern in den Lauf stecken soll, um das Schießen zu hindern; und dergl. m. Weil einiges doch mit Schein vorgetragen ist, und überhaupt dies Werk Aufsehen gemacht hat, so ist es der Mühe werth, etliche Behauptungen des Verf. zu untersuchen, um den Staub, den er seinem Leser vormacht, zu zerstreuen, und Wißbegierige davor zu warnen.

S. 10ff. im Art. Armee, wird behauptet: ein geschickter General könne mit einer mäßigen Armee eine viel größere besiegen. Dem pflichten wir bey, wenn der gegenseitige Feldherr sehr unwissend ist. Wenn er aber nur ein guter und etwas behutsamer General ist, so wird das schwerlich angehn. Schlachten sind freylich diejenigen Kriegsvorfallenheiten, wo

eine mäßige Armee am ersten eine größere überwältigen kann. Diese muß aber der General, der seinen Feind sicher bezwingen will, wenn er dessen überlegne Geschicklichkeit kennt, vermeiden, sobald der Sieg im mindesten zweifelhaft ist, und dann immer suchen, ihn durch Detaschements in seiner Parallel zu umgehen. Bey diesem Betragen wird dann der geschickteste General, selbst mit bessern, aber merklich schwächern Truppen, am Ende immer weichen müssen. Daher haben auch die besten Generals immer eine gewisse Gleichheit mit dem Feinde verlangt, wenn sie haben etwas gegen ihn unternehmen wollen; und gerade Marlborough und Eugen haben immer sehr zahlreiche Armeen gehabt.

S. 13. Im Art. Waffen, und noch mehr S. 114, wo von der Schlachtordnung geredet wird, werden Schutzwaffen für die Infanterie angepriesen. Es wird dabey ein sehr seltsamer Widerspruch von allen Verfassern begangen, die nach des Verf. Grundsätzen räsonniren, deren Zahl bey den Franzosen Legion ist. Wenn sie den Schock, und den Angriff mit dem Bajonett anpreisen; dann macht die Flinte nichts als Lärm; dann ist ihre Wirkung unbedeutend. Und doch soll die Infanterie Schutzwaffen tragen? Wenn die Flinte ein so blos Lärm machendes Gewehr ist, wozu die Schutzwaffen? und wenn Schutzwaffen nöthig sind, so muß doch die Flinte, nach der gegenwärtigen Art sie zu gebrauchen, so sehr unbedeutend nicht seyn? Allein, das bey Seite gesetzt, so muß man bey einem solchen Vorschlag alle Folgen wohl überlegen. Will ich meine Infanterie mit einem Gewichte von 15 à 20 Pfunden mehr beschweren, (und so viel muß ein Brustharnisch nebst Helm, gewiß wiegen, wenn die Rüstung nur einigermaaßen schußfrey seyn soll,) so werden dadurch alle ihre Bewegungen langsamer werden. Dies wird mir gegen den Feind durch die ganze Kampagne einen Nachtheil geben, den die Ersparung selbst von 2000 Mann, am Tage einer Schlacht, nicht wieder gut machen kann. Will ich aber meine Truppen trotz dessen, zu eben so starken Bewegungen zwingen, als die Infanterie des Feindes, so verliehre ich gewiß mehr Leute an Krankheiten und Strapatzen, als ich in den Schlachten und Affären erspare, ohne die Desertion, die die übermäßige Last mir unfehlbar zuwege bringen wird.

S. 24. im Art. Bataillen, wird geleugnet, daß Sieg oder Verlust oft Wirkung des Zufalls sey. Indeß ist leicht

zu

zu begreifen, daß das bey unsern ausgedehnten Fronten nicht anders seyn kann. Beweise davon sind unter tausend andern, die Bataille von Collin, und die selbst vom Verf. angeführte Bataille bey Torgau.

S. 114. im Art. Ordonnanz, Einrichtung ꝛc. wird die Materie von der tiefen Schlachtordnung weitläuftig ausgeführt, und die Vertheidigung derselben ganz witzig in einem Gespräch zwischen Marius und einem Offizier neuerer Zeiten vorgetragen. Das Hauptargument ist: Warum attaquirt man Verschanzungen, und nicht auch freystehende Truppen mit Kolonnen? Es antwortet der Offizier: „Man sucht da den Ort des Angriffs zu verbergen, macht falsche Angriffe, sucht den feindlichen Batterien auszuweichen, und die unbesetzten Stellen anzugreifen — um da einzudringen; welches denn auch gemeiniglich gelingt.“ „Aber,“ sagt Marius, „warum macht ihr es nicht eben so, wenn ihr unverschanzte Truppen angreift?“ Das ist außerordentlich scheinbar; allein wer der Sache tiefer nachgedacht hat, wird den Grund des Verfahrens in beyden Fällen leicht einsehen, und die Sache gar nicht dem blinden Vorurtheile zuschreiben. 1) Leugne ich durchaus, daß es so leicht sey, gut angelegte Verschanzungen zu überwältigen, daß fast alle die, die man angegriffen hat, erst'egen worden sind, beweiset gar nichts gegen die Verschanzungen selbst. Ein kluger General entschließt sich zum Angriff nur, wenn er die Möglichkeit des guten Erfolgs sieht. Also wenn die angegriffnen Verschanzungen entweder ihrer Anlage, oder des Terrains wegen schlecht. Darauf beschloß der Feind sie anzugreifen, und eroberte sie. Was war natürlicher als das? Aber wie viele Hundert verschanzte Lager sind gar nicht angegriffen worden, weil man einsah, daß sie nicht ohne das entsetzlichste Blutbad konnten erobert werden. 2) Die Bewegungen, die man vor einem verschanzten Lager vornehmen kann, lassen sich in Gegenwart einer unverschanzten Armee gar nicht ausführen. Also könnte man da weder den Ort des Angriffs so maskiren und verbergen, noch irgendwo mit einer Spitze ankommen, wie das bey dem verschanzten Lager, wo die feindliche Armee nicht heraus kann, immer ganz sicher angeht. 3) Wo die Kanonen in einem verschanzten Lager einmal stehn, und hingerichtet sind, da stehen und schießen sie hin. Neue Schießscharten oder neue Platteformen, um über Bank zu feuern, lassen sich so geschwind

schwind nicht anlegen. Also wählt man sich einen Ort, wo wenig oder keine Kanonen hingerichtet sind, und der darf nur ganz schmal seyn, so treibt man da seine Angriffskolonne durch. Wie schwer ist es aber nicht, zu verhindern, daß sich ein, oder ein paar solche Oerter in einer Stunde oder gar Meilen langen Verschanzung nicht finden sollten! Bey einer unverschanzten Armee läßt sich hingegen gleich Reserveartillerie dahin schaffen, wo der Feind sichs merken läßt, daß er mit einer Kolonne ankommen will. Ja die nächsten Batallons dürften nur ihre Regimentsstücken hinrichten, so sollte diese das Herankommen wohl bleiben lassen. 4) Wenn eine solche Kolonne wodurch dränge, würde die dahinter stehende Kavallerie sie bald in die Pfanne hauen. Das geht aber bey dem Angriff eines verschanzten Lagers nicht an. Denn wenn die Angreifenden ihr Handwerk verstehn, so stürzen sie nicht, wie die tollen Menschen, in die Verschanzungen hinein, sondern breiten sich oben auf die Brustwehr erst genugsam aus, ehe sie weiter vorrücken, und da kann ihnen keine Kavallerie etwas anhaben. Dazu sind nun unsre 12 bis 15 Schuh breiten Brustwehren ganz vortrefflich. Diese dicken Brustwehren haben aber noch eine ganz besondre Ungelegenheit, welche macht, daß wenn eine Verschanzung noch so gut angelegt ist, man ihr doch an manchen Stellen, ohne von ihrem Feuer viel zu leiden, sehr nahe kommen kann. Die Unteringenieurs, die das Tracee und die Aufführung besorgen, dürfen nur ein wenig zu weit zurück traciren, und den Fall der Brustwehr nicht genau dem Terrain anpassen, so hindert die dicke Brustwehr, die Gegend zu sehr, die man durch sein Feuer decken soll. Das ist besonders der Fall in gebürgigten Terrains, wo man sich gemeiniglich verschanzt. Ist es wohl möglich zu vermeiden, daß unter so vielen Menschen, die bey so einem Geschäfte angestellt werden, nicht einige diesen Fehler begehn sollten, der, wenn er geschehn ist, oft nicht bemerkt wird, und fast niemals redressirt werden kann? Eine Kolonne darf aber nur so eine Stelle finden, so dringt sie unbeschädigt durch. Diese und verschiedne andre Gründe sind Schuld daran, daß ein verschanztes Lager mit Kolonnen attakirt werden kann, eine unverschanzte Armee aber nicht. Eben dieses kann auch darthun, wie läppisch, der schon von Folard gethane Vorschlag ist, daß sich unsre Armeen, zu Ersparung der Lagerwachten, verschanzen sollten, der hier S. 135 wiederholt wird. In einer schlechten Verschanzung würde die

Armee

Armee gewiß geschlagen, und die Anlage einer guten kostet oft mehr Zeit, als man im Lager zu bleiben gedenkt. Wie oft würde die Armee auch in ihren freyen Bewegungen durch dergleichen Verschanzungen gehindert werden? Wenn der Alten ihr Erdaufwurf vier Schuh dick war, so war er völlig hinreichend; sie stellten sich oben darauf, und stießen die Attakirenden in den Graben hinunter. Allein dieses alles vermögen wir nicht. Deswegen ist es ja auch ganz widersinnig, der Alten ihre Kriegskunst mit der unsrigen zu vergleichen. Aber das ist das beständige Steckenpferd unsers Verf. Nicht zufrieden, uns eine ganze Geschichte der Thaten Hannibals zu geben, liefert er uns zwey Plans von der Schlacht bey Cannä. Hannibal, Alexander und sogar Cyrus sind diejenigen, deren Beyspiele er stets anführt, als wenn man wirklich recht wüste, was die Leute gethan haben, und zumal letzterer, von dem man schwerlich mehr als die blosse Existenz kennt. — Dies sind ungefähr die Irrthümer des Verfassers, über die wir nützliche Anmerkungen anstellen konnten. Wir hätten indeß noch mehrere anmerken können, wenn es uns blos darauf angekommen wäre, welche zu rügen, z. B. die Windbeuteley zu sagen, daß die Franzosen sich besser zum Angriff mit dem Bajonett schicken, als andre, und zu behaupten, darin läge eine größre Tapferkeit, u. s. w. Wir müssen indeß einen sehr lächerlichen historischen Fehler bemerken. S. 75 steht die Belagerung von Bergen op Zoom habe nur drey Wochen gedauert, da diese Festung doch bekanntlich zwey ganze Monath ausgehalten hat. Die Uebersetzung ist gut, viel besser als wir bey Lesung der Vorrede sie zu finden glaubten. Einige Fehler sind uns aufgestossen, die meistens nur Druckfehler seyn mögen. Nur einen bemerken wir, der es nicht seyn kann, das ist S. 114 das Wort Ordonnanz in der Aufschrift des dortigen Artikels. Sind die danebenstehenden Wörter: Einrichtung, Verfassung, Uebersetzungen gleichbedeutender französischer Wörter oder nur Erklärungen des undeutschen Ordonanz? das können wir aus Mangel des Originals nicht sagen; wir glauben aber letzteres, da im Kapitel selbst von nichts, als von dem, was die Franzosen Ordonnance nennen, die Rede ist. Ordonnance hätte aber durch Stellung, od. Schlachtordnung übersetzt werden müssen. Der Uebers. hat ein paar richtige Anmerkungen beygefügt. Indeß hätte er noch mehrere Irrthümer seines Verf. rügen können.

Wk.

13. Vermischte Nachrichten.

Francisci Principis *Rakoczy* Responsum ad supplicationem sex comitatuum, contra relegationem Patrum Societatis Iesu. Anno 1706. 1784. 8. 48 Seiten. (zu Wien gedruckt.)

Wir erhalten hier, ohne zu wissen, von wem, ein, so weit dem Rec. bekannt ist, bisher unbekanntes wichtiges Aktenstück zur Geschichte des Jesuiterordens. Der Herausgeber sagt davon nichts weiter, als daß es aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek entlehnt sey, und die deutlichsten Merkmale der Authentie enthalte. Man müßte auch entweder ein Erzskeptiker in der Geschichte, oder selbst ein Jesuit seyn, um diese Merkmale zu verkennen, und die Schrift für untergeschoben zu halten. Die Veranlassung zu diesem Schreiben war diese. Im Jahr 1706. war die Wegschaffung der Jesuiten im Königreich Ungarn schon fest beschlossen, und würde auch zu Stande gekommen seyn, wenn sich nicht, unter dem, wie überall, so auch in diesem Reich, mächtigen und unwidertreiblichen Einfluß der Ordensobern, sechs Komitate ins Mittel gelegt hätten. Sie ließen dem Fürsten Rakoczy eine Remonstration einreichen, in welcher sie die Verweisung des Ordens vornehmlich durch drey Gegenvorstellungen zu verhüten suchten. Sie zeigten erstlich, wie großer Nachtheil hiedurch der katholischen Religion zuwachsen werde; sie bewiesen ferner die Unentbehrlichkeit des Ordens für den Unterricht der katholischen Jugend in Schulen und Kollegien, und für die Aufnahme der Wissenschaften; sie stellten endlich dem Fürsten vor, daß eine solche Vertreibung den Söhnen vieler vornehmer Eltern, die in den Orden getreten wären, ein unverschuldetes Elend zuziehen würde. Auf diese Remonstration und Fürbitte antwortet ihnen der Fürst, mehrentheils sehr triftig und derb, in seiner Ungarischlateinischen Canzleysprache. Er verfolgt ihre Einwendungen, eine nach der andern. Er besorgt nicht den mindesten Nachtheil für die Religion von der Ausrottung eines Ordens, der dieselbe blos als eine Magd seiner Politik und Hab-

Habsucht gebrauche; der die Ausbreitung und Beschützung des Evangeliums den Einfältigen als eine Lockspeise vorhalte, und sich den Raub der Güter gläubiger Seelen zum Ziel setze; der mit vollen Pausbacken alle Aussprüche der Schrift und der Kirchenväter, welche nur irgend für seinen Geiz und Stolz günstig gedeutet werden könnten, in die Welt schreye, die deutlichsten und gewissesten Lehrsätze aber, die ihm zuwider wären, verschweige oder verdrehe. Auch das müsse hier nicht in Betracht kommen, daß die Jesuiten die abgesagtesten Gegner der Ketzer wären; denn ihr Eifer, oder vielmehr ihre brutale Wuth gegen dieselbe, verursache nur noch mehr Erbitterung und Widerwillen gegen die katholische Kirche; sie suchten nichts weiter, als sich beym apostolischen Stuhl mit ihren Verdiensten rühmen zu können, welche in nichts weiter bestünden, als daß sie zuweilen einige Protestanten vom gemeinen Volk zum öffentlichen Bekenntniß der katholischen Lehre, gleichsam triumphirend herbeyführten. Daß sie von den Bischöfen ganz unabhängig, und blos dem Römischen Papst unterworfen seyn, daß sie mit den übrigen und ältern Mönchsorden nichts gemein haben, und daher z. E. keine öffentlichen Processionen anstellen wollten, daß sie ihre jüngern Mitbrüder ganz von aller Bekanntschaft mit den höhern Regeln und Geschäften ihres Ordens ausschlößen, und ihnen daher immer noch den Abschied geben könnten, denjenigen aber, die schon das vierte Gelübde gethan, und an den geheimern Intriguen Theil genommen hätten, zu keinem andern Orden, als zu den von aller Welt abgesonderten und zum ewigen Stillschweigen verdammten Karthäusern überzutreten erlaubten — alles das gebe ihnen doch wahrlich keine Empfehlung vorzüglicher Geflissenheit und Geschicklichkeit, für das Beste der Religion und der Kirche. Oder, fragt der Fürst die Stände, behagt etwa euren Weibern die äußerliche Nettigkeit und der gesuchte Putz in den Kirchen der Jesuiten? oder gefallen euren Kindern die läppischen Gaukeleyen ihrer theatralischen Spiele vielleicht so sehr? oder seyd ihr selbst von jenen gezwungenen und gleichsam immer auf Entzückung wartenden, gravitätischen Gebährden, von jener abgemessenen Regelmäßigkeit ihres Gangs, und aller Bewegungen ihres Körpers, von jener erkünstelten Ernsthaftigkeit in Beichtstühlen und auf Kanzeln, ganz hingerissen? fühlt ihrs denn nicht, daß sie anstatt kindlicher Liebe euch sclavische Furcht gegen Gott einflößen, anstatt des Trostes, den ihr

aus ihrem Munde erwartet, eurem Gewissen die harte Tyranney ihrer scrupulösen Regeln auferlegen, sie, die sonst, wenn es wieder auf ihren Vortheil ankommt, zu mildern Auslegungen der Gebote so leicht zu bereden sind? — Kurz jener Anschein von Heiligkeit, mit welchem diese treflichen Komödianten alle ihre Handlungen anzustreichen verstünden, müsse es seyn, durch welchen Leute, die nur Oberflächen und Außenseiten bemerkten, verleitet würden zu glauben, daß mit ihnen die wahre, rechtgläubige Kirche stehen und fallen würde. Wenn sie ja durch ihre Missionarien ehedem sich einige Verdienste um das Vaterland erworben hätten, so wären sie dafür bisher überflüßig belohnt; seitdem sie aber festen Fuß im Reich gefaßt hätten, wären sie auch dem gemeinen Besten überaus schädlich geworden; sie möchten also lieber in andere, und besonders heidnische Länder, auswandern, wo ihr evangelischer Eifer nöthiger sey, und wo sie sich durch ihre apostolische Activität anstatt des allgemeinen Hasses, der sie jetzt drücke, größere Verehrung erwerben könnten.

Auf den zweyten Punkt antwortet er: es sey gar nicht abzusehen, wie die Aufhebung des Ordens den Studien nachtheilig werden könne. Die Jugend lerne ja bey diesen Meistern nichts weiter, als daß sie, nachdem sie lange genug mit dicken Bänden von Regeln der Sprache gemartert wären, elendes Latein, das aus lächerlichen Worten und Barbarismen zusammengesetzt sey, schwatzen, und sich dann, zur Ehre derselben, vor einer unverständigen Menge zur Schau ausstellen, und elende Possen von Komödien, lustige Schwänke und Harlekinaden aufführen könnte; übrigens bleibe sie dumm und unwissend, und der fleißigste, geübteste Jesuitenschüler sey am Ende seiner Studien nicht im Stande, einen klugen Brief zu schreiben. Die alte schöne Litteratur werde ganz vernachläßigt; die besten Autoren würden den jungen Leuten nur zur Parade dem Namen nach, und aus kleinen abgerissenen Stücken ihrer Bücher bekannt; desto fleißiger aber läse man in ihren Schulen Schriftsteller aus dem Orden, damit ja die junge Welt nichts anders lerne, als was in den Kram des Ordens gehöre, und fest glaube, daß bey ihm allein alle Weisheit zu Hause sey. Die größte Ehre aber suchten sie in ihrer scholastischen Theologie und Philosophie, in Grübeleyen, die weder für den Staat, noch für die Religion von einigem Nutzen wären, und zu nichts weiter dienten, als zum Zeit-

ver-

verderb, und zur Bildung ungeschickter aufgedunsener Köpfe; aber diese tolle Weisheit wäre es eben, wodurch die Jesuiten, wie durch ein Garn, eine ganze Menge von eingebildeten Gelehrten mit in ihr Interesse verwickelten; sie sey es auch, von welcher ihre abscheulichen Grundsätze von probabilitatibus, von reservatione mentali, von aequivocandi et peierandi modalitatibus, von intentionum omnia rectificantium formalitatibus, von Zulässigkeit des Königsmords ꝛc. erzeugt wären, Lehrsätze, durch welche alle Unthaten einen Freybrief erhielten, alle Eidschwüre ungültig, alle contractus zu contractus, alle Verordnungen zu Possen, alle Treue und Glauben untergraben, alle Verbindungen unter Menschen zerrissen werden könnten. Das unselige Monopolium des Schulunterrichts, welches sie an sich gezogen hätten, mache, daß Jurisprudenz, Arzneykunde, Geographie, Geometrie, und andre edle nützliche Wissenschaften und Künste in Ungarn durchaus vernachläßiget lägen, und da sie höchstens noch auf den Gymnasien der Nichtkatholischen getrieben würden, im Geschrey stünden, als wenn es ketzerische, verwerfliche Dinge wären, die man da lehrte. Es sey also nöthig, daß andre Jugendlehrer herbeygezogen und bestellt würden, von welchen man sich für den Staat und für die Wissenschaften mehr Vortheil versprechen, für die guten Sitten, für die Sicherheit und Wohlfahrt der Bürger weniger besorgen dürfte.

Auf die dritte Vorstellung der Stände, die wehmüthige Fürbitte für ihre in diesen Orden aufgenommene Söhne, erklärt er, daß er dieselbe als ein Zeichen ansehe, woran abzunehmen sey, daß sie, die Stände, nicht wüßten, wie sehr allen denjenigen, welche in diesen Orden träten, die Regel des h. Hieronymus, daß man Vater und Mutter mit Füßen treten müsse, eingeprägt werde, und daß sie es für einen Fortschritt in der Vollkommenheit ansehn lernten, den spiritum nationalitatis zu haben, und alle Zuneigung gegen Eltern und Vaterland zu verleugnen. Sie möchten also bedenken, daß diese ihre Söhne so gut als abgestorben wären, und daß diese jetzt nur aus Noth eine kindliche Liebe gegen sie heuchelten. Ueberdem sey es schimpflich, das gemeine Beste des Vaterland's dem Privatvortheil solcher Söhne aufopfern zu wollen.

Diesen Beantwortungen der reichsständischen Intercession fügt der Fürst noch einige Ursachen bey, um welcher willen

len die Verbannung jener Gesellschaft für das Vaterland nicht nur nicht nachtheilig, sondern nothwendig und ersprießlich seyn werde.

Erstlich kommen hier in Betrachtung, die unersättliche Raubgier, mit welcher die Gesellschaft sich unter den scheinbarsten Vorwendungen zu bereichern, ganze Distrikte an sich zu ziehen, die königlichen Einkünfte zu schmälern, die Beschwerden des Volks zu vermehren suche. Der Orden sey wie ein brüllender Löwe zu betrachten, der in Schafskleidern umhergehe, und Witwen und Waisen zu verschlingen suche; darum bemühe er sich allen alles zu werden, um aller Menschen Habe und Gut für seine Communität zu gewinnen. Er wolle nur aus seiner Familiengeschichte ein Exempel vom Bubenstück dieser Räuber anführen. Nach dem Tode seiner Großmutter habe der Pater Kiß, nachdem er ihre Seele zu den Vätern geschickt, eine reichlich vollgepackte Kiste an seine Brüder abgesandt, mit der Aufschrift: Predigten des P. Kiß. Des Fürsten Stiefvater habe diese Kiste unterwegs auffangen lassen, und als er sie aufgeschlossen, gefunden, daß die Predigten dieses gewissenhaften Beichtvaters von solcher Beredsamkeit wären, daß die Zuhörer dadurch nothwendig hätten gerührt, und gleichsam angeschmiedet werden müssen, indem sich vor seinen Augen alle einzelne Worte in goldene Ketten, Perlen und kostbare Edelgesteine auf eine wunderbare Weise verwandelt hätten, mit welchen der Fürst selbst im Stande gewesen wäre, den Krieg fortzusetzen. — Solche blutsaugende Schleicher, die durch ihre Gleißnerey, und durch den Aberglauben des Volks von Tage zu Tage immer mehr erbeuteten, und alles in ihren Höllenschlund herabsenkten, aus welchem keine Erlösung sey, müsse man also als gefährliche innerliche Feinde des Staats, nothwendig wegschaffen.

Zweytens, noch gefährlicher sey es für die allgemeine Wohlfahrt, daß die Societät einen Staat im Staate bilde, der nicht für das Beste des Reichs, in welchem er geduldet werde, sondern für sein Bestes allein beschäftigt sey, die Regenten einzuschläfern, und ganz nach seinem Willen zu lenken, die klügern und widerspenstigen aber mittelbar oder unmittelbar den Völkern verhaßt zu machen suche, und, vermöge der teuflischen Grundsätze seiner Theologie, selbst Hochverrath und Meuchelmord heilig zu sprechen verstehe. In Frankreich und in Oestreich, wo sie sich seit den Zeiten der Ferdinande

ein-

eingeschlichen hätten, habe man bereits die traurigsten Erfahrungen von ihrer verrätherischen Politik gemacht. Aus des Fürsten Archiv hätten sie bey Gelegenheit einer von ihrem Cardinal Kollonicz angestellten Commission eine große Menge Originalinstrumente des Reichs weggenommen, und nach St. Anna in Wien bringen lassen, auch zu Rom alle Ungarische Stiftungsbücher aus der Vaticansbibliothek geplündert, um die Rechte und Statuten des Reichs in Sequestration zu haben. Wie sie ihm selbst, dem Fürsten, mitgespielt, ihn bald beym Kaiser verrathen, seine Gefangenschaft bewirkt, dann ihn wieder frey gemacht, mit Gelde unterstützt, ihm Triumphbogen errichtet, und zu gleicher Zeit zu Wien sich als von ihm verfolgte Märtyrer ihrer Treue gegen den Kaiser groß gemacht, Land und Leute zusammen gehetzt, Krieg und Blutvergießen verursacht, dabey aber immer gewonnen und Beute gemacht hätten, — wie genau und fest ihre ganze Bande in aller Welt zusammenhänge, wie ihr General nichts anders, als der wahre erbliche Papst sey, der allen Höfen gebiete, und auf alle Cabineter Einfluß habe, wie die Obern des Ordens alle Gattungen von Menschen zu ihrem Dienst, auch selbst fromme Seelen als leidende Instrumente ihrer Bubenstücke zu gebrauchen wüßten, wie alles, was sie unternehmen und thun, der ganze Geist, die Theologie, Politik und innern Verfassung des Ordens darauf abzwecke, eine Universalmonarchie auszuüben, welche die unerträglichste Tyranney für die Gewissen, für die Glücksgüter, und für die Kinder aller ihrer Unterthanen sey — wird umständlich und überzeugend von dem Fürsten dargethan.

Indessen bezeugt er sich am Ende demungeachtet bereitwillig, den Ständen zu willfahren, sofern als die Väter der Gesellschaft ernstlich versprechen, alle Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Und zwar sollen sie 1) allen unbeweglichen Gütern entsagen, und jeder soll seinen Unterhalt künftig aus der Schatzkammer, nachdem von jeder Gespannschaft die Anzahl der Mitglieder angegeben worden, die sie in sich enthält, jährlich ausgezahlt erhalten, dabey aber zugleich auf das unverschämte Betteln, das bisher vor Ablegung gewisser Gelübde üblich gewesen, Verzicht thun. Sie sollen 2) sich mit dem Unterricht in akademischen Schulen und Gymnasien nicht mehr befassen; 3) sich ferner nicht die Büchercensur anmaßen; 4) das Beichtsitzen ganz aufgeben, außer etwa

auf

auf dem Lande, weil sie es blos als ein Mittel, die Gemüther und Entschließungen vornehmer Leute; auch wohl solcher, die am Staatsruder säßen, auszukundschaften, mißbrauchten, und weil sie zumal, vermöge ihrer paradoxen Lehre vom Gewissen, vermöge ihrer ganzen einheimischen Moral nicht gehalten wären, Geheimnisse zu verschweigen. Sie müßten 5) ihre sogenannten patres conversatores zu Hause lassen, weil sie nichts weiter wären, als Spione, und weil die vorgebliche Aufsicht über die guten Sitten eine Sache der Obrigkeit sey; 6) sich aller Anempfehlungen ihrer Creaturen zu öffentlichen Aemtern enthalten; 7) alle insgeheim bisher verabredeten Rathschlüsse abschwören; 8) sich nicht weigern, das alles zu thun und zu leisten, wozu andere Religiosen für das gemeine Beste sich geneigt finden lassen; 9) keine andere Correspondenz führen, als durch öffentliche Boten, keine andere Schrift in Briefen gebrauchen, als gewöhnliche, allen verständliche, und ihre Briefe in auswärtige Reiche erst den weltlichen Obrigkeiten zur Durchsicht einliefern. Endlich 10) sey es eine gerechte Forderung der protestantischen Patrioten, daß die Jesuiten ihrem vierten Gelübde feyerlich zu entsagen, angehalten werden müßten; denn der erste Theil dieses Gelübdes, Gehorsam gegen den Papst, sey nicht blos überflüssig, indem sichs ja von selbst verstehe, daß sie, wie alle Religiosen, dem Papst gehorsam seyn müßten, und also die Angelobung blosse Schmeicheley gegen den Papst, und ein eitler gesuchter Vorzug vor andern Orden sey, sondern es streite auch mit allen vernünftigen Grundsätzen des Staatsrechts, daß gewisse Leute geduldet würden, die einem auswärtigen Fürsten gehuldiget, und unverbrüchlichen Gehorsam zugeschworen hätten; der andere Theil dieses vierten Gelübdes aber, die Ausrottung der Ketzer, sey der Ruhe und Einigkeit eines solchen Staats zuwider, der nun einmal mehrern Religionspartheyen gesetzmäßige Duldung versichert habe. Wollten die Väter sich auf das Exempel der Maltheser Ritter berufen, als welche auch, nachdem die christlichen Mächte sich mit den Türken abgefunden, den Krieg wider die Türken ununterbrochen fortsetzten, so mögten sie, um diesen Rittern möglich gleich zu werden, sich auch auf eine solche Insel begeben, festen Fuß daselbst zu fassen, und dann mit allen Kräften, ihrem Gelübde gemäß, die Ketzer, wo und wie sie nur könnten, zu Schanden zu machen suchen.

Wir

Wir haben uns um so mehr bemüht, den Inhalt dieser kleinen Schrift unsern Lesern vollständig vorzulegen, da wir bemerkt haben, daß dieselbe nicht sehr bekannt worden ist, und wir glauben, jeder Aufmerksame werde, ohne unsere Erinnerung, die Gedanken und Urtheile des Fürsten Rakoczy über eine auch noch jetzt nicht von allen, die es angeht, gehörig beherzigte Angelegenheit interessant und nachdenklich genug finden.

Ut.

Warum wird Kayser Joseph von seinem Volk nicht geliebt? Wien, 1787. Im Verlag bey Wucherer.

Es ist ein gewöhnlicher Kniff der Wiener Broschürenschreiber, entweder durch einen sonderbaren, auffallenden Titel, oder eine ganze Ladung von Impertinenzien gegen den Monarchen, oder die Geistlichkeit, den großen Haufen ihres Publikums an sich zu locken; ein Kniff, der ihnen auch immer vortrefflich von Statten geht, so tausendfältig auch schon dieser Haufen in dem einen Fall angeführt worden, und so wenig er auch in dem andern seinem Monarchen eigentlich gram oder den Pfaffen feind ist. Was, troz aller Broschürensottisen, der Pfaffengeist noch in Wien und den umliegenden Oertern vermag, davon geben die wöchentlichen Nachrichten von dem Zustand der Religion in den österreichischen Staaten, und der offenbaren Uebertretungen der kaiserlichen Verordnungen zu St. Stephan, mehr als einen Beweis. Der große Haufe des Wienerpublikums, so wie der Nation überhaupt, hat, außer seinen vielen andern herrschenden Neigungen, besonders zwey, die ihn ganz und gar regieren, eine ungezähmte Neugierde, und einen ganz außerordentlichen Hang zu Sottisen, entweder sie zu thun, oder sie zu sagen, und sich sagen zu lassen. Daher reizt ein sonderbarer Titel ihren Leseappetit so leicht, daher verschlingen sie gleichsam mit diesem ihren Leseappetit alles, was wie eine Persifflage oder Impertinenz aussieht: sie geschehe nun auf Unkosten ihres Monarchen, ihrer geistlichen Götzen oder auch auf ihre eigenen Unkosten. Daraus läßt sichs denn auch erklären, warum die gegenwärtige Broschüre in

Wien so vielfältig aufgekauft worden, und so große Sensation gemacht hat, denn an und für sich war das ganze Ding dieses Spektakels nicht werth. „Joseph," zeigt der Verfasser, „wird von seinem Volk nicht geliebt, ob er gleich über„all selbst sieht, selbst regiert, und unermüdet für das Wohl „seiner Unterthanen thätig ist; er wird nicht geliebt, ob er „gleich dem Getraidewucher Einhalt gethan, und Mangel „in Ueberfluß verwandelt hat; ob er gleich die Leibeigenschaft „aufhob, die Gesetze verbesserte, den Rechten einen raschern „Gang gab, und den Eigennutz der Advokaten beschränkte; „er wird nicht geliebt, ob er gleich durch das Verbot fremder „Waaren einheimische Manufakturen begünstigte, einheimi„sche Künste und Industrie beförderte; er wird nicht geliebt, „ob er gleich Denk- und Preßfreyheit verstattete, die Tole„ranz einführte, den Religionszustand verbesserte, dem Aber„glauben, dem Pfaffendespotismus Gränzen setzte; die An„zahl müßiger Mönche verminderte, und den Bauern von ei„ner Plage befreyte, die sein Brod fraß und seinen Wein „trank; er wird nicht geliebt, ob er gleich die Bischöfe in ihre „alte Rechte einsetzte, die Ehre der deutschen Nation rettete, „und den Kanal, durch den so viel Geld nach Rom floß, ver„stopfte; er wird nicht geliebt, ob er gleich die Abgaben weniger „drückend machte, und sie nach dem Einkommen und Besitzungen „seiner Unterthanen bestimmte; er wird nicht geliebt, ob er gleich „den herrlichen Prater und den geschmackvollen Augarten der „allgemeinen Ergötzung eröffnete, u. s. w. Aber von wem wird „er nicht geliebt?" fährt der V. fort, „von aufgehobnen Mön„chen und Nonnen, deren Einkünfte er beschnitten, von „Müßiggangliebenden Geistlichen, die er zur Thätigkeit, zum „praktischen Christenthum anhält; vom Adel, dessen über die „Gränzen schweifende Macht er beschränkte, der sonst keine „Verdienste, als seine Ahnen hat, und mit diesem Verdienst „allein nichts mehr gilt; von Beamten, von denen er, bey „ihrem großen Gehalt, auch Arbeit und Treue in ihrem Be„ruf fodert, die sonst faul und unthätig ihre Einkünfte ver„zehrten; von Kaufleuten, die nicht mehr vom Schleichhan„del leben können; von Richtern, deren Sporteln beschnit„ten worden u. s. w."

Wenn dem nun so ist, wozu diese ganze Schrift? was hat sie wirken, welchen Nutzen hat sie hervorbringen sollen? was liegt an einer solchen Nichtliebe des Volks? was verliert

liert der Kaiser dabey, oder was der edlere Theil der Nation, der das Wohlthätige der Josephinischen Anstalten in einem bessern Licht sieht, und ihn dafür segnet? Oder soll Joseph, um von diesen Unzufriednen geliebt zu werden, seine wohlthätigen Anstalten wieder zernichten, widerrufen, den alten Schlendrian wieder einführen? Das doch wohl nicht. Cui bono? also die ganze Saalbaderey? Wenn Joseph dies alles gethan hat, so verdient er die Liebe aller Edlen, und wird auch gewiß von ihnen geliebt, und die Liebe dieser Edlen ists denn doch allein, die ihn interessiren kann. — Unter den Winken, die der Verf. dem Monarchen giebt, wie er sich die ganze Liebe des Volks erwerben könne, ist zwar mancher nicht ganz ohne, aber auch mancher sehr schief, und die eigentlichen Unzufriednen, die deren Eigennutz, Bequemlichkeit und Despotismus durch Josephs Anstalten beschränkt wird, werden ihn auch mit diesen ins Werk gesetzten Winken nicht mehr lieben. Sehr schief ist der Wink des Verfassers, daß Joseph bey Bestrafung der Verbrecher mehr auf Geburt und Stand Rücksicht nehmen, und nicht Hofräthe, Justizpersonen und Regierungsräthe in der Bestrafung mit Verbrechern von gemeinem Stande in eine Klasse werfen solle. Ein sonderbarer Wink! Als ob es bey Verbrechen auf Rang und Stand und nicht auf die Natur, die Schädlichkeit und den Einfluß des Verbrechens ankäme? Eine schöne Gerechtigkeit, die bey der Bestrafung eines Verbrechens erst früge: ist er von Familie, hat er Rang oder Stand? und dann erst entschieden! Hieße das nicht gerade zu den Großen ein Privilegium zu allen Bübereyen ertheilen? Lobenswerth ist daher die Weisheit und Gerechtigkeitsliebe des Kaysers, der keinen Unterschied macht, sondern straft, wie der Verbrecher es verdient. Solcher schiefer Winke giebt es unter diesen Winken mehr. Wenn doch diese Herren bedenken wollten, daß, um über die Anstalten eines Monarchen richtig und belehrend zu urtheilen, man diese Anstalten ganz durchschaut, sie nach Zeit, Lage der Sachen, dem Charakter der Nation, dem Geist der Religion und der Natur des Landes geprüft und gewogen haben müsse; Eigenschaften, an denen es diesen Broschürenschreibern ganz und gar fehlt.

† †

Etwas Angenehmes und Nützliches auch für den gemeinsten Mann, und insonderheit für die Gemeinen- und Repetirschulen auf dem Lande. Zürich. 1783. 1 Alphab.

Dies Buch ist ein moralisches Exempelbuch, und enthält eine Menge von gröstentheils bekannten und aus bekannten Büchern zusammengetragenen Anekdoten von guten Gesinnungen und Handlungen. Die Absicht des Verf. (J. Waser, Pfarrer zu Bischofzell) der es nicht nur zum Lesebuch in Bürgerschulen sondern auch zur Unterhaltung für Erwachsene bestimmt, ist gewiß beyfallswerth. Doch ist die Wahl seiner Erzählungen nicht immer dieser Absicht angemessen. Exempel von Fürsten und Gelehrten können auf den gemeinen Mann, für den doch das Buch bestimmt ist, nur wenig Eindruck machen; sie liegen zu sehr außer seiner Sphäre. Desto mehr ist es zu billigen, daß der Verf. viele Beyspiele aus den gemeinsten Ständen aufgestellt hat. Nur ist leider sein Vortrag nicht nur sehr inkorrekt, sondern gröstentheils auch sehr gedehnt und schleppend. Dies gilt besonders von den bey vielen Erzählungen hinzugefügten Nutzanwendungen.

Hb.

Nachrichten.

Hr. Kanzler von Springer zu Rinteln kündiget eine Lebensgeschichte des berühmten im Jahre 1787. verstorbenen Kriegeshelden, Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg auf Subscription in 1 oder 2 Octavbänden an, wobey Plane, Tabellen, Charten und Urkunden beygefügt werden sollen.

* * *

Hr. Gottfried Jakob Schaller zu Pfaffenhofen im Elsaß giebt seine Gedichte, die im Magazin für Frauenzimmer bisher zerstreut erschienen waren, auf Subscription heraus.

In

In der Klettischen Buchhandlung zu Augsspurg erscheinen auf das Jahr 1789.: wöchentliche Nachrichten und Ankündigungen von Büchern und neuen Schriften in 8v.

Beförderungen.

1788.

Hr. Claudius in Wandsbeck ist als erster Revisor bey der Speciesbank in Kopenhagen mit einem Gehalte von 400 Thalern angestellt worden.

Hr. Hofrath und erster Professor der Medicin zu Giessen, Hr. D. Diez, hat den Charakter eines geheimen Regierungsraths erhalten.

In Halle ist der Hr. Prof. Gren, mit Resignation seiner bisherigen Stelle in der philosophischen Fakultät, zum ordentlichen Professor der Arzneykunde, und der bisherige Privatlehrer, Hr. D. Johann Christoph Bathe, zum außerordentlichen Professor der Rechtsgelehrsamkeit ernannt worden.

Zum ordentlichen Professor der Mathematik am akademischen Gymnasium in Danzig ist an des vorstorbenen Professors Bartoldi Stelle Hr. M. Christian Gottfried Ewerbeck, bisheriger außerordentlicher Professor und Unterbibliothekar in Halle, berufen worden, und hat diesen Ruf angenommen.

Hr. Eulogius Schneider, Herzogl. Würtembergischer Hofprediger, ein sehr rühmlich bekannter Kanzelredner, geht als Professor der schönen Wissenschaften nach Bonn.

Der durch wohl aufgenommene chemische Schriften rühmlich bekannte Hr. Johann Friedrich August Göttling, ist zum außerordentlichen Professor der Philosophie auf der Universität zu Jena ernannt worden.

Eben dahin an Hrn. Eichhorns Stelle kommt Hr. M. Paulus, ein Würtemberger, als ordentlicher Professor der orientalischen Litteratur.

In Berlin ist der Hr. Consistorial- und geheime Legationsrath de Moulines zum königl. geheimen Rath bey dem französischen Oberdirektorium angestellt worden

Eben daselbst ist Hr. M. Jenisch zum dritten Prediger an der Marienkirche ernannt worden.

Eben daselbst ist Hr. Bourdais, bisheriger Lehrer der schönen Wissenschaften bey Ihro Königl. Hoheit, der Prinzessin Wilhelmine, an des verstorbenen Hrn. Trial Statt als Professor der französischen Sprache an die Königl. Ecole militaire gekommen.

Der Hr. geheime Hofrath Delius in Erlangen ist statt des in Anspach verstorbenen D. Bayer's Stelle Präsident der kaiserl. Akademie der Naturforscher geworden.

1789.

Die Königl. Großbrittannische und Kurbraunschweig-Lüneburgische Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, hat am 5ten Jenner d. J. den Gräflich Isenburgischen Regierungssekretär Hr. J. D. A. Höck in Meerholz — Verfasser verschiedener ökonomischen und statistischen Schriften — zu ihrem ordentlichen Mitglied ernannt.

Todesfälle.

1788.

Am dritten December starb in Bamberg Hr. D. Johann Georg Ritter, Hofrath und Senior der Juristenfakultät.

Am 10ten December starb in Kiel Hr. D. Wilhelm Christian Justus Chrysander, Königl. Dänischer Konsistorialrath und erster Professor der Theologie und der morgenlän-

genländischen Sprachen (ehedem in Helmstädt und Rinteln) am 2ten Tage seines 71sten Jahres.

Am 14ten December starb in Hamburg einer der größten Tonkünstler des 18ten Jahrhunderts, Hr. Musikdirektor Karl Philipp Emanuel Bach, alt 74 Jahre.

An demselben Tage starb zu Ingolstadt Hr. Joseph Prugger, ordentlicher Professor des Bayrischen Rechts, kurpfalzbayrischer wirklicher Hofrath, und Direktor des kurfürstl. Rathskollegiums zu Ingolstadt, im 71sten Jahre seines Alters.

An eben demselben Tage starb in Prag Hr. Abbe Joseph Bertholotti, zweyter k. k. Bibliothekar bey der dortigen Universität, ehedem theologischer Censor bey der Censurkommission zu Wien, in seinem 60sten Jahr.

Im December starb Hr. Wilhelm Johann Julius Hoppenstedt, Pastor zu Seelze im Fürstenthum Calenberg, bekannt durch sein Werk: Jesus und seine Zeitgenossen.

Am 17ten December starb zu Burg auf der Schleswigischen Insel Femern ein theologischer Polygraphe, Hr. Konrad Friedrich Stresow, Königl. Dänischer Konsistorialrath, Probst auf Femern und Hauptpastor der Stadt Burg, im 83sten Jahre seines Alters. Am 21sten Febr. 1780. hatte er sein funfzigjähriges Amtsjubiläum begangen.

Am 29sten December starb in Leipzig Hr. D. Christian Friedrich Petzold, ordentlicher Professor des aristotelischen Organons, im 45sten Jahre seines Alters. Mit ihm hat die Crusische Philosophie ihre letzte Stütze auf der dortigen Universität verlohren.

Am 31sten Dec. starb in Altona der erst in diesem Jahr von Braunschweig dahin versetzte Konsistorialrath, Probst und Hauptpastor der dortigen evangelisch-lutherischen Gemeine, Hr. Jakob Friedrich Feddersen, im 53sten Jahre seines rühmlich geführten Lebens; viel zu früh für das Wohl der Menschheit, das er so thätig zu befördern suchte.

1789.

Am 1sten Januar starb in Jena Hr. Johann Ernst Basilius Wiedeburg, Herzogl. Sachsenweimarischer Hofkammerrath und ordentlicher Professor der Mathematik, im 56sten Jahr seines thätigen Lebens.

Im Januar starb zu Göttingen Hr. D. Albrecht Ludwig Friedrich Meister, Professor der Mathematik, im 65sten Jahre seines Alters. Er war beynahe seit Anfange der allgemeinen deutschen Bibliothek einer der fleißigsten und vorzüglichsten Mitarbeiter an derselben.

Verbesserung

einer oben am Ende der 352sten Seite befindlichen Stelle.

Zu den Worten: ist nun wahrscheinlich in 100 und mehr Jahren nicht eröffnet worden. Diese Vermuthung ist ungegründet. Denn es wurde zwey oder drey Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, von Deputirten der sämmtlichen Sächsischen Höfe besichtigt, und in gutem unversehrten Zustande befunden.

Druckfehler.

Im LXXXV. Bande I. Stück.

Seite 112. Zeile 1. und 2. Boquet l. Baquet. S. 121. Z. 12. und 15. Callison l. Callisen. Item im Inhalt unter Arzneygelahrheit: Callison l. Callisen. Im Inhalt Naturlehre: Steyrens l. Steyrer.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 4953

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 4953